preußischen Staaten erhielten vorzüglich seinen Beyfall
er fand hier keine Torturanstalten, über welches Institu
er sich wiederholt mit Ausdrücken des tiefsten Abscheues äu
ßert. Nicht so zufrieden war er im Allgemeinen mit den
Zustande der Gefängnisse in Sachsen und in den österrei
chischen Staaten. Mit welcher Freymüthigkeit er sich dar
über selbst zu Wien geäußert, mag in dem Buche selbst nach
gelesen werden (S. 285). "Wie, erwiederte er dem engli
schen Gesandten Sir Robert Murray Keith, der ihm Vor
sicht empfahl, da seine Aeußerungen so leicht der Kaiserin
Maria Theresia hinterbracht werden könnten, "soll irgend
ein König oder Kaiser in der Welt meine Zunge abhalten,
die Wahrheit zu reden? ich wiederhole was ich geäußert und
behaupte dessen Wahrheit". Noch schlimmer fand er den
Zustand der Gefängnisse in den mehrsten Staaten von Ita
lien, das er zunächst besuchte; nur Toskana und Genua
machten im ganzen eine rühmliche Ausnahme. Von Italien
aus nahm er seinen Rückweg durch die Schweiz, wo er zu
seiner Freude die Gefängnisse gewöhnlich leer fand, "eine
Folge der tugendhaften Erziehung und der Industrie der
Einwohner" wie er selbst bemerkt. Auch die Gefängnisse
des südlichen Deutschlands, namentlich der Reichsstädte
desselben, welche Howard auf seinem Wege berührte, fan
den im Allgemeinen seinen Beyfall, vor allen aber war dies
wiederum der Fall mit den Gefängnissen und Werkhäusern
in den größeren Belgischen Städten, nur daß er auch hier
noch aller Orten Torturanstalten antraf. In Frankreich,
das er zunächst wiederum besuchte, hatte er die Freude, die
Kriegsgefangenen ungleich menschlicher behandelt zu se
hen, als dies bisher der Fall gewesen, eine Folge der ernstli
chen Vorstellungen, die er deshalb früher bey der Regierung
seines Vaterlandes gemacht. Nach einer Reise von 4636
englischen Meilen, einzig in der Absicht unternommen,
menschliches Elend nach Kräften zu mildern, kehrte er über
Calais nach England zurück. Kaum zurückgekehrt, begann
er aufs neue eine Untersuchung der englischen Gefängnisse,
hauptsächlich auch in der Absicht, um sich über den Zustand
der französischen Kriegsgefangenen in England zu unter
richten, über deren Behandlung er in Frankreich manche
Klage gehört hatte. [illegible] ugthu
[illegible] rungen
[illegible] n von
[illegible] tshän
[illegible] besuche
[illegible] und ein 14tägiger Aufent
halt im Bade zu Bristol unterbrachen seine menschenfreund

Göttingische gelehrte Anzeigen
Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Göttingische zeitungen von gelehrten sachen

Coll. Suppl. B.S.

Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest

E. FRAHER

+
AS
182
.G5

Coll. Opt. B. 3

Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest

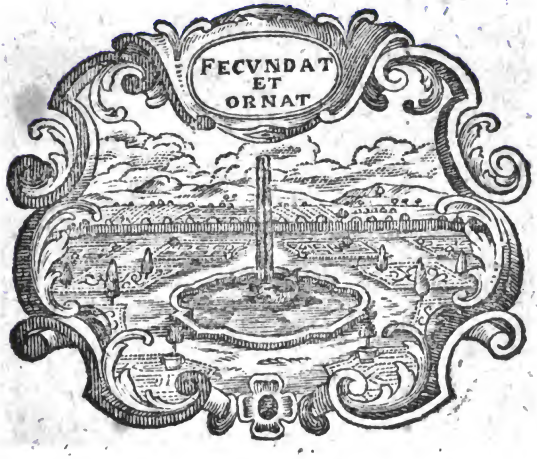
E. F. FABER

+
AS
182
.G5

# Göttingische
# gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## Der zweyte Band
auf das Jahr 1823




Göttingen,
gedruckt bey J. C. Baier.

Göttingische

# gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 69. 70. Stück.

Den 1. May 1823.

## Leipzig.

Handbuch der Dogmatik der evangelisch lutherischen Kirche oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat, von Carl Gottlieb Bretschneider, Doct. der Theol. Ober-Consist. Rathe und Gen. Superint. zu Gotha. Zweyte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. B. I. 1822. S. 696 B. II. 1822. S. 857 in 8.

Da die erste im J. 1814 erschienene Ausgabe dieses dogmatischen Handbuchs unter der Verwirrung der damaligen Zeit zwar unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen, aber doch in unsern Blättern nicht angezeigt worden ist, so halten wir uns um so mehr verpflichtet, das versäumte bey der zweyten nachzuholen, da diese ohnehin durch die Verbesserungen, welche der gelehrte Verfasser darin angebracht, und durch die Zusätze, womit er sie vermehrt hat, in der Geschichte der Wissenschaft eine ganz neue, und nach mehreren Hinsichten wichtigere Erscheinung geworden ist. Dabey glauben wir aber, unsere Leser vorzüglich mit



369733

dem eigenthümlichen des Geistes, des Zweckes und der Anordnung bekannt machen zu müssen, wodurch dieses Lehrbuch sich auszeichnet; doch wird Rec. der Versuchung schwerlich widerstehen können, sich auch auf einiges besondere einzulassen. — Das eigenthümliche von dem auch schon in dem Titel ausgesprochenen Zwecke des Werkes liegt mit einem Worte darin, daß es kein Lehrbuch der christlichen Dogmatik überhaupt, sondern der besondern Dogmatik der evangelisch lutherischen christlichen Kirche seyn soll. Rec. trägt kein Bedenken zu gestehen, daß ihn gerade dieser so bestimmt ausgesprochene Zweck am stärksten zu dem Werke hingezogen hat, weil es ihm schon längst wahres Zeit-Bedürfniß schien, daß etwas dafür unter uns gethan werden sollte, freylich aber nur so gethan werden sollte, wie er es voraus von dem Hrn. D. erwartete. Es versteht sich nemlich von selbst, daß jenes Bedürfniß nicht bloß durch eine genaue und treue Darstellung oder Zusammenstellung der Unterscheidungs-Lehren unserer evangelisch lutherischen Kirche befriedigt werden kann — denn daran fehlt es uns gar nicht — sondern dies ist nothwendig, daß unserem theologischen Zeit-Geiste wieder einmal oder endlich einmal die erforderlichen Data zu einer ernsten, ruhigen und unparteyischen Critik jener Unterscheidungs-Lehren und ihrer Verbindung in dem System unserer symbolischen Dogmatik vollständig vorgehalten werden mußten; gerade dies ist es aber, worauf der Verf. dieses Werkes sein vornehmstes Augenmerk gerichtet, und was er nicht nur mit eben so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, sondern auch mit eben so viel Nüchternheit und Beredsamkeit als würdiger Offenheit und Freymüthigkeit geleistet hat. Zwar fand man es hin und wieder unter uns sehr bedenklich, als schon vor etwas mehr als zwanzig Jahren einige unserer Dogmatiker dem Ansehen nach anfingen sich absichtlich auf den critischen Standpunct zu stellen, und jeder einzelnen von ihnen behandelten Gla-

bens-Lehre eine sogenannte Epikrisis beyfügten. Freylich konnten nur Layen in der Wissenschaft etwas bedenkliches dabey sehen, denn an der Sache war gar nichts neues als die Form, weil jede wissenschaftliche Behandlung der christlichen Glaubens-Lehre immer auch, und selbst ohne es zu wissen und zu wollen, critisch werden muß: hätte sich aber die Critik immer in der Form ausgesprochen, in welcher es hier geschehen ist, so würde selbst der Unwissenheit der Anstoß daran erspart worden seyn.

Nach dem Muster mehrerer älterer und neuerer dogmatischer Lehrbücher hat Hr. B. zwey Abschnitte von Prolegomenis vorausgeschickt, in deren erstem die generellen Begriffe von Religion, Theologie und Dogmatik überhaupt entwickelt und fixirt sind, in dem andern aber von der besondern Dogmatik der lutherischen Kirche gehandelt, ihr Nutzen angegeben, ihre Quelle nachgewiesen, die mögliche Form ihrer Systematik so wie dasjenige, was die Critik dabey zu leisten hat, bestimmt, ein kurzer Ueberblick ihrer Geschichte gegeben, und daraus die zweckmäßig natürlichste Art ihrer didactischen Behandlung abgeleitet wird. Einige dieser Geschäfte können allerdings am schicklichsten voraus — dies heißt — vor dem wirklichen Eintritt in die Wissenschaft abgethan, und irgendwo müssen sie auch abgethan werden; bey dem mündlichen Vortrage der Dogmatik hat aber Rec. schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es nicht wenig austrägt, wenn ihre unmittelbare Beziehung auf die Wissenschaft selbst den Zöglingen von dieser recht klar bemerklich, oder wenn es dem Anfänger in dieser recht lebhaft fühlbar gemacht wird, daß sie zu der Construction ihres Fundaments wesentlich — nöthig sind. Darunter rechnet er vorzüglich das Entwickelungs Geschäft vom dem Begriffe der Religion und der Theologie, und hat daher die Auskunft getroffen, es als das erste wissenschaftliche Haupt-Geschäft auszuzeichnen; doch zweifelt er nicht, daß

der Zweck, den er dabey im Auge hat, auch bey der von dem Verf. gewählten Anordnung erreicht werden kann. Eigen ist es aber hier dem Verf. daß er bey der Nachweisung der Quellen unserer kirchlichen Dogmatik sich ungleich präciser und bestimmter, als man sonst gewohnt war, erklärt hat. Er erkennt nemlich unsere symbolische Bücher als die einzige Quelle, woraus sie geschöpft werden darf, denn — sagt er S. 22. — da die Aufgabe der dogmatischen Heuristik keine „andere ist, als zu erforschen, was die Kirche bekannt habe, so kann dieses nur aus ihren eigenen „öffentlichen Bekenntnissen erkannt werden". Er bemerkt daher besonders, daß es sehr unrichtig oder doch sehr ungenau gesprochen sey, wenn man die heilige Schrift für die Quelle unserer kirchlichen Dogmatik erklären wolle — "denn die Schrift kann nicht „zeigen, was die Kirche bekannt habe, sondern nach „der Schrift können wir nur beurtheilen, ob dasjenige, „was sie als Glaubens-Lehre bekannt wahr sey? „mithin kann sie nur Princip der Critik für die kirch„liche Dogmatik seyn." Eben so richtig bemerkt er aber auch, daß man unsern symbolischen Bekenntniß-Schriften, die man als einzige Quellen zu erkennen habe, weder die sonstigen Schriften Luthers und Melanchtons, noch die Werke unserer zunächst auf sie folgenden Haupt-Dogmatiker, wie eines Hutter, Gerhard, Quenstedt oder Calov beyfügen dürfe, was selbst durch eine sehr treffende Stelle aus der Concordien-Formel bestätigt wird. Freylich liegt hier das eigenthümliche und vorzügliche des Verf. bloß in der einfacheren und logisch richtiger gefaßten Form der Darstellung, denn die Restrictionen und Distinctionen, welche man in andern dogmatischen Lehrbüchern dabey angebracht findet, lösen sich im Grunde in das nemliche auf: durch weitere Vorzüge zeichnet sich hingegen die Erörterung aus, die er S. 23-32 auf die Frage verwandt hat, ob gerade alles, was in unseren symbolischen Büchern enthalten ist, als Kirchen-

Glaube und als verbindendes Normativ und Regulativ für diesen betrachtet werden müsse? Wenn man sich hier sonst — wenn sich selbst unsere Walche durch willkührlich zu erweiternde und zu verengende Unterscheidungen inter capita primaria et secundaria halfen, so geht er auf den Grund der Sache hinein, und bringt ein Resultat heraus, das auch auf jede besondere Nebenfrage, welche durch die Haupt-Frage veranlaßt werden mag, eine bestimmte, genügende, und für jeden leicht zu findende Antwort enthält. Er begründet zuerst die Behauptung, daß nur dasjenige in unsern symbolischen Büchern als Kirchen-Glaube gelten könne, was zu dem eigentlichen Bekenntniß des Glaubens gehört, welches sie darin niederlegen wollte, und folgert daraus S. 39. daß jener Character einmal nur jenen positiven Sätzen zukomme, welche ihr Bekenntniß selbst aussprechen, und meistens durch die Worte: docemus, profitemur, confitemur — eingeleitet werden; daß er eben deswegen auch die negative Sätze begreife, welche die Gegen-Lehre — die antithesin verwerfen, und meistens durch die Formeln: improbamus — damnamus kenntlicher gemacht sind, so wie er sich endlich auch auf die eigentlichen Lehrsätze erstrecke, welche vorschreiben, wie und in welche Ausdrücke die Lehre gefaßt, und welche Bestimmungen und Distinctionen dabey angebracht, oder nicht angebracht werden sollen; aber eben daraus folgert er auch, daß alles, was in den symbolischen Schriften nicht als Bekenntniß der Kirche ausgesprochen ist, also alle darin angebrachte geschichtliche Sätze — die darin angeführten Stellen und Behauptungen der Kirchenväter, die eingeflochtenen Privat-Meinungen der Verfasser und ihre subjectiven Vorstellungen, die Folgerungen, welche darin zuweilen aus den Lehrsätzen der Gegner zu ihrer Widerlegung gezogen werden, die Hülfssätze die als Beweis, Erläuterung oder Widerlegung benutzt werden, und besonders auch die darin geführten Be-

weise selbst, wozu auch die aus der Schrift geschöpften mit ihrer Erklärung gehören nicht in jene Categorie gebracht werden können. "Alle diese Sätze — heißt es S. 31. — gehören nicht wesentlich zur Lehre, sondern könnten, wie z. B. in den Symbolis, und in mehreren Artikeln der A. C. auch weggelassen seyn, ohne daß dadurch der Lehrbegriff der Kirche im geringsten verändert würde: also sind sie zufällig, und auch von den Verfassern der symbolischen Bücher nicht dazu bestimmt, ein Bekenntniß auszudrücken". Dies letzte könnte man wohl bezweifeln, aber sehr richtig ist es, daß diese Zusätze gar nicht vorhanden seyn würden, wenn ihre Schriften reine Bekenntnisse, und nicht zugleich gelehrte Streitschriften hätten seyn sollen, und noch treffender ist der Grund, durch welchen S. 33 dargethan ist, daß die Schrift-Auslegung der symbolischen Bücher gar nicht zu dem verbindenden ihres Inhalts gehören kann. Hätten nemlich ihre Verfasser die Schrift-Auslegung verbindlich bestimmen wollen, so würden sie ihr Haupt-Princip, daß die Schrift einzige Richterin in Glaubenssachen sey, selbst zerstört haben, und ihre so oft wiederholte Behauptung, "daß sie bey ihrem Bekenntniß blieben, weil es in der Schrift enthalten sey", wäre ganz sinnlos.

Die Untersuchung über die Systematik der Dogmatik ist S. 33-42 vielleicht nicht ohne Vorbedacht — in einen Gang eingeleitet, bey welchen man gar nicht an die Frage hinkommt: ob sich die christliche Glaubens-Lehre in ein schulgerechtes streng-wissenschaftliches System zusammenfügen lasse: und doch Data genug zu ihrer verneinenden Beantwortung bekommt. Gewiß mit Bedacht ist hier voraus erklärt, daß dabey nicht von der christlichen Glaubenslehre sondern von der kirchlichen Dogmatik die Rede sey. Nur diese soll nach dem davon gegebenen Beweise ein System seyn, also aus einem Haupt-Princip abgeleitet werden, und wenn schon die symbolischen Bücher kein System enthalten, so enthalten sie doch die Materia-

lien dazu, denn sie stellen selbst die zwey Principien, die man dazu bedarf, das formelle und das materielle dafür auf. Nach ihrem formellen Princip darf die christliche Lehre nur als göttliche Offenbarung betrachtet werden, deren inspirirter Codex die heilige Schrift ist, die daher auch als das einzige Criterion ihrer Wahrheit oder Falschheit aufgestellt wird. Durch ihr materielles Princip bestimmen sie hingegen die Grundlehre, welche sie als regulativ für alle andere Lehren ansehen und fest halten, und dieses ist keine andere, als die Lehre von der Erbsünde und deren Strafbarkeit und die daraus entspringende Nothwendigkeit der Erlösung durch Christum durch den Glauben ohne Werke. Dies ist mit eben so treffender Richtigkeit als präciser Kürze in einem S. 33–38 darnach gezeichneten Netze eines Systems der kirchlichen Dogmatik in ein sehr helles Licht gesetzt; wer sieht aber auch dabey nicht desto klarer, daß und warum hier an kein eigentliches System im engeren wissenschaftlichen Sinne gedacht werden kann. Doch dies geht eben so sichtbar aus demjenigen hervor, was dabey als Geschäft der Critik ausgezeichnet wird. Durch diese soll nemlich nur ausgemittelt werden. S. 43. — ob auch das dogmatische System der Kirche Wahrheit und Grund habe, weil aber dies nach der besondern Beschaffenheit des Systems in einer dreyfachen Rücksicht geschehen kann und geschehen muß, so muß es auch eine dreyfache, nemlich eine dogmatische, eine historische und eine philosophische Critik geben, welche dabey angebracht werden muß. Die dogmatische Critik hat bloß zu prüfen, ob die Sätze des Systems unter einander selbst in einem logisch richtigen Zusammenhang stehen; aber deswegen ist auch die Wahrheit, welche dadurch ausgemittelt werden kann, eine bloß relative, denn sie ist bloß auf die Principien der Dogmatik selbst gegründet. Die historisch biblische Critik hat bloß die Dogmen der Kirche mit den Aussprüchen der Schrift zu ver-

gleichen, und dadurch auszumitteln, ob die Dogmatik auch übereinstimme mit der biblischen Theologie: nur darf sie sich dabey — was S. 44. sehr weißlich erinnert wird — auf keine Weise durch die von der Kirche selbst gegebene Auslegung biblischer Stellen binden lassen, und selbst dann nicht binden lassen, wenn die Kirche eine solche Auslegung auch noch so feyerlich in ihren symbolischen Büchern sanctionirt hätte. Der philosophischen Critik liegt es endlich ob, die dogmatischen Lehren nach dem System der allgemeinen Vernunft-Wahrheiten oder nach dem Verhältniß jener religiösen Ideen zu beurtheilen, die der menschlichen Vernunft von dem Schöpfer gegeben sind, und ihre Einstimmigkeit oder ihren Widerstreit mit diesen nachzuweisen. Dabey ist sie immer verpflichtet, wenigstens die philosophische Möglichkeit der Lehren zu erweisen, oder zu zeigen, daß sie wahr seyn können, weil sie mit keiner Vernunft-Wahrheit streiten: ob sie aber auch ihre philosophische Wahrheit begründen, oder darthun kann, daß sie auch als Principien der Vernunft als wahr angenommen werden müssen, dies hängt von der besondern Beschaffenheit der Lehren und ihres Inhalts ab. Wenn der Verf. dabey bemerkt, daß über die Zulässigkeit dieser letzten positiven Critik die Meinungen wirklich unter uns getheilt seyen, indem ein theologischer Supernaturalismus sie für unzulässig erkläre, weil ja die Lehre der Schrift göttliche Offenbarung und als solche über die Beurtheilung der menschlichen Vernunft erhaben sey, da sie hingegen ein theologischer Rationalismus für statthaft halte, ohne ihr deswegen den Character einer göttlichen Offenbarung absprechen zu wollen, so scheint uns damit der Divergenz-Punct zwischen dem einen und dem andern, und das eigenthümliche des ersten nicht ganz genau aufgefaßt. Der Supernaturalismus erklärt die Anwendung jener Critik bey den Lehren der Offenbarung nicht für absolut unzulässig, sondern er behauptet nur, daß sie nicht bey allen

möglich sey, oder sich nicht bey allen anbringen lasse; der Rationalismus hingegen, von welchem jedoch sehr richtig bemerkt ist, daß er nicht mit einem christlichen Naturalismus verwechselt werden darf, besteht darauf, daß sie bey allen ohne Ausnahme, ihrer Offenbarung unbeschadet, angebracht werden könne, und also auch werden müsse. Für die genauere Erörterung des streitigen dabey konnte jedoch, was auch S. 47 bemerkt ist, hier noch nicht der Ort seyn, und da, wo diese gegeben ist, findet man auch den Streit-Punct genau genug, und zugleich in ein sehr klares Licht gestellt.

Man findet sie nemlich schon in dem ersten Theile der Dogmatik selbst, welcher allein der Darlegung und Beurtheilung der Grundsätze gewidmet ist, die unsere evangelisch lutherische Kirche über die göttliche Offenbarung, und den Codex derselben die heilige Schrift, aufgestellt hat. Hier wird zuerst bewiesen, daß unsere symbolische Bücher zwar nicht ausdrücklich, aber doch höchst bestimmt behaupten, Gott habe den Menschen durch heilige Männer einen unmittelbaren Unterricht über die Religion gegeben, der in der Schrift enthalten sey, und daß sie also unter Offenbarung einen von Gott oder dessen Geist der menschlichen Seele unmittelbar, ohne Dazwischenkunft eines dritten ertheilten Unterricht verstehen, den sie von der Gottes-Erkenntniß, welche die menschliche Vernunft durch eigenes Nachdenken erlangen kann, wohl unterscheiden. Sie nennen also die Offenbarung eine göttliche, nicht wegen ihres Inhalts sondern wegen ihres Ursprungs; sie unterscheiden sie von der Vernunft-Erkenntniß nicht als contrarium, sondern als diversum in Hinsicht des Inhalts und der Autorität, und dies heißt mit einem Wort, sie legen keinen andern Offenbarungs-Begriff als jenen zum Grund, den man jetzt den supernaturalistischen nennt. Bey der besondern dogmatischen Critik dieser kirchlichen Theorie S. 61-65 wird nun aber auch treffend

gerügt, wie vielfach ungenau und mangelhaft sie in unsern symbolischen Büchern dargelegt ist. Man findet darin gar nichts über die Art der Einwirkung des göttlichen Geistes auf die menschliche Seele, gar nichts über die subjectiven Criterien, an denen sich diese Einwirkung als eine göttliche erkennen lasse, und eben so wenig über die innere oder äußere Beglaubigung einer empfangenen Offenbarung für andere bestimmt; noch schlimmer ist aber der Umstand, daß darin gar nichts über das Verhältniß der zu verschiedenen Zeiten erfolgt seyn sollenden Offenbarungen zu einander selbst bestimmt ist. Sie stellen das allgemeine Princip, daß die in der ganzen Schrift enthaltene göttliche Offenbarung die letzte Richterin in Glaubenssachen sey, ohne alle Beschränkung auf, und brauchen ohne Unterschied Stellen des Alten und des N. T. zu Beweisen. Sie setzen daher auch die in dem einen und in dem andern enthaltenen Offenbarungen einander gleich, und haben sich, besonders bey dem N. T. niemals einfallen lassen, dasjenige zu unterscheiden, was in seinem Inhalt eigentlich göttlicher mithin allgemein verbindender Unterricht ist, und was nicht. Dabey hat der Verf. nicht unbemerkt gelassen, wie viel inconsistentes und inconsequentes dadurch in unsere kirchliche Dogmatik hineinkam, aber desto eifriger hat er gestrebt und desto glücklicher ist es ihm gelungen, bey der historisch biblischen Critik der kirchlichen Offenbarungs-Theorie S. 65-91 oder bey ihrer Beurtheilung nach der Schrift die erforderliche und so lange vermißte Präcision anzubringen. Sorgfältig findet man hier die etwas verschiedenen Offenbarungs-Begriffe des Alten und des Neuen Test. gesondert, woraus auch die verschiedene Haupt-Formen der Offenbarung — die Form der Manifestation und die Form der Inspiration sich klarer herausheben. Sehr zweckmäßig ist dabey S. 69. die fruchtbare Bemerkung eingeschoben, daß jene Idee von Offenbarung, die wir in der Wissenschaft suchen, nemlich die

Idee eines Zusammenhangs, oder eines geordneten Ganzen von religiösen Wahrheiten, die uns durch die Inspiration gegeben worden wären, dem Alt. Test. gänzlich fremd ist, indem dieses zwar einzelne seiner Aussprüche, aber niemals und nirgends seinen ganzen Inhalt von dem Geiste Gottes ableitet: desto bündiger ist aber S. 76–78 bewiesen, daß sich Jesus im N. T. für einen von Gottes Geiste ergriffenen und unterrichteten Lehrer erklärte, daß er deswegen selbst seine Lehre für göttlich gehalten wissen wollte, und daß dabey auch über die Art und Weise, wie der Geist Gottes in ihm gewirkt habe, und seiner Versicherung nach in der Folge auch in seinen Aposteln wirken sollte, manches näher von ihm bestimmt wurde, was sich freylich nur in seinen Reden, die uns im Evangelio Johannis aufbehalten worden sind, und nicht in den drey ersten Evangelien, finden läßt. Daraus aber geht endlich S. 96 als Resultat der ganzen Untersuchung hervor, daß die symbolische Theorie von Offenbarung und ihr Supernaturalismus einzig und allein auf die Religionslehre Jesu und der Apostel bezogen werden darf, daß der Character der doctrina revelata bloß dieser zukommt, und daß selbst bey dieser immer noch besonders ausgemittelt werden muß, was darin zu der doctrina revelata zu rechnen ist. — Jetzt folgt noch die philosophische Critik der kirchlichen Offenbarungs Theorie S. 97–205 wobey dann der Verf. erst an die wichtigeren zu unserer Zeit so vielfach besprochenen Fragen über dasjenige, was die Vernunft bey den Wahrheiten einer Offenbarung zu thun hat, und zu thun vermögend, berechtigt, und verpflichtet ist, über die Gründe, nach denen sie die Möglichkeit, die Nothwendigkeit, oder die Wünschenswürdigkeit einer Offenbarung mehr oder weniger sicher beurtheilen, über die Merkmale und Criterien, an denen sie den Character der Offenbarung in einer Lehre erkennen, und endlich über die Beweise hinkömmt, durch welche sie sich im

besondern von der Offenbarung der Lehre Jesu überzeugen kann. Rec. bedauert, daß er hier nicht in das besondere gehen darf, um einzelne Proben der klaren Deutlichkeit, womit der Verf. die streitigen Puncte erörtert, der überall den gelehrten Dogmatiker verrathenden Besonnenheit, womit er die Gründe der einander entgegengesetzten Ansichten abgewogen, der bescheidenen und doch freymüthigen Offenheit, womit er die seinige dargelegt, vorzüglich aber der liberalen Billigkeit auszuheben, womit er die von der seinigen abweichenden, behandelt hat. So ist, um nur einiges einzelne zu berühren, die physische Möglichkeit einer Offenbarung S. 108-110 auch in Beziehung auf das für die Vernunft unerkennbare, das sie enthalten mag, gegen die Einwürfe des Rationalismus mehr als genügend dargethan, aber den Zweifeln, die man dagegen erhoben hat, ob derjenige, dem eine Offenbarung zu Theil geworden ist, auch mit untrüglicher Gewißheit zu erkennen vermögend sey, daß er sie von Gott erhalten habe, wird S. 111-116 ihr volles Gewicht zugestanden. Bey der Frage von der Nothwendigkeit einer Offenbarung gesteht der Hr. D. S. 120. daß der Beweis dafür eben so schwierig als unnöthig sey, und S. 122 gesteht er noch dazu, daß er auch jenen Beweis für sehr unsicher halte, nach welchem man sonst wenigstens die Wünschenswürdigkeit einer geoffenbarten Religion auf die Unhinlänglichkeit der natürlichen bauen zu können glaubte. Wenn er hier gelegenheitlich äußert, daß man diese Unhinlänglichkeit vielleicht am überzeugendsten daraus darthun könnte, "weil die Religion, wenn sie anders „ein religiöses Leben in einiger Allgemeinheit erwek„ken, und ihre Wirksamkeit über die Gemüther auch „in der bürgerlichen Gesellschaft gesichert werden soll, „der Stiftung einer Kirche durchaus bedürfe, die „natürliche Religion aber noch nie eine Kirche habe „stiften oder ein religiöses Gemeinwesen habe hervor„bringen können" und wenn er es deswegen auch S.

125 als eigenes Criterion einer für uns erkennbaren Offenbarung aufstellt, daß sie die allgemeine Herrschaft der religiösen Ideen durch die Stiftung einer Kirche vermitteln, und dadurch ein öffentliches religiöses Leben hervorbringen müsse — so findet wohl Rec. auch hier noch manches zu bezweifeln, aber möchte doch mit niemand darüber streiten; hingegen unterschreibt er jedes Wort, das der Hr. D. bey dieser Gelegenheit besonders über jene neueren Auffassungen des Christenthums S. 123 ausgesprochen hat, welche seine Geschichte, Lehren und Gebräuche als bloße Symbole, bildliche Darstellungen und Beglaubigung von Sätzen der philosophischen Religionslehre angesehen, und daher Geschichte und Dogmen nur symbolisch auf religiöse Ideen gedeutet haben wollen: die ruhige Bedachtsamkeit aber, und die milde Liberalität, die er bey der Critik der besondern Beweise für die Göttlichkeit der Lehre Jesu, und zunächst bey der Critik des Wunder-Beweises und des von den Weissagungen hergenommenen erprobt hat, wird gewiß auch jeder Gegner seiner Ansichten anerkennen. Am auffallendsten und am anziehendsten zeigt sich jedoch die eine und die andere bey demjenigen, was er selbst S. 139. 191 von einigen seiner Behauptungen in der ersten Ausgabe des Werkes zurück nahm; für Beurtheiler die selbst liberal und unbefangen genug sind, vielleicht noch anziehender in demjenigen, was S. 204 als das Resultat der ganzen Untersuchung ausgesprochen ist.

Im zweyten Capitel dieses ersten Theiles wird von der Schrift, als dem Codex der Offenbarung gehandelt, der historische und der dogmatische Begriff davon bestimmt und beschränkt, und die nothwendigen Gesetze ihres Gebrauchs oder die Regeln daraus abgeleitet, nach denen die geoffenbarte Wahrheit selbst mit Sicherheit daraus geschöpft werden kann. Bey der Frage von der Aechtheit, Glaubwürdigkeit und Integrität der einzelnen biblischen Schriften stößt man S. 217. auf eine Aeußerung des Verf. über

ſeine eigene Abhandlung von den Johanneiſchen Schriften, und über die gegen ihre Aechtheit darin erhobene Zweifel, deren beſcheidene Mäßigung gewiß jeden Anſtoß, den dieſe erregt haben möchten beſeitigen wird. Durch dasjenige, was S. 221 über das berühmte Zeugniß Joſephi von Chriſto bemerkt iſt, könnte wohl auch der Streit darüber am beſten beygelegt werden, da er doch ſchwerlich entſchieden werden kann. Bey der Unterſuchung über den kirchlichen und dogmatiſchen Begriff von der Inſpiration der bibliſchen Schriftſteller verhelt hingegen der Verf. nicht, daß es ihm gar nicht um die Beylegung, ſondern um die Entſcheidung des Streits darüber zu thun ſey; denn er trägt ſelbſt kein Bedenken, es S. 247 als ſein beſtimmtes Urtheil auszuſprechen, "daß „zwar das N. T. die Schriften von Männern enthalte, denen eine göttliche Offenbarung zu theil geworden ſey, und daß es alſo, in ſo fern es Offenbarungs-Lehren vorträgt, auch fidem divinam „habe, aber daß doch eine Inſpiration der Schriften „ſelbſt nicht angenommen werden könne": für dies Urtheil hat er jedoch auch Gründe genug angeführt, die ihm das Recht es als ſeine ſubjective Ueberzeugung auszuſprechen, hinreichend ſichern konnten. Mehrere Leſer, die doch etwas bedenkliches dabey finden möchten, werden ſich indeſſen bald wieder durch die Art mit ihm ausgeſöhnt fühlen, womit er ſich bey der Unterſuchung über die wichtige Frage: was im N. T. zum Offenbarungs-Inhalt zu rechnen und nicht zu rechnen ſey? über das famoſe Accommodations-Princip S. 270-280 erklärt hat.

Aus dem zweyten Theile, der die beſondern Glaubenslehren unſerer evangeliſch lutheriſchen Kirche in acht Abſchnitten behandelt, und noch den Ueberreſt des erſten Bandes mit dem ganzen zweyten ausfüllt, dürfen wir nur einiges ausheben, was am ausgezeichnetſten zu dem Eigenthum des Verf. und zwar nicht bloß in Beziehung auf die Behandlungsart gehört. So findet er es S. 332 in der eigentlichen Theo-

gnosie am schicklichsten, die Attribute des göttlichen Wesens als Eigenschaften des Verstandes, des Willens und des Seyns zu unterscheiden, hat aber S. 317 schon voraus dagegen protestirt, daß die Einheit nicht unter die göttlichen Eigenschaften gerechnet werden dürfe; weil Einheit und Einzigkeit — unitas und unicitas bloße Verhältniß-Begriffe der Zahl seyen, welche nie zu dem Wesen eines Objects, oder doch nicht zu dem Begriff von demselben gehören können. Eben so kurz als treffend ist S. 348. 349 dasjenige, was bey der mit der Freyheit unserer Handlungen vereinbaren Präscienz Gottes den eigentlichen Stein des Anstoßes macht, bemerkt und weggeräumt. Daß die Gerechtigkeit Gottes, als gesetzgebende Weisheit auch positive Belohnungen und Strafen zulasse und fordere, ist S. 381-386 überzeugend dargethan. Die Trinität wird S. 403 unter die Attribute des göttlichen Wesens gerechnet, aber der sehr genau ausgeführte kirchliche Lehrbegriff davon mit der Bemerkung S. 419 geschlossen: "da dies System über alle „der Vernunft erkennbare Principien hinausgreift, so „ist es auch geradezu unmöglich, die kirchliche Lehre „von der Trinität aus der Vernunft deduciren zu wollen, und alle Versuche dazu müssen nothwendig „grundlos in sich seyn, oder zu einer Dreyheit in Gott „führen, die mit der kirchlichen Lehre nichts mehr gemein hat, als den Namen. Dies letzte wird S. 515 besonders auch von den neuesten philosophischen Deductionen gezeigt; dafür aber auch bey der Prüfung des kirchlichen Systems nach der Schrift S. 425-500 keineswegs verhelt, daß sich darin die kirchliche Dogmatik manches zu bestimmen erlaubte, wozu sie von der Schrift gar nicht autorisirt war. — Dagegen ist auch nicht unbemerkt geblieben, daß in der Lehre von der Schöpfung gar nichts in unsern symbolischen Büchern über die Wahrheit und den Werth der Mosaischen Schöpfungs-Geschichte, nichts über die Art oder über die Zeit der Schöpfung, also auch nichts über das Alter der Welt ja selbst über die allgemeinen Absichten der Schöpfung und über die Art und Weise, wie das geschaffene

von Gott erhalten wird, nichts im besondern bestimmt ist: mit trefflichem Scharfsinn ist aber entwickelt, was die Vernunft über Schöpfung u. Erhaltung theils der Offenbarung glauben, theils sich selbst glaublich machen kann, und mit der bedachtsamsten Nüchternheit ist auch die Schrift-Lehre von Engeln und Dämonen behandelt, wie wohl der Verf. bey ihrem Schlusse S. 661 kein Bedenken trägt zu gestehen, daß man die Lehre vom Teufel im besondern allenfalls im System entbehren könnte, weil sie in keiner nothwendigen Verbindung mit seinen übrigen Grundlehren zu stehen scheine. In der Lehre von dem Ebenbilde Gottes am Menschen oder von dem ursprünglichen Zustande des Menschen, womit sich der erste Band schließt, und in der Lehre von der Erbsünde, womit sich der zweyte eröffnet, sind die Begriffe von einem Normal-Zustand der menschlichen Natur und von einem Zustand ihrer successiven Depravation als die leitenden Hauptideen S. 70-73 herausgehoben, in der letzten aber hat der Vf. auch S. 32. 33. 48. 58. 66. der Critik, jedoch nur einer gerechten Critik, sehr freyen Raum gelassen. Ein höchst klares Licht ist in dem Capitel von dem Rathschlusse Gottes, die Menschen wieder zu beseligen S. 93-121 über die Finsternisse der Prädestinationslehre verbreitet, vor allen zeichnet sich aber die folgende Haupt-Lehre von der Ausführung des göttlichen Rathschlusses in zwey Abtheilungen von der Person, u. von dem Erlösungswerke Christi S. 129-493 durch den Ernst und die Besonnenheit und zugleich durch die Ruhe und Freymüthigkeit der Behandlung im allgemeinen wie der Critik im besondern aus. Eine Rüge dieser letzten über die von der älteren kirchlichen Theorie behauptete Anypostasie der menschlichen Natur Christi hätte vielleicht S. 171 gemildert werden können, wenn erinnert worden wäre, daß ihr ἀνυπόστατος bloß den Begriff des nicht-ἰδιοσυστατος enthalten sollte: aber die Critik über ihre Bestimmungen von einer Communication der Idiome beider Naturen S. 173-177 wird man gewiß nicht zu streng, u. das dogmatisch critische Urtheil über einige Bestimmungen der kirchlichen Versöhnungslehre S. 250. 256. 288. 294. noch sehr gemäßigt finden. Gerne möchten wir noch die Leser auf einige andere Eigenheiten des Vf. wie z. B. auf seine Idee von demjenigen, was in der Sprache der Apostel gewöhnlich der Tod heißt S. 283 und auf einige seiner Ansichten in der Heilsordnung aufmerksam machen; aber der Raum unseres Blattes zwingt uns mit der allgemeinen Bemerkung zu schließen, daß wir sowohl den angehenden als den reiferen Zöglingen der theologischen Wissenschaft kein Werk zu empfehlen wüßten, in welchem sie eine so zweckmäßige, auch allen Zeitbedürfnissen entsprechende Anleitung zu einem gründlichen Selbst Studio der Dogmatik, wie in diesem Handbuche finden könnten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 3. May 1823.

## London.

Bey Longman Hurst, Rees, Orme u. Brown, Paternosterow: W. J Burchell's Travels in the Interior of southern Africa. Vol. I. 1822 VIII und 582 Seiten 4. Mit einer ganz neuen Karte und vielen Kupfern.

Nachrichten über das Innere der südlichen Spitze von Africa, müssen anjetzt in England ein mehr als gewöhnliches Interesse erregen. Es haben sich nemlich, wie bekannt, seit den letzten 3 Jahren mehrere Tausende von Emigranten aus allen Theilen des britischen Reichs, am Vorgebirge der guten Hoffnung, oder eigentlich in dem ehemaligen Caffer-Lande, jenseits des großen Fisch-Flusses niedergelassen. Ohne Zweifel gibt es also eine große Anzahl von Familien in England, denen es um ihrer nach dem Cap versetzten Freunde willen angenehm und wichtig ist, etwas vom Cap zu hören, und die Beschaffenheit jener Weltgegend durch glaubwürdige Berichte kennen zu lernen. Der Verf. des vorliegenden Werks hat nun ohnehin schon früher durch eine kleine Schrift "Hints on emigration to the Cape of good

Hope" seine Bekanntschaft mit dem südlichen Africa beurkundet, und ist in Folge davon auch von einer Commission des Unterhauses über die Frage die damals das Parliament beschäftigte: ob die Auswanderung nach dem Cap von Seiten der Regierung zu befördern seyn möchte? als ein sachkundiger Zeuge mit Beyfall gehört worden. Man wird also in England mit besonderm Interesse lesen, was nun dieser für Süd-Africa eingenommene Mann, dem Publicum in zwey Quart Bänden, von welchen obiger erster erschienen ist, über die Cap-Colonie und die angränzenden Landstriche, nach vierjährigem Umherreisen in jenen Gegenden ausführlich mittheilt. In Deutschland dürfte das Interesse an seiner Schrift vielleicht etwas geringer seyn, da man sich hier nun endlich wohl einmal eine vollständige, wissenschaftlich abgefaßte Beschreibung der Cap-Colonie, in geographischer, statistischer und naturhistorischer Hinsicht wünschen möchte, kaum aber noch das Tagebuch eines Reisenden durch Süd-Africa, welches uns Hr. B. gibt, nach so vielen ähnlichen Schriften, die in den letzten Jahren erschienen sind, als eine sehr anziehende Neuigkeit betrachten kann. Gleichwohl unterscheidet sich das hier anzuzeigende Werk sehr merklich und sehr vortheilhaft; namentlich von den Englischen die ihm zunächst vorangegangen sind. Der Verfasser zeigt sich als ein durchaus unabhängiger in einem hohen Grade unbefangener, mit ausgezeichneten Kenntnissen und Talenten ausgerüsteter, und als ein so äußerst gewissenschafter Beobachter und Berichtserstatter, daß ihm, bey denen die das Wichtige und Neue aus seinem Tagebuche wohl zusammenlesen wollen, der Ruhm für die nähere Kenntniß des südl. Africa etwas Bedeutendes geleistet zu haben nicht streitig gemacht werden wird. Ein Blick auf die dem Werke beygefügte Karte, in Verbindung mit der Rechenschaft über die Entstehung derselben, welche sich in einem Anhange findet, zeigt sogleich daß Hr. Bur-

chell in Hinsicht auf geographische Ortsbestimmung alle seine Vorgänger übertroffen habe. Von ihm sind zuerst mehrere Puncte im Innern des Landes, nach astronomischen im Buche genau angegebenen Beobachtungen, zuverlässig bestimmt worden, was kein ganz geringes Verdienst ist. — Nach diesen Bestimmungen erstrecken sich die äußersten nördlichen Gränzen der Colonie, so wie sie im Jahr 1820 nach beendigtem Kaffer Kriege festgesetzt wurden, etwa bis an den 30. Grad südl. Breite. Klaarwater dieser schon weit außerhalb der Gränzen der Colonie gelegene merkwürdige Missionsort, den die Hottentotten Karrikamma nennen, liegt nach Hr. B. unter dem 28° 50′ 56″ südl. Br. und 24° 3′ östl. Länge von Greenwich. Die vor etwa 20 Jahren durch das von Hrn. Barrow herausgegebene Tagebuch seines Schwiegervaters des Herrn Trüter am Cap, erst bekannt gewordene, nachher auch von Lichtenstein besuchte und beschriebene Stadt Litäakun, liegt nach Hrn. B. unter dem 27° 6′ 54″ südl. Breite und 24° 39′ östl. Länge von Greenwich. Die Mündung des Oranje Flusses setzt Hr. B. wiewohl er sie nicht selbst gesehen hat, unter den 28° 30′ S. Br. Höher hinauf erstreckt sich die Bekanntschaft der Europäer mit diesen Gegenden nicht — wie viel wird also noch erfordert um eine Beschreibung der vom Cap nördlich gelegenen Landstriche und ihrer Bewohner nur bis an den südlichen Wendekreis geben zu können. In dem hier anzuzeigenden ersten Theile der Burchellschen Reise wird der Leser größtentheils nur durch schon bekannte Gegenden geführt, doch finden sich über den Oranje Fluß, bey den Hottentotten Gariep genannt, und namentlich über die großen Nebenflüsse desselben mehrere neuere schätzbare Nachrichten. An einem derselben Ky gariep, bey den Colonisten Geel- oder Vaal-rivier genannt, hielt sich der Verf. mehrere Wochen auf und lebte in dieser Zeit bloß vom Fleisch und Fett des Flußpferdes (hippopotamus) glaubt auch nach S. 413 daß ein

hippopotamus steak oder eine Seekuh-Carbonade, wie man in der Colonie sagt, in England zu den Leckerbissen würde gerechnet werden, wenn man sie dort nur erst einmal gekostet hätte. Im zweyten Theil der Reise wird der Verf. den zuerst von ihm versuchten und dadurch eröffneten Weg von Klaarwater durch das Land der Buschmänner nach Graaff Reinet einem zur Colonie gehörigen Drost-Amte, beschreiben, so wie auch den Versuch den er gemacht hat, jenseits Litaakun weiter vorzudringen, da er mit dem Plan umging bis an die Küste des Atlantischen Meers, und zwar bis zu einer Portugiesischen Niederlassung an derselben zu gelangen, und von dortaus zu Schiffe wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Ein Hauptverdienst wird diesem neuesten Schriftsteller über Süd-Africa von den Botanikern zugestanden werden, denn schon dieser erste Theil der Reise enthält eine Fülle von neuen Entdeckungen in dem Gebiet der Botanik. Der Verf. hat zwar diese Entdeckungen seinem Tagebuche nicht vollständig einverleibt, sondern hat sie einem noch herauszugebenden "Catalogus geographicus plantarum Africae australis extratropicae" nach S. 18. vorbehalten; auch ist der Verf. dem Beyspiel des trefflichen Lichtenstein nicht gefolgt, daß er nemlich im Fortgange der Reise den Lesern zu Zeiten einen africanischen Blumenstrauß, wie von der blumenreichen duftenden Flur frisch gepflückt darböte, sondern erzählt dasjenige was ihm jede botanische Excursion, oder sein Aufenthalt an den verschiedenen Ruheplätzen Merkwürdiges oder Neues einbrachte, gewöhnlich unter dem Texte in einem Namenverzeichnisse auf. Da finden sich denn freylich sehr viele von den früheren Reisenden entweder gar nicht bemerkte oder doch nicht wissenschaftlich bestimmte Gewächse, sowohl schon in der Nähe der Capstadt, als noch vielmehr in den entfernteren Gegenden. Ueberhaupt stellt Hr. B. in diesem Theil seiner Reise sieben neue Pflanzen-Gattungen auf, doch ohne den Character derse-

ben genau anzugeben, weshalb hier nur wenige davon angeführt werden mögen. Nach Hr. B. bildet das in den Karreebergen häufig vorkommende durch die dreyfache Theilung seiner Zweige sich auszeichnende Gewächs, welches die Colonisten driedoren nennen, die neue Gattung Rhigozum (Steifzweig) und gehört zu der natürlichen Ordnung der Bignonien. Eine andere in den Karro Flächen wachsende, den Caprarien verwandte Pflanze hat dem Verf. Veranlassung gegeben, das neue genus Aptosimum aufzustellen, welche Benennung auf die Dauer der Samenkapseln zielt. In der Familie der Apocyneen führt der Verf. die neue Gattung Systrepha ein, nach den strickförmig zusammengedreheten Blumenblättern benannt, und unter den Liliaceen glaubt der Verf. den mit der bisherigen Lachenalia viridis verwandten Pflanzen, so wie dieser selbst, ein eignes Fach, unter dem Gattungsnamen Uropetalum anweisen zu müssen. — Wenn nach Lichtenstein die Karreeberge, in der Jahrszeit, wo dieser berühmte Reisende sie besuchte, kaum eine Spur von Vegetation zeigten, so traf Hr. B. hier eine, seiner Beschreibung nach, sehr niedliche Pflanze häufig und in voller Blüthe an, welche er Mahernia oxalidiflora nennt und auf folgende Weise beschreibt: "fruticulus petalis erectus ramosissimus; fol. nuda, incisa, et inciso-pinnatifida. Calyx pedunculusque viscosi, corolla maxima". Der aus Lichtensteins Reise bekannte Harzbusch (harpuisboschje) wird von Hr. B. als Othonna trifida Thunb. aufgeführt; der bey den Hottentotten in der Gegend von Klaarwater unter dem Namen brandewynboschje bekannte beerentragende Strauch, aus dessen Früchten ein berauschendes Getränk bereitet werden kann, heißt bey B. Grewia flava — und so sind hier mehrere von frühern Reisenden erwähnte, aber unbestimmt gelassene Gewächse, nach ihrem systematischen Character bezeichnet und benannt worden,

womit sich Hr. B. unstreitig den Dank der Kräuterkenner verdienen wird. Von den in der Colonie wild wachsenden Bäumen, die größtentheils noch nicht bestimmt sind, wird im zweyten Theile mehr vorkommen, beyläufig erfährt man hier, daß das in der Colonie unter dem Namen stinkhout (Stinkholz) bekannte und sehr geschätzte einheimische Holz, zu dem Lorbeer gehört. Hr. B. nennt nemlich den Baum, welcher jenes Holz liefert, S. 72. in einer Anmerkung Laurus bullana und äußert sich dabey etwas scharf gegen den zeitigen Untersecretair der Admiralität, nemlich Herrn J. Barrow, der sich auch auf die Botanik zu verstehen glaube, und jenen Baum, die am Cap einheimische Eiche, und eben deswegen Quercus africana zu nennen vorschlage, welches nicht viel anders sey als ob er vorschlage, einen Wallnußbaum wegen der Aehnlichkeit seiner Früchte mit einer Pflaume Prunus Barrowniana zu benennen. Ueberhaupt glaubt sich Hr. B. von dem Herrn Barrow im Quarterly Review feindselig und unwürdig angegriffen, und erlaubt sich daher mehrere heftige Ausfälle gegen diesen seinen Landsmann.

Eigentliche Abenteuer enthält diese Reise nicht. Der Vf. — hat außer den allgemeinen Bemerkungen über die Capstadt und ihre Umgebungen, so wie über einige noch vor der großen Reise von ihm besuchte Oerter z. B. das warme Bad, Tulbaph, Gnadenthal u. a. — die Vorfälle jedes Tages mit beynahe ängstlicher Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet — und ohne allen gesuchten Schmuck in einer einfachen, doch edlen Sprache erzählt. Freylich aber kommt einem Reisenden in Süd-Africa immer manches vor, was sich der Bewohner nördlicher, toto orbe von jenen geschiedenen Gegenden gern erzählen läßt, und nicht ohne Theilnahme vernimmt. So interessirt gewiß immer noch die Beschreibung von der Excursion des Verf. auf den Tafelberg S. 39, auch ist dasjenige, was er über die Lebensart in der Capstadt, über die

Eintheilung der Colonie in Districte, über die Sclaven von mancherley Nationen, die man in der Capstadt findet, über die Anlagen zur Verschönerung der Stadt u. dgl. angibt, gewiß lesenswerth, aber freylich nicht neu, auch hat sich manches schon seit der Anwesenheit des Verf. geändert — so ist z. B. die Zahl der Districte in welche die Colonie vertheilt wird, vermehrt worden, in der Capstadt ist eine Fleischhalle, eine Börse, und die lutherische Kirche von Grund auf neu erbaut — welche Anlagen der Verf. noch nicht sah. Wenn er aber S. 24. wünscht, es möge auf Kosten der Regierung eine Menagerie, ein botanischer Garten und ein Museum in der Capstadt oder in der Nähe derselben angelegt werden, so ist die Regierung wenigstens nicht ganz unthätig gewesen, sondern hat kürzlich eine Bibliothek auf öffentl. Kosten neu eingerichtet und ausgestattet, auch Jedem zugänglich gemacht, so daß Einheimische und Fremde anjetzt müßige Stunden mit Lesen in dem Bibliothek-Zimmer zubringen können. Auch ist durch die Industrie eines Privatmannes, eine Sammlung Capischer Naturproducte oder ein Museum, welches jeder in Augenschein nehmen kann, wenigstens im kleinen vorhanden, und am Greenpoint, einer nahe bey der Stadt gelegenen grünbewachsenen Fläche, hat eben jener Privatmann auch eine Menagerie und einen botanischen Garten, freylich gleichfalls in kleinem angelegt, welche gegen ein gewisses Einlaßgeld Einheimischen und Fremden offen stehen. Indem der Verf. S. 85 erwähnt, daß die Jahrszeiten am Cap, den hiesigen gerade entgegengesetzt sind, bemerkt er zugleich ganz passend, daß manche Sternbilder z. B. der Orion am Cap wie umgekehrt erscheinen, daß das Sternbild des großen Bär dort nie sichtbar wird, dagegen aber dort Canopus und Acharnas in den Füßen des Centaur, und die herrliche Constellation des südlichen Kreuzes, die uns nie aufgehen, am Himmel glänzen. Ueber das Erdbeben, welches die Bewohner

der Capſtadt vom Decbr. 1809 bis in die Mitte des Jahrs 1811 von Zeit zu Zeit in Angſt und Schrekken ſetzte, gibt der Verf. ausführliche Nachrichten, und iſt geneigt, dieſe Naturerſcheinung für eine Entladung electriſcher Materie zu halten, da die Erklärung derſelben aus der Wirkung eines Vulcans oder unterirdiſchen Feuers durch Nichts begünſtigt wird. Was die Alten von Donnerſchlägen bey heiterer und ſtiller Luft erzählen, muß nothwendig Jedem einfallen, der die Nachrichten von dieſem Erdbeben am Cap bey dem Verf. oder in andern Nachrichten lieſet. — Auf der großen Reiſe, welche der Verf. am 19. Junius 1811 in Geſellſchaft einiger Miſſionäre antrat, und zuerſt in nordweſtlicher Richtung von der Capſtadt über Julbagh, Hexrivier, Roggeveld, Zakrivier, die Karreebergen bis Klaarwater fortſetzte, begegnete ihm nichts Außerordentliches. Wie alle ſeine Vorgänger aber, hatte auch er, ſammt ſeiner Geſellſchaft ſelbſt in der Jahrszeit die dort Regen zu bringen pflegt, häufig mit dem traurigſten Waſſermangel zu kämpfen, bis dann endlich der Gariep oder Oranjefluß erreicht war, welchen der Verf. in Rückſicht auf die Schönheit ſeiner Ufer und ſeinen prächtigen Strom, über alle anderen großen Flüſſe in Africa zu ſetzen geneigt iſt. — Da der Verfaſſer ſich ziemlich lange an dieſem Fluſſe verweilte, ſo beſtimmte er die Breite desſelben, an der Stelle wo er gelagert war (29° 40′ 52″ S. Br.) durch eine trigonometriſche Meſſung, auf 930 Fuß (engliſches Maaß?) die mittlere Breite des Stroms ſetzt er aber auf 350 yards (etwa 874 Fuß den yard zu $\frac{5}{4}$ Elle gerechnet); doch kann der Strom bis zu der Breite einer Engliſchen Meile, etwa 5000 Fuß, anwachſen, wie dies aus deutlichen Spuren an beiden Ufern erhellet. Der Hauptſtrom des Gariep nimmt nach Hr. B. während eines Laufs von wenigſtens 500 engl. Meilen aufwärts, keinen beſtändig fließenden Nebenfluß auf, da aber vereinigen ſich 3 große Ströme mit demſel-

ben, nemlich der Ky-gariep (Geel- oder Baal-rivier der Coloniſten) von Nord-Oſten her, ferner der Maap (oder Modder rivier der Col.) deſſen Quelle und Lauf unbekannt ſind, endlich der Nu-gariep (Zwartrivier der Coloniſten) der wahrſcheinlich in den Gebirgen des Kafferlandes und der Tainbu oder Tambukis entſpringt. In dieſen Gewäſſern gibt es noch ziemlich viel Flußpferde (hippopotamus). Mehrere wurden von den Leuten des Verf. erlegt, und dies war dann wie gewöhnlich für die ganze Gegend ein Feſt. Denn die in dieſen Gegenden umherſtreifenden Buſchmänner, werden durch den Knall der Schießgewehre ſogleich herbey gelockt, und bekommen hergebrachter Maaßen den Abfall des erlegten Wildes. Wenn aber eine Seekuh oder ein Flußpferd geſchoſſen wird, alſo ein Thier von etwa 2000 Pfund Gewicht und an Maſſe 4 Ochſen gleich zu rechnen, ſo iſt Ueberfluß an Fleiſch und Fett vorhanden, und die ſich ſelbſt nöthigenden Gäſte beſchäftigen ſich Tage lang mit nichts als mit Eſſen und Schlafen. Mehrmals befand ſich Hr. B. bey ſolchen Gelegenheiten, als der einzige Europäer, unter einer ganzen Anzahl Eingeborner von verſchiedenen Stämmen, welche heiter und friedlich mit einander ſchmauſten, und ſich furchtlos um und neben ſeinen Wagen ſchlafen legten. Einmal bemerkte Hr. B. nach S. 413 unter einem ſolchen Haufen, auch ein recht hübſches junges Buſchmädchen. Es war aber auch nicht wenig von ſeiner Schönheit und ſeinem Putze eingenommen. Das Haar dieſer wilden Schönheit glänzte von Fett, rothem Oker, Buchu und Glanzpulver, ihr ganzer Körper ſo wie alle ihre Kleidungsſtücke waren mit Fett aufs reichlichſte eingeſchmiert, ihre Arme und Beine waren mit einer Menge lederner Ringe geſchmückt, und ſie mußte alſo in ihrem Volke eine Perſon von gutem Herkommen und von Vermögen ſeyn. Am meiſten aber ſchien ſie ſich zu Gute zu thun auf einen Zierrath den ſie am Kopfe trug. Dieſer beſtand

aus drey Stücken Elfenbein von der Form und Größe eines Sperlingeyes. Eins davon hing von dem Haupthaar bis auf die Nasenspitze, die beiden andern in gleicher Länge auf jede Wange herab. Bey jeder Bewegung des Kopfes spielten diese drey Eyer über das Gesicht hin und her, und dies war es eigentlich, was diesem Kopfputze seinen eigenthümlichen Reiz gewährte. Trotz aller Ziererey dieses jungen Mädchens, schämte es sich doch nicht beym Schmausen den trefflichsten Appetit zu zeigen, und forderte mit lautem Geschrey immer noch mehr von dem köstlichen Wildpret, nemlich von der Seekuh, welche verzehrt wurde. Das Thier welches die Colonisten mit dem eben angeführten Namen bezeichnen, nemlich das Flußpferd (hippopotamus) hat Hr. B. genau kennen gelernt und beobachtet, auch den Kopf eines jungen Thiers abgebildet. Nur der Kopf meint Hr. B. hätte einige Aehnlichkeit mit einem Pferdekopf, er findet aber gar keine Aehnlichkeit zwischen diesem Thier und einem Ochsen oder einer Kuh, sondern beschreibt es als eine beynahe ungestaltete Masse. Es ist ein wahres Amphibium — weil es nicht nur auf dem Trocknen und auch im Wasser leben kann, sondern nothwendig bald den einen bald den andern Aufenthalt wählen muß. Im Wasser scheint das Thier kaum etwas zu finden was ihm zur Nahrung dienen könnte, denn nach dem was Hr. B. über die in dem Magen der erlegten Thiere vorgefundene ungeheuere Menge halbzerkaueten Grases bemerkt, lebt das Thier ausschließlich von Vegetabilien, die es außer dem Wasser sich sucht. — Als Hr. B. seine Reise von Klaarwater weiter fortsetzen wollte, fand er auf allen Seiten Schwierigkeit. Die Missionäre stellten sich das Unternehmen weiter nordwestlich durch nie besuchte Gegenden vorzudringen als höchst gefährlich und beynahe tollkühn vor, und suchten Hr. B. auf alle Weise davon abzurathen — um so weniger war es nun möglich Hottentotten oder andere dort wohnhafte Leute durch Geld oder gute Worte zu be-

wegen, sich in den Dienst des Hrn. B. zu begeben und weiter Landeinwärts mit ihm zu reisen. Mancher hätte sich wohl unter solchen Umständen in seinem Entschlusse wankend machen lassen, nicht aber Hr. B. und der zweyte Theil seiner Reise wird lehren mit welchem Erfolg diese Festigkeit des Characters und des Entschlusses bekrönet wurde. — Ueber die Bemühungen der Missionäre in Südafrica urtheilt der Verf. mit rühmlicher Bescheidenheit und doch zugleich frey und unbefangen. Gern läßt er der Absicht in welcher von mehreren kirchlichen Vereinen in Europa, zu den uncultivirten und vernachläßigten Stämmen der Eingebornen in Südafrica, Missionäre abgeschickt werden, Gerechtigkeit widerfahren. Es scheint aber, als ob er sich gegen die Methode erklären möchte, welche diese Missionäre bey ihrem Bekehrungsgeschäft befolgen, indem sie sämmtlich mit der Verkündigung der christl. Glaubenslehren den Anfang zu machen pflegen. S. 356 u. f. Jedoch hat die bisherige Erfahrung gelehrt, daß nur so Aufmerksamkeit erregt und Eingang gefunden werden kann. Auch scheint Hr. K. an die bekehrten Hottentotten und andere vormalige Heiden, vermuthlich weil sie in der Regel das Aeußere des Gottesdienstes sehr sorgfältig beobachten, auch wohl über die Eitelkeit der Welt und die ihnen widerfahrne Gnade mit einer gewissen Salbung reden — etwas strenge Forderungen in Ansehung des sittlichen Verhaltens zu richten und aus den öfteren Rückfällen der kaum erst für das Bessere gewonnenen Menschen, oder aus den immer wieder vorkommenden Ausbrüchen der vorhin ungezügelt herrschenden Sinnlichkeit, auf die Unfruchtbarkeit der Bemühungen der Missionäre schließen zu wollen. Wenn aber auch die Bemühungen und der Unterricht dieser evangelischen Boten in jeder Hinsicht vollkommen wären, so würde es doch wohl unter denen, die durch sie für das Christenthum gewonnen werden, immer solche geben, die, wenn ihnen z. B. ein Reisender, wie Hr. B. zu Klaarwater that,

Schießpulver anvertrauete, mit der Bedingung daß sie mit der einen Hälfte Vögel oder Wild für ihn schießen, dafür aber die andere Hälfte des Pulvers für sich haben sollten, mit ihrer Hälfte immer länger auskommen und mehr erlegen würden als mit der des Reisenden — wie dies Hr. B. erfuhr — oder auch solche, die einen Vorrath von gedörrtem Fleisch, wie Hr. B. bey seinem Wagen zu Klaarwater für die weitere Reise aufbewahrte, so fleißig heimlich zusprechen möchten, daß zuletzt ein ganzes Fuder von diesem Fleisch, wie verschwunden war, welches Hr B. nach S. 482 gleichfalls zu Klaarwater unter christl. Hottentotten und Koranas begegnete. Wenn aber auch ehemalige Wilde, oder doch völlig vernachläßigte Menschen, durch die Missionäre zunächst nur für einige Zucht und Ordnung vermittelst des Christenthums gewonnen werden, wenn auch die Neubekehrten nicht sogleich jeder Versuchung zu widerstehen und untadelig in ihrem Verhalten zu seyn vermögen sollten, so würde doch jenes schon als eine unschätzbare Wohlthat für jene, das Elend ihres gesellschaftlichen und sittlichen Zustandes selbst fühlende Menschen seyn.

Sehr oft empfiehlt Hr. B. die Einwandrung nach Süd-Afrika, und glaubt, daß es genügsamen, fleißigen und gesitteten Colonisten nicht fehlen könne, sich in diesem Lande eine angenehme Existenz zu verschaffen. Unleugbar ist auch das Clima gesund und günstig, der Boden fruchtbar und selbst, wo künstliche Bewässerung möglich ist, in hohem Grade; gewiß würden Reis — der schon gebauet wird — auch Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Kaffee und Thee in der Colonie gedeihen, da die letzteren Gewächse schon hie und da in der Colonie als Seltenheit gezogen werden; man könnte vermuthlich manches nützliche Gewächse z. B. hiesige Holzarten wie die Birke, die Esche, die Linde, die Buche, auch einige Pappeln noch einführen; die Schiffahrt auf den größeren Flüssen könnte, wie dazu schon auf dem Breede rivier und dem

Krysna der Anfang gemacht werden, vielleicht noch mehr in den Gang gebracht werden, und so könnte dann zur Wirklichkeit kommen, was Hr. B. S. 319. im Geiste voraussieht, daß die Ufer des Orangeflusses und mehrere der benachbarten Landstriche von Colonisten bewohnt, überall angebauet seyn würden. Ein bedeutender Schritt zur Verwirklichung so schöner Aussichten ist nun schon geschehen, es sind mehrere Tausende auf einmal aus Europa nach Süd-Afrika versetzt worden, und die Regierung hat, wie bekannt, Sorge getragen, daß nur solche hinversetzt würden, die sich wegen ihres Charakters, ihrer Erwerbsfähigkeit, und selbst wegen einiges Vermögens, gehörig ausweisen konnten. Die ersten Jahre sind indessen für diese Ankömmlinge, ungeachtet der thätigsten Unterstützung von Seiten der Regierung, sehr traurige Jahre gewesen — und es ist leider nur zu wahrscheinlich, daß noch viel Zeit erfordert werden wird, und manche Veränderung eintreten muß, ehe sich diese Colonisten recht zufrieden und behaglich werden fühlen können. Denn wenn selbst die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten der ersten Anlage und Einrichtung, die sich jeder Vernünftige wird gefallen lassen ohne muthlos zu werden, gar nicht mit in Anschlag kommen sollen, so ist doch kein Europäer leicht zufrieden und glücklich, wenn er in einem fremden Welttheil gerade so viel hat als zur Erhaltung des Lebens oder zur Ernährung des Leibes gehört — und mehr nicht! um so weniger, da doch gewiß die meisten die ihr Vaterland und ihre früheren Verbindungen verlassen, insgeheim wenigstens ein glücklicheres Loos zu erwarten pflegen als sie in ihrem Vaterlande hatten. Bringen es nun aber auch die Colonisten im Innern des Landes, 100 bis 200 d. Meilen von der Capstadt und selbst von der Algoabay entfernt, dahin, daß sie fruchtragende Aecker, Gärten und Weinberge anlegen, und daß ihre Heerden nach Wunsch gedeihen — was werden sie mehr haben als gerade das Nothwendige

um sich zu ernähren? Woher soll das Alles kommen, was unsre Manufacturen z. B. zur Bekleidung an Leinwand, Tüchern, Leder u. dgl. liefern. — Woher die Geräthschaften, die im Hause, in Küche und Keller unentbehrlich sind, und auch dem Aermsten in Europa nicht ganz gefehlt haben, z. B. Glaswerk und irdnes Geschirr — woher die durch Gewöhnung fast nothwendig gewordenen Luxusartikel, als Caffee, Thee, Zucker, und genießbarer Taback — woher Schießpulver, Theer, Eisen und allerley Stahlwaaren? Freylich wenn erst Produkte von bedeutendem Werth, wie etwa Indigo oder Caffee in Menge gewonnen werden könnten, dann würden die Colonisten keine Noth haben. — Das Gewöhnliche aber, worauf sich bis jetzt die ganze Industrie der Colonisten am Kap allein beschränkt hat, Ackerbau, Weinbau, nebst Viehzucht und etwas Obstcultur — dieß kann zwar für die eigne Consumtion Ueberfluß verschaffen, liefert aber aber keinen Ausfuhr-Artikel von bedeutendem Werth, und kann von dem im Innern, weit von dem bis jetzt einzigen eigentlichen Marktplatz in der Colonie, nämlich von der Capstadt, entfernt wohnenden Colonisten, nicht mit Vortheil zu Gelde gemacht werden. Wenn also nicht Städte und Marktplätze im Innern oder an den Küsten z. B. an der Algoabay — wo ein Anfang dazu ist gemacht worden — entstehen, Plätze, wo nicht blos Tauschhandel getrieben wird, sondern wo ein wirkliches Umsetzen der Producte gegen baares Geld möglich ist, und in den Gang kommt, so dürfte es den neu angekommenen Colonisten, bey allem Ueberfluß an dem, was zum Lebensunterhalt gehört, doch noch lange an allem dem fehlen, was dem Leben einen erhöheteren Reiz oder das Gemächliche gibt, was besonders der Engländer so sehr begehrt. Man wird zu solchen Besorgnissen berechtigt, wenn man die Umstände kennt, in welchen die Colonisten in den nicht stark bevölkerten und von der Capstadt weit entfernten Districten, am Olifant Rivier, in Roz-

geveld, Bolikaveld u. s. w. auf schon völlig eingerichteten und lange bewohnten Höfen durchgehends leben. Es fehlt ihnen nicht an dem Nothwendigen, aber weil sie weit von dem Marktplatze entfernt wohnen, und keine andre als die gewöhnlichen Producte erzielen, so müssen sie gar Manches entbehren, woran ein Europäer von Jugend auf gewöhnt ist, und was er sehr ungern entbehrt. Doch vielleicht hebt sich die Industrie unter den gegenwärtigen sie so sehr begünstigenden Umständen; vielleicht entstehen Städte und Marktplätze im Innern des Landes; vielleicht werden die unterirdischen Schätze, welche der Boden der Colonie enthalten mag, zu welchen Hr. B. S. 399 auch Steinsalz rechnet, in dem er die Entstehung der so merkwürdigen Salzpfannen oder Salzseen am Cap aus unterirdischen Steinsalzfelsen zu erklären geneigt ist, künftig noch entdeckt und benutzt; vielleicht eröffnet die Erweiterung des Verkehrs mit den entfernten Stämmen der Eingebornen, unter welchen die Regierung anjetzt, wie in Nord-Amerika, eigne Agenten unterhält, noch neue Hülfsquellen — vielleicht — und wer sollte es nicht wünschen — vielleicht werden also die Hoffnungen des menschenfreundlichen und patriotischen Burchell für den Flor der Cap-Colonie noch alle erfüllt — sie heißt ja das Vorgebirge der guten Hoffnung; man darf also hoffen!

Das Werk des Hn. B. wird durch mehrere größere illuminirte Kupferstiche, und durch zahlreiche Vignetten zu Anfang und am Schluß der Capitel, in welche der Verf. sein Tagebuch eingetheilt hat, äußerst gefällig verziert. Ein Buschmann, der die Gorra spielt, macht das Titelkupfer, ein Hottentott im Dienst des Verf., wie auch ein Kora ist gleichfalls sehr glücklich abgebildet, mehrere naturhistorische, zum Theil vorher noch nicht beobachtete Gegenstände findet man in den Vignetten dargestellt, auch hat der Verf. seinen Capischen Reisewagen nicht vergessen der ihm beynahe 4 Jahre lang zur Wohnung diente, und dadurch besonders lieb wurde. Der Contrast zwischen einer Gegend, die

Wasser hat, und zwischen einer Wasserlosen, wird recht auffallend sichtbar durch die Zeichnung die der Verf. von seinem Lagerplatze am Zakrivier und von dem am Oranjerivier treu nach der Natur gegeben hat. Auch das Kunsttalent, des Vf. verdient eine rühmliche Erwähnung, da die ursprüngliche Zeichnung u. die ganze Ausführung der Kupfer u. Vignetten, die sein Werk verzieren, von ihm selbst herrühren. Sollte also auch das Werk des H. B. in Deutschland ein geringeres Interesse erregen als vielleicht im Vaterlande des Vf. der Fall ist, so darf man doch gewiß dieß Werk zu näherer Bekanntschaft und Beachtung empfehlen. Niemand wird es aus den Händen legen, ohne mit Achtung gegen den Vf. erfüllt worden zu seyn, und ohne das Verdienstliche einer Aufopferung von mehreren Lebensjahren, u. eines ansehnlichen Capitals bloß für den Zweck wissenschaftlicher Forschungen dankbar anzuerkennen. Bis dahin, daß einmal ein Gelehrter mit den nöthigen wissenschaftl. und besonders naturhistorischen Kenntnissen ausgerüstet, sich in einer Lage wie vormals Hr. Barrow befindet, d. h. alle Verhältnisse der Cap. Colonie, aus den Archiven u. Documenten der Capischen Regierung kennen zu lernen im Stande ist, wird ein vollständiges Gemälde von dieser so merkwürdigen Niederlassung der Europäer in Südafrica, schwerlich gegeben werden können; bis dahin wird man sich also mit einzelnen Beyträgen zur Kenntniß jener immer mehr sich ausbreitenden und immer wichtiger werdenden Colonie begnügen müssen. — Das Verdienst aber solche Beyträge geliefert zu haben, wird Hrn. B. nie streitig gemacht werden können.

Das von dieser Reisebeschreibung in dem Großherzogl. Sächsischen Privilegirten Industrie Comptoir zu Weimar, sehr bald nach Erscheinung des Originals in London eine deutsche Bearbeitung schon herausgekommen ist, beweist wohl die Aufmerksamkeit, welche diese Reisebeschreibung schon vor ihrem Erscheinen muß erregt haben, weil sie für den Zweck einer Uebersetzung ins Deutsche so schnell von London nach Weimar ist befördert worden. Schade nur, daß statt einer vollständigen Uebersetzung, ein bloßer Auszug ist gegeben worden, der sich vielleicht gut genug liest, der aber doch flüchtig gearbeitet worden ist, und in seiner jetzigen Gestalt bloß zur Unterhaltung, nicht aber zu einem wissenschaftlichen Gebrauch mit einiger Sicherheit benutzt werden kann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1823.

## Braunschweig.

Bey F. Vieweg: Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten auf seinen geschichtlichen Grundlagen und nach seiner Beurkundung bey der Bundesversammlung und den Landtagen. (Von Herrn von Bosse, Cammer-Assessor zu Braunschweig.) 1820. XII. u. 652 S. 8.

Ein Werk, schwer nach Verdienst zu würdigen! Es ist darinn eine solche Menge der verschiedenartigsten Thatsachen zusammengehäuft, wie sie nur eine ausgebreitete, auf einen Hauptgegenstand viele Jahre über hingerichtete Belesenheit zusammen bringen kann; sie sind aber nicht bloß zusammengehäuft, sondern auch einzeln erwogen und mit scharfen, zum Theil kühnen Urtheilen begleitet, daß zu einer Beurtheilung, in der man höher als der Schriftsteller stehen muß, ein langes Studium desselben speciellen Gegenstandes und eine Muße, wie sie beschäftigten Gelehrten selten vergönnt ist, zum Prüfen und Durchdenken so unzähliger Thatsachen, darneben auch eine unumschränkte Herrschaft über seine Wissenschaft, gehört, um dem Schriftsteller mit völliger Unparteylichkeit in seinen

Urtheilen zu folgen, ihren Ursprung zu ergründen und über ihre Haltbarkeit ein vollgültiges Urtheil zu fällen. Der, dem dieses Werk zur Bekanntmachung in diesen Blättern zugefallen ist, befindet sich weder in der vorhin beschriebenen Lage, noch konnte er sich die Eigenschaften zutrauen, welche die Beurtheilung desselben voraussetzt, daß er lange anstand, sich mit demselben zu befassen. Endlich hat ihn die Aufschrift dieser Blätter — gelehrte Anzeigen, — zu dem Entschluß gebracht, sich an ihren Wortsinn bey diesem Werke zu halten, und eine kurze Uebersicht seiner Resultate zu geben, unter der Voraussetzung, daß ja ein bloß gelehrtes Blatt, wie diese Anzeigen, auch gelehrte Leser von vielseitigen Kenntnissen habe, denen eine solche Mittheilung schon genug sey, um sie zu veranlassen, das hier zusammengedrängte Aggregat von Resultaten, wo nicht im Ganzen, doch im Einzelnen zu prüfen. Da der Verfasser selbst in der Darstellung und Sprache manches Eigenthümliche hat, so wird diese Uebersicht, um ihn auch von dieser Seite kenntlich zu machen, meist seine eigenen Worte beybehalten.

Nach dem Verfasser waren anfangs in Deutschland nur Bauern, welche nach der Oertlichkeit zu Reihenwerken und Gemeinen sich verbanden, und eben so auch völkerschaftlich Landesgemeinen hielten: gemeinschaftliche Arbeiten verabredeten z. B. Landgraben, welche schon beym Tacitus vorkommen, und Markt hatten, wovon gleichfalls Tacitus spricht: ein Zustand, wie er noch jetzt in den Waldstätten besteht. Wie hier suchten die Söhne, welche auf den Höfen kein Unterkommen fanden, Kriegsdienste in der Fremde, laut Cäsar.

Aus diesen Soldaten wurden in der Fremde, besonders in Italien und Gallien, vornehme Herren, Kriegsfürsten, Könige. Sie unterwarfen sich die Deutschen. Carl der Große vollendete die Eroberung. Die Gemeineordnung ging unter. Die kö-

niglichen Beamten, Grafen und Bischöfe, herrschten über die Gaue, mit Hülfe der königlichen Dienstmannen. Daraus entstand der Adel. Das Volk hatte größre Lasten als jetzt: Kriegsdienst von jedem Hofe, und Lieferungen von Fuhren und Lebensmitteln an das wandernde Hoflager und an den Grafen, den Zehnten an die Geistlichen und vermehrte Reihenwerke.

Die Sachsen, die zuletzt Bezwungenen, kommen auf den Thron und stellen zum Theil das Gemeinwesen wieder her; die Völkerschaften sind wieder zusammen, es bilden sich große Ortsgemeinen und Marktstätte, die Geistlichkeit steht dem Landbau vor, die Dienstmannen verbauern. Der Verbesserungsgeist wirkt sichtbar, und nimmt große Kräfte in Anspruch. Aber man verwickelt sich in den Widerspruch, das Welsche nicht zu wollen, und doch in Italien den Herrn zu spielen. Das alte Soldatenwesen spukt auch im Innern fort, und so kommt es zur Grundherrlichkeit, welche die alten Reichsleistungen und die Gutsabgaben in sich vereinigt, und mit den Krongütern sich bereichert. Die Freyheit wird eingemauert in Städte und Burgen.

Kayser Rudolph I begünstiget die Landeshoheit, welche er für sein eigenes Haus in Oesterreich befestigt. Die alten Bauern sind in den frühern Zerwürfnissen entweder Edelleute oder Leibeigene geworden; nun werden viele Edelleute, wie man jetzt sagt, mediatisirt, oder, nach damaliger Redensart, dem Landesherrn vermöge übertragener kayserlicher Rechte unterworfen. Es gibt keine Reichsabgaben, sondern nur landesherrliche und reichsstädtische Abgaben, bis man gegen die Hussiten allgemeine Aufgebote erläßt. Um diese Zeit wird der Festungsbau allgemeiner. Die Städte blühen, halten Gemeine unter einander, und herrschen im deutschen Meer und der Ostsee. Sie suchen für Wege und Stege zu dem Landhandel zu

sorgen und machen sich Verwaltungsgrundsätze. Die geistliche Verwaltung verbreitet den Gemüsebau, gibt das Muster zur Bewirthschaftung großer Güter, die man früher nicht zu behandeln verstand, sondern in Meiergüter auflößte und beförderte die schönen Künste. Aber die Geistlichen verbildeten sich und andere. Man weiß, daß Bischöfe lateinische Verse hersagten, während rings um ihre Schlösser die Fehden in Blut und Feuer wütheten.

Plötzlich verwirrte der Americanische Geldstrom alle Rechnungen und gab der städtischen Gewerbsamkeit noch mehr Uebergewicht über den Landbau, als sie schon durch ihre Sicherheit hinter festen Mauern hatte; zugleich bedrohten die Türken Deutschland, und es war in sich durch Meinungen und Genußgier zerrissen. Eine große Menge nahmhafter Geschlechter ging durch neue Genüsse und neue Krankheiten bey dem Anfang der sogenannten neuern Zeit unter. Es entstand ein hundertjähriger Krieg, worin es weder zum Einheitlichen noch zum Gemeinheitlichen kam, sondern welcher sich durch einen Vergleich endigte. Der Kriegszustand ward zum Friedenszustand. Die Verfassung und die Staatswirthschaft erhielt ihre Grundlage aus dem Kriege. Die Hauptlast der Abgaben ruhte auf dem unbeweglichen Eigenthum, die Hauptausgabe bildete das Soldatenwesen. Das Seewesen, der auswärtige Handel ging verlohren.

Indessen kam doch das Einzelne in Ordnung. Der Landbau, der innere Verkehr hoben sich, das Schulwesen ward das beste in ganz Europa, der siebenjährige Krieg regte mehr auf, als er schadete; und es ward die Kraft gewonnen, die französische Soldatenmajestät von sich zu schleudern und zu vernichten. Nun läßt sich wieder die Rechnung auf die Zukunft machen, oder, wie es in dem Werke heißt, mit dem Himmel; die Rechnung mit der Hölle ist nicht ausgeführt, weil sie sich aus der Geschichte genug ergebe.

## Paris.

Bey Meguignon-Marvis: Exposé des nouvelles découvertes sur l'Electricité et le Magnetisme de M. M. Oersted, Arago, Ampère, H. Davy, Biot, Erman, Schweiger, de la Rive etc. Par Mr. Ampère et Babinet. 90 Octavseiten mit Figuren im Text. 1822.

Es enthält diese Schrift, von der auch bereits eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel Darstellung der neuen Entdeckungen über die Electricität und den Magnetismus ꝛc. Leipz. bey Voß 1822 erschienen ist, die vorzüglichsten seit der merkwürdigen Entdeckung des Hrn. Oerstedt (M. s. unsere G. A. 1820. S. 1705) bekannt gewordenen Ansichten und Versuche der auf dem Titel dieser Schrift genannten Gelehrten, wovon das Umständlichere auch bereits aus Gilberts Annalen d. Ph. hinlänglich bekannt ist, und daher hier keiner weitern Anführung bedarf. Hr. Ampère bemüht sich diese von jenen Gelehrten beobachteten electro-magnetischen Erscheinungen, sämmtlich auf die von ihm aufgestellte Theorie electrischer Ströme längst des Verbindungsdrathes der Voltaischen Säule, und senkrecht um die Axe der Magnetnadel, zurückführen, wobey er denn annimmt, daß längst des Verbindungsdrathes ein + E strom vom Zink- zum Kupferpol, und ein — E strom vom Kupfer- zum Zinkpole sich bewege, um die Axe der Magnetnadel (d. h. um die vom Nord- zum Südpol derselben gezogene Linie) sich hingegen electrische Ströme in Richtungen senkrecht auf diese Axe bewegten, und zwar dergestalt, daß wenn die Magnetnadel im magnetischen Meridian sich in Ruhe befindet, ein + E strom auf der obern Seite der Nadel die Richtung von Westen nach Osten, mithin auf der untern beym Umherkreisen, die Richtung von Osten nach Westen habe. Ob auch ein — E strom dem vorigen entgegen sich um die Nadel bewege, fin-

den wir nicht genau angegeben. Ueberhaupt spricht Hr. A. auch nur immer von dem + E strome längst des Verbindungsdrathes. Befindet sich nun z. B. dieser Drath überhalb der Nadel, wenn sie in Ruhe ist, und geht der + E strom des Drathes von Süden nach Norden, so wird sich der Nordpol der Nadel (nach der in Deutschland gewöhnlichen Bedeutung desselben) azimuthal nach Westen zu bewegen anfangen, hingegen nach Osten zu, wenn jener + E strom des Drathes von Norden nach Süden gerichtet ist, und die Ursache dieser Bewegung liegt nach Ampère's Theorie darinn, daß der um die Nadel kreisende + E Strom sich mit jenem des Drathes in dieselbe Richtung, also in dem angeführten Beyspiele von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden zu versetzen suche, wodurch denn ein Moment entstehe, die Nadel selbst azimuthal zu bewegen, und zwar so, daß der Strom um sie allemal auf dem kürzesten Wege in diejenige Richtung gelange, welche derjenige längst des Drathes hat. Auf gleiche Weise leitet Hr. A. die Bewegungen der Nadel ab, für die Fälle, wenn der Drath unter der Nadel weggeht, oder sich auch in einer Horizontalebene mit ihr befindet, in welchem letztern Falle die Richtungen des Stromes an der Nadel auf und niederwärts hauptsächlich in Betrachtung kommen. Ueber die gleichzeitige Wirkung des — E Stromes längst des Drathes, auf den + E Strom der Nadel, finden wir in der Schrift nichts näheres erwähnt. Sollen indeß beide Ströme längst des Drathes die Nadel nach einerley Sinne bewegen, so muß man nothwendig annehmen, daß sie auch beide auf den + E Strom der Nadel auf einerley Art wirken, welches man bey näherer Betrachtung nicht leicht zugeben wird. Man wird vielmehr schließen, daß durch die vereinigte Wirkung jener zwey Ströme die Nadel in Ruhe bleiben müsse, welches auch der Fall seyn würde, wenn außer dem + E Strome um die Nadel, auch noch ein — E

Strom um sie kreisete, worüber sich zwar Hr. A. nicht weiter erklärt. Untersucht man nun überdem auch noch alles genau, auf welche Weise Hr. A. aus den gegenseitigen Attractionen und Repulsionen jener Ströme längst des Drathes und um die Nadel, den Satz ableitet, daß die Ströme um die Nadel die Lage und Richtung derjenigen längst des Drathes annehmen müssen, und dadurch die Nadel in Bewegung gesetzt werde, so geräth man überall wieder auf neue Schwierigkeiten. Man gedenke sich z. B. wieder den Drath in einer lothrechten Ebene über der Nadel und parallel mit ihr den + E Strom desselben von Süden nach Norden. In gleichen entgegengesetzten Entfernungen vom Ruhepuncte der Nadel seyen m, $\mu$ ein paar Stromelemente auf ihr, und lothrecht über ihnen n, $\nu$ ein paar Stromelemente auf dem Drathe. Beide m, $\mu$ haben die Richtung von Westen nach Osten, und jene n, $\nu$ von Süden nach Norden. Beide Elemente m, n wirken demnach eben so aufeinander und folglich auch auf die Nadel, wie beide $\mu$, und $\nu$, und da diese Kräfte auf entgegengesetzten Seiten des Ruhepunctes der Nadel liegen, so können sie als nach einerley Richtung wirkend, der Nadel keine Bewegung ertheilen ꝛc. Was von zwey Paaren solcher Elemente, wie m, n oder $\mu$, $\nu$ statt findet, muß für jede ähnliche Paare gelten, und es läßt sich also nicht einsehen, wie aus der vereinigten gegenseitigen Wirkung aller Stromelemente des Drathes und der Nadel eine Drehung der letztern um ihren Ruhepunct sollte entstehen können. Außerdem können auch m und n, oder $\mu$ und $\nu$ nicht aufeinander wirken, um sich in eine correspondirende Lage zu versetzen, weil m und n, so wie auch $\mu$ und $\nu$ in Ebenen liegen, welche auf einander senkrecht stehen, nach Ampère's eigenen Sätzen (art. 16. 17.). Ueberhaupt erhellet auch nicht aus Ampère's Theorie, warum, wenn ein paar Stromelemente wie m, n, oder $\mu$, $\nu$ sich anziehen (oder

auch abſtoßen), ſie ſich dadurch zugleich in eine und dieſelbe Richtung verſetzen müſſen. Sich anziehen oder abſtoßen, und in eine und dieſelbe Richtung ſich begeben, ſind, doch zwey ganz von einander verſchiedene Erſcheinungen. Man ſollte aus dem gegenſeitigen Anziehen oder Abſtoßen obgedachter Ströme wovon m und n oder auch $\mu$ und $\nu$ ein paar Elemente ſind, eher die Folge ziehen, daß in den beiden Hälften der Nadel Drehungsmomente aufwärts oder niederwärts, als nach azimuthaler Richtung erfolgen müßten. Wir übergehen noch mehr andere Sätze in Ampère's Theorie, gegen welche ſich erhebliche Einwendungen machen ließen, aber ohne Beyhülfe von Figuren würden ſie ſich hier nicht vollkommen deutlich darſtellen laſſen. Der Recenſent iſt nach vielfältigen Nachdenken über Ampère's Theorie vollkommen überzeugt, daß es eine vergebliche Arbeit iſt, aus gedachten Anziehungen oder Abſtoßungen der Stromelemente, eine azimuthale Bewegung der Nadel ableiten zu wollen, wenn wir auch gleich die Verſuche (art. 4) nach denen ein paar Metalldräthe ſich anziehen oder abſtoßen ſollen, jenachdem electriſche Ströme längſt ihnen nach einerley oder entgegengeſetzter Richtung laufen, zugeben möchten. Es können alle dieſe Verſuche ihre Richtigkeit haben, daß aber dieſe gegenſeitige Annäherung oder Entfernung jener Dräthe wenigſtens keine Folge von Anziehungs- oder Abſtoßungskräften im gewöhnlichen Sinne ſeyn können, iſt klar. Man kann dieſe Phänomene eben ſo gut auch aus Hrn. Oerſteds Wirbeln ableiten, welche um ſolche Dräthe ſtatt finden ſollen, und da Hrn. A. Theorie auch nicht frey von ſolchen Wirbeln iſt, wie der angenommene Wirbel um die Axe der Magnetnadel, und ein anderer der von Oſten nach Weſten um die Erde ſelbſt ſtatt finden ſoll, beweiſt, ſo würden wir der Oerſtedtiſchen Theorie, da ſie die Phänomene in einem minder künſtlichen Gewande darſtellt, wohl einen Vorzug vor der Amperiſchen ertheilen, wenn anders jetzt ſchon von einer Theorie, auf welche Weiſe der Magnetismus im electriſchen Conflicte hervortritt, die Rede ſeyn kann, indem ſich der Anſichten noch mehrere gedenken laſſen, wodurch die hieher gehörigen Phänomene einer annehmbaren Conſtruction unterworfen werden können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1823.

## Göttingen.

Se. Majestät, unser gnädigster König, haben huldreichst geruhet, den bisherigen Professor der Medicin auf der Königlich-Preußischen Universität zu Greifswalde, Herrn D. Ludw. Jul. Casp. Mende zum ordentlichen Professor der hiesigen Universität in der medicinischen Facultät zu ernennen. Es ist derselbe auch bereits allhier angekommen und hat am 26. April die Direction der Entbindungsanstalt übernommen.

## Basel.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung: Beyträge zur Geognosie. Von Peter Merian, Professor an der Universität zu Basel. Erster Band. Auch mit dem Titel: Uebersicht der Beschaffenheit der Gebirgsbildungen in den Umgebungen von Basel, mit besonderer Hinsicht auf das Juragebirge im Allgemeinen. Mit einer Karte und einer Steintafel. XII und 156 Seiten in Octav 1821.

Mit ganz besonderem Vergnügen zeigen wir diese

Schrift von einem unserer ehemaligen gelehrten Mitbürger an, die über ein viel besprochenes, aber seiner wahren, inneren Natur nach, bisher nur sehr unvollkommen bekanntes Gebirge, Licht verbreitet. Der Verfasser tritt darinn als ein besonnener, umsichtiger, mit umfassenden Kenntnissen ausgerüsteter und dabey sehr bescheidener Beobachter auf, der zugleich die Gabe besitzt, das mit ruhigem und vorurtheilsfreyem Blicke Aufgefaßte, einfach und klar darzustellen.

Ein geographischer Ueberblick der Gegend von Basel, wodurch der Verfasser einen vorläufigen, allgemeinen Begriff von dem Felde seiner Untersuchungen gibt, eröffnet zweckmäßig die Einleitung. Daran ist eine kurze Uebersicht der Arbeiten der Geognosten über das Juragebirge gereihet; worauf zuletzt ein kurzer Ueberblick der Gebirgsarten in der Gegend von Basel folgt. Diese gehören größten Theils einem Flötzgebilde an, welches Herr Merian mit dem allgemeinen Namen der Juraformation belegt; die vorzüglich aus Kalk- und Mergel-Lagern von sehr verschiedener Beschaffenheit bestehen und bey welchen sich gewisse Gruppen unterscheiden lassen. Aeltere Gebilde treten nur an wenigen Stellen hervor; an mehreren erscheint aber jene Formation von anderen, ungleich neueren Gebilden bedeckt.

Die specielle geognostische Schilderung zerfällt in drey Hauptabschnitte, nach den verschiedenen Hauptformationen. 1. Aelterer Sandstein. Eine Gebirgsart, die nach ihrem ganzen Verhalten im Kleinen und Großen, mit Werner's buntem, im nördlichen Deutschland so weit verbreiteten Sandstein übereinstimmt. Dort kommt er an den tiefsten Stellen, z. B. am Ufer des Rheins zwischen Rheinfelden und Augst, zum Vorschein und tritt übrigens in größeren Massen in weiterer Entfernung von Basel, am Rande des Schwarzwaldes auf. Der Verf. macht gelegentlich auf die Bildung des Sandsteins

aus darunter liegenden Urfelsarten aufmerksam, die sich — auch nach des Referenten Beobachtungen am Schwarzwalde — nicht verkennen läßt; und wirft dann zugleich die Frage auf, wie es zu erklären seyn möge, daß das Eisenoxydul der Grundgebirgsarten nicht in Eisenoxydhydrat, sondern in rothes Eisenoxyd umgewandelt sey? Wo wir noch gegenwärtig, unter dem Einflusse der feuchten Luft, Zersetzungen des Granites, Gneuses u. s. w. vorgehen sehen, nehmen wir allerdings wahr, daß Eisenoxydhydrat entstehet. Sollte daher jene Erscheinung nicht vielleicht die Vermuthung rechtfertigen, daß der bunte Sandstein, gleich dem am Schwarzwalde in sehr nahen Verhältnissen damit stehenden, Eisenoxyd haltenden Conglomerate, unter Einwirkung von Hitze gebildet sey? Merkwürdig ist es, wie in den Flötzgebirgsarten die Anwesenheit des Eisenoxydhydrates immer mehr wächst, und dagegen die des rothen Eisenoxydes abnimmt, je weiter die Gebilde von den älteren Formationen sich entfernen.

2. Formation. Jurakalkstein. Der Verf. unterscheidet bey derselben vier Gruppen. Die erste enthält als Hauptgebirgsart einen rauchgrauen, dichten Kalkstein, von muschligem oder splittrigem Bruch, der verschiedene Versteinerungen, als Terebratelen, Buccarditen, Chamiten, in einigen Gegenden auch Entrochiten führt und zuweilen Hornsteinnieren enthält. Ihm untergeordnet sind Lager von Mergel und Gyps. In der zweyten Gruppe herrscht bunter Mergel vor, der, so wie seine untergeordneten Lager, sich durch einen Reichthum an Versteinerungen, namentlich Belemniten, Ammoniten, Gryphiten (Gruphaea arcuata Lam.) Pectiniten, Terebrateln auszeichnet. Außer den mannichfaltigen Mergelarten die darin abwechseln, kommen fester, dunkelgelber, thoniger Kalkstein und Schieferthon darin vor; und als mehr fremdartige Einlagerungen, Gyps und Sandstein, zuweilen Spuren von Steinkohlen. Von der nächstfolgenden Gruppe wird die

zweyte getrennt durch einen grauen, mergeligen, oft mit Glimmerblättchen übermengten, in Schieferthon und Letten sich verlaufenden Kalkstein, mit Einlagerungen eines rogensteinförmigen Eisensteins. Die dritte Gruppe wird durch einen Rogenstein characterisirt, der gemeiniglich eine schmutzig graulich gelbe Farbe, im Inneren aber oft rundliche, blaugraue Massen besitzt. Versteinerungen sind darin häufig; oft kommen sie aber in einem zertrümmerten Zustande vor, so daß Stücke derselben nicht selten den Kern von Rogensteinkörnern ausmachen. Die vierte Gruppe besteht aus dem jüngeren Kalkstein und Mergel. Die Gebirgsart welche am meisten darin vorherrscht, ist ein gelblich weißer Kalkstein, von kleinmuschligem Bruch, oft von Kalkspathadern durchsetzt. Dieses jüngste Glied der Juraformation verdient ganz besonders den Namen des Jurakalkes, weil er es ist, den man überall in jenem Gebirge antrifft, wenn auch die älteren Glieder nicht sichtbar sind und der, wenn man auf das Ganze des Juragebirges siehet, als die Hauptmasse desselben erscheint. Zu den vorzüglich characteristischen, untergeordneten Gliedern dieser Gruppe, gehört ein weißlich gelber Rogenstein. Auch diese Gruppe führt mannichfaltige Petrefacten und darunter manche, die in den älteren Gebirgsarten nicht angetroffen werden, z. B. gewisse Arten von Echiniten, Fungiten, Madreporen und anderen Zoophyten.

Von der allgemeinen Darstellung der Gebirgsarten, welche die Juraformation zusammensetzen, gehet der Verf. zur Betrachtung ihres Schichtenbaues über. Er redet zuerst von den Meinungen Anderer und besonders von der Ansicht Saussüre's und theilt dann seine eigenen Beobachtungen mit. Es dürfte wohl wenige Gebirge geben, die in dieser Hinsicht so viel Merkwürdiges, aber auch zugleich Räthselhaftes darbieten, als der Jura. Der Verf. glaubt nach seinen Beobachtungen sich mehr zur Ansicht derer hinneigen zu

müssen, welche eine ursprünglich horizontale, oder wenig geneigte Bildung der Schichten annehmen und ihre stärkeren Neigungen und Biegungen aus später damit vorgegangenen Veränderungen erklären, als der entgegengesetzten Ansicht, die für den Schichtenbau keine andere Kräfte in Anspruch nimmt, wie diejenigen, welche die Structur der Gebirgsarten im Kleinen bedingen. Ref. kann jene Meinung nicht theilen, sondern hält dafür, daß im Juragebirge so gut wie an anderen Orten, Eigenthümlichkeiten des Schichtenbaues zu beobachten sind, die sich auf keine Weise aus einer Einsenkung oder Hebung erklären lassen; wenn er gleich nicht in Abrede stellen will, daß manche partielle Erscheinungen, späteren, gewaltsamen Veränderungen der Lage der Schichten zugeschrieben werden dürfen. Solches hier weiter auszuführen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht.

Es folgt nun eine nähere Auseinandersetzung der Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Gruppen der Juraformation und dann eine Vergleichung ihrer Beschaffenheiten in der Gegend von Basel, mit ihrem Verhalten in anderen Gegenden. Die Meinungen über die Stelle, welche diese Formation in der allgemeinen Folge der Flötzformationen einnimmt, waren bisher sehr getheilt; vorherrschend war aber seit der Erscheinung von Karsten's mineralogischen Tabellen, die Annahme, daß der mit den verschiedenen Namen von Rauhkalk, Rauchwacke, Höhlenkalkstein belegte ältere Flötzkalk, der älter ist als Werner's bunter Sandstein, für das geognostische Aequivalent des Jurakalkes angesehen werden müsse. Unser Verf. zählt dagegen die Juraformation zu den Gebilden, welche im nördlichen Deutschland zwischen dem bunten Sandsteine und der Kreide liegen und beruft sich dabey auf eine von dem Referenten zuerst in seinen geognostischen Vorlesungen i. J. 1817, mitgetheilte Angabe. Ref. ist auch jetzt, nachdem er Gelegenheit gehabt, seine früheren Beobachtungen in

einem großen Theile von Deutschland und im Jura zu wiederholen und zu erweitern, von der Richtigkeit jener Ansicht überzeugt, und benutzt diese Gelegenheit, um die Resultate kurz mitzutheilen, die er aus seinen bisherigen Untersuchungen über das Verhältniß der deutschen Flötzgebilde zu denen im Jura, ziehen zu können glaubt.

Den Sandstein, der als Grundlage der Juraformation erscheint, hält Referent mit Herrn Merian, für Werner's bunten Sandstein. Der ihm zunächst liegende, rauchgraue Kalkstein, scheint in seinen wesentlichen Eigenschaften, mit dem Muschelkalkstein im nördlichen Deutschland übereinzustimmen. Dieser pflegt von dem bunten Sandstein durch bunten, oft Gyps führenden Mergel getrennt zu werden, der ebenfalls theils unter, theils mit jenem Kalkstein des Jura vorkömmt. Zu den besonders characteristischen Petrefacten dieses Kalksteins gehört Encrinites liliiformis Lam. der im Jura wie in Deutschland darin zu Hause ist. Derselbe Kalkstein deckt der bunten Sandstein an mehreren Stellen am Rande des Schwarzwaldes. Bey Durlach ist seine Auflagerung besonders deutlich zu beobachten. Sehr verbreitet ist er im oberen und unteren Neckarthale, hier bis in die Gegend von Neckargmünd, von wo er sich gegen Würzburg verbreitet. Ebenso kömmt er im Kocher- und Jaxtthale vor. Er ist in diesen Gegenden von Vielen für älteren Flötzkalk, Zechstein und Rauhkalk gehalten. Der bunte Mergel welcher im Jura den rauchgrauen Kalkstein deckt, ruhet in Deutschland unter denselben Verhältnissen und mit ähnlichen Einlagerungen auf dem Muschelkalk. In besonders großer Verbreitung zeigt er sich in den Gegenden an der linken Seite der Weser, zumal im Osnabrückschen, Lippeschen, in der Grafschaft Pyrmont; weniger in den Gegenden an der rechten Seite jenes Stromes; sodann in Niederhessen, am nordwestlichen Fuße des

Meißners; in einigen Gegenden von Thüringen z. B. in der Nähe von Gotha; vorzüglich ausgebreitet und mächtig in Franken, z. B. südlich von Hildburghausen gegen Coburg, im Itzgrunde, in der Gegend von Bamberg, im Mainthale bis über Schweinfurth hinaus; ferner nicht minder ausgezeichnet in Schwaben, im Elwanger Gebirge, Löwensteiner Gebirge, in den Gegenden von Stuttgard und Tübingen und weiter hinauf zwischen dem Schwarzwalde und der Schwäbischen Alp. Dieses Gebilde hat in seiner Zusammensetzung, in seinen Sandstein- und Gyps-Einlagerungen, oft täuschende Aehnlichkeit mit der Formation des bunten Sandsteins und ist daher von mehreren Geognosten mit derselben verwechselt worden. Auf diesen jüngeren bunten Mergel folgen im Weserthale, namentlich in den Gegenden von Hausbergen und Rinteln, in manchen anderen Gegenden zwischen der Weser und Leine und unter ganz ähnlichen Verhältnissen in Franken und Schwaben, dort z. B. in der Gegend von Banz und Staffelstein, hier besonders am nordwestlichen Fuße der Alp, Lager von dunkelm Schieferthon und Mergelschiefer, mit verschiedenen, bald bituminösen und mergeligen, bald reineren, oft rogensteinförmigen Kalksteinarten, Flötzen von körnigem Eisenstein und Nieren von thonigem Sphärosiderit. Diese Lager haben einen großen Reichthum von Versteinerungen unter denen sich Gryphiten (Gryphaea arcuata Lam.) verschiedene Arten von Belemniten (z. B. Belemnites Acuarius, paxillosus, canaliculatus v. Schloth.) mannichfaltige Arten von Ammoniten (z. B. Ammonites costatus) und Pentacriniten (u. A. zu Boll im Wirtembergischen) besonders auszeichnen. Es gehört dahin der von Einigen so genannte Gryphitenkalk. Im Jura entsprechen diesen Gebilden, die oberen Lagen der zweyten Gruppe, nebst dem älteren Rogenstein. In Deutschland folgt nun in der

Ordnung der Flötze, der Quadersandstein, mit seinen mannichfaltigen untergeordneten Lagern, von denen Steinkohlen und Eisenstein besonders wichtig sind. Merkwürdig ist es, wie dieser Sandstein in Deutschland vom Norden nach dem Süden abnimmt, indem er in Nieder- und Obersachsen von großer Bedeutung ist; in Franken (z. B. in den Gegenden von Banz, Staffelstein, Bamberg) schon ungleich weniger verbreitet und mächtig erscheint und am Fuße der Schwäbischen Alp sich nur noch als ein unbedeutendes Lager zeigt. Im Jura scheint dieses Glied der Flötzformationen-Kette ganz zu fehlen. In Deutschland folgt unmittelbar auf den Quadersandstein ein gemeiniglich durch lichte Farben ausgezeichneter, dichter Kalkstein, der zuweilen Rogenstein-Lager führt, mannichmal in Mergel und zumal in Norddeutschland in Kreide sich verläuft und mannichfaltige Petrefacten enthält, unter welchen sich besonders Echiniten auszeichnen. Er zeigt sich auf diese Weise in großer Verbreitung in Westphalen und Niedersachsen; in Obersachsen, wo der sogenannte Pläner dahin gehört; in Franken von Coburg an gegen Süden; in einem Theile von Bayern und Schwaben, hier namentlich auf der Alp, dessen Plateau ganz daraus bestehet. Diesem Kalkstein, welchem Referent den Namen des weißen beylegen möchte, entspricht offenbar die Hauptmasse des Jurakalkes, die Gruppe des jüngeren Kalksteins und Mergels. An diesen Kalkstein reihet sich unmittelbar das Kreidegebilde, mit seinen verschiedenen untergeordneten Lagern. —

Der dritte Abschnitt des Merian'schen Werkes handelt von den neueren Bildungen in der Gegend von Basel: von der Formation des Süßwasserkalksteins; den Ablagerungen von Geröllen, Sand, Nagelfluh und Sandstein; dem Rogenstein-Conglomerate und Kalktuff. In einem Anhange betrachtet der Verfasser die Eisensteinbildungen im Jura, bey welchen man diejenigen, welche der eigentlichen Juraformation angehören, wohl unterscheiden muß von Anderen, die zu den tertiären Gebilden gehören. Eine geognostische Charte des Cantons Basel und einiger angränzenden Gegenden, erhöhet den Werth des überaus schätzbaren Werkes. Der Verfasser desselben wird sich durch fernere Mittheilungen geognostischer Beobachtungen, zu denen die Lage von Basel in der Nähe des Jura, des Schwarzwaldes und der Vogesen so sehr einladet, bleibende Verdienste um die Wissenschaft erwerben, für welche er so ausgezeichnete Talente bewährt hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 10. May 1823.

## Halle.

Im Verlage der Curtschen Buchhandlung: John Thomson Professor der Chirurgie an der Universität zu Edinburg ꝛc. über Entzündung. Aus dem englischen. Herausgegeben von Peter Krukenberg Professor an der vereinigten Universität Halle-Wittenberg. Ir Band Halle 1820. VI. 534. IIr Bd. 456. Register 457-472 8.

Der Grund, warum diese Anzeige so spät erfolgt, ist der, weil Rec. immer gehofft hatte das Original zu erhalten, allein dieses ist vorerst aus dem Buchhandel verschwunden. Es erschien 1813 zu Edinburg unter dem Titel: Lectures on Inflammation, exhibiting a view of the general Doctrines, Pathological and Practical of Medical Surgery by John Thomson, Professor of Military Surgery in the University of Edinburgh. — Einleitung: zwischen Chirurgie und Medicin ist keine strenge Gränze zu ziehen. Durch die Einrichtung besonderer Collegien der Chirurgie und der Medicin entstand Feindschaft und Nebenbuhlerey zwischen den Aerzten und Chirurgen; Erzählung dieser Verhältnisse in Paris.

Durch die Kriege während der Regierung Ludwig des XIV. kam die Chirurgie in Frankreich empor. (Seite 42 wird der Geschichtschreiber Riegel und vom Uebersetzer der Titel des Buchs Lipsiae 1788 angeführt, allein Rec. kennt nur einen Riegel und zwar Havniae 1788. 8.) 1. Cap. Definition und Symptome der Entzündung. Ueber Röthe, Schmerz, Hitze und Geschwulst das bekannte. Die Hitze in dem entzündeten Theile übersteige nie die des Blutes im Herzen. 2. Cap. Ursachen der Entzündung. Nach des Verf. Ansicht kann es nur wenig Vortheil gewähren, wenn man versucht die Ursachen der Entzündung systematisch zu ordnen, da jede Substanz durch die Art, wie sie mit dem Körper in Verbindung gebracht wird, eine Ursache dieses Zustandes werden kann. Die Eintheilung der unmittelbaren Ursachen in mechanische und chemische, so wie die der mittelbaren in thierische Krankheitsgifte und in Substanzen, die in den Magen gebracht, specifische Hautentzündungen verursachen, ist beybehalten und beleuchtet. 3. Cap. Zustand der Blutgefäße bey der Entzündung. Die Entzündung hat ihren Sitz in den Haargefäßen, die während derselben sehr erweitert sind, allein sie muß wie jede andere Erscheinung im lebenden Körper nicht als der Erfolg einer einzigen Ursache betrachtet werden. Nach Versuchen die der Verf. an Frösche angestellt, ist eine verminderte Geschwindigkeit des Bluts in den Haargefäßen keineswegs eine sehr gewöhnliche Wirkung der anfänglichen und gemäßigten Grade der Entzündung. 4. Cap. Allgemeine und Febrilische Symptome. Diese sind, 1. eine gesteigerte Thätigkeit des Herzens und der Arterien, die durch einen harten, vollen und gewöhnlich häufigen Puls angezeigt wird, 2. Erhöhung der Hautwärme oder der Temperatur des Körpers, die bey Fiebern sehr wechselt, 3. verminderte Ausdünstung, 4. Mangel an Appetit, belegte Zunge, Ekel, 5. Kopfweh, Rückenschmerz, Angst, Schlaflosigkeit u. Entzündungshaut des aus den Venen gelaßnen Bluts. 5.

Cap. Ausgänge der Entzündung. Der Verf. möchte sie lieber örtliche Wirkungen der Entzündung nennen. Die verschiedenen Ausgänge, als Zertheilung, Ergießung, Verwachsung, Verschwärung, mit Granulation, mit Vernarbung, ausgenommen der Brand, können als eben so viele Lebensprocesse, Stadien, Zustände der entzündlichen Thätigkeit angesehen werden. 6. Cap. Verlauf der Entzündung und Wechsel in derselben. Die Ausdrücke acut und chronisch bezeichnen bloß Verschiedenheiten in der Dauer und in dem Grade der Symptome der entzündlichen Zustände. Der Einfluß der Structur der Theile auf Abänderung der Phänomene der Entzündung ist ein Gegenstand, der in vielem Betracht wenig bearbeitet worden ist. Die allgemeine Uebersicht von den merkwürdigen Erscheinungen der entzündeten Gewebe ist wegen ihres Reichthums an trefflichen Bemerkungen keines Auszugs fähig. 7. Cap. Behandlung der Entzündung. Allgemeine und örtliche Mittel, um Zertheilung zu bewirken. I. Von der Behandlung der Entzündung, die von einer starken entzündlichen Anlage oder einem symptomatischen Fieber von entzündlichem oder sthenischem Character begleitet ist. Ueber die Wirkungen des Aderlasses gibt der Puls keine so sichere Zeichen, als das Aufhören des Schmerzes; abführende Arzneyen sind oft nothwendige und sehr nützliche Hülfsmittel; der Gebrauch verdünnender Tränke, diaphoretische Arzneymittel und das warme Bad, örtlich oder allgemein angewendet dienen zur Beförderung der natürlichen Absonderung von der Oberfläche des Körpers und zur Ausleerung. Als eines der kräftigsten diaphoretischen Heilmittel wird die Aufgießung des kalten Wassers angeführt. Der Vf. kennt kein Werk in der engl. Sprache, dessen Studium mehr Unterricht und Vergnügen verspricht, als die Reports von Currie. Aufmerksamkeit auf das, was genossen wird, ist oft wichtiger, als alle Heilmittel. II. Von der Behandlung der Entzündungen, die von Fiebern mit typhusartigem oder asthenischem Character begleitet sind.

Nichts ist so nachtheilig bey einem idiopathischen Typhus, als thierische Kost. China sey in den früheren Stadien dieser Fieber von entschiedenem Nutzen. Die örtliche Behandlung der Entzündung sey in vielen Fällen wichtiger, als die allgemeine. III. Von der Behandlung chronischer oder scrophulöser Entzündungen. Dreyerley sey nöthig: das Regimen, der Gebrauch innerer und die Anwendung äußerer Mittel. Hinsichtlich des ersten wird thierische Kost empfohlen, jedoch ohne daß sie Fieberhitze veranlaßt oder vermehrt, trockne reine Luft, Bewegung, ohne den kranken Theil zu reitzen, Bäder, warme Kleidung, besonders das Tragen von Flanell dicht an der Haut. Was die inneren Mittel betrifft, so glaubt der Verf., daß man nur darum von einem hochgepriesenen zum andern bald übergeht, weil man in der sanguinischen Hoffnung lebt, ein specificum gegen die Scropheln zu finden. Abführende, tonische und alkalische Mittel haben in besondern Fällen den größten Nutzen gewährt. Bey der örtlichen Behandlung scrophulöser Geschwülste muß man, wo möglich, Zertheilung bewirken, und zu dem Ende auf den Character der Entzündung Acht haben, von welcher sie hervorgebracht wurden oder etwa begleitet sind. Bey keiner Krankheit ist es nöthiger eine große Menge unschuldiger Vorschriften vorräthig zu haben. 8. Cap. Rücksichtlich der Streitfrage über die Wiedervereinigung getrennter Blutgefäße ist es des Verf. Ueberzeugung, daß nicht die getrennten Enden der Arterien sich wieder vereinigen, sondern daß die Verästelungen der in die Zwischenräume verlängerten Zweige die Verbindungscanäle zwischen jenen stärkeren Stämmen bilden, welche getrennt waren, und deren Enden sich früher geschlossen hatten. Da die Hemmung der Blutung bey jeder Wunde und die Wiedervereinigung getrennter Oberflächen das erste und letzte ist, worauf der Wundarzt zu achten hat, so werden diese beiden Gesichtspuncte genau, vielleicht etwas zu umständlich, erörtert. Die Ausdrücke der älteren Chirurgen: Digestion, Mundi-

fication, Incarnation und Vernarbung, um die verschiedenen Stufen oder Stadien des Processes der Wiedervereinigung auf dem zweyten Wege zu beschreiben, werden keineswegs getadelt. 9. Cap. Eiterung. Es ist dies derjenige Proceß im thierischen Organismus, der auf Entzündung folgt, und durch welchen der Eiter oder die Materie in Geschwüren sich bildet. Die kalten Schauer zeigen, wenn sie im Verlaufe entzündlicher Krankheiten eintreten, in der Regel an, daß Eiter entweder sich gebildet hat, oder auf dem Wege ist, es zu thun. Bey der Angabe der Methoden Abscesse zu öffnen wird mit Recht die Anwendung des Haarseils sehr beschränkt.

II. Band. 10. Cap. Verschwärung. Der verschwärenden Einsaugung geht regelmäßig Entzündung voran; nie verschwärt ein Organ, ehe es nicht entzündet worden. Wiewohl Verschwärung aus Schwäche hervorgeht, ist sie doch eine vitale Thätigkeit, dahingegen Brand das Aufhören aller Thätigkeit ist. 11. Cap. Granulation. Diese Betrachtung umfaßt die Reihe von Erscheinungen, die während des Heilungsprocesses auf eiternden Oberflächen eintreten. Die Ausschwitzung von einer Lage gerinnbarer Lymphe kann als der erste Schritt im Granulationsprocesse angesehen werden; der zweyte möchte wohl darin bestehen, daß die Lymphe von Blutgefäßen, Nerven und einsaugenden Gefäßen durchdrungen wird; der dritte darin, daß diese Gefäße sich vermünden oder durch offne Enden vereinigen, und auf der letzten Stufe ihrer Bildung werden die Granulationen mit einer häutigen Substanz überzogen, durch welche die fernere Absonderung von Eiter verhütet und der Heilungsproceß durch Granulation vollendet wird. Je kleiner die Spitzen oder Erhöhungen der Granulation sind, desto gesunder sind sie. In der Annahme der sich wieder erzeugenden Gewebe ist der Vf. vorsichtig. 12. Cap. Geschwüre. Es wird durch Geschwür jene Aufhebung des Zusammenhangs bezeichnet, aus der ein jauchiger, dünner, verborbener Eiter sich ausleert, und wobey zugleich von den Organen selbst Substanz verloren geht. Nächst der Heilung von Wunden und Abscessen geben alte offne Schäden oder Geschwüre an den Beinen die beste Gelegenheit, um die Phänomene von de-

nen die Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe begleitet ist, nemlich den Eiterungsproceß, die Bildung von Granulation, die Processe des Absterbens und der verschwärenden Aufsaugung sowie die Abänderungen durch zufällige Angriffe von Entzündung zu beobachten. Für das Geschwür mit Hypersarkose wird der alte Namen schwammiges Geschwür beybehalten. Wenn bey der Behandlung von Fußgeschwüren die Heftpflasterstreifen Entzündung erregen, so verdient der gewöhnliche Breiumschlag oder der Verband mit trockner Charpie den Vorzug. 13. Cap. Hospita brand oder bösartiges Geschwür. La Pourriture, deren Lamotte 1722 erwähnt, ist diese Krankheit, allein Pouteau gab die erste besondere Beschreibung. Die allgemeinen Symptome gehen gewöhnlich vor den örtlichen vorher. Die Auszüge aus den Berichten und Bemerkungen über diese Krankheit von Gillespie, M'Dowal, Blane, Trott, Rollo, Brigges und Jarvis sind interessant. Die Mittheilung geschehe nicht bloß durch unmittelbare Berührung, sondern auch durch den Uebergang eines Effluviums von dem Heerde oder der ursprünglichen Quelle der Ansteckung aus durch das Medium der Luft. Der Verf. glaubt, daß im Verlaufe der Krankheit die Begießung mit kaltem, lauem und warmem Wasser die günstigsten Resultate geben würde. Dünne Schnitte von Citronen, die Gillespie mit Erfolg auf die Brandstellen legte, seyen das gewöhnlichste Mittel, das die Neger in Westindien bey allen bäßlichen Geschwüren anwenden. Auf Terpentinöl, entweder allein oder zu gleichen Theilen mit ung. resinosum vermischt, möchte er am meisten rechnen. (Zu S. 218 gehören André Claude Dussaussoy Dissertations et observations sur la gangrène des hopitaux etc. Genève et Lyon 1787. 8. 14. Cap. Der Name Brand wird auch ein allgemeiner Ausdruck beybehalten für die ganze Reihe von Phänomenen, die in irgend einem entzündeten Theile, Gewebe oder Organe von der ersten sichtbaren Verminderung seiner vitalen Kräfte bis zu dem völligen und gänzlichen Erlöschen vorkommen. Gangrän sey ein Zustand, der seiner Natur nach, dem der Entzündung sich nähere, und gerne wird die Unmöglichkeit zugegeben, zu bestimmen, wo die Entzündung endige und die Gangrän anfange. Sie müsse als Art, Folge und Ausgang von Entzündung betrachtet werden. Sphacelus ist der örtliche Tod, Gangrän der nothwendige Vorläufer. 15. Cap. Behandlung des Brandes, allgemeine und örtliche Heilmittel. Die Bemerkungen über die Heilung sind eingetheilt 1) in solche, die sich auf Heilung des acuten oder mit entzündlichem Fieber begleiteten Brandes, 2) in die, welche

sich auf die Behandlung des chronischen Brandes oder desjenigen beziehen, der ohne Fieber anfängt, oder von einem Fieber mit typhusartigem Character begleitet ist. Der Verfasser ist der Meinung, daß die peruvianische Rinde bey dem Brande eine völlig unwirksame Medicin sey, und daß der Wundarzt durch ein thätiges Eingreifen mit örtlichen Mitteln mehr Schaden als Vortheil stifte. Das Hauptaugenmerk möchte er gerichtet wissen auf Speise und Trank, die dem Zustande des Kranken oder dem Stadium seiner Krankheit angepaßt werden, so wie auf Entfernung der erregenden Ursachen. 16. Cap. Verbrennungen. Die alte Eintheilung von Fabricius Hildanus ist beybehalten. Die einzige wesentliche Verschiedenheit der allgemeinen Behandlung bezieht sich auf die Art, wie man in den ersten Paar Stunden damit verfährt. Zerstoßenes Eis in Leinwand geschlagen oder mit etwas Schweinespeck vermischt gibt sehr gute Umschläge auf verbrühete Stellen an solchen Organen, die, wie z. B. Kopf und Rücken, nicht können eingetaucht werden. Der Rath der Alten: heiße Mittel anzuwenden, wird zwar nicht verworfen, aber sehr bedingt empfohlen. Der Verfasser erinnert sich nicht Eines Falles von Verbrennung, bey dem der Aderlaß nachtheilig wirkte. 17. Cap. Frostschaden. Es scheint wahrscheinlich, daß ein kleiner Theil des häutigen Gewebes auf kurze Zeit erfrieren kann, ohne daß gerade nothwendigerweise seine Vitalität zerstört wird. Als Ursache wird vorzüglich der plötzliche Wechsel kalter und warmer Temperatur angeführt. Der Paragraph in Richters Wundarzneykunst, der von der Behandlung eines völlig Erfrornen handelt, wird hart getadelt. Man soll die steif gewordenen Theile lieber auf eine gelinde Art streichen, als reiben und sie ja nicht eher beugen wollen, als bis der Verdacht, daß sie noch gefroren seyn können, entfernt ist. — — Der Verfasser folgte in der vorliegenden Darstellung der Entzündung meistens John Hunter, wie er selbst I. S. 63. gesteht, und wie solches aus den zu sehr gehäuften abgedruckten Stellen erhellet. Uebrigens benutzte er, mit großer Bekanntschaft der ausländischen Schriftsteller, auch viele andere seiner Vorgänger, die er größtentheils nennt. Unter den deutschen sind ihm die Werke von Heister, Theden, Richter ꝛc. nicht fremd. Der Styl ist breit und zuweilen durch eine wortreiche Ausführlichkeit und durch die vielen fremden Stellen, die nicht selten als bekannt hätten vorausgesetzt werden dürfen, ermüdend. Lobenswerth ist der Scepticismus, gangbare Kunst-Worte für Wahrheiten anzunehmen, so

wie seine Rüge gegen die betrügerischen Versuche, um einen Ruf zu erlangen, wo man Fälle, die nie vorhanden waren, und Heilungen, die nie geschahen, bekannt macht. Die ärztliche und wundärztliche Behandlung ist sehr umsichtlich, scharf bestimmt und ein Beweis practischer Tiefe; als einzelne Bestätigung dieser Behauptung diene des Verfassers Rath das Opium zu geben, und zwar bey entzündlichen Krankheiten I. S. 262. nach Operationen S. 448, beym Hospitalbrande II. S. 222, beym Brande S. 334. Sehr wichtig sind die eingestreueten Bemerkungen, die öfters als wirkliche Abschweifungen vorkommen, z. B. I. S. 117, wie man an der Schwimmhaut der Frösche die Erscheinungen der Entzündung am besten und am schonendsten für das Thier beobachten könne. S. 104 ꝛc. über den Consensus der Organe. S. 167 ꝛc. über das Brownische System. S. 172 ꝛc. über Temperaturbestimmungen einzelner Krankheiten, als des intermittirenden Fiebers, des hektischen Fiebers und der Pocken. S. 197 ꝛc. über die Scropheln. Man habe Grund anzunehmen, daß diese in der ersten Zeit häufig an Theilen sich zeigen, die nicht drüsiger Natur sind. Die Fälle seyen häufig, wo sie, gleich der Gicht und der Schwindsucht, indem sie eine Generation überspringen, mit verdoppelter Wuth unvermuthet die Abkömmlinge der folgenden Generation ergreifen. S 303 über die Art, wie die Bücher über Materia medica mit den empfohlensten Mitteln angefüllt werden. S. 343 ꝛc. eine Geschichte der Rhinoplastik. S. 360 ꝛc. über das Einsetzen der Zähne. S. 396 ꝛc. über die Erfindung und den Gebrauch des Tourniquet. S. 400 ꝛc. über den Gebrauch der Ligatur im allgemeinen und beym Aneurysma insbesondere. S. 452 ꝛc. Regeln über die Verfahrungsart bey Wunden, die dem menschlichen Gefühle des Verf. zur Ehre gereichen. S. 495 ꝛc. Diagnose von hektischem und intermittirendem Fieber. S. 510. über den Gebrauch der Breyumschläge. II. S. 1. ꝛc. über die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße, S. 67 ꝛc. über die Erzeugung der Knochen. S. 211 ꝛc. über die Mittel ansteckende Krankheiten zu verhüten und zu vertilgen. S. 289 ꝛc. über die Folgen des Genusses von Mutterkorn. S. 401 ꝛc. über die Wirkungen der Kälte und des kalten Bodens. S. 406 über den Einfluß der Lage des Körpers auf den Puls. — Ueber die Uebersetzung sagt der Herausgeber, daß einer seiner Freunde sie besorgt, er selbst sie genau mit der Urschrift verglichen habe und für Treue und Richtigkeit bürge. Die Stellen aus John Hunter hätten nach der deutschen Uebersetzung von Hebenstreit angeführt werden dürfen. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. May 1823.

## Krakau. Warschau. Breslau.

An den beiden ersten Orten: Wiadomosci historyczno - krytyczne do dzieiow literatury Polskiéy etc. przez Józefa Maxymiliana Hr. Ossolinskiego etc. 1819. B. 2. 8. (Jahrg. 1822. S. 1377). An dem letzten Orte bey Korn: Dzieie Krolestwa Polskiego przez Jerzego Samuela Bandtkie, Doktora Fil. Professora i Bibliothekarza w Uniwersytecie Krakowskiey etc. z Rycinami. Tom. I. Tom. II. Wydanie powtórne i poprawne. (Geschichte des Königreichs Polen von Georg Samuel Bandtke, Doctor der Phil. Professor und Bibliothekar an der Krakauer Universität ꝛc.) Zweyte verbesserte Auflage, mit Kupfern. 1r und 2r Band, 1822. 468 S. 8.

Die slavische Geschichte liegt noch sehr im Argen. In Deutschland suchte besonders Schlözer sie aufzuklären. Niemand wird diesem Manne gründliche Gelehrsamkeit, critisches Gefühl, geistreichen Scharfsinn absprechen. Den größten Theil seines Lebens hat er in der slavischen Geschichte gearbeitet; viel ist

sie ihm schuldig; sie war bisher unbeachtet geblieben, und er war es, der die Aufmerksamkeit fast der ganzen gelehrten Welt auf sie hinlenkte; vor ihm kannte man ja nicht einmal den Namen des Nestor; wie traurig ist es daher, daß sein Commentar zum Nestor, eines seiner besten und wichtigsten Werke, unter den Buchhändlern (wie er selbst in der Ankündigung am Ende des 5ten Theils bitterlich klagt), keinen ausdauernden Verleger finden können. Auch sein kleines Schriftchen: Probe der Russischen Annalen ist schätzbar; denn er hat sich damit zuerst den Weg gebahnt: nur galt ihm, seitdem sein Eifer für Nestor in Rußland entglühet war, Nestor allein und alles; die Polnischen Geschichtschreiber und unter ihnen besonders Kadlubek dienten ihm nur zum Gegenstand seines sarkastischen Witzes (S. Schlözers Nestor B. 2. S. 12. 97. 160. 217). Mit dem Abtreten von der Oberwelt hören alle Menschlichkeiten auf. Noch nichts wissend von Lelewel's ironischen Versuchen (in dessen Wzmiarka o naydowieyszych Dzieiopisach Polskich. Warschau 1809. 8.) trat Schlözer in ihre unterirdische Gemeinschaft ein. — Dessen ohnerachtet werden sich ihre Manen mit einem datur venia antiquitati freundlicher begrüßt haben, als da sie noch dem Orte nach von einander getrennt waren. Zur Verherrlichung dieses Friedensbundes möchte wohl die Oberwelt dem guten Kadlubek einen so geübten Ausleger wünschen, als Nestor an Schlözer gefunden.

Aus dieser kurzen Andeutung dessen, was selbst die Werke des bisher am meisten bewunderten slavischen Geschichtforschers zu wünschen übrig lassen, geht hervor, daß hier noch viel Verdienst übrig sey. Besonders liegt aber über dem Ursprunge der Slavischen Völker ein großes Dunkel. Wir wollen versuchen, die neue Ansicht des berühmten polnischen Schriftstellers Ossolinski (Präfecten der Wiener Hofbibliothek), welche er zuerst in seinem Werke Wiadomości hi-

storyczno-krytyczne do dzieiow Literatury Polskiéy etc. aufstellte, ihrer Gründlichkeit wegen geltend zu machen. Zwey Jahrhunderte ohngefähr vor Christo erschütterte die plötzliche Uebermacht der Hunnen fast alle Völker Asiens (Vergl. Deguignes Histoire des Huns, Tom. I. P. II. Lib. 1) Mete, der Sohn, Mörder und Nachfolger des Teuman, ihres ersten Tanjou oder Chans, unterwarf sich die ungeheuere Länderstrecke von Koräa und Japan an, mit einem ansehnlichen Theile West-Sibiriens, bis an den Kaptschack oder vielmehr bis an die Wolga; eben so setzte Laocham, der um 174 vor Christo zur Regierung kam, die väterlichen Eroberungen nicht minder glücklich und wacker fort.

Er zerstreute um das Jahr 162 die vordem öfter vergeblich angefochtenen Horden der Jueken (Juesshi) im Westen von Chensi; und veranlaßte hauptsächlich eine Menge von Veränderungen in Germanien. Der Name der Germanen war nicht alt; er kam am Rheine auf. Anfänglich bezeichnete er nur einige Ansiedelungen, mit denen die Gallier bey Belgien zu thun hatten; er erstreckte sich nicht nach dem Osten, und war besonders bey den Siegern im Gebrauche, um die Tapferkeit derer zu bezeichnen, vor denen sie mehr als einmal hatten zurückweichen müssen: Caeterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum: quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sunt; ita nationis nomen, non gentis, evaluisse paullatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur. Tacit. Mor. Germ. 2. Ehe aber die jenseitigen Rheinbewohner ihren besondern Namen erhielten, waren sie (nach dem Zeugnisse des Dio Cassius, XXXI) gemeinschaftlich mit den diesseitigen unter dem der Celten begriffen: In hanc usque diem (Rhenus) limes earum regionum habetur, ab eo tempore, quo

diversa nomina adepta sunt; siquidem antiquissimis temporibus populi isti, ad utramque fluminis ripam colentes, Celtae appellati sunt. Dieſe beiden Nationen ſtellt nun auch Strabo (IV. p. 289), in Bezug auf eingeborne Wildheit, ungeheuern Wuchs, blonde Farbe, Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, faſt wie Zwillingsbrüder dar; ja er kommt auf den Einfall, die Römer hätten, da ſie ſpäter die Germanen kennen gelernt, dieſe Germanos d. i. leibliche Brüder der Gallier genannt: Statim trans Rhenum post Celticos Germani incolunt, a Gallis parum differentes, si feritatis, corporum magnitudinis et fulvi coloris excellentiam spectes, sed et forma, et moribus et victu adsimiles sunt Gallorum. Itaque recte videntur Romani nomen iis indidisse, cum eos fratres esse Gallorum vellent ostendere. An einer andern Stelle (IV. p. 195) gibt dieſer Erdbeſchreiber, um zu erfahren, wie die Gallier vor der Bezwingung durch die Römer beſchaffen geweſen, das Mittel an, von den noch dauernden Sitten der Germanen, auf ſie den Schluß zu machen: Superioribus temporibus quales fuerint (Galli) intelligemus, ex Germanorum adhuc durantibus consuetudinibus. Nam et natura et vitae institutis gentes hae invicem similes sunt et cognatae. Er hätte noch einen der wichtigſten Beweiſe dieſer Verwandtſchaft hinzuſetzen ſollen, nemlich einerley Sprache, wovon wir in den Verbindungen der Cimbern mit den Helveten und Skordiſken, und wieder dieſer Skordiſken mit den Baſtarnen augenſcheinliche Spuren finden: Facile Bastarnis Scordiscos iter daturos, nec enim aut lingua aut moribus aequales abhorrere (Liv. XL, 57). Zwar hat es den Julius Caeſar (de Bell. Germ. V, 324) befremdet, bey den Germanen keine Druiden zu finden; doch ſtatt derer hatten ſie ihre Weleden, ihre Wahrſager und Wahrſagerey; ſie geben den

Galliern in Aberglauben und Zauberey nichts nach. Als Cäsar sich mit den Germanen zu thun machte, waren bey ihnen schon die Ursitten mit fremden schattirt; dennoch blickte durch diese Mischung die Grundfarbe von jenen. Er selbst nennt in seiner Rede bey Dion (XXXVIII) die Gallische Nation der Helveten und die Germanische der Markomannen similes et ejusdem gentis populos.

Je mehr man im Alterthume forscht, desto mehr überzeugt man sich von dem weiten Umfange des alten Germaniens, und darin der Gallischen Völker bis hart an Asien, an den Euxin, an den Mäotis hin; es zeugt davon nicht nur die Aussage der auf uns gekommenen Schriftsteller, sondern auch die Spur der Gleichstimmigkeit so vieler verloren gegangener; und die, von der Zeit an, da die Hauptveränderung in der Lage der Europäischen Völker erfolgte, fortgesetzte Ueberlieferung, wovon wir die Nachricht bey Plutarch im Leben des Marius (wo er die Wanderungen der Cimbern berührt) im Allgemeinen sorgfältig aufbehalten finden: Sunt, qui Galliam longitudine regionis et laxitate ab oceano et septentrionalibus plagis ad orientem versus lacum Moeotin vergere, et ad Scythiam Ponticam perhibent pertingere, atque inde illas (Teutonum et Cymbrorum) commixtas gentes. Man vergleiche hiermit die Beschreibung Germaniens bis an den Tanais beym Paulus Diaconus (G. Long. I, 1). Der plötzliche Anfall der Asiatischen Sueven verdrängte einen Theil der Celten; der übrig gebliebene Theil vermischte sich in Germanien mit den Ankömmlingen, und veränderte so ihre und seine Gestalt. Damals kam der Name Germanen nur den dem Rheine nächsten Celten zu, erstreckte sich noch nicht auf die entlegnern, wurde auch nicht allgemein, bis erst diese Umwälzung aus den zwey verschiedenartigen Stämmen einen dritten der Sueven-Celten, hervorgebracht hatte. Zuerst brauchte diesen Namen in der weitern

Bedeutung Cäsar; doch begriff er auch schon das neu angekommene Volk mit darunter. Alle die sich mit den Sueven nicht verbrüderten, die Gothen, Vandalen, Heruler, Teutonen, Cimbern, sehen wir nirgends diesen Namen führen; wenn ihnen spätere Schriftsteller ihn geben, so thaten sie es ohne auf die Umstände zu achten, lediglich in Hinsicht der alten Ursitze. Das Alterthum hat hierin eine gewisse Genauigkeit beobachtet; so bezeichnet Livius (XXI p. 38) die Celtischen, Spanischen, Apenninischen Nationen als Semigermanas gentes, und Strabo (VII p. 306) braucht von den Bastarnen, die nach Polibius (in Excerpt. Legat. LXII), nach Livius (XL, 5, 50; XLI, 23; XLIV, 26); nach Plutarch (in Paulo Aemilio) und nach vielen andern, unbezweifelt Celten waren, den Ausdruck fere Germani. Gewiß hatten sie in ihren Sitten mit den Celto-Sueven Aehnlichkeit; denn unter die Suevischen hatten sich Celtische gemischt; doch der allgemeine Name Germanen wurde nur jenen allein gegeben. Warum sollte man nicht auch Ur-Germanen und Nach-Germanen unterscheiden? Gewöhnlich achtet man nicht auf diesen Unterschied, gleichwohl ist er wichtig und wesentlich. Wenn Gatterer die Nicht-Scythen des Herodot für den Stamm der Ur-Germanen gehalten haben will, so hat er wohl nicht so ganz Unrecht; wenigstens haben sie zu ihm gehört (man sehe Dissert. de Sarmatica Letticor. Populor. Origine, in Comment Societ. Goetting. T. XII. Part. Histor. p. 139): als sich aber die Nach-Germanen bildeten, waren jene schon als Gothen, Vandalen u. s. w. aus Deutschland gewichen.

Jene ersten Germanen, Celten und Gallier stießen an dem äußersten Rande des Ostnördlichen Europa, im Westen Asiens, von uralten Zeiten her, an die unter dem gemeinschaftlichen Namen der Budinen begriffenen Weneden und Slaven. Diese beiden Völkerschaften lebten von jeher mit einander in Nachbar-

schaft und in Händeln. Die Budinen traf ferner das Schicksal, als sie von andern Völkern den Stoß bekommen, den ersten Schritt auf das Gebiet der Gallier zu thun. Diese waren indessen schon hier und dort den Sueven gewichen, hin und wieder aber hielten sie sich noch, so gut und so lange sie konnten. Die Budinen nahmen daher ihre Wohnsitze zum Theil ruhig ein, zum Theil mußten sie jene erst daraus verdrängen. So setzten sie sich an der Dzwina, am Niemen, an der Weichsel im Stammsitze der Vandalen fest. Am längsten wurden sie bey den Carpathen von den Bastarnen aufgehalten. Auch dieses Hinderniß wurde ohne viele Mühe weggeräumt, und so drangen sie nach Dacien und an die Donau, ohne im geringsten auf Gallier zu stoßen. Von der kurzen Herrschaft der Ostgothen wurden sie durch die Hunnen befreyet, und nun rückten sie in Pannonien ein. Hierauf gingen sie über die Donau, und indem sie sich in der Folge über diesen Fluß zurückzogen, stießen sie jetzt wieder auf Gallische Denkmäler und Ueberbleibsel. Von den Cimbern wurden die Bojer, Skordisken, Taurisken noch in den alten Sitzen angetroffen; erstere widerstanden ihnen; die übrigen, ingleichem die Helveten, verbanden sich mit ihnen zu dem Feldzuge gegen die Römer (Strabo VII p. 293); und so wurden 56 Jahre vor Christo die Bojer und Taurisken von dem Könige der Geten Boerebistes unterdrückt (Strabo VII. p. 303), und etwa 32 Jahre vor Christo den Skordisken durch die Römer ein gleiches Schicksal zu Theil (Idem ut supra p. 315). Nach Strabo war die Niederlage vollständig, so daß sie diese Nationen gänzlich aufrieb, prorsus delevit. Nach den Bojern blieb das Land an der Donau lange so wüste liegen, als es die Geten gelassen hatten; nachdem es die Römer eingenommen, brachten sie es endlich kaum so weit, eine Ansiedelung, Savaria genannt, dort zu begründen (Plin. III, 20). Andere Bojer wurden im Hercy-

nischen Walde und Bojohemien von Marobud und den Markomannen besiegt, und ungefähr 19 Jahre vor Christo aufgerieben (Tacit. Mor. Germ. 28.). Die Gothinen, deren dieser Schriftsteller im Rücken der Markomannen in Schlesien erwähnt, mußten theils den Sarmaten, theils den Quaden Tribut zahlen: Gothinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos, et quod tributa patiuntur: partem tributorum Sarmatae, partem Quadi ut alienigenis imponunt (Id. ut supra c. 43). Die in diese Erdstriche, um hier festen Fuß zu fassen, vorgedrungenen Slaven trafen überall auf Lagerstätte, die die Gallier verlassen hatten, über denen jedoch noch ihr Schatten schwebte. Das Land der Bojer hatte noch nach Veränderung seiner Bewohner, den an sie zurückerinnernden Namen Bormens behalten, manet adhuc Boemi nomen, significatque loci veteram memoriam, quamvis mutatis cultoribus (Tacit. Mor. Germ 28). Dieser Name ging so gar auf die Tschechen über, als sie auf die Quaden und Markomannen gefolgt waren. Andere stießen auf den Fluß Vandalus, und in jenen den Sarmaten und Quaden unterliegenden Gothinen auf ein Ueberbleibsel der Vandalen; hier setzten sie sich fest, im Namen Wenden fanden sie die Aehnlichkeit mit jenen, und bald hielten sie sich selbst für Vandalen. In der Reihe der Jahrhunderte ist das Gedächtniß der Ereignisse nicht vertilgt, sondern nur verwirrt worden. Es schwebte ihnen so was von den Kriegen mit den Galliern und deren freywilligen Entfernung vor; es spukte in ihren Köpfen, jene hätten sich in ganzer Masse über das Griechische Kayserthum hergeworfen, und ihnen ihre Wohnsitze gleichsam als Erbfall überlassen, es träumte ihnen von gewissen Bündnissen, Verträgen, Theilungen.

Ein Theil der Jueken wandte sich gegen die südlichen und nördlichen Gebirge Tibets, wo sie den Namen Klein-Jueken führten; ein andrer Theil setzte

sich an der Ili fest, und verdrängte die Nation Su nach dem Jaxartes oder Syr Darii. In Kurem fielen die Ussonen an der Ili über die Jueken her, und diese stürzten sich nun wieder nach dem Jaxartes; doch im Westen von Phergana wandten sie sich vom Jaxartes nördlich nach dem Kaptschack. Beym See Aral drangen sie auf die Parther an; die östlichen Suer hingegen auf die Griechen in Bactrianien und Sogdianien; jene unterwarfen sich Charism und Korasan, diese stürzten in den eben erwähnten Provinzen den Thron der Nachfolger Alexanders des Großen um etwa 126 vor Christo. Deguignes behauptet, die Jueken hätten einmal den Namen Geten gehabt, wenigstens hätte ihn eine von ihren Horden geführt. Er kommt auf den Gedanken, die Sueven könnten ein Theil der Nation Su oder der Jahaven gewesen seyn (Hist. des Huns. Tom. I. P. II. p. 42, 326). In Betreff der Sueven hat nur Wyrwitsch den Faden aufgefaßt, doch ohne ihn weiter auszuspinnen (Abregé de l'Hist. Univ. T. II. p. 20). Wir verweisen auf dieselben Namen der Sueven, Sassonen, Tectogasen, Joten oder Asioten, Chatten bey Ptolemäus in Germanien und Asien, und zugleich auf die Bemerkung des Engländers Pinkerton (in den Recherches sur les etablissemens des Scythes ou Goths, Paris 1804 p. 64 Anm. A), über die große Aehnlichkeit zwischen den Germanischen und Asiatischen Sprachen, womit die geübtesten deutschen Etymologen übereinstimmen. In jenem so gefährlichen Wirbelsturme wurden die gegen einander stoßenden Asiatischen Nationen in gar mancherley Bruchstücke zertrümmert, und diese geriethen nun blindlings dahin, wo der Sturm sie hinwarf. Schwer fällt es den flüchtigen, vom Hauptstamme losgerissenen Horden in ihrem Herumiren zu folgen; manchmal erschienen sie in Gegenden, wo man sie am wenigsten hätte vermuthen können; oft wird nur die Folge des Ueberfalls sichtbar, der Name der Ueber-

fallenden aber blieb selbst den vor ihnen flüchtenden Bewohnern verborgen. Die spätе Nachkommenschaft konnte sie erst kennen, als sie in dem weggenommenen Lande bereits alt geworden, und hegte gar keinen Zweifel, daß sie dort nicht seit immer im Besitze gewesen wären. Ob gleich Plutarch (im Marius), Strabo (VII. p. 293) und die von ihm angeführten Ephor und Klitarch die Auswanderung der Cimbern und Teutonen den Ueberschwemmungen des Oceans zuschreiben, so ist gleichwohl gewiß, daß es der Andrang der östlichen, einander weiter fortstoßenden Völker war, der sie weggeschoben. Die Suer, Sueven oder Schwaben waren damals, als sie Cäsar in seinen Gallischen Feldzügen kennen lernte, ein Haufen, aus vielen kleinen, weit ausgebreiteten Völkern zusammengesetzt, gemischt unter die Celtischen Germanen, abstechend von ihnen durch Verschiedenheit der Sitten, von denen sie einige erst allmählig annehmen; keineswegs waren sie schon in dem fremden Boden eingewurzelt; unstät, ungewiß, ängstlich, trugen sie noch den Character der langen Wanderung. Achtzig Jahre etwa vor unserer Zeitrechnung fielen, nach Zerstörung der Europäischen Scythen, die Sarmaten in ihr Land; an die Stelle der Sarmaten, zwischen der Wolga und dem Don, treten ihre Stammbrüder, die Thyssageten (Sireten), Joken (Aorzen); so entstand aus Scythien das Europäische Sarmatien; und da nun die Stellvertreter der Sarmaten in Asien von eben dem Stamme waren, so zählte man von jetzt an zwey Sarmatien, das Europäische und das Asiatische. Gewiß sind zu derselben Zeit auch die Budinen, die in ihrem Rücken an das Asiatische Sarmatien, im Westen an die Herodotischen Nicht-Scythen, Melanchlänen und Anthropophogen gränzten, ebenfalls nach Europa übergegangen (Man sehe Gatterer Commentatio II de Sarmatica Popp. Lettic. origine in Comment. Goetting. Vol. XI, 153). Diese Nation hatte seit so undenklicher Zeit in

gedachten Sitzen gewohnt, daß man sie historisch für ihren Stammsitz gelten lassen muß. Mit ihr zugleich wohnte die Griechische Ansiedelung der Gelonen, die ehemals dem Apollo jährlich Opfer nach Delos zu schicken pflegten, doch schon lange vor Herodot fast gänzlich vergessen worden waren, und der ungeheuren Entfernung wegen Hyperboräer oder Uebernordbewohner genannt wurden. (Man sehe Hymn. Callimachi in Delum ed. Ernest. Lugd. Bat. 1761. T. I. p. 147, und Ez. Spanheim Tom II. p. 369). Herodot hat durch die Verbindungen mit den Scythen, den Stammnamen der Budinen und der Gelonen wieder entdeckt; er beschreibt ihre Lage und Sitten (IV, 31, 108); ohne jedoch wahrzunehmen, daß sie und die Hyperboräer Eins waren, gibt er über die letzteren besonders wieder, obwohl weniger umständliche Nachrichten (IV, 33). Da die Griechen in ihrem Alphabete statt des W das B gebrauchen, so ist Budinen so viel als Wudinen; die Sarmaten nannten sie nach ihrer Weise Weneden, die Scythen Wenelaen. Wenda, Wanda im Litthauischen, Wenna im Finnischen, bedeutet Wasser (unda, woda); das Stammwort deutet also überall auf Wasser hin, und bezeichnet nicht nur die Beschaffenheit des Ursitzes der Budinen, voll von Morästen, Sümpfen, Pfützen, Lachen, Moor, Seen, Flüssen: sondern auch dessen für das Wasser geeigneten Bewohner; so wie überhaupt die Urslaven, sich besonders in dieser Hinsicht auszeichneten, und in so fern vom Kayser Mauritius (Strat. II, 5.) aufs genaueste beschrieben werden. Da die Römer am meisten mit den Sarmaten bekannt waren, so nahm bey ihnen der Name Weneden überhand, und bezeichnete anfänglich, eben so wie der Name Budinen, die ganze Nation; in der Folge, und zwar sehr spät, zertheilte er sich in die zwey Hauptnamen der Slaven und Anten, und noch späterhin erschien er wieder als dritter vereinzelter Name, indem Weneden nur gewisse einzelne Stämme

hießen. Mit Zersplitterung der Nation in besondere Wohnsitze, vermehrten sich auch vereinzelte Namen, die bald von der Beschaffenheit der Orte, bald von zufälligen Umständen herrührten: Ab una stirpe profecti tria nunc nomina reddidere: Venedi, Sclavini, Antes (Jornandes de rebus Goth. c. 23); Vinidarum natio populosa, quorum nomina licet nunc per varias familias et loca mutata, principaliter tamen Sclavini et Antes nominantur. (Id. c. 5.).

Die erste Spur der Weneden in Europa finden wir von der Dzwina nach der Weichsel hin, zwischen Gothischen und Sarmatischen Völkern; denn Plinius, nachdem er in der Richtung von Osten nach Westen, Skandinavien und Finingien oder Fennien beschrieben, wendet sich wieder nach Osten, und erzählt nach einer spätern unbestimmten Sage, man behaupte, dieser Strich bis an die Weichsel sey von Sarmaten, Weneden, Scirren, Hirren (Herulern) bewohnt: Nec est minor (als Skandinavien) opinione Feningia: Quidam haec habitari a Sarmatis Venedis, Scirris, Hirris tradunt. (IV, 27). In dieser Lage hatten die Weneden im Osten einen Theil der Sarmaten, jene beiden Gothischen Völker aber im Westen und Norden; reichten jedoch noch nicht an den Mentonomon der Melanchlänen oder Gothen, Gutonen, die den Bernstein sammelten. Mit gründlicher Gelehrsamkeit hat Lelewel in seinem Blick auf das Alterthum der Litthauischen Völker und ihrer Verbindung mit den Herulern (Mzutoka na dawnosc Litewsk. Nas.); Wilna 1808, Cap. XV. p. 23 die Spuren gedachter Nationen in jenem Erdstriche zusammengetragen, und zugleich gezeigt, wie die Namen eben dieser Nationen durch spätere Wanderungen in verschiedene Gegenden hingebracht worden. An der Baltischen Küste, wo sich der Bernstein befindet, wohnten zur Zeit des Tacitus die Estben; er beschreibt sie (de Morib. Germ. 49) dem Anzuge und

den Gebräuchen nach, ähnlicher den Sueven, aber der Sprache nach (die vermuthlich mehr von dem Celtischen behalten, als vom Suevischen angenommen) ähnlicher den Britten: Quibus ritus habitusque Suevorum, lingua Britannicae propior. Diese Ueberbleibsel vom Stamme der Melanchlänen oder Gothen, die so wie vermuthlich auch die Hirren und Scirren des Plinius, in Sueven umgestaltet waren, bildeten mit einander einen fremdartigen Landstrich, der die Weneden im Norden nach Westen von der Mündung der Weichsel abscheidet. Wie Plinius weiter oben die Nordseite der Weneden bezeichnet, so beschreibt er an einer andern Stelle (IV, 26) die Südseite; und hier erwähnt er der Budinen, ohne zu wissen, daß diese mit den Weneden einerley waren: A Taphris (von der Tauriſchen Landenge) introrsus tenent Auchatae, apud quos Hipparis oritur: Neuri, apud quos Boristhenes: Geloni, Tissagetae, Budini, Basilidae et coeruleo capite Agathyrsi; super eos Nomades, dein Anthropophagi. Für den Borysthenes muß man hier den Przypoz nehmen, wie Gatterer (Comment. de Sarmat. Popp. Lettic. origine c. 23) dargethan. Diese beiden obgleich abgebrochenen Nachrichten bey Plinius sind sehr schätzbar; hätte er sie zu würdigen gewußt, so würde er uns den ganzen Umfang der damaligen Sitze der Weneden, zwischen den von ihm durch Agathyrsen und Neuren ausgedrückten Finnen und Bastarnen, gerade so aufgestellt haben, wie ihn Tacitus (de Morib. Germ. 26) bezeichnet.

Das vorliegende Werk des Hrn. Bandtke verdiente eine genauere Untersuchung über den Ursprung und die allmählige Ansiedelung der Slavischen Nationen um so mehr, da es gerade über die frühesten Perioden der polnischen Geschichte sehr wichtige Untersuchungen aus den Quellen enthält. Die erste Ausgabe erschien 1810, die zweyte ist sehr vermehrt und verbessert. Es ist das beste Handbuch über polnische

Geschichte. Es wäre zu wünschen, daß eine deutsche Uebersetzung davon veranstaltet würde. Dadurch wäre für die Sache mehr gewonnen, als durch eine Menge deutscher Compendien, in welchen gewöhnlich nur das bekannte wiederholt wird.

## Leipzig.

Des Quintus Horatius Flaccus vier Bücher der Oden und Gesang zur Säcularfeyer, übersetzt von Ernst Günther. Leipzig 1822. Baumgärtnersche Buchhandlung. X und 202 Seiten in Octav. Mit einem Bildniß des Dichters.

Wenn gleich es das höchste Ziel der Uebersetzungskunst poetischer Werke ist, auch den Rhythmus und das Metrum des Originals beyzubehalten, so findet doch auch die andere Methode, in einem bequemeren Versmaaße oder mit Reimen zu übersetzen, häufig ihre Liebhaber. Producte der ersteren Art vermögen allein den wahren Geist des Originals wieder zu geben und das begeisternde Feuer desselben auch in den vaterländischen Leser überströmen zu lassen, allein es fehlt ihnen meist Geschmeidigkeit des Ausdrucks und der Construction, sie leiden an Rauhheit, Härte und können häufig nur von dem verstanden werden, der das Original zu ihrer Aufklärung zu Hülfe nimmt. Ungeachtet die Deutsche Sprache unter den neueren am meisten sich solchen fremdartigen Fügungen anschmiegen läßt, so ist doch selbst des Meister-Uebersetzer's Voß Deutscher Horatius von jenen Mängeln nicht frey. Solche oder ähnliche Ueberlegungen mochten Herrn Günther bewegen, eine Uebersetzung anderer Art in gereimten Trochäen, Jamben und Daktylen zu versuchen. Freylich geht darin die hohe Begeisterung und die Römische Eigenthümlichkeit des Dichters verloren, aber ihre Stelle ersetzt eine gemäch-

liche Ruhe der Empfindung und ein gefällig fließender, leicht verständlicher Vortrag, der besonders für Frauen und für solche ansprechend seyn muß, welche das Original nicht verstehen. Am meisten gefallen in diesem Gewande die Oden leichteren Inhaltes, welche die Annehmlichkeiten der Liebe, des Landlebens, der ruhigen Geschäftslosigkeit und die Ergötzlichkeiten jedes augenblicklichen Lebensgenusses schildern, weniger die, in denen der Fittig des lyrischen Schwunges den Sänger höher hebt, besonders manche Oden im dritten und vierten Buche. Ziemlich gut ist der Fehler vermieden, durch eigene Zusätze, Umschreibungen, Weglassungen und Veränderungen des Original in die Fesseln des Deutschen Reimes zu schmieden, wodurch sonst nur ein Product entsteht, das weder Original noch Uebersetzung ist. Dessen ungeachtet gibt der Verfasser selbst seine Bemühung als einen bloßen Versuch und wünscht auf dessen Mängel aufmerksam gemacht und zurecht gewiesen zu werden. Dazu nun würde sich freylich wohl fast in jeder Ode mannichfaltige Gelegenheit finden; da es indessen leichter ist, zu tadeln, als zu verbessern, und da ein großer Theil der vorhandenen Mängel dem Verfasser bey wiederholter Durchsicht selbst nicht entgehen wird, so erlaubt sich Referent hier nur wenige Andeutungen, welche meist den doppelten Fehler betreffen, daß entweder der Sinn einer Stelle nicht ganz richtig wiedergegeben ist, oder daß die Gesetze des Reimes zu sehr vernachlässigt sind.

So übersetzt der Verfasser Od. I, 1, 19 u. f. w.

Noch gibt es andre, die beym Weingelage
Bald in dem Schatten des belaubten Dach's
Bald an dem heiligen Quell des Silberbachs
Die Stunden stehlen von dem neuen Tage.

Hier sind die Römischen pocula veteris Massici ganz verschwunden, das solido demere de

die falsch übersetzt, die Laune des Dichters, die in dem est qui nec spernit liegt, verdrängt durch eine prosaische Wendung, das mahlerische membra stratus ausgelassen, der viridis arbutus verwandelt in den Schatten des belaubten Dach's. Die zweyte sonst musterhaft übersetzte Ode enthält als Reime: verödet und geröthet. — II, 4, 2 Die Form des Wortes Peleid' ist sehr hart, besonders in dem Reim auf zieht; ib. 14. Das te generum beati decorent parentes ist bloß gegeben durch Ahnen, solches Eidams würdig; allein in der Construction muß man dieses würdig; beziehen auf die blonde Phyllis und im Reime auf ebenbürtig. II, 5, 24. Ambiguus vultus ist falsch übersetzt durch des Gesichts verstellungsreiche Züge; die Zweydeutigkeit liegt nicht in absichtlicher Verstellung, sondern in dem mädchenhaften Ansehen des Knaben. Im 4ten Buche finden sich ebenfalls Reime, wie Freude und Beute, Zweigen und weichen, Erde und Schwerdte, ja selbst (14, 17) das Participium erschüttert und der Infinitiv zersplittern. Das berühmte increpuit lyra (15, 2) mag man erklären wie man will, so kann es doch nie heißen durch sanften Schlag der Leyer. Die Uferbewohner der Donau, qui profundum Danubium bibunt, werden hier gemacht zu Insulanern an des Ister Strand. Solcher und ähnlicher Flekken ließe sich leicht noch eine namhafte Anzahl nachweisen; dem anerkannten Werthe des Ganzen schaden sie nur wenig, besonders für solche Leser, denen diese Uebersetzung die Stelle des Originals vertreten soll. Bloß für diese sind denn auch die kurzen, jeder Ode beygefügten Anmerkungen berechnet; welche theils den Inhalt und poetischen Zusammenhang der Gedichte andeuten, theils die nöthigsten Sacherklärungen enthalten, ohne jedoch auf den geringsten Werth für den Gelehrten Ansprüche zu machen.

K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1823.

## Göttingen.

Se. Majestät, unser gnädigster König, haben huldreichst geruhet, dem Herrn Professor Bergmann den Hofraths-Character beyzulegen, und die außerordentlichen Herren Professoren, Plank, Saalfeld und Müller zu ordentlichen Professoren, den erstern in der theologischen, die beiden letztern in der philosophischen Facultät, endlich die Herren Doctoren, Ribbentropp, Elvers und Hoeck zu außerordentlichen Professoren, die beiden erstern in der juristischen, und letztern in der philosophischen Facultät unter dem 26. April zu ernennen.

## Breslau.

Bey Graß, Barth und Comp.: Hitopadesi particula, libri introductionem et fabulas duas priores complectens. Edidit D. G. H. Bernstein. Accedunt V tabulae. 4. pag. IV et 16 (1 Thaler).

Mit Vergnügen übernehmen wir, den Freunden der Sanskrit-Sprache von einem Werke Nachricht zu geben,

welches sowohl durch äußere als innere Vollendung einen gerechten Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Kenner zu machen hat. Die Deutlichkeit verbunden mit der schönen, äußerst geschmackvollen Form der Buchstaben dieses Steindrucks ist von der Art, daß er den gelungensten typographischen Werken zur Seite gestellt werden dürfte, und man kann bey seinem Anblicke den Wunsch nicht unterdrücken, dereinst den ganzen Hitopadesa in einer so anziehenden Gestalt erscheinen zu sehen. Allein den Zeit- und Kosten-Aufwand einer solchen Unternehmung wird der Verf. am besten zu beurtheilen wissen, und nur sein rühmlicher Eifer, zur Förderung eines erst auflebenden und noch mancher Hülfsmittel bedürfenden Studiums mitzuwirken, konnte ihn veranlassen, einstweilen zur Lithographie seine Zuflucht zu nehmen, um nach Vollendung der Sanskrit-Druckerey, mit deren Errichtung man jetzt in Berlin beschäftigt ist, ein Glossar nachzuliefern, wodurch gegenwärtige Arbeit für den Gebrauch der Anfänger gewiß sehr zweckmäßig werden wird.

Ob wohl dem Herausgeber keine Original Handschriften zur Vergleichung zu Gebote standen, so sah er sich doch durch die beiden gedruckten Ausgaben (wovon die eine in Serampur im Jahre 1804, die andere 6 Jahre später in London erschienen) so wie durch seine eigne Critik, die er mit Vorsicht geübt, in den Stand gesetzt, einen Text zu liefern, der wenig zu wünschen übrig läßt. Nur eine einzige Stelle ist uns aufgefallen, in welcher zwar die Londoner und Serampurer Ausgabe völlig übereinstimmen, die aber nichts desto weniger verdächtig ist, und auch mit den Uebersetzungen von Wilkins und Jones nicht in Einklang gebracht werden kann. Unmöglich konnten sie S. 7, in der 4ten Zeile Srûyantâm gelesen haben, denn Wilkins übersetzt: Ye learned men, attend! Is there a man to be found etc. und Jones in demselben Sinne: Hear o ye Pandits! is

there any man qualified etc. Diese Uebersetzungen lassen srûyatâm statt srúyantâm vermuthen, denn es ist nicht nothwendig das Activ s'r.nuta (höret) anzunehmen (woraus schwerlich durch ein Versehen des Abschreibers srûyantâm werden konnte), da man mit srûyatâm ganz wörtlich also übersetzen würde: "He, He, ihr Weisen! es werde gehört meine Rede" eine Construction, welche im Sanskrit sehr gewöhnlich, aber nur in wörtlichen Uebersetzungen nachzuahmen ist. Die Frage, welche der König an die Weisen richtet, fängt also mit asti an, es fehlt zwar eine Fragepartikel, allein das Daseyn einer solchen Partikel gilt nicht als Regel im Sanskrit, welches wir leicht durch viele Stellen beweisen könnten. Wenn man mit den gedruckten Ausgaben srûyantâm lisset, so ist eine in den Zusammenhang passend eingreifende Uebersetzung unmöglich. Nachdem es nemlich in der vorhergehenden Zeile heißt, "dieses erwogen habend veranstaltete der König eine Versammlung der Weisen" müßte man ihn nun sagen lassen: "He, he! die Weisen sollen gehört werden, meine Rede ist." Der nun folgenden Frage fehlte es sowohl an einer Fragepartikel als an einem verbum, und obwohl beide Auslassungen möglich sind, so scheint doch deren Zusammentreffen hier unnatürlich. Auch ist es nicht des Königs Absicht den Rath der Weisen zu hören, sondern nur zu erfahren, ob einer von ihnen sich für fähig halte, die Erziehung seiner Söhne zu leiten, wie dieses aus dem Folgenden klar hervorgeht.

Hr. B. folgte vorzugsweise der Londoner Ausgabe als der vollständigeren, bey welcher er jedoch vieles zu berichtigen sich veranlaßt sah. Gleich auf der ersten Seite, in der 3ten Zeile, hat die Londoner Ausgabe hitôpadêsâyam, welches man für ein Compositum nehmen müßte, wenn es richtig wäre, wir fühlen uns aber von der Unmöglichkeit einer solchen Zusammensetzung überzeugt, und geben mit Hrn. B. der Londoner Lesart hitôpadêsôyam den Vorzug.

Doch würden wir dem Pronomen yam für ayam ein Apostroph vorgesetzt haben, dessen Auslassung an dieser, wie an einigen anderen Stellen, aber nicht als fehlerhaft angesehen werden kann, da man es in den meisten Handschriften und in vielen gedruckten Büchern sehr selten angewendet findet. Es wäre indessen zu wünschen, daß man es in sorgfältigen Ausgaben zur Vermeidung der Zweydeutigkeit, überall setzte wo nach einem finalen ô oder ê das Anfangs a des folgenden Wortes ausgelassen wird. Wir beschränken aber den Gebrauch des Apostrophs auf diese beiden Fälle, und billigen es nicht da, wo ein Anfangs a mit einem vorhergehenden ähnlichen, kurzen oder langen Vocal nach den Wohllautsregeln in eins zerfließt. Aus 2 kurzen a wird durch diese Zerfließung ein langes, aber aus einem langen und kurzen a kann ebenfalls nur ein langes werden. Man kann daher für drs't.vâpi, welches aus drs't.vâ api entstanden ist, nicht dr.s'tvâ 'pi schreiben, denn daß hier keine eigentliche Elision eingetreten sey, läßt sich dadurch beweisen, daß ĭ und ŭ, welche bekanntlich niemals elidirt werden, dennoch mit einem vorhergehenden ähnlichen langen Vocal in eins zerfließen. In der Londoner Ausgabe findet man nicht selten das Apostroph bey Zusammenziehungen wie dr.s'tvâpi, dagegen vermißt man es zuweilen an Stellen, wo es mit größerem Rechte hätte Platz finden können. Wenn Hr. B. in diesem Puncte von seinem Original sich nicht entfernen wollte, so that er es wahrscheinlich um nicht zu viel aus eigner Autorität zu emendiren, auch ist er in dieser Beziehung sehr vorsichtig und begnügt sich zuweilen seine Zweifel gegen verdächtige Lesarten in seinen Anmerkungen auszusprechen, und das Richtigere anzudeuten, ohne eine Aenderung des Textes vorzunehmen. So scheint uns z. B. S. 10. seine Vermuthung daß marust'alyê für marust'alyam stehen müsse, so gegründet, daß wir kein Bedenken tragen würden, diese Besserung in den Text aufzuneh-

men. Auch billigen wir vollkommen daß er S. 8. gangâhînê in gangâhinô umgewandelt, da der Schluß des Halb-Sloka keinem Zweifel Raum läßt, daß gangâhinô als Adjetiv auf dês'ô müsse bezogen werden.

Bey der musterhaften Genauigkeit und Sorgfalt die Hr. B. in seiner Ausgabe beurkundet hat, können wir jedoch nicht umhin, auf einige kleine Unrichtigkeiten der Londoner Ausgabe aufmerksam zu machen, welche er übersehen zu haben scheint, wenigstens in seinen Noten ungerügt gelassen hat. Unmöglich kann S. 14. (Z. 10) und S. 15 (Z. 3) mit der Londoner Ausgabe zitragrîvôvâza gelesen werden, denn wenn nach den Regeln des Wohllauts ein finales s (oder ein dessen Stelle vertretendes Visarga) abgeworfen wird, so kann der zurückbleibende Vocal nicht mit dem Anfangs-Vocal des folgenden Wortes zusammengezogen werden. Zitragrîvôvâza würde die Verbindung der Grundform des Nomens mit dem Verbum seyn und eine solche Zusammensetzung wird von der Sanskrit-Grammatik nicht anerkannt. — S. 14. Z. 9 steht in Uebereinstimmung mit der Londoner Ausgabe pâs'abad"-â'szaitâ'; indem ein finales primitives n durch Anusvâra (.) gegeben ist, was nicht passend ist, da Anusvâra am Ende eines Wortes nur in so fern für n stehen kann, als dieses die euphonische Veränderung eines m ist, niemals aber für ein primitives n, es sey denn daß diesem ein euphonischer Zischlaut nachgesetzt würde, wie in dem vorhergehenden Worte, denn in diesem Falle schließt der Nasal nicht mehr das Wort und in der Mitte kann Anusvâra einen jeden Nasal vertreten. — Die Lehre von dem Anusvâra liegt in den bestehenden Grammatiken überhaupt noch etwas im Dunkeln, so leicht auch mit wenig Worten dieser Gegenstand erschöpft werden kann. Am meisten scheint Yates, der Verfasser der neuesten Grammatik, darüber mit sich selbst im Wi-

derspruch. S. 6 erklärt er es als einen Stellvertreter des gutturalen n und S. 8. gibt er nurung als die Aussprache des Accusativs nara, während diese Aussprache bloß durch einen gutturalen Anfangsbuchstaben des folgenden Wortes veranlaßt werden kann. Wahrscheinlich verdankt Yates seine Ansicht von dem Anusvâra einem mehr im Bengalischen als im Sanskrit erfahrenen Pandit, denn im Bengalischen steht es allerdings nur statt eines gutturalen n. Doch bemerkt Yates S. 16. im Widerspruche mit seinen früheren Erklärungen, ganz richtig: "Das Zeichen (·) wird am Ende eines Wortes statt m gebraucht".

Von den beygefügten Tafeln enthalten die 4 ersten die einfachen und zusammengesetzten Buchstaben des Devanagari Alphabets und bieten eine wohlgelungene Abbildung der schönen Kupfertafeln dar, welche die Grammatik von Wilkins zieren. Die 5te ist aus demselben Werke entlehnt und macht die Wohllautsveränderungen der Vocale anschaulich.

F. B — p.

## Halle.

Ueber Rationalism, Gefühls-Religion und Christenthum von D. Johann Severin Vater. 1823 S. 111 in 8.

Nach einem beygefügten zweyten Titel-Blatt bekömmt man hier eine Beurtheilung der zwey Bücher des kürzlich verstorbenen trefflichen G. Chr. Müller vom Gewissen und Wahren aus dem Journale für Prediger besonders abgedruckt, aber mit einer Zugabe von zwey psychologischen Beylagen über Erkenntniß-Gefühl und Begehrungs-Vermögen S. 7-17. S. 61-95 für die man dem ehrwürdigen Verfasser einen eigenen Dank schuldig ist. Zwar wollte er sie nach seiner mehr als bescheidenen Aeußerung nicht für solche Leser, die bereits selbst viel darüber nachgedacht

haben, also nicht für ein philosophisch-wissenschaftliches Publicum geschrieben haben. Da das Verhältniß der Vernunft und des Gefühls jedem Freunde der Religion bey der jetzigen Gährung theologischer Ansichten näher als jemals liege, so glaubte er auch das seinige nach der einem jeden obliegenden Verpflichtung dazu beytragen zu müssen, daß es wenigstens klarer gedacht werde; gewiß aber hat er das auf eine Art bewürkt, welche für jeden denkenden Leser jeden andern Beytrag überflüssig macht. Man findet hier die verschiedenen Functionen und Thätigkeiten des Geistes und des Gemüths, das eigenthümliche, wodurch sich jede äußert, die Erzeugung der einen aus der andern und den Einfluß der einen auf die andere in einer Sprache beschrieben die gewiß jeder versteht, der sich nur einmal selbst beobachtet, oder nur die Fähigkeit zu der dazu erforderlichen Aufmerksamkeit hat, man findet sie aber zugleich mit einer Wahrheit und Genauigkeit beschrieben, die auch den wissenschaftlichen Psychologen schwerlich etwas dabey vermissen lassen wird. Das schätzbarste dabey ist jedoch dies, daß es hier auf eine Art geschehen, und besonders in der Zugabe über Gefühl, Begehrungs-Vermögen und Willen auf eine Art geschehen ist, wodurch es auch dem Layen begreiflich wird, was die Kenntniß davon und die Aufmerksamkeit darauf selbst in Beziehung auf seine Religiösität für ihn austrägt, und wodurch ihm wenigstens die wichtigen Folgen weit anschaulicher und eindringlicher werden müssen, welche hier in Beziehung auf die Beschaffenheit, auf den Gehalt und auf den Werth seines religiösen Denkens, Glaubens und Fühlens daraus gezogen sind. Noch höher rechnet hingegen wenigstens Rec. dem Hrn. D. seine Erklärungen über den Rationalismus wegen ihrer Freymüthigkeit und Offenheit, wegen ihrer Billigkeit und Milde, aber auch wegen ihrer Bestimmtheit und Kraft an. Eine aufforderndere und schicklichere Veranlassung dazu, als er durch die Müllerische Schrift

erhielt, könnte er freylich nicht bekommen. Der Verf., der schon im J. 1809 durch eine Schrift: Ueber Protestantismus und Religion sein Befugniß zum Mitsprechen in unserer Theologie mit größter Ehre erprobt hatte, gehörte seinem Character nach unter die würdigsten Menschen und seinem Geiste nach unter unsere trefflichsten Schriftsteller. Er hatte sich jedoch in seinem letzten Werke auf das entschiedenste für den Rationalismus erklärt, und mit einer so verständig klaren, dabey aber auch scharfen und bestimmten Bezeichnung des eigenthümlichen und unterscheidenden davon erklärt, hingegen zugleich mit einem so rein edlen Sinne für das wahre und gute, mit einer so heilig ernsten Achtung und Ehrfurcht für das echt religiöse, und mit einem so warmen Eifer für die festere Begründung und allgemeinere Verbreitung von diesem erklärt, daß die Wirkung von demjenigen, was er ohnehin schon mit dem gewinnendsten Scharfsinn für seinen Rationalismus vorbrachte, höchst beträchtlich dadurch verstärkt werden mußte. Um so mehr fand es also Hr. V. seiner würdig und zugleich auch nöthig, zu der Vertheidigung eines verständigen und sich selbst verstehenden christlichen Supernaturalismus auch gegen ihn herauszutreten, und diese ist von ihm mit einer so stäten und unverrückten Festhaltung des eigentlichen Streitpuncts, mit einer so richtigen Schätzung und so klaren Veranschaulichung seines wahren Moments, mit einer so liberalen Anerkennung aller der Rechte, welche der Rationalismus auf seinem Grunde fordern kann, aber auch mit einem so entschlossenen Bestehen auf den gerechten Ansprüchen des Offenbarungsglaubens geführt worden, daß auch sie ihre abgezielte Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Vielleicht mag sie wohl auch bey einem Theile unserer streitenden Parteyen nur die Wirkung haben, sie zu überzeugen, daß keine der andern ihre Ansicht aufstreiten kann; schon dies würden wir aber für wohlthätig genug halten, wenn sie sich nur dabey geneigt finden ließen, von den S. 58. 59. ausgezeichneten Mitteln Gebrauch zu machen, welche gewiß eine gegenseitige freundliche Annäherung zwischen ihnen herbeyführen würden.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1823.

## Gotha.

In der Becker'schen Buchhandlung: Die Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpuncte durch die Beschreibung seiner Sammlung versteinerter und fossiler Ueberreste des Thier- und Pflanzenreichs der Vorwelt erläutert von E. F. Baron von Schlotheim, Herz. Sächs. Goth. Geh. R. und Cammer-Präs. u. s. w. Mit 15 Kupfertafeln. LXII und 437 Seiten in Octav. 1820.

Es kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn, zur Bekanntmachung des Inhaltes und zur Empfehlung des vorliegenden, ausgezeichneten Werkes beyzutragen; denn längst schon befindet es sich in den Händen Aller, die sich für das Petrefactenstudium und die Geologie interessiren; und ganz allgemein wird sein hoher Werth anerkannt. Aber gerade darum darf wenigstens die Erwähnung desselben in diesen Blättern nicht fehlen, die der Kunde solcher Schriften gewidmet sind, durch welche das Feld der Wissenschaften wahrhaft erweitert und angebauet wird.

Seitdem das Petrefactenstudium aufgehört hat, ein

geistloses Spiel mit Formen zu seyn; seitdem das Verhältniß desselben zur Zoologie und Botanik auf der einen und zur Geologie und Geognosie auf der anderen Seite, richtig aufgefaßt und gewürdigt ist, mußte eine möglichst vollständige, systematische und critische Aufstellung der versteinerten und fossilen Ueberreste des Thier- und Pflanzenreichs der Vorwelt, als ein großes und unentbehrliches Bedürfniß erscheinen. Denn soll das Petrefactenstudium wahrhaft fruchtbar werden für die Geschichte des Erdkörpers überhaupt und für die genauere Kunde des Gezimmers der rigiden Erdenrinde, so darf man nicht bey dem Allgemeinen stehen bleiben, sondern man muß die einzelnen Species der Petrefacten genau kennen, unterscheiden und mit den Thieren und Pflanzen der jetzigen Schöpfung vergleichen. In älteren Werken war eine bedeutende Anzahl von Petrefacten-Species beschrieben und zum Theil auch abgebildet. Aber den Beschreibungen und Nomenclaturen fehlte es oft an Bestimmtheit, den Abbildungen an Genauigkeit. Dieselben Species waren oft unter den verschiedensten Benennungen aufgeführt. Eine Vergleichung mit den Thieren und Pflanzen der jetzigen Schöpfung fehlte entweder ganz, oder sie war zu wenig genau. Erst in einigen neueren Schriften wurden diese Mängel bey der Bearbeitung einzelner Abtheilungen von Petrefacten vermieden; wobey nicht übersehen werden darf, daß die bewunderungswürdigen Arbeiten Cuvier's über die fossilen Ueberreste von Quadrupeden, einen besonderen Anstoß für ähnliche Forschungen gegeben und ein Muster dargeboten haben, nach welchem Untersuchungen dieser Art durchgeführt werden müssen, wenn sie für die Wissenschaft wahrhaft ersprießlich seyn sollen. Um nun diese strengere Forschung auf das ganze Reich der versteinerten und fossilen Thier- und Pflanzenreste auszudehnen; in alle Theile desselben Ordnung zu bringen und einen Leitfaden darzubieten, dessen sich jeder Freund des Petre-

factenstudiums mit Sicherheit und Bequemlichkeit bedienen kann, erforderte seltene Kenntnisse und Talente und eben so seltene Hülfsmittel. Diese Erfordernisse waren in einem hohen Grade bey dem hochverehrten Verfasser des vorliegenden Werkes vereinigt. Von Jugend auf hatte sich derselbe nicht allein mit dem Studium der leblosen Natur, sondern auch mit Zoologie und Botanik beschäftigt. Ein sehr ausgezeichnetes Kunsttalent erleichterte ihm die treue bildliche Darstellung der mit scharfem und geübtem Blicke aufgefaßten und unterschiedenen Gegenstände. Eine vortreffliche, mit großem Aufwande zusammengebrachte Sammlung von Petrefacten, die mehrere, durch Schriften wichtig gewordene, ältere Sammlungen vereinigt, und aus den verschiedensten Gegenden die ausgesuchtesten Exemplare enthält, machte die Ausführung des großen Unternehmens möglich; wobey noch ganz besonders die Gelegenheit, reiche botanische und zoologische Sammlungen, zumal die ausgezeichnete Schmidt'sche Conchyliensammlung und treffliche Bibliotheken benutzen zu können, zu Hülfe kam. Da es dem Verf. durch seine ausgebreiteten Verbindungen gelang, seiner Sammlung einen hohen Grad von Vollständigkeit zu geben, so war es sehr passend, durch eine Beschreibung derselben, den ersten Grund zu einem Systeme der Petrefacten zu legen. Die Ausführung gereicht der Gelehrsamkeit, dem Scharfblicke und dem Fleiße des Verfassers zur größten Ehre und sichert ihm den Ruhm, in einem der schwierigsten Theile des Naturstudiums, eine ganz neue Bahn gebrochen zu haben. Sie bietet eine genaue Unterscheidung und eine zweckmäßige Anordnung einer sehr großen Anzahl von Petrefacten-Species dar, worunter eine bedeutende Menge zuvor noch nicht beschriebener sich befindet. Jede Species hat einen passenden systematischen Namen erhalten und auch die ausgezeichnetsten Varietäten sind bestimmt worden. Unter dem Namen der Species, stehet die genaue Angabe

der Fundorte, nebst Bemerkung der Gesteine, in denen die Petrefacten vorkommen. Darauf folgen die Synonyme und die Citate aus den wichtigsten Schriften; und nach diesen, theils vollständige Beschreibungen, theils Beyträge zur Beschreibung und Characteristik der Species, nebst verschiedenen anderen Bemerkungen über dieselben. Eigentliche Diagnosen werden vermißt. Wenn uun gleich nicht geläugnet werden kann, daß kurze und bestimmte Diagnosen für das Petrefactenstudium von eben so großem Werthe, als für das Studium der Zoologie und Botanik sind, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß es ungleich schwieriger ist, solche für die Ueberreste einer untergegangenen Schöpfung, als für die Species der jetzigen zu entwerfen, gerade weil man nur Reste, und zum Theil nur sehr unvollkommene, oftmals nur Abdrücke von dem einen oder anderen Theile des vormaligen Geschöpfs, vor sich hat. Man wird daher zugeben müssen, daß es für jetzt, bey dem ersten Aufschwunge des Petrefacten-Studiums, nicht wohl möglich ist, brauchbare Diagnosen von der ganzen Menge der bekannten Species zu erlangen und dem Verfasser darinn beypflichten, daß treue Abbildungen von ganz besonderer Wichtigkeit und mehr noch als Diagnosen geeignet sind, das Selbststudium der Petrefacten zu erleichtern. Auch für dieses Hülfsmittel ist von ihm auf das Beste gesorgt; denn schon bey dem vorliegenden Werke befindet sich eine schätzbare Sammlung genauer Abbildungen, die in fortlaufenden Nachträgen, von denen bereits im vorigen Jahre eine mit 21 Kupfertafeln ausgestattete Lieferung erschienen ist, vermehrt werden soll.

Einen ganz besonderen Werth erhält dieses Petrefactenwerk durch die vielen, darinn enthaltenen Nachweisungen über das Vorkommen der Versteinerungen in den verschiedenen Gebirgslagen. Bekanntlich hat sich der Verfasser schon früher große Verdienste erworben um die Ausmittelung des Verhältnisses, in wel-

chem die Vertheilung der Ueberreste organisirter Wesen, zu den verschiedenen Gebirgsformationen stehet. Je weiter die Geognosie fortschreitet, um so fester wird die Ueberzeugung begründet, daß das Vorkommen der Petrefacten mit der Bildung der äußersten Lagen der Erdenrinde genau verknüpft ist und daß daher die Erforschung der Art und Weise, wie die Ueberreste organisirter Wesen in den verschiedenen Lagen der Erdenrinde vertheilt sind, ein vorzügliches Hülfsmittel werden kann, um zur bestimmteren und richtigeren Unterscheidung der jüngeren Gebirgsformationen und ihrer untergeordneten Lager zu gelangen. Die Einleitung zu vorliegendem Werke enthält eine Fülle von interessanten Bemerkungen, die sich hierauf, so wie auf die Data beziehen, welche die Petrefactenkunde für die Geschichte des Erdkörpers darbietet. Auch sind darinn, als eine sehr schätzbare Zugabe, Nachrichten über die geognostische Beschaffenheit der Gegend von Köstritz und das Vorkommen der neuerlich daselbst aufgefundenen Menschen- und Thierknochen enthalten, woraus das merkwürdige Resultat hervorzugehen scheint, daß der Mensch bey der Bildung der aufgeschwemmten Gebirge, der jüngsten großen Erdrevolution, bereits vorhanden war.

## Leipzig.

Geographie der Griechen und Römer. Das nördliche Griechenland, der Peloponnesus, die Inseln des Archipelagus. Aus den Quellen bearbeitet von Konr. Mannert. Achter Theil mit einer Karte. 1822. VIII und 884 (wovon das Register 125 S. einnimmt).

Die langverzögerte Erscheinung dieses Theils des umfassenden Werks hat uns einerseits sehr erfreut, indem wir dadurch ein Buch erhalten haben, welches wir bis jetzt ganz entbehrten, ein brauchbares Hand- und Schulbuch für die Geographie Griechenlands.

Andrerseits wollen wir nicht verhehlen, daß wir die Aufgabe einer auf genaue Specialforschung gegründeten und unter Leitung wissenschaftlicher Ansichten vollendeten Geographie dieses Landes für keineswegs dadurch gelöset halten, auch nicht in dem Grade, in dem es jetzt schon möglich ist. Aber wir sind fern davon, dem würdigen Herrn Verf. daraus einen persönlichen Vorwurf machen zu wollen, da die Schuld davon größtentheils dem Mangel an nöthigen Hülfsmitteln zuzuschreiben ist. Dazu gehören zuerst die Schriften der neuern Reisenden; denn erst wenn man durch diese das physische Local und die Reste und Trümmer alter Zeit kennen gelernt hat, kann man die Nachrichten der Alten völlig verstehen und richtig benutzen. Nun benutzte der Verf. zwar Spon und Wheler (wenn er diese jedoch die zuverläßigsten aller Reisenden bis zur Stunde nennt, so ist dies ein ungerechtes Präjudiz gegen manchen Nachfolger), Pouqueville'n nicht genug, was indeß auch bey der verkehrten Darstellungs-Manier dieses Reisenden schwer und mißlich ist, mehr Hobhouse und Holland, besonders aber Dodwell, dem er am meisten verdankt. Allein ganz unbenutzt finden wir die Itineraries von Gell durch Morea, und durch das nördliche Griechenland, und grade dies sind die Hauptquellen zu unserer Zeit, da dieser treffliche Reisende bey weitem die meisten Wege, und diese wieder am genauesten, und so, daß er stets nur das selbst Bemerkte angibt, beschreibt. Auch die Argolis von Gell, die trefflichste Beschreibung einer einzelnen Landschaft, finden wir zwar genannt, aber weder im Buch, noch besonders zur Karte hinlänglich benutzt. Die letztre würde überhaupt ganz anders geworden seyn, wenn eine ordentliche Situationszeichnung zu Grunde gelegt worden wäre, welche besonders aus jenen Itinerarien geschöpft, aber durch Arrowsmiths, nur etwas fabrikmäßig gefertigte, Karte der Türkey, durch Barbié du Bocage Karte von Morea u. a. unterstützt wird. —

Aber auch die Benutzung der alten Quellen ist nicht so umfassend als zu erwarten wäre; es sind nicht genug die Notizen zusammengesucht, die zur Ergänzung der Hauptschriftsteller dienen müssen. Strabon mangelt grade in Griechenland die Anschaulichkeit und Genauigkeit der Detailbeschreibung, Pausanias frägt nach dem Physischen gar nicht, und hatte auch für die Darstellung allgemeiner Locale, z. B. der Anlage der Städte, entweder keinen Sinn, oder es lag ganz außer seinem Zwecke. Dagegen geben die Historiker, besonders Polybios und Plutarch, oft wahre Pläne der Gegenden, die mit Begebenheiten zusammenhängen. Jener ist oft benutzt, aber von den zahlreichen und oft sehr ausführlichen Beschreibungen Boeotischer Gegenden des Letztern gar kein Vortheil gezogen. Wäre z. B. Plut. Pelopid. 16 verglichen: so würde Orchomenos seinen Platz östlich vom Fl. Cephissus erhalten haben. Auch die gänzliche Vernachlässigung der Inschriften und Münzen ist ein bedeutender Mangel.

Um die daraus hervorgehenden Mängel im Einzelnen nachzuweisen, wählen wir das zweyte Buch "den Peloponnes." Bey Korinth stoßen wir gleich auf die seltsame Behauptung, das Homerische Ephyra, wo Sisyphos wohnt, sey nicht Korinth, weil es nach dem Dichter am Meerbusen von Argos gelegen haben müsse. Hätte doch der Verf. irgend einen alten oder neuen Erklärer zu Rath gezogen, wenn ihm unbekannt war, daß μυχῷ Ἄργεος heißt: in recessu montium Argivae regionis. Hier, wie bey andern Städten, wird eine geschichtliche Uebersicht gegeben, in der wir einzelne Unrichtigkeiten nicht rügen wollen. Die Beschreibung des Isthmos kann mit Hülfe der Karte von Bellin, Chandler, besonders des Plans von Clarke und andrer Hülfsmittel sehr genau gegeben werden, der Verf. hat diese so wenig benutzt, daß er das Isthmische Heiligthum, von dem so bedeutende Reste am Saronischen Meerbusen, mitten

auf die Landenge setzt. Von Sidus sagt der Verf. gradezu, kein Schriftsteller kenne den Ort außer Plinius und Skylax; wenn ihm etwa Hesych, Σιδουντιὰς κώμη keiner ist, so doch Xenoph. Hell. 4, 5, 19, doch Athen. 3, 82 b. Das Πειραιὸν bey Thuk. 8, 10 ist ohne Zweifel in Σπειραιὸν zu verwandeln. Für Korinth und das Kraneion sind interessante Stellen des Polybios unbenutzt geblieben. Sikyon soll nach dem Verf. nicht auf dem Flecke des heutigen Vasilico, sondern 2 geographische Meilen weiter gegen W. bey Kamari liegen; bloß wegen des Maaßes der tabula Peutingeriana; was macht aber der Verf. nun mit den bedeutenden Ruinen bey Vasilico? Ref. der auch einen von Lusieri gezeichneten Plan derselben benutzt hat, hält sich völlig überzeugt, daß sie Sikyon angehören. — Diese Auslassungen und Unrichtigkeiten gereichen dem Werk um desto mehr zum Nachtheil, da nie auf ergänzende Forschungen Andrer hingewiesen wird, gleich als wäre die Geographie Griechenlands durch dies Werk eben so erfunden wie vollendet worden, wodurch sich der Verf. selbst die Aussicht lebhaft in die Wissenschaft einzugreifen entzieht. Ref. fügt noch ein Wort über die vorausgehende Uebersicht der vorgeschichtlichen Ethnographie Griechenlands bey, auf die schon früher in Vorreden hingewiesen war. Leser des Werks kennen schon daraus die Hauptsätze: ein rohes troglodytisches Urvolk Graeci, darauf Pelasgi als einwandernde Cultivirer u. s. w. Diese werden nun hier nachdrücklich wiederholt. Aber Gründe suchten wir umsonst, die uns bewegen könnten, ein vor den Alexandrinern fast gar nicht erwähntes Urvolk Graeci anzunehmen, da es aus mehrern Gründen wahrscheinlich ist, daß dies ein bloß localer, auf eine Epirotische Völkerschaft bezüglicher, und von da den Italern bekannt gewordner Name sey. In den Griechischen Namen, die überall mit Recht beygesetzt sind, sind Fehler sehr zahlreich. K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 17. May 1823.

## Brüssel.

Bey Remy und Berthot: Annales de la médecine physiologique par F. I. V. Broussais. Ière Année. Numéro I-VI. oder Janvier-Juin. 1822.

Ohne mit Hr. Brouſſais hadern zu wollen, ob er berechtigt ſey, ſeine Doctrin vorzugsweiſe die phyſiologiſche Medicin zu nennen, begnügt ſich Rec. mit einer curſoriſchen Anzeige dieſer Annalen, von denen jährlich zwölf Hefte herauskommen und je ſechs einen Band bilden ſollen. Sie ſind zwar vorzüglich der practiſchen Heilkunde gewidmet, jedoch läuft durch alle Hefte, vom therapeutiſchen Theile geſondert, eine Darſtellung der leitenden phyſiologiſchen Grundſätze, welche den theoretiſchen Theil des Syſtems umfaſſen. Die Motive und Zwecke dieſer periodiſchen Schrift verkündigt der Herausgeber ſelbſt in der Vorrede mit folgenden Worten: "La doctrine physiologique est éternelle comme la vérité; il suffit qu' elle ait brillé aux yeux des hommes pour que son éclat ne puisse désormais être obscurci, et même pour qu'il s'accroisse, et qu'il éclaire un jour la société entière. Non, j'ose le prédire, jamais le jar-

gon barbare et insignifiant de l'ancienne médecine ne sera supporté par les bons esprits, lorsqu' ils auront entendu la langue simple et lumineuse de notre doctrine; et tôt ou tard les bons esprits doivent imposer la loi à la multitude irréfléchie. — C'est afin de hâter ce moment, qui doit être l'objet des voeux de tous les gens de bien, que ce journal est entrepris; la nouvelle doctrine y sera développée dans toute son étendue, et avec des détails que ne pourrait comporter un autre ouvrage;" — aber wenn er mit denſelben Vieles und Großes verheißt, ſo darf es ihn nicht überraſchen, wenn Manche ſich für getäuſcht erklären ſollten. Und Rec. bekennt, daß er zu dieſen gehört, und daß ihm dasjenige, was man vielleicht als Einfachheit wollte geltend machen, als Armſeligkeit erſchienen iſt. Man vergleiche nur, um dieſen Ausſpruch nicht lieblos zu finden, die großartige Simplicität des Brownſchen Syſtemes und die gewichtigen Unterſuchungen, welche es veranlaßte, mit der Brouſſais'ſchen Phyſiologie und Pathologie, deren Höchſtes und Letztes immer die Irritation iſt, ein Proteus, der in den verſchiedenartigſten, entgegengeſetzten Formen auftreten kann, deſſen innerſtes Weſen uns eben ſo unbekannt bleibt, wie das der ſ. g. materia peccans, der spina Helmonts, des Archäus u. ſ. w. und der glücklicherweiſe das Eigenthümliche, ziemlich Unwandelbare haben ſoll, daß ſein Grimm meiſtens durch Blutegel beſänftigt wird. Wir berufen uns auf den Inhalt dieſer Annalen ſelbſt, und indem wir einige Worte über den phyſiologiſchen Theil derſelben bis nachher verſchieben, heben wir zunächſt aus dem practiſchen Theile heraus, was uns beſonders auffiel und die Beſtimmung dieſer Blätter mitzutheilen erlaubt.

Das erſte Heft beginnt mit Krankheiten des lymphatiſchen Syſtemes im Allgemeinen, und namentlich mit einem nicht ſonderlich merkwürdigen Fall einer

Lèpre éléphantine, deren Wesen in eine Irritation des lymphatischen Systemes gesetzt wird. Auffallend war uns die Weise, mit welcher Broussais die Terminologie des Verf. dieses Aufsatzes verbessern will: es heißt nemlich im Texte: "Der Ort, an welchem die Krankheit zuerst erschien, beweiset, daß damals ein Theil des lymphatischen Systemes das Ziel war, um welches sich die Kräfte unter dem Einflusse eines localen oder sympathischen Reizes versammelten" — wogegen Broussais erinnert, daß er schon lange eine solche Sprechweise verbannt habe, da sie immer eine Art von Absichtlichkeit im Lebensprincipe und eine Kraft voraussetzte, welche von allen Puncten des Organismus aus auf den irritirten Theil hinwirkte. Dahingegen würde man einfacher und richtiger sagen, die Lymphdrüsen wären der Sitz einer Irritation geworden, welche die Flüssigkeiten an sich zöge und auf dem Wege der Sympathie die Functionen störte — als ob auch durch diesen Ausdruck der Krankheitsursache nicht eine gewisse Persönlichkeit und Absichtlichkeit untergeschoben würde. Andere Krankheitsgeschichten von noch minderm Interesse übergeht Rec., so wie er auch natürlicherweise die Anzeige von Bücherrecensionen ausschliert. Das zweyte Heft, mit dem wohlgetroffnen, lithographirten Bilde Broussais's geziert, enthält bemerkenswerthe Erfahrungen von Treille über den Krebs, besonders den Brustkrebs, deren Fortsetzung das dritte und vierte Heft enthält. Ueberglücklich würde Rec. die Praxis des Verf. preisen, (Blutegel, vegetabilische Diät, innerer Gebrauch des Seewassers) wenn er nicht die volle Ueberzeugung hätte, daß ein geübter deutscher Wundarzt kaum den dritten Theil der erzählten Fälle für wahren Krebs halten würde. Kommen wirklich Gebärmutterkrebse im vier und zwanzigsten Jahre, Brustkrebse im zwanzigsten, drey und zwanzigsten und acht und zwanzigsten Jahre so häufig, oder überhaupt vor? — Bey Gelegenheit der Anzeige des Buches von Mongellaz sur les irritati-

ons intermittentes, findet man es lächerlich, intermittirende Augenentzündungen, Ohrenentzündungen, Rosen u. s. w. für larvirte Wechselfieber zu halten, die gleichsam den Scharfsinn des Arztes auf die Probe stellten; aber wer thut dies? sogenannte larvirte Wechselfieber zeigen sich immer als fieberhafte Krankheiten, deren intermittirender Typus nur nicht rein ausgeprägt ist, und niemals als örtlich beschränkte Entzündungen. Wir reichen gegen diese letztern, wenn sie intermittiren, die Fieberrinde, nicht des dahinter steckenden Fiebers wegen, sondern weil die Erfahrung uns gelehrt hat, daß jenes Mittel das periodische Wiederkehren gewisser Uebel verhindert. Uebrigens setzt ein solches intermittirendes Uebel immer eigenthümliche Bedingungen in der Oeconomie voraus, denen wir mit Recht nachforschen, und welchen die rein örtliche Behandlung allein nicht gewachsen ist. Daß auch die physiologische Medicin sich in unhaltbare Hypothesen verlieren könne, beweiset der S. 116-127 mitgetheilte Versuch, die Intermittenz der Krankheiten zu erklären; wir begreifen nicht, wie der Verf. am Schlusse sagen kann: il n'y a rién de mystérieux dans l'intermittence des maladies; auch machen wir auf das zierliche Wort Impressionabilité S. 126 aufmerksam. — Bey weitem der Schmuck des ganzen Bandes ist die in diesem und dem folgenden Hefte enthaltene Abhandlung des Dr. Sarlandière über den Kreislauf des Blutes, welche Rec. übersetzt und mit Anmerkungen versehen, andern Orts dem deutschen Publicum mitzutheilen gedenkt, indem er in derselben den Schlüssel zu manchen Erscheinungen, und namentlich die Grundlage zu einer concisern Begränzung des Begriffes von Entzündung, welche heut zu Tage vor allen Dingen noth thut, zu entdecken meint. Das dritte Heft enthält außer den Fortsetzungen die Mittheilungen des Arztes Peysson über ein neues Mittel gegen Wechselfieber, welches aus Brechweinstein und Opium besteht, in manchen Fällen aber

noch zweckmäßiger mit einer einzureibenden einfachen Brechweinsteinsalbe vertauscht wird. Im fünften Hefte gibt der Verf. seine fernern Erfahrungen, und verhehlt auch die weniger günstigen nicht; wo die China (welche die Broussais'sche Schule unzweckmäßig genug durch Einreibung anzuwenden pflegt, um die Magenfläche zu schonen) ihre Dienste versagte oder contraindicirt wäre, möchte die Brechweinsteinsalbe, welche Rec. schon beym s. g. Fieberkuchen anwenden sah, unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Im vierten Hefte interessirte uns besonders die Anzeige einer neuen Gebrauchsart des Stethoskopes, von Hr. Lejumeau de Kergaradec, dessen eigene Abhandlung auch schon in deutscher Uebersetzung mitgetheilt ist. Er vernahm nemlich vermittelst der Application dieses Instrumentes an den Leib von Schwangern, nicht allein die Pulsschläge des Kindesherzen, sondern unterschied auch den Insertionspunct der Placenta in der Gebärmutter, welcher sich sowohl durch regelmäßige, mit dem Arterienschlage der Mutter gleichzeitige Pulsationen, als auch durch ein eigenthümliches, zischendes Geräusch erkennen ließ. Ueber das Leben des Kindes, über Molenschwangerschaft, über Zwillingsschwangerschaft, Extranterinalschwangerschaft, über Richtung des Schnittes beym Kaiserschnitte u. s. w. meint der Verf., könne diese Erfahrung ersprießliche Auskunft geben. — Zu welchen Verirrungen das strenge Halten an einem exclusiven Systeme Anlaß geben könne, möge die im fünften Hefte, S. 392 mitgetheilte Krankheitsgeschichte den Unbefangenen lehren, eine Geschichte, welche Rec. mit Schaudern erfüllt hat. Ist denn kein Huxham mehr da, welcher dieser Phlebotomanie steuert, oder ist der alte gestorben? — Die Actenstücke, von vereinigten spanischen, englischen, und französischen Aerzten unterzeichnet, und gegen die Annahme der contagiosen Natur des gelben Fiebers von Barcellona gerichtet, werden gerade jetzt in Deutschland, bey Erwägung der bekannten Oldenburgischen Preis-

weitere Auseinanderſetzung, wenn gefordert wird, man ſolle jene betrachten comme un des résultats de l'exercice de nos fonctions, résultat immatériel et incompréhensible, (!) qui correspond toujours à une exaltation de la contractilité, mais qui n' en est pas inséparable; comme un état violent de notre économie, qui doit nécessairement éprouver de l'intermittence, et dont la continuité constitue une véritable maladie etc. Man glaube jedoch nicht, daß die Contractilität nun das höchſte Princip in der thieriſchen Oeconomie ſey, ſondern als ſolches iſt die Lebenskraft (force vitale) zu betrachten, deren erſtes unſichtbares, immaterielles Inſtrument die Chimie vivante iſt, welche man ja nicht mit der Lebenskraft verwechſeln darf, und von welcher die Contractilität, als ſecundäres Inſtrument der Lebenskraft, ausgeht und modificirt wird. So hätten wir ja den Archeus wieder mit ſeinen dienſtbaren Geiſtern, und zwar in einem Syſteme, welches überall perſonificirte Abſtractionen wittert und bekämpft! — Rückſichtlich des geiſtigen Verhältniſſes eines Organismus iſt der engherzige Ariſtoteliſche Satz angenommen: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, welcher jedoch, freylich nicht zur Ehre der phyſiologiſchen Medicin, in ſo fern erweitert iſt, als der paradoxe innere Sinn, welcher in den Schleimhäuten ſeinen Sitz hat, bey ihm die wichtigſte Rolle ſpielt. Die Sinneserregungen ſowohl als auch die Regungen des Inſtinctes beurtheilt das Hirn nicht etwa unmittelbar von den Sinneswerkzeugen und von den Organen der Triebe aus, ſondern es reflectirt erſt beide auf die innern Schleimhäute und erkennt ſie dann tertio loco, an ihrer Rückwirkung von dort aus. Rec. muß wegen der Beweisführung auf die Abhandlung ſelbſt verweiſen: aus ihr erfährt man auch, was der Triumph der Intelligenz über die Eingeweide ſey. S — a.

---

S. 770. Z. 5. l. Nägels f. Riegel.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. May 1823.

## London.

Im Verlage der Missions-Gesellschaft, und zu haben bey Francis Westley, Ludgatestreet: Travels in South Africa, by the Rev. John Campbell Vol. I. 322 S. Vol. II. 341 S. 8. 1822. mit einem Anhange einer illuminirten Karte und mehreren Kupfern.

Der Verfasser des obigen Werks, schon bekannt durch die Beschreibung seiner ersten, auch in diesen Blättern (Jahrg. 1816. St. 1297.) angezeigten Reise im südlichen Africa, beschenkt hier das Publicum abermals mit einer, in Form eines Tagebuchs abgefaßten anziehenden und hin und wieder belehrenden Erzählung. Er erzählt nemlich einfach und ungeschmückt, was er während einer 10 Monate dauernden Reise von der Capstadt bis in die entferntesten, von den Missionären der großen Englischen Missions-Gesellschaft bisher erreichten südafricanischen Gegenden und von da wieder zurück nach der Capstadt, sah, hörte und erlebte. Auf Befriedigung höherer Forderungen, wie sie etwa an einen Schriftsteller gerichtet werden möchten, der sich in dem Falle befand zur

Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse sehr viel beytragen zu können, scheint der Verf. keine Ansprüche zu machen, hat aber unleugbar das Verdienst eine nicht unbedeutende Summe von interessanten Nachrichten über die, jenseits der Gränzen der Cap-Colonie wohnenden Völkerschaften gesammelt und mitgetheilt zu haben, — Nachrichten welche vermuthlich das Resultat der Forschungen und Beobachtungen der Missionäre, besonders des ehemaligen Missionärs Hr. Read, der seit mehreren Jahren unter den Südafricanischen Eingebornen einheimisch geworden ist, seyn werden, und demnach alle Aufmerksamkeit verdienen. Nur ein Geograph wie Rennel oder Ritter möchten indessen Herrn Campbell's Angaben über die Beschaffenheit seines Weges in den vorhin noch nicht besuchten Gegenden, über das Streichen der Gebirge und den Lauf der Flüsse, zur Erweiterung der Wissenschaft zu benutzen verstehen; der Verf. selbst sucht weder solche Angaben, noch auch einige seiner übrigen Beobachtungen mit dem schon Bekannten in Verbindung zu setzen. Eben deswegen läßt sich nicht wohl bestimmt angeben, was etwa die Naturgeschichte oder die Geographie oder die Menschenkunde überhaupt, der vorliegenden zweyten Reise des Verf. zu danken haben möchte. Die Reise hatte keinen eigentlich wissenschaftlichen Zweck; in so fern aber Herr Campbell als Abgeordneter der Missions-Gesellschaft reisete, könnte man sich zu dem Wunsche berechtigt glauben, daß er über den Werth der Missionen für die noch im Stande der Natur lebenden Völkerschaften, über den dabey zu befolgenden räthlichsten Plan, über die Verhältnisse der Missionäre zu den Völkerschaften, bey welchen sie Aufnahme finden, über die erforderlichen Eigenschaften eines nach Süd-Afrika bestimmten Heidenboten, endlich über die, dort von den menschenfreundlichen Bemühungen der Missions-Gesellschaft und ihrer Abgesandten schon sichtbaren oder noch zu hoffenden Erfolge, sich etwas ausführlicher, zusam-

menhängender und gründlicher möchte ausgelassen haben, als wirklich geschehen ist. Es kann indessen seyn, daß Hr. Campbell Mittheilungen dieser Art ausschließlich für seine Committenten versparen zu müssen glaubte, und sie deshalb dem größeren Publicum vorenthielt. So empfiehlt sich denn diese neueste Schrift des Verf., abgesehen von dem besondern Interesse, welches sie für die Missionsgesellschaft und deren zahlreiche Freunde haben muß, überhaupt genommen, im Grunde nur denen, die sich immer gern von einem aus fernen Landen zurückkehrenden Reisenden erzählen lassen, was ihm in Gegenden, wo die Luft, die man athmet, häufig noch wärmer ist als das Blut in den Adern, wo man Löwen, Tiger, Elephanten, Rhinocerosse und giftige Schlangen antrifft; wo die Leute beynahe ganz nackend gehen und sich vor weißen Menschen eben so fürchten, wie hier die Kinder sich vor schwarzen fürchten — was ihm da doch vorgekommen und begegnet seyn möge! Solcher gibt es aber gewiß sehr Viele und diese wird denn auch Hr. C. befriedigen, weil er Gegenden und Völkerschaften besucht hat, von denen man bisher nur wenig oder gar nichts wußte, und die manches Neue und Eigenthümliche darbieten.

An einen Auszug aus dieser Schrift, die eben durch ihre mannichfaltigen Details anziehend wird, ist nicht zu denken. Einiges von allgemeinem Interesse wird sich jedoch aus der Erzählung ausheben lassen und zur Würdigung des Ganzen hinreichen.

Herr Campbell reisete am 10. Decbr. 1818 von Liverpool ab, und erreichte nach einer Fahrt von 78 Tagen, also am 26. Febr. 1819 die Capstadt. Die damaligen Umstände, so wie auch die in der Capstadt und deren Nähe abzumachenden, Missions-Angelegenheiten betreffende Geschäfte, erlaubten es Hr. C. erst am 18. Jan. 1820 die größere Reise in das Innere der Colonie und jenseits derselben anzutreten, und von dieser kehrte der Reisende erst nach 10 Mo-

naken zurück. Der Weg den Hr. C. diesmal nahm, war verschieden von dem bey der ersten Reise von ihm genommenen, führte ihn also durch, bis dahin, ihm noch unbekannte Gegenden. Am 14. März erreichte Hr. C. Griquatown d. i. den Missionsposten der bey den Colonisten Klaarwater heißt, in der Hottentotten Sprache aber (nach Burchell) Karrikamma unter dem 28° 50′ S. Breite. Hier bemerkte Hr. C. (Th. I. S. 56.) gute Fortschritte in Cultur und in Religionskenntnissen. Die Kinder konnten die Catechismusfragen mit den Bibl. Beweisstellen dazu, sehr fertig hersagen, auch wurde den Erwachsenen bey Gelegenheit der am 14. März sich ereignenden totalen Sonnenfinsterniß, die Ursache davon erklärt (?), wodurch ihr Erstaunen über die Erscheinung noch vermehrt wurde S. 54. Mehrmals erwähnt Hr. C, daß er sich mit den Eingebornen über die Größe und den Lauf der Himmelskörper, so wie über die Bewegung der Erdkugel unterhalten habe; es ergibt sich aber aus den Antworten der Wilden, daß Fragen über Gegenstände dieser Art z. B. wo bleibt die Sonne wenn sie untergeht?, oder ist die Sonne größer als sie scheint? und ähnliche — ihnen nie in den Sinn gekommen waren; auch zeigt sich nicht, daß die Reisenden durch solche Fragen, und die vermuthlich damit verbundenen Belehrungen, besondere Aufmerksamkeit erregten, oder weitere Nachfragen veranlaßten. Bey der Ankunft an dem Krooman, (nach Lichtenstein Kuruhman) besuchte auch Hr. C. die schon von Lichtenstein Th. II. S. 525. erwähnten unterirdischen Felsenkammern aus welchen der genannte Fluß mit einem Male hervorbricht, und fand eine derselben 30 Fuß lang und 8 bis 14 Fuß hoch. S. 63. Von diesem Flusse kommt bey Hr. C. manches Neue und Bemerkenswerthe vor. Gegenwärtig verliert er sich bald in dem dürren Erdreich und läßt ein trocknes Flußbette — ehemals aber, und zwar noch bey Lebzeiten einiger bejahrter Maatjaping — so heißt

der Kaffer-Stamm, der an dem Kuruhman und in dessen Nähe wohnt nach Lichtenstein, — Hr. C. aber schreibt Matchappee — soll er die große Wüste, welche Hr. C. die südliche Zahara nennen möchte, da sie sich von dem Lande der Groß Namaqua nordwärts 1000 engl. Meilen weit, vielleicht bis nach dem Aequator hinauf, von dem Lande der Maatjaping und der Corana westlich 4 bis 500 Meilen weit erstreckt, und kaum für wilde Thiere, sondern nur für umherstreifende Buschmänner bewohnbar ist, durchströmt haben; soll damals ein sehr ansehnlicher Strom gewesen und nicht nach und nach, sondern plötzlich ausgetrocknet seyn, welches die Anwohner geneigt waren, als die Wirkung der Zauberkraft eines benachbarten Stammes anzusehen Th. II. S. 86. 104. 109. 128. — Den nun schon von mehreren Reisenden besuchten Ort Litakoo im Lande der Beetjuanen oder Butschuanen (H. C. schreibt Lattakoo u. Buchuana) fand der V. durch die Gebäude und Anlagen, welche die dort, seit einigen Jahren wohnenden Engl. Missionäre gemacht hatten sehr verschönert, — welches auch durch eine illuminirte Ansicht versinnlicht wird. Th. II. S. 54. Nach der Hr. C. eignen, auch in dieser 2. Reise mehrmals befriedigten Neigung, den von ihm besuchten Gegenden und Gegenständen europäische Namen beyzulegen, benannte Hr. C. auch den von den Missionären eingenommenen und bebaueten Platz in Litakoo — Burder'srow — Burders Reihe — zum Andenken des verstorbenen Secretairs der Missions-Gesellschaft, des verdienten Burder. Ueber die Maatjaping regiert nunmehr, der unserm Lichtenstein so wohlgewogene damalige Prinz Methibe (Mateebe bey Hr. Campbell) und dieser empfing die Reisenden mit aller Freundlichkeit. Unter den Geschenken, welche der Ankommende, bekanntlich, dem Könige wie auch den Hauptleuten machen muß, war auch ein Kaleidoscop — es fand aber wenig Beyfall — so wie denn überhaupt die Geschenke welche Hr. C. auf der Reise austheilte, zwar angenehm waren, indem sie größtentheils aus

nützlichen und brauchbaren Sachen wie z. B. aus Sägen, Beilen, Messern, Bohrern, Mützen, Tüchern Schnupftabaksdosen u. dgl. bestanden, aber dennoch nie ganz befriedigten, weil — Glaskorallen fehlten! Diese sagt Hr. C. Th. I. S. 243. sind gleichsam das Ein und Alles, was die Gedanken dieser Menschen beschäftigt und was in ihren Augen Werth hat; er gesteht aber auch S. 246. Korallen — (nemlich eine stärkere hübschgefärbte Art Glasperlen) machen das Einzige im Innern von Südafrica circulirende Tauschmittel aus, und stehen folglich gleich mit den Kauri-Muscheln in Indien und Nord-Africa, oder mit Guineen und Schillingen in Großbritanien. Einige von den Maatjaping hatten den von der Capischen Regierung neuerlich für den Tauschhandel angeordneten Jahrmarkt zu Beaufort, einem neu angelegten Unter-Drostamte am Gamka Flusse, mit ihren Waaren besucht. Ihre Erwartungen waren aber nicht befriedigt worden, theils weil keine Korallen, wie sie sie wünschten, auf dem Markte zu haben waren, theils weil man ihnen schmutziges Papiergeld für ihre Waren gab, womit sie sich nicht zu behelfen wußten, theils aber auch weil sie fanden, daß nicht jeder Makooa-shou (Makua-schau) d. i. Weisser oder Europäer so war, wie ihre lieben Lehrer die Missionäre! Ueberdies waren von den Zurückkehrenden Einige bey dem Uebersetzen über den Orange-Fluß ertrunken II. S. 139 ff.

Die Maatjaping nicht nur, sondern auch die übrigen Völkerschaften welche Hr. C. besuchte, erklärten sich immer, wenn sie gefragt wurden, ob sie "das Wort Gottes" in ihrem Lande zu haben wünschten, und zu dem Ende Missionäre annehmen und gut behandeln wollten, ziemlich geneigt Boten des Evangeliums aufzunehmen, und bezogen sich dabey gewöhnlich darauf, daß diese Männer, "den Frieden unter sie brächten". I. S. 251. Da die beständigen Befehdungen unter den aneinandergrenzenden Völkerschaf-

ten seit der Verkündigung des Wortes Gottes aufgehört hätten. Uebrigens aber läßt sich aus dem, was Hr. C. in Beziehung auf das Verlangen der Wilden nach dem Unterricht und der Ankunft der Missionäre hin und wieder anführt, nicht schließen, daß das Gefühl eines Bedürfnisses höherer Cultur jenes Verlangen erzeuge oder nur belebe. Hr. C. erklärt es selbst für zweifelhaft, ob diesen Stämmen am Kuruhman und in der Gegend umher wohl deutlich geworden sey, daß der Mensch eine Seele habe, es gibt wie Hr. C. erfuhr kein Wort für "Seele" oder „Geist" in der Bentjuana Sprache, man muß dafür "Herz" oder "Athem" setzen I. S. 79. Die Kinder besuchen die Schule nicht, weil es heißt, sie müssen das Vieh hüten, und wenn die Erwachsenen sich bey den Predigten der Missionäre einfinden, so sehen sie dies als eine Gunstbezeugung an, die sie denselben beweisen. I. S. 74. Dennoch ist es ihnen etwas werth, mit Weißen, oder Europäern die ihnen, wie Hr. C. hin und wieder bemerkt, als höhere Wesen vorkommen — I. S. 225. II. S. 2. 3. — in Verbindung zu stehen. Sie billigen auch Manches was die Weißen ihnen empfehlen, und würden manche Europäische Sitten annehmen, wenn sie nicht fürchteten von ihren Landsleuten ausgelacht oder verspottet zu werden — überhaupt aber bleiben sie gern bey der Väterweise — ungeachtet sie z. B. fremder Wagen und Ochsen sich zuweilen gern bedienen, können sie sich dennoch nicht entschließen ihre eigenen Ochsen an das Joch zu gewöhnen I. S. 115. 174. Keinesweges aber sind sie gleichgültig gegen den Vortheil den es ihnen im Kriege und auf der Jagd verschaffen kann, Leute unter sich zu haben, die mit Feuergewehr, mit Pulver und Bley versehen sind. Dies mochte auch wohl, wie selbst Hr. C. zu vermuthen scheint, in Methibe's Seele seyn, als er auf die Frage: ob er glaube, daß sein Volk den Missionären etwas zu danken habe? unter andern antwortete: "wir können nun

wohl schlafen!" I. S. 77. Auf Befragen über Gott und göttliche Dinge, erhielt Hr. C. gewöhnlich die Antwort, daß man von Gott nichts wisse! was ihm aber von einem Teufel der bey den Bentjuanen Burrimb heißen soll, gesagt wurde ist äußerst verworren und seltsam II. S. 2. Das einzige was einen deutlichen Beweis davon zu geben scheint, daß auch diese Naturmenschen etwas Höheres sowohl über sich, als auch in sich wenigstens ahnen, daß folglich, wie auch zu erwarten war, das religiöse Element nicht fehlt, ist ohne Zweifel der unter ihnen ganz allgemein verbreitete Glaube an unsichtbar wirkende und namentlich an Zauberkräfte. Es gibt in jedem Stamme Regenmacher von Profession, von denen einige sich fest einbilden, daß sie den Regen nach Belieben herabringen können. Diese werden auch zu dem Ende ordentlich berufen, und man hat mehr Vertrauen zu dem Regenmacher aus einem fremden Stamme, als zu dem, aus dem eignen. Krankheiten, plötzliche Sterbefälle, Miswachs oder gute Erndten werden der Macht der Zauberer zugeschrieben, ja ein Oberhaupt weigerte sich von einem ihm geschenkten Ochsen zu essen, aus Furcht daß das Thier bezaubert seyn und der Genuß des Fleisches tödtlich werden könnte. Selbst der Glaube an die Kraft des Gebets der Missionäre, so wie das Ansehen in welchem sie stehen, scheint nicht ohne allen Zusammenhang mit diesen abergläubischen Vorstellungen zu seyn. II. 166. 200. 209. — Ueber die Städte im Lande der Bentjuanen gelangt man durch Hrn. Campbell zu recht deutlichen Vorstellungen, wobey der Beschreibung auch einige colorirte Ansichten solcher Städte sehr zu Hülfe kommen. Außer Litakoo, welches Hr. C. Neu-Litakoo nennt, da es 6 Engl. Meilen östlich von der, jetzt wüsten Stelle, wo das von Hr. C. sechs Jahr früher besuchte Alt-Litakoo stand, angelegt ist, besuchte Hr. C. auch Meribohwhey, die Hauptstadt der östlich von den Maatjaping wohnenden Tammahas (Thammacha

bey Lichtenst.) und beschreibt den Weg dahin so reizend als ob er durch einen Engl. Park liefe I. Cap. 14. Ferner sah Hr. C. die Stadt Mashow (Maschau) nicht weit von der vorigen entfernt, und glaubt daß in Mashow 10 bis 12000 Menschen beysammen wohnen, die außer der Viehzucht auch Ackerbau treiben, sie säen nemlich Kafferkorn, und ein damit bestelltes Feld schätzt Hr. C. auf 20 Engl. Meilen im Umfange. I. S. 181. Es gehören aber zu dieser Stadt nicht weniger als 29 Districte — oder Dörfer (villages) wie Hr. C. sagt — und da diese in einiger Entfernung von einander liegen, so hat die Stadt ganz das Ansehen eines weitläuftigen Feldlagers. Nach dem was man von Litakoo weiß, haben auch diese africanischen Städte — ungeachtet es immer merkwürdig genug bleibt, daß solch eine Masse von Menschen wenigstens auf einige Zeit friedlich neben einander wohnen und subsistiren kann — eben keine viel größerere Stabilität als die Feldlager eines Heers oder die Zelte der Nomaden-Horden. Der Aufenthalt des Verf. unter einer noch mehr als die vorhin genannten Maschauer nach Osten zu wohnenden Völkerschaft genannt die Marootzee (vermuthlich Muchuruhzi bey Lichtenst. II. S. 530.) wird dadurch besonders anziehend, daß diese Völkerschaft noch nie zuvor von Weißen war besucht worden. Die Hauptstadt dieses Stammes, von welcher auch eine colorirte Ansicht I. S. 223 sich findet, nennt Hr. C. Kurrechane — und beschreibt sie als sehr bedeutend, viermal größer als Litakoo, weshalb er die Bevölkerung derselben auf 16000 Menschen anschlägt. Der König des Stammes oder der Horde hieß Liqueling — ein Sohn des Sibbewhoree — vermuthlich derselbe den Lichtenstein unter dem Namen Sebochori anführt. Die Aeußerungen dieses Oberhaupts in Beziehung auf den Wunsch Missionäre zu haben, waren so, daß wahrscheinlich ein Missions-Posten hier

wird angelegt werden, wodurch denn, wie Hr. C. ſchreibt, der Ort Kurrechane ein Jeruſalem für die benachbarten Stämme würde werden können. I. 253. Bey dieſer Völkerſchaft wird nach Herrn Campbell's Zeugniß Eiſen und auch Kupfererz verarbeitet I. S. 216. 228. 276. ſie zeigen auch viel Geſchicklichkeit und Geſchmack in der Verfertigung irdener Gefäße, was aber beſonders auffallend iſt: ſie kennen und benutzen die Einimpfung der natürlichen Blattern, als ein Mittel dieſe Krankheit milder zu machen! Die Einimpfung geſchieht an der Stirn, und die Blatternmaterie bekommen ſie von einer nördöſtlich von ihnen wohnenden Völkerſchaft, welche Mahalatſela heißt und von welcher die Muchuruhzi erzählen "daß ſie Kleider tragen, auf Elephanten reiten, und Götter ſind!" I. S. 256. Nach den Erkundigungen, welche Hr. C. einzog, hatte man hier gehört von mehreren noch weiter nach Oſten hin, an dem großen Waſſer wohnenden Völkern, man ſagte ihm auch daß von dieſen angeblichen weit weg wohnenden Völkern einige Handelsartikel z. B. Korallen zunächſt zu den Boquains (vielleicht Maquini bey Lichtenſt.) und von dieſen zu den Muchuruhzi kämen, wogegen man jenen öſtlich wohnenden Völkern Elephantenzähne und Felle zuführe I. S. 209. Die Gewäſſer im Lande der Muchuruhzi fließen wenigſtens zum Theil öſtlich, und ſcheinen von Strömen aufgenommen zu werden, die ſich in die Bay de la Goa ergießen I. S. 241 ff. Sollte dies richtig ſeyn, ſo hätte es doch dem Dr. Cowan wohl gelingen können, auf dem Wege, den er einſchlug, eine Niederlaſſung der Portugieſen zu erreichen, und ſo eine Verbindung der Cap-Colonie mit der Küſte Moſambique über Land, zu eröffnen. Herr Campbell erkundigte ſich vielfältig nach dieſem Reiſenden, konnte aber nicht mit Gewißheit erfahren, wo dieſe Expedition, welche Dr. Cowan anführte, das nun wohl nicht mehr zu bezweifelnde un-

glückliche Ende möge genommen haben. Am häufigsten wurden die Wanketsi — nach Hr. C. die Wanketzeu — deren Oberhaupt Makkabba wegen Falschheit, Hinterlist und Grausamkeit sehr gehaßt und gefürchtet wird, und zu dem sich auch Hr. C. nicht wagte, ungeachtet er eingeladen wurde, der Ermordung jener Reisenden beschuldigt. Einige behaupteten jedoch, daß die Fremden ihre Reise bis jenseits der Boquains oder Maquini ohne Unfall fortgesetzt hätten. Da es nun kaum glaublich ist, daß von der Menge von ausländischen Sachen, die den Wanketsi, wären sie die Mörder gewesen, in die Hände gefallen seyn müßten, nichts von Bedeutung unter die benachbarten, durch die Missionäre bekannter gewordnen Stämme gekommen, oder nur bey den Wanketsi gesehen seyn sollte, wie z. B. Flintenläufe, Messer, Spiegel, Uhren und Uhrketten u. dergl., so wäre es doch so unmöglich nicht, was man auf die erhaltene Nachricht von der Ermordung der Reisenden in der Capstadt vermuthen wollte, daß die Expedition nirgend anders verunglückte, als gerade an den Grenzen der Portugiesischen Niederlassungen, und vielleicht nicht ganz ohne den Einfluß einer eifersüchtigen Besorgniß, etwa von Seiten eines Portugiesischen Unterbefehlshabers, daß die Verhältnisse mit den Eingebornen durch die Eröffnung einer in die Cap-Colonie führenden Landstraße gestört werden möchten. Durch Hrn. Campbell wird die Nachbarschaft der bis jetzt bekannt gewordenen Völkerstämme wie z. B. der Muchuruhzi und Maquini mit denen an der Ostküste von Afrika und zwar an dem Indischen Ocean wohnenden Völkerschaften wohl zuerst mit Bestimmtheit erwähnt, wiewohl die Orthographie und die Aussprache der Namen Mahalatsela, Matteebeylai, Malloquam und andrer, welche der Verf. I. S. 312 nennt, wohl noch erst genauer wird bestimmt werden müssen, ehe man sich

dieselben wird einprägen oder sie in unsern Geographieen wird annehmen wollen. Im 12ten Cap. des 2ten Theils findet man auch Nachrichten von Völkerschaften, welche allen Angaben nach, Anwohner des Atlantischen Meers seyn müssen, und deren Character eher furchtsam und schwach, als wild und grausam zu seyn scheint, z. B. die Mampoors und die Killyhary. Da es nun schon Einigen, freilich unter großen Mühseligkeiten und Gefahren gelungen ist, aus den mittleren Regionen des südlichen Afrika nach Osten und Westen hin bis an das große Wasser, oder zu den nahe an diesem wohnenden Völkern zu gelangen, so läßt sich die Möglichkeit denken, daß noch einmal unternehmende Reisende in einer Bay, oberhalb der Mündung des Oranje-Flusses am Atlantischen Meer landen, und ihren Weg queer durch Afrika bis an die Küste von Mosambique fortsetzen werden. Solche würden wenigstens den Vortheil haben, ihre eignen Kräfte, und die Kräfte und Hülfsmittel ihres Zuges nicht erst auf der so langwierigen und beschwerlichen Reise von der Capstadt bis etwa Klaarwater oder Litakoo erschöpfen zu müssen, ehe sie das Feld für die interessantesten Entdeckungen und Forschungen nur erreichen. Längs der Westküste des südlichen Afrika scheint sich zwar die große Wüste auszudehnen, welche H. C. die südliche Zahara genannt wissen will II. S. 104. aber doch lassen sich in einigen Gegenden, wie dieß auch im Hamaqua Lande der Fall ist, Brunnen graben, aus welchen das Vieh nothdürftig und mit unsäglicher Mühe für die mit der Anwendung von Maschinen oder Wasserpumpen völlig unbekannten Eingebornen, getränkt wird II. S. 89. 123, auch findet man in jener Wüste einige Wassergruben und wildwachsende Wasser-Melonen. Diese bleiben zwar, unter gewöhnlichen Umständen, als ungenießbar auf dem dürren Sandboden liegen, im

Nothfall aber gewähren sie beydes, Speise und Trank, da sie viel Feuchtigkeit enthalten, und die geröfteten Kerne sich essen lassen II. S. 144. Vielleicht giebt es überdieß Jahrszeiten, wo der Wassermangel nicht so groß ist als ihn Hr. C. in diesen westlichen Gegenden fand, weil er selbst anführt, daß hier die stärksten Regen in den längsten Tagen fallen II. S. 128. Hr. C. aber besuchte diesen Landstrich während der Monate, wo die südliche Halbkugel die kürzesten Tage hat.

Zu den Merkwürdigkeiten, welche Hr. C wie im Vorbeygehen anführt, welche aber auch größtentheils schon von früheren Reisenden sind erwähnt worden, gehört z. B. die Einrichtung der Beetjuana Häuser — die unter diesen mit den Kaffern verwandten Stämmen übliche Beschneidung, die indessen durchaus nicht mit religiösen Ideen, sondern mit unbarmherzigen Geißelungen verbunden ist, deren Zweck und Ursprung auch nicht angegeben werden kann. II. 201. Ferner die Vielweiberey, und doch auch, wie Hr. C. wohl zuerst erwähnt eine Art von Levirat-Ehe II. 212. ferner die Tänze und Lustbarkeiten der Wilden — wobey die Gegenwart der Missionäre weder zu stören noch Einfluß zu haben scheint — die Gefräßigkeit der Buschmänner, das heftige und allgemeine Verlangen nach dem feurigen Wasser, d. i. Brandtewein, wie auch nach Rauch- und Schnupftaback — das entschiedene Elend der, in dem so oft gepriesenen Naturzustande lebenden Menschen in physischer, moralischer und besonders in gesellschaftlicher Hinsicht u. s. w. Eigenthümlich aber ist Herrn C. die Erwähnung von Beetjuana-Buschmännern I. S. 197. 289., über welche man näheren Aufschluß wünschen muß, wenn hier die Benennung "Buschmänner" nicht etwa bloß einen Unterschied der Kaste oder der Lebensart anzeigen soll — ferner gehört auch Hr. Campbell eigenthüm-

lich an: die Entdeckung des Einhorns, wie denn auch ſchon früher durch Nachrichten vom Cap und durch öffentliche Blätter die Kunde davon, daß jenes fabulöſe Thier endlich aufgefunden worden ſey, ſich verbreitet hat. Nach Th. II. S. 295 ff. reducirte ſich indeſſen Alles darauf, daß Hr. C. in dem Lande der Muchurußi ein Rhinoceros entdeckt hat, deſſen vorderes Horn drey Fuß lang und beynahe ganz gerade war — während das zweyte oder hintere Horn eine nur unbedeutende Höhe hatte. Hr. C. hat den Kopf dieſes Thiers mitgebracht auch bey II. S. 295 abbilden laſſen. Wiewohl nun dabey die, wie auf eine Schnur gezogene Reihe völlig gleich geformter und und wie von einem Dentiſten eingeſetzter Zähne, ſowohl in dem Ober- als auch in dem Unterkiefer, einen gewaltigen Anſtoß macht, und den Verdacht erregt daß auch bey dieſem Einhorn die Phantaſie ihre Rolle geſpielt habe, ſo kann man doch den hier abgebildeten Kopf für nichts anders nehmen, als für einen Rhinoceroskopf, welcher indeſſen einer eigenen Species angehören mag; und da nun auch ſchon bekannt geworden iſt, daß Herr Burchell auf ſeiner Reiſe in Süd-Afrika, ein von der bisher beobachteten Art verſchiedenes Rhinoceros entdeckt und beſchrieben hat, ſo möchte man um ſo mehr vermuthen, daß Hr. Campbell's Thier nichts anders als ein wahres Rhinoceros, nämlich das größere neuentdeckte ſey, wo es denn Hr. C. mit dem Naturforſcher Burchell wird ausmachen müſſen, wie es ſich mit den Zähnen in dem Rachen dieſes neuen Rhinoceros eigentlich verhalten möge. Uebrigens ſteht unter der Abbildung: "Kopf eines Einhorn" und Hr. C. führt an, daß der von ihm mitgebrachte Kopf in der Kapſtadt und in London Vielen als ein Einhornſchädel vorgekommen ſey. Dieß läßt ſich denken; nimmermehr aber läßt ſich begreifen wie ein überaus plumpes ſchwerfälliges Thier, mit einem längeren doch etwas gebogenen und

noch einem zweyten kürzeren Horn auf der Nase — wie dieses "Unicorn" des Herrn C. — von den Alten oder auch von Neueren z. B. von den Wilden in Süd-Afrika, als ein schlankes hirschähnliches Thier mit einem einzigen ganz geraden Horn auf der Stirn hätte abgebildet oder beschrieben werden können. Herr C. sah in den entfernten von ihm besuchten Gegenden oft ganze Heerden von den größeren Antilopen, von Quagga, von Büffeln und anderm Wild. Mehrere Nashörner wurden von seinen Leuten erlegt, und begierig verzehrt, doch Elephanten und Giraffen scheinen ihm nicht zu Gesicht gekommen zu seyn, wie denn überhaupt die Jagd nur selten recht glücklich ausfiel, und die zahlreichen Begleiter, welche von Hr. C. ernährt seyn wollten, oftmahls Hunger leiden mußten. Das Wild ist nämlich sehr scheu, weil von den Eingebornen beständig Jagd darauf gemacht wird, welche es nicht achten, einem größeren Stück Wild Tage lang nachzusetzen bis sie es ermüden, und dann mit ihren Wurfspießen erlegen.

Was Hr. C. von den Volks-Versammlungen, oder den Berathschlagungen der Oberhäupter in öffentlichen Angelegenheiten — peetro genannt — so wie von der bilderreichen Sprache der Eingebornen, von ihren kriegerischen Expeditionen, und den Feyerlichkeiten bey der Rückkehr der Krieger, wie auch von den Grausamkeiten gegen die Feinde, namentlich gegen die unglücklichen Buschmänner hin und wieder anführt, erinnert sehr an die Nord-Amerikanischen Wilden, und zeigt diese Süd-Afrikaner welche Hr. C. besuchte, so ziemlich auf einerley Stufe der Cultur mit jenen Amerikanern wenigstens in der früheren Zeit unsrer Bekanntschaft mit ihnen. Daß man größeren Thieren z. B. einem wüthend verfolgenden Rhinoceros oder Büffel dadurch entgehen könne, daß man sich an einer gelegenen Stelle platt

niederwirft, und das wüthende Thier über ſich hinſpringen läßt — wie dieß auch Le Vaillant erzählt — beſtätigt Hr. C. ganz beſtimmt und unbefangen. I. S. 181. Wollte man zweifeln, ſo gäben manche wunderſeltſame Dinge, welche Hr. C. in den Lebensbeſchreibungen einiger merkwürdigen Häuptlinge mit anführt, z. B. II. S. 180. Veranlaſſung dazu — auch reicht die Uebereinſtimmung die Hr. C. in einigen Gebräuchen und Sitten der Süd-Afrikaner, mit denen der Israeliten findet, gewiß nicht hin, um auf eine Abſtammung der Südafrikaniſchen Völkerſtämme von den Israeliten zu ſchließen, wozu Hr. C. geneigt ſcheint (I. S. 236. Anmerkung und in dem Anhange Nr. IX.). Wenn Hr. C. die Südafrikaniſchen Dornbäume mit feinen gefiederten Blättern, und goldgelben kugelförmigen Blüthen, noch immer Mimoſen nennt, und nicht Acacien, was nach Willdenow die rechte Benennung iſt, die auch Hr. Burchell anwendet; wenn Hr. C. in der Gegend von Litakoo — two flower seasons — eine zweymalige Blüthenzeit bemerkt zu haben glaubt, was ſich vermuthlich auf die im Herbſt erſt zur Blüthe kommenden Zwiebelblumen, wie Haemanthus, Amaryllis und andre bezieht; wenn er ganz zuverſichtlich erwähnt: er habe im Lande der Mucuruhzi wildwachſende Stockroſen (vermuthlich Hibiscus) angetroffen, und in den dürren weſtlichen Gegenden fände ſich der blaue Crocus (vermuthlich Ixia oder Gladiolus) in Menge, ſo wird dieß und dergleichen den Leſern dieſes Buchs weder Anſtoß geben, noch irgend einen derſelben irre leiten, oder auch den Werth des Ganzen, der aus dem hier kürzlich Ausgehobenen hinlänglich erhellen wird, auf einige Weiſe vermindern können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1823.

## Charleston.

Bei Miller 1821: Memoirs of the American Revolution from the commencement to the year 1776, inclusive; as relative to the state of South-Carolina: and occasionally referring to the states of North-Carolina and Georgia. By John Drayton L. L. D. Author of a view of South-Carolina, and a member of the Royal Society of Göttingen. Erster Theil 430, und zweiter 399 Seiten in 8.

Die Revolution von America liegt schon ziemlich weit hinter uns; die Acteurs in diesem großen Drama, sind längst von der Bühne des Lebens abgetreten; aber die Folgen dieses großen politischen Ereignisses wirken noch und werden fortdauernd auf die civilisirte Welt Einfluß haben. Wir sind Augenzeugen von so manchen Begebenheiten dieser Art gewesen, daß eine so ausführliche Geschichte, wie die angezeigte, von den politischen und militairischen Bewegungsgründen, die die Revolution in Amerika herbeyführten, kein sehr großes Interesse erregen kann, zumal da sie sich nur über einen Theil von Nordamerika erstreckt. So groß der Flächeninhalt von Südcaroli-

na auch ist, — diese Provinz dehnt sich, seit der Vereinigung mit Louisiana und Ost- und West-Florida, von Canada nach dem Mexicanischen Meerbusen, und vom Atlantischen nach dem friedlichen Ocean aus —, so ist es doch nur der Kampf von etwa 225,000 Menschen, als die damalige Bevölkerung derselben, für ihre Unabhängigkeit, die den wesentlichsten Gegenstand dieser Geschichte ausmacht; wozu noch kommt, daß der Schwierigkeiten nicht sehr viele zu überwinden waren. Desto wichtiger muß es aber den Amerikanern seyn, mit Genauigkeit und Ausführlichkeit alles der Vergessenheit zu entreißen, was auf die Erlangung ihrer Unabhängigkeit Bezug hat. Wir zweifeln demnach nicht, daß diese Memoirs von Drayton um so mehr seinen Landsleuten ein angenehmes Geschenk seyn werden, als sie sehr gemäßigt abgefaßt sind, und das Gepräge der Wahrheitsliebe an der Stirne tragen. Der Vater des Verf., William Henry Drayton, war ein eifriger Beförderer der amerikanischen Revolution, in welcher er, zunächst noch Washington und Franklin, eine Hauptrolle spielte. Er starb i. J. 1776 und hinterließ viele Documente und Manuscripte, die er in der Absicht, eine vollständige Geschichte der Revolution zu schreiben, gesammelt hatte. Das Vollständigste unter diesem litterarischen Nachlaß, war eine Uebersicht der Ereignisse in Südcarolina von den Jahren 1773 bis 1776, als er zum Congreß nach Philadelphia berufen ward. Inzwischen war auch das Mspt. mehr eine Sammlung von Actenstücken und Aufzeichnungen, die größtentheils auf seinen eigenen Wirkungskreis sich bezogen, als eine völlig ausgearbeitete Geschichte. Wollte der Verf. das Werk seines Vaters benutzen, so mußte er sich zu einer vollständigen Umarbeitung desselben entschließen. Er beschloß daher das Mspt unter der Form von Memoirs erscheinen zu lassen, eine Form, die ihm die Freyheit verstattete, da, wo ihm die Materialien abgiengen, Lücken zu lassen, und zugleich andere Nachrichten von der Revolution, die er unter dem Nachlasse seines Vaters fand, und die nicht gerade auf Südcarolina allein Bezug hatten, in sein Werk aufzunehmen. Die anderweitigen Quellen, welche

der Verf. benutzt hat, sind sorgfältig angegeben. Die americanischen Colonien zeigten schon seit dem J. 1753 Symptome von Unzufriedenheit mit dem Mutterlande. Statt die Veranlassungen zu dieser ungünstigen Stimmung aus dem Wege zu räumen, wurden sie durch das brittische Cabinet nur noch vermehrt; vorzüglich aber seit der Gelangung Georgs III. zu der Regierung. Die Erziehung dieses Prinzen war vernachlässigt; er überließ seinem Günstling, dem Lord Bute, die Führung der Geschäfte. Zu einer Zeit, da es für die Erhaltung der Colonien von äußerster Wichtigkeit war, die Lasten derselben möglichst zu erleichtern, gieng Lord Grenville's nur zu berüchtigte Tax Bill in Kraft. Das Jahr 1765, da diese Bill ihr Daseyn erhielt, muß als der Anfang der amerikanischen Revolution angenommen werden. Es war das nämliche Jahr, als sich zuerst Spuren der unglücklichen Geistesverwirrung des Königs zeigten. So weit unser Vf., der, wie fast alle seine Landsleute, einen Theil der Veranlassungen zu ihren Beschwerden gegen die englische Regierung auf Rechnung des persönlichen Characters des Königs setzt. Zur Unterstützung seiner letzten Angabe, beruft er sich auf Coate's Hist. of England und Annual Register for 1765; wir glauben aber auf die Autorität von vielen angesehenen Personen, die zunächst der Person des Königs lebten, diesem widersprechen zu müssen. Es ist eine in England allgemein anerkannte Thatsache, daß die ersten Spuren von der unglücklichen Krankheit Georg's III. sich im Jahre 1788 zeigten. — Die ersten Ereignisse des Aufstandes in Nordamerika, namentlich die Vorfälle in Boston sind zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Wir kehren zu dem Vater des Vf. zurück — dieser lebte als einer der angesehensten Colonisten in Südcarolina. Bereits im Jahre 1769 gab er unter dem Titel Freemann eine Schrift heraus, in welcher er die Rechte der Amerikaner gegen das englische Parlament vertheidigte. In 1771 begab er sich nach England. Georg III. empfieng ihn mit vieler Güte, und ernannte ihn zum Privy Counsellor von Südcarolina. Er nahm 1772 in dieser neuen Eigenschaft seinen Sitz in dem Council zu Charlestown; allein er ward bald

der königlichen Partey nicht ohne Grund verdächtig. — Dessenungeachtet ernannte ihn 1774 der Governour Bull, bis die Bestätigung des Königs erfolgt seyn würde, zum Assistant-Judge der Provinz. Allein da gerade in diesem Zeitraume der Continental-Congreß zu Philadelphia sich versammelte, so ließ Drayton unter dem Titel: To the Deputies of North-America assembled on the High Court of Congress at Philadelphia ein Pamphlet drucken, welches die Beschwerden der Amerikaner auseinander setzte, und eine Bill of American Rights, enthielt. Diese Schrift veranlaßte, daß er sofort von seiner Stelle als Assistant Judge suspendirt, und bald nachher auch aus der Liste der Privy Counsellors ausgestrichen wurde. Drayton ward nun der Mann des Volks. Er ward zum Mitglied des Council of safety ernannt, der 1775 in Südcarolina errichtet ward. Als Chairmann of the secret Committee veranlaßte er, daß das Volk sich des königlichen Arsenals und der Pulvermagazine bemächtigte; er ließ das königliche Packetbot, das Depechen an den Gouverneur von Südamerika bringen sollte, wegnehmen. Ein Provincial-Congress of South-Carolina ward nun errichtet, wovon Drayton Präsident ward. Als solcher gab er der Garnison in Fort Johnson den Befehl, den englischen Truppen Widerstand zu leisten. Er betrieb die Rüstungen gegen England mit vieler Lebhaftigkeit, und leitete die ersten Feindseligkeiten in Person. Im März 1776 wurde eine temporaire Constitution für Südcarolina publicirt, und Drayton nahm nun die Stelle als Chief Justice der Provinz an. Indem er die neue Constitution proclamirte, erklärte er Georg III. der Regierung von Südcarolina verlustig. Auf die Declaration, welche die Gebrüder Howe, wovon der eine die Land- und der andere die Seemacht der Engländer befehligte, am 19 Spt. 1776 zu Neuyork, als Aufforderung an die Rebellen sich zu unterwerfen, erließen, ließ Drayton am 22. Oct. des nämlichen Jahrs, unter dem Namen: A. Carolinian, eine Widerlegung drucken. Von der Zeit an, bis 1778, als Drayton zum Mitglied des Congresses in

Philadelphia erwählt wurde, war er der Hauptführer der Revolution in seinen Provinzen. Bemerkungswerth ist es, daß unter den vielen Nationen, welche sich in Südcarolina angesiedelt hatten, die deutschen die einzigen waren, die weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen bewogen werden konnten, an dem Aufstande Theil zu nehmen. Es sind vorzüglich zwey Ereignisse in diesem Zeitraume, die Aufmerksamkeit verdienen: das erste war die Niederlage der englischen Flotte, und das zweyte die Besiegung des mächtigsten Stamms der Indianer. Die Frage, welche Wirkung hat die Canonade einer Flotte, auf Landbatterien? ist oft ein Gegenstand des Streits, unter den Sachverständigen gewesen. Der Angriff, den die englische Flotte unter Admiral Parker auf Sullivan's Island machte, ist, unter vielen andern, ein Beweis, daß eine Flotte, die keine Landungstruppen mit sich führt, den Vertheidigern der Landküste nicht sehr gefährlich ist. Die Insel Sullivan ward durch ein Fort, gleichen Namens vertheidigt, das nicht einmal vollendet und mit ungeübten Miliz-Soldaten besetzt war. Der englische Admiral Parker griff dies Fort mit 8 Kriegsschiffen, worunter zwey Linienschiffe, an, die es einen ganzen Tag unablässig beschossen, mußte sich aber am Abend mit Verlust eines seiner Kriegsschiffe, und nachdem die übrigen Schiffe sehr beschädigt waren und die Hälfte ihrer Bemannung verloren hatten, zurückziehen, ohne daß die Besatzung im Fort, dessen Geschütze nicht zum Stillschweigen gebracht werden konnten, sehr gelitten hatte. Die Schüsse von den englischen Schiffen hatten eine so ungewisse Richtung, daß der größte Theil derselben, das Fort verfehlte, während die Canonen aus selbigem, auf die vor Anker gegangenen Schiffe, als auf festes Ziel feuerten, und fast jeder Schuß von Wirkung war. Dieß Gefecht giebt uns zugleich eine Einsicht in die Art, wie die englischen Befehlshaber diesen Krieg führten. Zwischen dem Admiral Parker und dem Befehlshaber der englischen Landmacht, war die Verabredung getroffen, daß, während der erste zur See angriff, der General Clinton mit Landtruppen von der Landseite eine Diversion machen

sollte. Clinton erschien auch mit einem bedeutenden Corps, in der Nachbarschaft von Charlestown: allein beschränkte seine Unternehmung auf eine bloße Demonstration. Die Uneinigkeit, die schon zuvor unter den Befehlshabern, der englischen See- und Landmacht in Amerika herrschte, ward nun so groß, daß an gemeinschaftliche Unternehmungen nicht mehr zu denken war, und die Amerikaner ein leichtes Spiel erhielten. — Die Expedition, die von Südcarolina aus gegen die Cherokes-Indianer unternommen ward, ein mächtiger Stamm der Wilden, der auf Anstiften der Engländer die Südamerikanischen Colonien angriff, ist in der Hinsicht merkwürdig, weil er einen Beweis giebt, wie bedeutend die Indianer, die jetzt beynahe von der Erde verschwunden sind, damals noch waren. Drayton fand, als Mitglied des Congresses zu Philadelphia häufige Gelegenheiten, seinen Eifer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und seine Talente, als politischer Schriftsteller die Sache der Rebellen zu vertheidigen, zu beurkunden. Seine letzte Schrift war eine Declaration, gegen die Anträge der von England geschickten Commissairs, die den Auftrag hatten, eine Versöhnung ins Werk zu richten, welche 1778 erschien. Eine Streitigkeit, in der er mit dem General Lee verwickelt war, machte ihm vielen Verdruß. Er hatte in seiner öffentlichen Stelle als Chief-Justice das Betragen des Generals in der Schlacht bey Monmouth bitter getadelt. Der General schickte ihm eine Herausforderung, die Drayton aber nicht annahm. Merkwürdig, und nicht ganz mit denheutigen Tages in Amerika herrschenden Begriffen über Duelle übereinstimmend, sind die Gründe, wodurch er sich berechtigt glaubte, dem General Lee die verlangte Genugthuung versagen zu müssen, u. die er öffentlich bekannt machte. Die hohe Achtung welche er in den gesellschaftlichen Verhältnissen genoß, litt durch diesen Vorfall nicht. Die angezeigte Schrift redet viel von den angeblichen Beschwerden der amerikanischen Colonie gegen das Mutterland. Uns scheint die Sache sich auf folgende Art verhalten zu haben: England hatte große Unkosten von diesen Colonien und verhältnißmäßig wenige Vortheile

von ihrem Besitze. Als diese Colonien nun immer blühender wurden, glaubten die Engländer von ihnen einen höhern Beitrag zu den Staatslasten fordern zu können. — Nach einer Berechnung welche Lord North am 2. Febr. 1775 dem englischen Parlamente vorlegte, bezahlte Großbritannien, bey einer Volksmenge von 8 Millionen damals jährlich 10 Millionen L. St. an Taxen, (ohne die Kosten der Hebung zu rechnen), folglich auf jeden Kopf 1 L. St. 5 Schillinge, oder 25 Schillinge; während die 3 Millionen Einwohner in den Colonien jährlich nur 75000 L. St. entrichteten, welches einem Six Pence, oder einen halben Schilling für jeden Kopf gerechnet, betrug. Eine Vermehrung der Abgaben in Amerika, schien daher nicht nur billig, sondern gerecht zu seyn. Allein die Amerikaner wollten eigentlich nichts mehreres zu den öffentlichen Lasten beytragen; unter dem Vorwande daß diese oder jene der neuen Taxen ihren Verhältnissen nicht angemessen sey, lehnten sie eigentlich alle neuen Abgaben ab. Sie giengen noch weiter; sie behaupteten sogar, die englische Regierung habe nicht das Recht, ihre amerikanischen Colonien mit Steuern zu belegen. Sie sahen bald, daß es England schwer, wenn nicht gar unmöglich fallen würde, mit der Gewalt der Waffen zu erreichen, was man ihnen nicht willig zugestehen würde. Der Grund der Schwäche der Engländer lag in der großen Ausdehnung dieser Colonien, im Vergleiche mit ihrer geringen Bevölkerung. Man braucht nur die folgende Tabelle zu übersehen, die der Congreß im J. 1774 von der Volksmenge aufnehmen ließ, um sich hiervon zu überzeugen.

| | | |
|---|---|---|
| 1) Massachusets enthielt | . . . 400,000 | Seelen |
| 2) New-Hampshire | . . . 160,000 | " |
| 3) Rhode Island | . . . 69,578 | " |
| 4) Connecticut | . . . 192,000 | " |
| 5) New-York | . . . 250,000 | " |
| 6) New-Jersey | . . . 130,000 | " |
| 7) Pensylvania | . . . 350,000 | " |
| 8) Maryland | . . . 320,000 | " |
| 9) Virginia | . . . 650,000 | " |
| 10) North-Carolina | . . . 300,000 | " |
| 11) South-Carolina | . . . 225,000 | " |
| | 3,026,578 | Seelen. |

Ziehen wir nun in Erwägung, daß mehrere dieser Provinzen an Flächen-Inhalt, den größten Königreichen in Europa gleich kommen, so läßt es sich erklären, daß die wenigen regulären Truppen, die England nach Amerika schicken konnte, sich gleichsam in diesen weiten Einöden verloren und nichts gegen zerstreuet wohnende Colonisten auszurichten vermochten, die im Gefühl ihrer Kraft, entschlossen waren, sich von England loszureißen, und daher gleichsam ihr Spiel auf nichts setzten. Die gesetzlich bestehenden Provinzial-Parliamente, die bereits im Besitze großer Vorrechte waren, und deren noch mehrere in Anspruch nahmen, so wie die völlig organisirten und bewaffneten Local-Miliz-Regimenter, die England nicht anhingen, sondern nur ein provinciales Interesse hatten, dienten dem Aufstande zu einer sicheren Grundlage. Man kann sich auch hieraus die schwankende Politik des englischen Cabinets erklären, das die wahre Beschaffenheit der Sache verkennend, bald die Wege der Macht, bald die der Güte, versuchte, auf beide Arten aber nicht zum Ziele gelangte. — Die Sucht, selbst zu herrschen, ist so groß, daß, wenn der Mensch sich erst überzeugt hat, er könne dazu gelangen, nichts vermögend ist, dem Strome Widerstand zu leisten. Vergebens überhäufte das englische Gouvernement z. B. den William Henry Drayton, auch da noch, wo er sich schon öffentlich gegen selbiges erklärt hatte, mit Ehrenstellen und mit Auszeichnungen aller Art; er schritt auf der einmal betretenen Bahn fort. — Welche Vorwürfe englische und amerikanische Schriftsteller auch der Halsstarrigkeit Georg's III. und der Ungeschicklichkeit und Unwissenheit seiner Minister und Befehlhaber der Land- und Seemacht, machen: wir sind überzeugt — und zu dieser Ueberzeugung hat das angezeigte Werk nicht wenig beygetragen, — daß bey dem Grade der Cultur und der innern Kraft, den die amerikanischen Colonien nach dem siebenjährigen Kriege erlangt hatten, eine Trennung von England unfehlbar, früh oder spät, so wie sich eine Veranlassung dazu darbot, eintreten mußte, welche Maaßregeln, dieses zu verhindern, auch von Seiten des englischen Cabinets ergriffen worden wären. Wichtig wie diese Lection für alle Länder ist, die bedeutende und entfernte Colonien besitzen, so unrichtig würde der Schluß seyn, den man von dem Erfolge des Aufstandes in Nord-Amerika, auch auf Revolutionen im Innern eines Mutterstaats ziehen wollte. Auch hierüber haben uns die Ereignisse unserer Zeit nicht ohne Erfahrungen gelassen, die Europa nur zu theuer erkauft hat!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1823.

## Leipzig.

Bey Cnobloch: Manuelis Moschopuli Cretensis opuscula grammatica e codice nuper in Bohemia reperto — nunc primum edidit Graece praefationem cum diatribe literaria de Moschopulis et animadversiones suas adjecit F. N. Titze. XXVI und 86. S. in 8. 1822.

Dieses Anecdoton eines Grammatikers kommt freylich an Wichtigkeit keinem der neuerlich in Italien aufgefundenen Ueberbleibsel alter Schriften gleich, ist aber dennoch eine schätzbare Bereicherung für diesen nicht zu vernachlässigenden Theil der Litteratur. Die Handschrift ist auf Papier im 14ten oder 15ten Jahrhundert geschrieben, und ward 1820 in Königingrätz gefunden. Sie war in späterer Zeit in 2 Bände gebunden, von denen der erste auf 52 Blättern mit mehreren schon bekannten Schriften des Moschopulus anhebt, nämlich περὶ ἀντωνυμιῶν, 2) περὶ ἄρθρου, 3) περὶ προθέσεων, dann ohne Ueberschriften noch mehreres aus dem Werke περὶ

σχεδῶν. Dieses alles hat Hr. T. unbenutzt gelassen, da auch das Neue darin schon anderswoher bekannt sey. Dann folgt die hier zuerst erscheinende Schrift ἐπιτομὴ νέα γραμματικῆς, vor der ein Blatt, welches vermuthlich den Namen des Verfassers enthielt, weggerissen ist. Der Herausgeber schreibt sie dem Moschopulus zu, theils weil jene Schriften desselben voraus gehen, theils weil die ἐρωτήματα βραχυνδέντα des M. ein Auszug aus dieser Schrift zu seyn scheinen. Der letztere Grund wird bey der Vergleichung nicht leicht jemanden einleuchten; der erstere wird schon dadurch entkräftet, daß ja in derselben Handschrift auch andere grammatische Werke namentlich des Syngelus stehen. Rec. findet auch die Stellen, die mit M. Namen anderswo angeführt werden und die Hr. T. hier wiederzufinden glaubt, nicht für den Zweck beweisend, denn über den λόγος und περὶ τῶν παθῶν τῆς λέξεως ist auch vom Syngelus und fast allen andern Grammatikern gesprochen, und die von Macarius und dem Unbekannten angeführten Stellen aus Moschopul sind in Form und Ausführung zu abweichend von dem Vorliegenden. Mit Uebergehung innerer Gründe, die gegen des Herausgebers zuversichtliche Annahme dieses Verfassers sind, bemerkt Rec. nur, daß Moschopuls Epitome ein Werk ganz anderer Art nach alphabetischer Ordnung war, und verweiset auf Theupolus Katalog der Marcusbibliothek, wo S. 255. auch der Anfang des Werks steht. Daselbst wird auch der Anfang von M. Schrift περὶ τῶν παθῶν τῆς λέξεως gegeben, und ist ebenfalls ganz von dem vorliegenden verschieden, wie man auch aus Catal. bibl. Taur. I. I. p. 375 Cod. 261 und noch vollständiger aus Bandini bibl. Medic. t. II. p. 279 sieht. Es ist von dieser Epitome, deren Verfasser also unbekannt ist, hier nur ein Buch erhalten in 6 Kapiteln: über die Erfindung der Buchstaben, ihre Be-

deutung, Eintheilung, über die Sylben, das Wort, über die Accente und ähnliche Zeichen. Die folgenden aus der Handschrift mitgetheilten Sachen gehören nicht zu diesem ersteren Werke. Der Verfasser desselben ist vielleicht noch älter als Moschopulus. Des neuen ist nicht viel darin, doch mehreres genauer ausgeführt. Merkwürdig ist die an mehreren Stellen wiederholte Angabe, in dem Diphthong ει werde so, wie in dem η, ῳ und α das Jota gar nicht ausgesprochen, S. 24 und 30. Dahin kann man auch eine Stelle des Nigidius Figulus deuten, bey Gellius 19, 14., man darf aber, meinen wir, wohl nichts weiter daraus schließen, als daß ursprünglich das ι nur wenig nachtönte, wie man auch wohl das Jota subscriptum nachtönen läßt, dann aber in der ungenauern Aussprache ein bloßes e eintrat, daher schon Nigidius Figulus die Anwendung des doppelten Zeichens unzweckmäßig fand. Aus jener richtigern Aussprache erklärt es sich, wie im Lateinischen bald e bald i daraus wurde, und eben so wird ja dieser Diphthong in mehreren Provinzen Deutschlands gesprochen, z. B. we - ĭse, wofür im Plattdeutschen, so wie im Neugriechischen bloß i ausgesprochen wird. Eben so war vermuthlich Κα - ῖσαρ. Lat. Ca - ĕsar u. s. w. die ursprüngliche genauere Aussprache. Die Benennung δίφθογγος κατ' ἐπικράτειαν, die dieser Schriftsteller aus alten Grammatikern entnommen hat, ist daher ganz richtig, weil der eine Vocal vorherrscht, aber nicht ganz richtig und nur auf die spätere ungenaue Aussprache gegründet scheint die Bemerkung, daß das i gar nicht gehört sey. — Bei den Diphthongen αι und οι bemerkt der Grammatiker, das Jota werde darin gehört, und scheint die Erasmische Aussprache zu meinen. Auch über die Consonanten hat er einiges Eigne.— Es folgen dann kleinere unwichtige Abschnitte verschiedenen Inhalts, die der Herausgeber ebenfalls

dem Moschopulus zuschreibt. Dieses ist aber ebenfalls ganz ungewiß. Der Sammler, der ziemlich geschmacklos aus mehreren grammatischen Werken diese Stücke zusammenlas, war übrigens ein Christ, und lebte vielleicht lange nach den Zeiten Michaels (IX) des Paläologen, denn vermuthlich sind die Kategorieen S. 49. aus einem ältern grammatischen oder philosophischen Werke von ihm abgeschrieben. Der erste Abschnitt handelt von den Metris, dann folgen die Namen der 7 Alter des menschlichen Lebens, die 10 Kategorieen in einem Satze zusammengestellt, etwas über die Versfüße, dann eine Sammlung von Wörtern, die mit ει anfangen und wie die beiden folgenden Artikel über die Wörter μορφὴ und αἰών aus einem Lexicon genommen sind, einem Lexicon von Moschopul meint Hr. T., aber die angeführte Stelle aus Harles spricht von dem aus Aldus Dictionarien schon bekannten Lexicon des M., das in mehreren Handschriften sich findet, auch in der Vossiusschen, und mit dem das Vorliegende gar nicht verwandt, auch nicht daraus genommen ist. Dieser Abschnitt enthält einiges bemerkenswerthe. Statt des Artikels εἰδυλίσα muß εἰδυλίς gelesen werden, statt εἰλίσιον vermuthlich εἰλύσιον u. s. w. Das Zeitalter der Abfassung bezeichnen nur die Citate aus der Bibel. Vieles scheint aus alten Quellen entnommen. Nun folgen einige politische Verse des Psellus, Wörtererklärungen enthaltend. Dieselben sind öfters abgeschrieben. Vgl. Cod. 492. der Markusbibliothek, wo gar nichts an den Moschopulus erinnert. Dann folgt eine Sammlung von Wörtern, womit man die Thierstimmen bezeichnet. Ist nichts neues, sondern ganz dasselbe Stück, was in Aldus Gnomikern und auch in Fabricius Bibl. Gr. Th. 1. S. 724. nur mit noch mehr Schreibfehlern als hier steht, und etwas anders, aber vollständiger bey Iriarte Katal. Bibl. Madrit. S. 306 ff. vgl.

S. 319 N. 97 der Hauptstelle über die Thierstimmen im Lat. und Griech. Der Herausgeber hätte aus jenen Stellen verbessern können das falsche τερεττίζειν, χρεματίζειν, ὠμάζειν (vgl. Iriarti S. 371). Auch hat er die Abbreviatur ανων falsch verstanden, indem er an Enten und Gänse denkt, da es Menschen (ἀνθρώπων) bedeutet. Dann folgt etwas über die grammatische Veränderung der Wörter, die Namen einiger Künstler u. s. w. der 10 Redner mit beygefügter Anzahl ihrer Reden, die bey einigen ungeheuer ist. — Der zweyte Band der Handschrift auf 75 Blättern enthält erstlich drey zusammengehörige Kapitel über rhetorische Figuren und Tropen, die hier zuerst erscheinen und von dem Herausgeber dem Moschopulus beygelegt werden, weil nach Lambecius in einer Wiener Handschrift ein Fragment des M. über die Spiritus der Gr. Sprache und ein aenigma desselben stehe, αἴνιγμα aber hier unter den Tropen aufgeführt und durch mehrere Beyspiele erläutert ist. Die schon an sich schwache Beweiskraft dieses Grundes schwindet ganz, wenn man den Lambecius Th. V. S. 531 ed. Kollar. vergleicht. Es ist dort kein Tractat über das Räthsel, sondern ein einzelnes Räthsel des Moschopulus in Hexametern. Die in diesen Abschnitten vorkommenden Fragmente aus Menander, Diphilus, Kallimachus, Sappho u. a. sind meistens schon bekannt. Mehrere Citate aus Homer liefern verschiedene Lesarten. Auch schon sonst bekannte Sachen erhalten hier wie in den übrigen Abschnitten durch Anführung alter Grammatiker ihre Bestätigung. Der übrige Theil der Handschrift, der die schon bekannte Syntax des Syngelus enthält, ist von dem Herausgeber nicht benutzt. Mit Recht hat dieser überall keinen treuen Abdruck der Handschrift gegeben, sondern offenbare Schreibfehler im Texte verbessert, und in den Noten öfters angegeben. Es ist aber noch vieles handgreiflich Falsche stehen ge-

blieben. So steht gleich im ersten Kapitel φρωνίμως; χρόνος μακρὸς für χρόνῳ μακρῷ; Χίον statt Κεῖον; τοῖς ἐκφωνήσεσι; εἰς τὸ für εἰς ταὐτὸ, und außerdem zwey Druckfehler. Den Schluß des Buchs machen einige treffende Verbesserungen und Bemerkungen vom Prof. Beier. Hinter der Vorrede giebt der Herausgeber eine literarische Abhandlung über die Moschopulen, worin er zeigt, daß die gewöhnliche Angabe, nach der der ältere Manuel Moschopulus Cretensis ums Jahr 1392 gesetzt wird, aus einem handgreiflichen Versehen entstanden und immer ohne Prüfung wiederholt ist, und mit guten Gründen beweist, daß er an hundert Jahre früher lebte. Nicht unwahrscheinlich ist auch die Vermuthung, daß Moschopulus (von μόσχος) ein bloßer Spottname sey, wie Chöroboskus. Der jüngere Moschopulus ist der Neffe des Grammatikers und nur als Theolog bekannt. Einen noch jüngern ums Jahr 1453, der öfters unter den Erneuerern der Griechischen Literatur in Italien angeführt wird, hat es vermuthlich gar nicht gegeben. Die Geschichte weiß nichts erhebliches von ihm, daher er auch in Heeren's Verzeichniß dieser Männer nicht aufgenommen ist. Rec vermuthet, daß ein Schüler des Const Laskaris, den dieser und andere auch öfters bloß Manuel nennen, entweder wirklich von den Moschopulen abstammte, oder doch diesen Namen angenommen hat. Die gut ausgeführte Abhandlung verdient ihren Platz, wenn auch von den herausgegebenen Opuskeln wenig oder gar nichts dem Moschopulus angehören sollte, und es ist zu bedauern, daß der Herausgeber in dem Buche selbst sich der Sacherklärungen und Beurtheilungen, zu denen mehrere Stellen in demselben aufforderten, überhoben hat. Uebrigens wird in dieser Abhandlung noch als Grund, warum diese Schriften vom Moschopulus seyn sollen, die in der Bibl. der alten Litt. u. K. St. 1.

S. 32 der inedita beschriebene Handschrift angeführt, weil eben darin diese Epitome enthalten sey, und ein Paar der andern, in demselben Codex befindlichen Schriften von Moschopul seyn. Die erstere Vermuthung konnte durch den Katalog der Markusbibliothek S. 287 zur Gewißheit erhoben werden, wo aus jener Handschrift außer dem ganzen Titel auch der gleichlautende Anfang steht. Sie enthält außer diesem von Hr. T. mitgetheilten vermuthlich am Ende mangelhaften ersten Buche auch noch ein zweytes, giebt aber nicht den Moschopul für den Verfasser; auch ist Hr. T's Annahme, daß mehrere Schriften vom Moschopul in der Handschrift stehen, unrichtig, denn es sind Macrembolitae aenigmata mit Holobulus Auflösungen, nicht Moschopuls Räthsel, und der Abschnitt über die Metra ist aus Hephästion.

## Ebendaselbst.

Apud G. J. Goeschen: Icones ad illustrandam Anatomen comparatam. Auctore J. A. Albers, Med. et Chir. Dr. etc. Fascic. I. 12 S. gr. Fol. Taf. III. 1818. — Fasc. II. S. 24. Taf. IV. 1822.

Der verstorbene, um die vergleichende Anatomie und als practischer Arzt hochverdiente Verfasser, hatte nach der kurzen Vorrede die Absicht, jährlich ein bis zwey Hefte dieser Abbildungen erscheinen zu lassen, wozu ihm der Stoff bey seinen eignen reichen Sammlungen, welche sich gegenwärtig in Bonn bey der Universität befinden, und der des Bremer Museums, so wie bey seinen weitverbreiteten Verbindungen nie gefehlt haben würde. Sein früher Tod hat ohne Zweifel die Fortsetzung des Werkes auf immer abgebrochen; aber auch so

liefern die vorliegenden beiden Hefte sehr schätzenswerthe Beyträge. Taf. I. stellt das Skelet einer Balaena boops vor, das in dem Museum aufbewahrt wird. Es ist 29 Fuß lang. Das Thier selbst wurde im Jahr 1669 in der Weser gefangen; eine vollständige Abbildung desselben findet sich noch auf dem Bremer Rathhause. Taf. II und III liefern den Schädel eines noch jungen Narhwal mit zwey hervorstehenden Stoßzähnen nach dem Exemplar, das sich in der zootomischen Sammlung des Herrn Medicinalrath v. Froriep befindet, von oben und von unten angesehn. Der Verf. führt noch sieben ihm bekannte Abbildungen von Schädeln mit Doppelzähnen an, von denen der rechte immer der kleinere ist. Ueberhaupt finden sich bey allen jungen Narhwalen zwey Zähne im Keim vor, von denen aber der rechte gewöhnlich nicht ausgebildet und nach und nach aufgesaugt wird. — Taf. IV. giebt die Abbildung eines Embryo in der natürlichen Größe nach dem Exemplar in dem Bremer Museum. Das ausgewachsene Thier selbst soll, nach dem Verfasser von A. v. Humbold mitgetheilten Bemerkungen, sich gar sehr von dem jungen in seiner Gestalt unterscheiden. Nach einer Note haben wir eine nähere Beschreibung dieses Thiers von A. von Humbold selbst zu erwarten. — Taf. V. Der Larynx und die Bronchien des Delphis Phocaena: Taf. VI. die Sprützwerkzeuge desselben Thiers; Taf. VII. die Knochenbildung des Schulterblattes, des Flossenfußes und des Brustknochens eines eben erst gebornen Delph. Phocaena, verglichen mit den Umrissen derselben Theile eines erwachsenen Thieres. Zeichnungen und Kupfer sind gleich sorgfältig und schön; Druck und Papier des verdienten Verlegers würdig.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 24. May 1823.

## Leipzig.

F. C. W. Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von D. C. F. Stäudlin und D. H. G. Tzschirner. Fünften Bandes zweytes Stück 1822. 453 S. 14 Bogen gr. 8.

I. Hans Nielsen Hauge. Von D. F. W. von Schubert, Professor der Theologie zu Greifswald. Schon im 2. B. 2. St. dieses Archivs hatte Professor Möller eine Geschichte jenes Norwegers aus Actenstücken und Berichten von Augenzeugen geliefert. Schubert lehrt den merkwürdigen Mann und dessen Lehre aus seinen eigenen Angaben näher kennen. Er hat die Materialien dazu auf seiner Reise durch Skandinavien, welche ihn 1817 auch nach Norwegen führte, gesammelt. Er hat Hauge'n selbst gesprochen und sich Schriften von ihm verschafft, unter welchen besonders eine seine Selbstbiographie und sein Glaubensbekenntniß enthält. Er liefert auch den Erfolg der gerichtlichen Untersuchungen und ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften, welches beides Möller noch nicht liefern konnte. Man er-

hält übrigens keinen Aufschluß darüber, wie ein solcher gemeiner, ununterrichteter Mann zu solchen Einsichten und einer solchen eindringenden und hinreißenden Rednergabe gelangte. Er hat in gewissen Rücksichten Aehnlichkeit mit Fox, dem Vater der Freunde des Lichts. Er ist fast immer auf Reisen und in Predigten begriffen und weiß eine große Menge von Menschen unwiderstehlich anzuziehen. Alle Augenblicke wird er festgenommen und verhört, man kann aber nie ein Verbrechen und auch keine mit der Kirchenlehre streitende Ketzerey auf ihn bringen. Zuletzt wird er nur deswegen in Strafe genommen, weil er zuweilen, ohne die Prediger in Kenntniß zu setzen, Erbauungsreden gehalten und in seinen Schriften die Geistlichen beleidiget habe. Noch sind die Haugianer in großer Anzahl über Norwegen verbreitet, nicht bloß der Stifter, sondern auch andere predigten in den Versammlungen, Anfangs heftig und fanatisch, späterhin sanfter. Von ihrem eifrigen Lesen in der Bibel und in Erbauungsschriften in und außer den Versammlungen wurden die Haugianer an gewissen Orten auch Leser genannt. Den öffentlichen Gottesdienst versäumten sie nicht, sondern besuchten ihn sehr fleißig. Mit den Herrenhuthern in Norwegen wünschte sich Hauge Anfangs zu vereinigen, fand aber bald viel Anstößiges und Irriges bey ihnen. Seinen Lehrbegriff schöpfte er bloß aus der h. Schrift, es sollte der rein evangelische seyn. Er bestritt diejenigen, welche den Glauben für die Hauptsache im Christenthum ausgeben, aber dabey der Sinnesänderung, die dem rechten Glauben vorangehen müsse und des neuen Gehorsams, der mit dem wahren Glauben unzertrennlich verbunden sey, wenig oder gar nicht gedenken. Er unterschied übrigens den der Wiedergeburt vorhergehenden und den auf sie folgenden Glauben. Er drang darauf, daß Christus die Erbauung des Nächsten nicht auf einen gewissen ge-

lehrten Stand eingeschränkt, sondern Fischer und Zöllner zu Lehrern gewählt und keinem verboten habe, ihn zu bekennen und von ihm zu reden, daß auch die Apostel sich keinem widersetzten, der das göttliche Wort verkündigte. Uebrigens erklärte er, daß er Gelehrsamkeit und Wissenschaft schätze, insonderheit wenn Glauben und Liebe dabey zum Grunde liegen, und daß er dem im Lande verordneten geistlichen Stande keine Hindernisse in den Weg legen wolle. Schubert hat an Hauge nichts Schwärmerisches entdecken können, wohl aber viel Geistreiches und Heiteres und ganz das einfache, kräftige und redliche Wesen des Nordischen Bauers. An besondere ihm gewordene Offenbarungen hat er nie geglaubt. Er ist ein fleißiger Arbeiter, und ein geschickter Mechaniker. Er reist nicht mehr, sondern hält am Sonntage mit den seinigen Erbauungsstunden, welchen auch andere beywohnen. Er nennt gern jeden: Du. Der II. und III. Aufsatz ist von demselbigen Verfasser und enthält einen Nachtrag zu der in B. IV. St. 3. des Archivs befindlichen Abhandlung über die Leser in Nordschweden. Was er dort vermuthete, hat er nachher durch eigene Ansicht bestätiget gefunden, daß es auch Leser im westlichen Schweden, in Finnland und Ingermannland giebt, von welchen er hier Nachricht ertheilt. IV. Probabilien zur Leidensgeschichte aus dem Evangelium des Nikodemus. Von D. Friedr. Münter. Die apocryphen Evangelien enthalten auch brauchbare Beyträge zur Geschichte unsers Herrn, besonders das des Nikodemus, welches wahrscheinlich zu den ältesten christlichen Denkmalen gehört und vielleicht schon im zweyten Jahrhundert geschrieben ist. Zwar besitzen wir es nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, es besteht aus zwey Theilen, die verschiedene Verfasser haben und erst später verbunden worden sind, und in wel-

chen der Text große Veränderungen erlitten hat. Der erste Theil enthält die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Christi, hat alle Kennzeichen eines hohen Alterthums an sich und enthält historische Umstände, die eine genauere Untersuchung verdienen, weil sie hie und da die Erzählung unserer Evangelien, die der Verfasser augenscheinlich kannte, ergänzen und besonders die gerichtlichen Formalitäten berücksichtigen, die Pilatus doch ohne Zweifel, sofern sie in der römischen Gesetzgebung gegründet waren, beobachtet hat. Alles dieß führt der Bischoff mit seiner bekannten Gelehrsamkeit und Gewandtheit aus und sucht das, was in den Zusätzen des Evangeliums Nicodemi wahr seyn kann, von den fabelhaften Sagen, die es enthält, abzusondern. V. Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten am Rhein seit der Vertreibung der Franzosen. Von dem Preußischen Oberlandesgerichtsrath Neigebaur. Es ist dieß ein Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke des Verfassers: "Verwaltung der Rheinprovinzen unter dem General-Gouverneur Sack in den Jahren 1814 bis 1816". Die Beschreibung und Erzählung geht vom 10. März 1814 bis zum letzten dieses Monats 1816. Sie ist in drey Perioden abgetheilt und zieht in jeder den katholischen, protestantischen und jüdischen Cultus in besondere Betrachtung. Die Abhandlung ist mit einer vollkommenen Kenntniß der Sachen und einer richtigen Beurtheilung derselben geschrieben. Voraus wird bemerkt, daß für die provisorische Verwaltung des Landstrichs am Rhein und an der Maas eine sehr zarte und verständige Berücksichtigung der kirchlichen Verhältnisse Pflicht und Bedürfniß war, daß mit der Vertreibung der Franzosen Hoffnungen und Bestrebungen der kirchlichen Parteyen hervortraten, welchen man nicht entgegenkommen konnte, daß Handhabung der bestehenden Verfassung in den eroberten Ländern

nach dem Beschlusse der Centralverwaltung erster Grundsatz seyn mußte, daß es sehr wesentlich darauf ankam, in die Handhabung bestehender Gesetze, nach welchen Napoleon den Cultus nur als Mittel und Werkzeug seiner Staatszwecke behandelt hatte, so viel immer möglich von jenem deutschen Sinne hineinzutragen, welcher die Religion überhaupt nicht als Mittel, sondern als Zweck und zwar als den höchsten und ehrwürdigsten des menschlichen Lebens betrachtet, aber diese gemüthliche und ehrerbietige Behandlung religiöser Verhältnisse von jeder der Wahrheit des öffentlichen Geists widerstrebenden obscurantischen Tendenz frey zu erhalten. Dem Generalgouverneur Sack wird das Lob beygelegt und zugleich mit einer Reihe von Thatsachen bewiesen, daß ihm dieß Alles gelungen sey. Die Thatsachen sind wirklich großentheils sehr interessant. VI. Ein Brief des Nikolaus Drabiz. Aus dem Originale bekannt gemacht von Georg Weesenmeyer, Professor am Gymnasium zu Ulm. Drabiz war ein Mährischer Bruder in Ungarn, welcher unter Verfolgungen zum Propheten wurde und sich göttliche Eingebung zuschrieb. Man findet von ihm ausführliche Nachrichten in Bayle's Wörterbuch, in Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie, und in Kölers Diss. de Nic. Drabitio, neopropheta in Hungaria delirante et turbulento. Altorf. 1721. Weesenmeyer macht einen merkwürdigen Brief bekannt, welchen Drabiz J. 1664 an den Magistrat zu Ulm schrieb. Seine von ihm darin vorgetragene Lehrsätze enthalten gar nichts Auffallendes und Schwärmerisches, aber er schreibt, Gott habe ihn in diesen letzten Zeiten vor dem Ende der Welt erwählt, daß er die letzte Posaune sey und den Fürsten und Obrigkeiten gebieten soll, den Pabst zu stürzen und auszurotten. Er verlangt namentlich, daß der König von Frankreich sammt den Churfürsten von Sachsen,

Brandenburg und Heydelberg eine Versammlung in der ihm von Gott genannten Stadt Ulm halten und die zehn Lehrstücke des ihm von Gott geoffenbarten Glaubens verhandeln sollen. Er prophezeite, daß der König von Frankreich von der Kaiserwürde verdrängt werden sollte. Er fiel den Jesuiten in die Hände und wurde zuletzt als ein Greis von 84 Jahren zu Presburg hingerichtet. VII. Kleiner Beytrag zur Geschichte der Kreuzzüge aus gleichzeitigen noch unbenutzten Quellen von M. Christ. Ad. Pescheck, Pfarrer zu Lückendorf und Oybin bey Zittau. Derselbe Verfasser, welcher schon im 3. St. des 4. Bands vom Archive einen Aufsatz: "Der religiöse Glaube der gebildeten Laien in Deutschland und die altdeutsche Religionssprache in den Zeiten des Mittelalters, namentlich im 13. Jahrhundert" aus neuen Quellen, nämlich aus deutschen, besonders poetischen Schriften jenes Zeitalters geliefert hatte, schenkt uns hier aus denselbigen Quellen Nachrichten, zwar nicht von den Ereignissen der Kreuzzüge selbst, aber von dem, was man darüber dachte und dabey empfand, zum Theil rührt es von Kreuzfahrern selbst her. Die Aeußerungen beziehen sich auf die Beweggründe dieser Züge, auf die Namen, welche man diesen Fahrten im gemeinen Leben beylegte, auf den Abschied der Kreuzfahrer, auf ihre Pflichten, auf die Ankunft im heiligen Lande, darauf, wie ihnen dort zu Muthe war, auf die Urtheile über den Werth der Kreuzzüge. VIII. Landesherrliches Edict, die äußern Verhältnisse der evangelischchristlichen Kirche im Herzogthum Nassau betreffend. Schon im IV. Bd. 4. St. des Archivs sind die Actenstücke, welche die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche in diesem Lande angehen, geliefert worden. Das hier vorliegende Edict bezieht sich auf die Bestimmung der Standesverhältnisse der evangelischen Reli-

gionslehrer, auf die Liturgie, die Kirchenzucht und die Verwaltung des Kirchenvermögens. Dabey heißt es: "Wir halten uns überzeugt, daß alle Bestimmungen, welche noch außer diesen Gegenständen unter der Form einer äußeren Kirchenordnung erscheinen könnten, entweder in das allen äußeren Einrichtungen unzugängliche Gebiet der inneren evangelischen Glaubens- und Gewissensfreyheit oder zu dem von der Kirche stets in unvereinbarer Trennung bestehenden Umkreis der Staatsgesetzgebung gehören, welche allein dazu berufen ist, für das äußere Verhalten der Staatsglieder im bürgerlichen Leben bindende und durch den Hinzutritt der äußeren Staatsgewalt aufrecht zu erhaltende Regeln festzusetzen." Das Edict ist nach vorher angehörtem, mit Beyrath der Generalsuperintendenten, zu Stande gekommenen Gutachten der Landesregierung, gegeben. IX. Ueber Cyprians Schrift von der Einheit der Kirche von Heinr. Ed. Schmieder, evangelischem Prediger zu Rom. Eine Entwicklung und Beurtheilung des Inhalts dieser merkwürdigen Schrift. X. Die Einrichtung des Seminariums zu Herborn für die evangelisch-christlichen Theologen. Eine von der Herzoglich Nassauischen Landesregierung bekannt gemachte Verordnung.

## München.

Wir lassen das Preisprogramm der dasigen Königlichen Academie der Wissenschaften zwar so abdrucken, wie es gedruckt vor uns liegt, bemerken aber dabey nach dem ausdrücklichen Wunsch der Academie, daß wegen der verspäteten Bekanntmachung desselben der Einsendungstermin der Schriften vom 28. März auf den 12. Octob. 1824, und die Entscheidung über dieselben auf den 28. März 1825 hinausgerückt worden sey.

Academiae Regiae Monacensis Classis prima certamen disputationis proponit, qua explanentur comparenturque inter se Platonis atque Aristotelis placita de ratione constituendarum regendarumque rerum publicarum. Quae quamvis neque constanter definiri possint, nisi repetitis ex intima philosophia, morali praesertim, initiis ac fundamentis, neque explicari dilucide, nisi adhibitis legum institutorumque formis, quae sunt apud utrumque philosophum vel ad speciem justae rei publicae effictae, vel ex historia et gentium civitatumque, quae tum erant, notitia adsumtae; gratissimum tamen Academiae facient, qui se ad quaestionem hanc tractandam dare volent, si ita disputationem instituent, ut neque altius ordiatur, neque vagetur latius, sed in media summaque re omnis versetur.

Sermone utendum est omnibus latino. Scripta apophthegmate signanda; inscribendum idem schedulae obsignatae, qua nomen auctoris indicandum est. Mittenda scripta ad classem Academiae primam, ita, ut ante diem XXVIII. Martii MDCCCXXIV. accipiat. Sententiam de iis scriptis die XII. Oct. MDCCCXXIV Academia feret. Quod dignum praemio judicatum erit, ejus auctor palam adpellatus honorifice quinquaginta aureis, quos ducatos vocant, donabitur. Eidem accedet, quod honorarium bibliopola solvet, cui vulgandus libellus ab Academia tradetur. Ceterum et hic libellus et reliqui scriniis Academiae condentur, deletis in publico consessu schedulis ad eos, quibus praemium haut tributum erit, adpositis, Copiam scripti sui, si quis adipisci velit, Academia dabit.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

83. Stück.

Den 24. May 1823.

## Warſchau.

Krakowiaki i Gorali. ed. now. 1823. 324 S. 8.

Der Verfaſſer des vorliegenden dramatiſchen Werks iſt Boguslawski, in der Litteratur ſeines Vaterlandes durch Originalwerke und Ueberſetzungen vortheilhaft bekannt. Es iſt dem Rec. während ſeines vieljährigen Aufenthaltes in Polen kein dramatiſches Werk bekannt geworden, welches ſo häufig auf den Theatern vorgeſtellt, und ſo allgemein bewundert wäre, als das vorliegende. Dieſen glänzenden Erfolg, der das Stück krönte, als es ſelbſt erſt noch im Manuſcripte vorhanden war, hatte dasſelbe nicht ſowohl dem meiſterhaften Plane, oder einer klaſſiſchen Vollendung im Einzelnen zu verdanken (dergleichen Werke entzücken oft nur die kleinere Anzahl der Kenner), ſondern der echt lokalen Farbe, welche das Stück vom Anfange bis zum Ende an ſich trägt, und dem ſchönen Talente des Schriftſtellers, mit welcher er die Wirklichkeit nach der Wahrheit und doch zugleich in einem gewiſſen poetiſchen Lichte darſtellte. Es liegt alſo für den Polen derſelbe Reiz

in dem Stücke verborgen, welcher für jeden Deutschen die Louise von Voß und die Jäger von Iffland so anziehend macht; so wie ein jeder beym Lesen glaubt, in dem ehrwürdigen Pfarrer von Grünau, in der alten verständigen Hausfrau, in der schüchternen Louise, oder auch in dem alten Oberförster und seiner Frau bekannte Personen zu finden, die er irgendwo einmal gesehen zu haben sich erinnert, weil diese Character bis in den kleinsten Zügen ganz national sind: eben so finden wir in dem vorliegenden Stücke des Boguslawski die Krakauer Landbewohner ganz nach dem Leben geschildert, wir hören ihre Nationallieder, wie sie seit Jahrhunderten im Munde des Volkes leben und durch Tradition sich ergeben, wir erblicken ihre Nationaltänze mit der originellen Musik, welche denselben seit uralter Zeit eigenthümlich ist — wir sehen den ursprünglichen reinen polnischen Nationalcharacter, ohne die Veränderungen, welche höhere Cultur und vielseitige Einwirkung der Fremden auf denselben hervorgebracht haben. Der Gegenstand dieses dramatischen Werkes ist ganz einfach; die Krakowiaken und Goralen (Bergbewohner auf den Karpathen) gerathen bey ihren ländlichen Beschäftigungen in Streit, weil der eine Theil die Heerden des andern vertrieben hat; jener beleidigte Theil sucht nun dem andern wiederum einen Possen zu spielen, und da kömmt denn sehr zur erwünschten Zeit ein gelehrter Student der Krakauer Universität, welcher unzufrieden mit dem Erfolge, welchen seine Studien bis jetzt für ihn gehabt haben, seinen Mantelsack, mit Aristoteles und Cicero beladen, mißmüthig zur Erde wirft. Als er von den Beleidigungen hört, welche diesen Landbewohnern zugefügt sind, benutzt er seine Kenntnisse in der Physik, um durch electrische Faden den andern übermüthigen Landbewohnern arge Possen zu spielen; so daß nun diese armen Leute ihn für einen Hexenmeister ansahen, und ihn wie ein Orakel in allen ihren häus-

lichen Angelegenheiten befragen. Diese Scenen sind wirklich sehr komisch. Der Student hat viele Aehnlichkeit mit demjenigen, welcher einst dem ehrlichen Gellert beym Feueranschlagen auf dem Postwagen die Gesetze der Electricität erklärte. In das ganze Stück ist nun noch eine interessante Liebesgeschichte verflochten, welche nach manchen Schwierigkeiten zur Zufriedenheit Aller endet.

Für Ausländer erhält dieses dramatische Werk außer der interessanten Darstellung des polnischen Nationalcharacters, der Sitten und Gewohnheiten dieses Landes, seinen grössern Werth durch die schönen Nationallieder, welche dem Munde des Volkes abgehorcht sind. Diese Nationallieder sind in Deutschland so gut als völlig unbekannt; denn in der schönen Sammlung von Volksliedern, welche Herder und nach ihm Andere veranstalteten, finden sich keine derselben. Und doch sind sie schon deshalb so merkwürdig, weil sie, wie die älteste Poesie der Erde überhaupt, mit Musik und Tanz aufs innigste verbunden sind, und sich seit so langer Zeit im Munde des Volkes erhalten. Rec. will diese Gelegenheit benutzen um die Freunde der Volkspoesie mit dem Geiste dieser schönen Nationallieder bekannt zu machen. Es giebt 4 Gattungen solcher Lieder, Krakowiak, Mazur, Dumka und Kozak. Die lyrische Poesie in Polen bestand anfänglich fast nur in Kirchengesängen, welche häufig aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt wurden. Allein unabhängig davon bildete sich allmählig eine Art von Volkspoesie, welche nur im Munde der Landbewohner lebte, und theils aus der angebornen Neigung derselben zum Gesang, theils aus der Leichtigkeit und Gewandtheit der polnischen Sprache für den Reim hervorging. So entstanden allmählig ländliche Gedichte (Sielanki, von Sielanka ein Landmädchen), welche bey Feyerlichkeiten, besonders aber beym Tanze, abgesungen wurden, und sich nur durch Tradition vererbten. Besonders

zeichneten sich in dieser Rücksicht die am Fuße der Karpathen unweit von Krakau entstandenen Krakauer Lieder (Krakowiacki) aus. Es ist dieß die wahre, uralte polnische Poesie Czechischen Ursprungs. Kniaznin hat in seinen Werken einige nachgebildet, die allen Dank verdienen. Die meisten dieser altpolnischen Liederweisen dürften wohl in Böhmen, dem slavischen Ursitz der Musik, ihren Ursprung haben. Doch dürfte sich es auch zeigen, daß es noch außerdem eigne lokale Krakauer und ortheußische Liederweisen (nóta, nuta von nóció singen) gebe. Die Krakauer Landbewohner, Skalmierzaner, Pretzowiaken u. s. w. unterscheiden sich von den frühesten Zeiten her durch eigenthümliche Kleidung, besonders aber sind die Krakowiaken durch ihr blaues mit carmoisinrother Seide besetztes Kleid, welches einen spitzen herunterhängenden Kragen hat, durch ihren mit messingern Schellen versehenen Gürtel, durch ihre ponceaurothen Mützen, welche sie bey guter Laune, oder zu imponiren, gewöhnlich seitwärts (nabekier) tragen, kenntlich. Wir haben darüber Mehreres bemerkt bey der Anzeige von Grabowski's historischer Beschreibung der Stadt Krakau. Kommen diese Landbewohner zusammen, so wird bey einer einfachen Musik im schnellen Tacte jener Krakauer Nationaltanz (Krakowiak) aufgeführt, wobey immer ein Paar hinter dem andern herspringt und die Mannspersonen gern mit dem am Stiefel befindlichen Eisen Funken schlagen; ist die Runde einigemal gemacht, so bleibt das erste Paar vor der Musik stehen, und fängt ein solches Krakauer Liedchen nach derselben Melodie zu singen an, worauf wiederum der Tanz seinen Anfang nimt. Ein polnischer Fürst, welcher einst mit Anderen vor dem Könige diesen Tanz aufführte und das erste Paar bildete, kleidete in diesen Krakowiak eine Liebeserklärung an eine Prinzessin, wobey er den König um seine Einwilligung bat. Uebrigens sind diese Lieder, ganz unter

dem Volke entstanden, wahre Nationallieder; sie sind kunstlos, einfach, herzlich, und verdienten wohl, sorgfältig gesammelt zu werden. Einzelne unter ihnen sind überaus naiv. Der Geliebte bittet um Gegenliebe, oder er reist in Gedanken nach Krakau, und will dann seinem Liebchen schöne Bänder u. dergl. mitbringen; die Geliebte warnt ihn, ihr dort nicht untreu zu werden. Ein junges Mädchen klagt, die Leute sagten, sie wäre gefärbt und geschminkt, aber sie antwortet ihnen ganz naiv:

Nicht bin ich gefärbt,
Nicht bin ich geschminkt,
Nur von Mütterchen
Gut erzogen

Oft sind diese Lieder auch satyrisch gegen die vornehmen Damen der Stadt, oft auch wieder verliebt und lüstern. Bey dem häufigen Absingen sind sie manchen Veränderungen unterworfen. Doch würde es sich sehr der Mühe verlohnen, die besten unter ihnen zu sammlen und als characteristische Nationallieder auch in fremde Sprachen zu übersetzen. Einen gebildeten, ekeln Geschmack wird niemand darin erwarten, wohl aber eine Naturpoesie, wie sie jetzt immer seltner zu werden anfängt.

Wir wollen nun von jeder der übrigen Gattungen von Nationalliedern, welche in Deutschland fast gänzlich unbekannt sind, wenigstens eine Uebersetzungsprobe mittheilen, aus welcher man den eigenthümlichen Character dieser Lieder erkennen wird. Der Mazur ist zugleich einer der schönsten, elegantesten Tänze, welcher in großen polnischen Gesellschaften häufig aufgeführt wird, und in welchem besonders die Polinnen eine unnachahmliche Grazie entfalten. Wir geben als Probe eines solchen Mazur das Lied: Gdy w cystém polu etc.

Er.

Wenn der Sonne milder Strahl in dem offnen Felde weilt,

Sieh! wie bey der Arbeit froh uns des Tages Stund' enteilt;
Aber lieblicher enteilen
Mir die Stunden; kann ich weilen
Mütterchen mit meiner Marie,
Meiner Einzigen.

Sie.

Müde kehrt die liebe Kuh Abends in den Hof zurück;
Sehnend wirft sie nach dem Quell', und nach Schatten ihren Blick.
Angst und Sehnsucht mich betrüben
Ohne braungelockten Lieben,
Ohne meinen Hänschen, Mutter!
Meinen Einzigen.

Er.

Blühend aus dem Gartenbeet' ragt die Lilie weiß hervor,
Aus des Teiches blankem Grund schwinget sich das schlanke Rohr;
Rohr und Lilie müssen weichen
Meiner Schönen ohne Gleichen,
Meiner Marie, liebe Mutter!
Meiner Einzigen.

Sie.

An der grünen Auen Rand geh' ich nun zum Gräserschnitt,
Und beym frohen Sichelklang sing ich mir dasselbe Lied,
Das ich sang dem theuren Lieben,
Der mir immer gut geblieben,
Mutter meinem lieben Hänschen,
Meinem Einzigen.

Er.

Und ich gehe zu dem Schnitt des Getreides auf das Feld,
Oder helfe, wenn es dann in die Schober wird gestellt;
Wenn ich aber Blumen finde,
Bring' ich sie zum Angebinde
Meinem Mädchen, liebe Mutter!
Meiner Einzigen.

Beide.

Alles ändert seinen Lauf, immer wechselt die Natur,
Wie dem Winter folgt der Lenz, so der Herbst des Sommers Spur;
Aber unser Glück bestehet,
Welche Zeit auch noch vergehet;
Denn wir werden stets uns lieben,
Lieben ewiglich.

Es ist unmöglich, den Wohllaut und die Lieblichkeit des polnischen Originals wiederzugeben, besonders in dem schönen Refrain:

Moia Marysia, Matulu!
Moia iedyna. Und:
Jasiowi memu, Matulu!
Jasiowi memu.
Marysi moiey, Matulu!
Moiey iedynie,

worauf sich denn im Liede Beider reimt

Kochác iedynie. —

Die dritte Art der polnischen Volkslieder, welche besonders in den rothreußischen Provinzen verbreitet ist, heißt Duma (Dumka ruská) Ueber den Ursprung der Benennung Duma findet sich eine merkwürdige Stelle in Dlugosch Annal. Regni Pol. ed. Lips. Tom. II. p. 1198: "Anno 1506 duo fratres Strusii (cf. Niesiecki Herb. IV, 218) adolescentes bellicosi a Valachis occubuerunt. De quibus etiam nunc elegiae, quas Dumas Russi vocant, canuntur, voce lugubri et gestu canentium se in utramque partem motantium, id quod canitur exprimentes, quin et tibiis inflatis rustica turba passim modulis lamentabilibus haec eadem imitando exprimit. Wir geben als Probe dieser Gattung eine Uebersetzung des Liedes: Ne chody Hryciu na weczernyci, Bo tam dziuszczata wsi - czarownyci ete.

Vermeide, Gregor! den Kreis der Schönen,
Weil sie als Heren der Hölle fröhnen;
Stroh wird verbrannt, und Kräuter wallen,
Mit der Gesundheit wirst Du's bezahlen.
Aus schwarzen Augen blicket die Eine,
Steht mit dem Bösen längst im Vereine;
Sie hat des Sonntags Kräuter ausgegraben,
Soll sie am Montag ausgewaschen haben.
Dienstags ward daraus Gift zubereitet,
Mittags zum Trinken Gregor verleitet,
Donnerstags endet sein junges Leben,
Freitags wurd' er dem Grab übergeben.
Nah an der Gränze ward er begraben,
Mädchen und Weiber weinten dem Knaben;

Samstags hat die Mutter sie geschlagen,
"Ihn zu vergiften konntest Du wagen?"
Schmerz, Mutter! Mutter! kann nicht bedenken,
Er sollte zweyen Liebe nicht schenken,
Nach einer Andern trug er Verlangen,
Ihn nahmen alle Mädchen gefangen." "
"Mich soll der Himmel tödten zur Stunde!
Nie mit der Hölle stand ich im Bunde;
Ich kannte niemals der Kräuter Kräfte,
Nicht ihn vergiften sollten die Säfte." "
"Hat er Dich, Aermste, treulos verlassen," "
Mag ihn das Grab jetzt ruhig umfassen.
"Mein sollt' er nicht seyn, auch keiner Andern,
So mußte Gregor zum Grabe wandern." "

Nun geben wir zuletzt noch eine Probe des echten Kosakenliedes, als der vierten Gattung von Nationalliedern, wie dasselbe in den vormals zum polnischen Reiche gehörigen Provinzen gebräuchlich ist. Bekanntlich ist damit auch ein eigenthümlicher Nationaltanz verbunden. Wir wählen das Lied: Kozak i Dziuba, Der Kosak und das Mädchen, mit den Anfangsworten Kozak konia napuwau etc.

Der Kosak sein Pferd tränkt, Wasser holt die Schöne;
Der Kosak singt froh ein Lied, sie weint eine Thräne.

Er.

Weine nicht, geliebtes Mädchen! bin an Deiner Seite,
Lasse dann die Thränen fließen, wenn ich weiter reite.
Wolken ziehen, Tropfen fallen, komm mit mir zur Hütte,
Laß mich freundlich mit Dir kosen, höre meine Bitte.
Was darf es die Leute irren, daß ich's Mädchen küsse,
Und mit neuen schönen Schuhen, kleide ihre Füße?
Seidne Strümpfe, seidne Schuhe will ich für sie holen,
Ist das Mädchen schön und lieblich, muß man Liebe zollen.
Seidne Schuhe, Atlas-Strümpfe will ich Liebchen kaufen,
Komm Du Mädchen meines Herzens, meine Stunden laufen.
Sag mir Du geliebte Dirne! Willst Du mir gehören?
Und ich will von Deiner Mutter Dich zum Weib begehren.

Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ichs ehrlich meine,
Mutter! Vater! Euer Segen fehlt noch dem Vereine.
Grüner Klee steht an der Mühle, Ahorn an dem Graben;
Kann ich diese nicht besitzen, will ich keine haben.
Dort im Haine krächst die Elster, hüpfend auf den Zweigen;
Daß ich einzig Dich begehre, kann mir Gott bezeugen.

Sie

Dort im Walde an dem Wege glückt die muntre Henne;
Pockengrübig sey der Junge, den ich Liebling nenne.

Er.

Schön und lieblich ist die Dirne, freundlich die Gebehrde;
Küssen will ich's liebe Mädchen und dann fort zu Pferde.

Die Mutter.

Siehst Du den Kosaken schmauchen, Mädchen laß ihn fahren,
Schwört er schon Dich bald zu nehmen, hält Dich nur zum Narren.
Trau nicht dem Kosaken, Mädchen! sieh' ihn Feuer machen;
Kömmt er nun zu einer andern, wird er Dich verlachen.

Er.

Hier, Du mein geliebtes Pferdchen! bleib am Thore stehen,
Tritt heraus, Du liebes Mädchen! Goldne hör mein Flehen.
O! die Dirne nicht, die Mutter kommt aus dieser Hütte.

Mutter.

Willst Du freyen, komm herein, so ists bey uns Sitte.

Er.

Wenn nicht Deine schwarzen Augen, liebes Mädchen wären,
Dürft' mein Pferdchen diese Nacht nicht der Ruh entbehren.
O! mein unglückselig Pferd, mußt mich weiter tragen,
Und ich muß nun Lebewohl meinen Lieben sagen.
Mit den Störchen zu den Bergen, will ich traurig flüchten;
Andre lieben meine Schöne, muß mich nach ihr richten.

Wem gehöret jene Quelle, die die Tauben tränket?
Wessen ist das holde Mädchen, der ich's Herz geschenket?

Sie.

Auf den Hügel will ich gehen, mit den Händen winken;
Säumst Du länger, muß Dein Mädchen in die Grube sinken.

Er.

Mancher liebt den runden Kürbis, ich liebe Melonen;
Nicht der Herr, die Frau des Hauses soll mit Liebe lohnen.
Schwämme nicht, nur Champignonen such ich auf den Auen;
Jener kost mit jungen Mädchen, ich mit jungen Frauen.

Sie.

Ein Paar Tauben tranken Wasser, ein Paar machten's trübe;
Warum störten falsche Menschen uns're reine Liebe!
Traurig geh' ich zu dem Ufer, fühle tiefe Schmerzen,
Vieles hab' ich zu bedenken, Ruhe fehlt dem Herzen.
Soll ich mich ins Wasser stürzen, selbst mein Schicksal wenden?
Soll ich ohne Trost verschmachten und mein Leben enden?
Hätte mich als Kind die Mutter schonungslos erschlagen:
Dürft ich jetzt so großen Kummer nicht im Herzen tragen:
Hauf in einen Sumpf zu senken, soll viel Arbeit geben;
Schwerer wird's mir, meine Mutter! auf der Welt zu leben.
Nicht im Wald, im Thal' nicht, noch bey Arbeit kann ich scherzen;
Trauer nur und tiefer Kummer lebt in meinem Herzen.
Wie den Fisch im Trocknen seh' ich meine Mutter trauren;
Denn sie nahm mir ja die Freiheit, muß mich jetzt bedauren.
Meine Freuden sind entflohn, kehren nicht mehr wieder;
Und so lang' ich lebe, drückt mich das Unglück nieder.
Guter Gott! nur deine Güte kann mir Trost gewähren;
Ende meinen großen Jammer, trockne meine Zähren.

## Paris.

Perigueux chez Dupont: Antiquités de Ve-

sone, cité Gauloise — ou description des monumens religieux, civils et militaires de cette antique cité et de son territoire, precedée d'un essai sur les Gaulois par M. le Comte Wlgrin de Taillefer, Marechal des Camps et Armées du Roi. 1821. VIII und 458 Seiten, 14 planches.

Der Graf Wlgrin de Taillefer hatte schon vor der Revolution eine geschichtliche Sammlung über das Land Perigord und dessen Hauptstadt begonnen, welche durch den Sturm der Zeit unterbrochen, aber hernach von neuem aufgenommen wurde, obgleich er viele der Urkunden, die am wichtigsten waren, zerstört, viele Archive zerstreut fand. Er theilt die vorhandnen Denkmäler in drey Classen, in die gallischen, römischen, christlichen. Der erste Theil des Werkes, welcher à Monsieur, au plus loyal et au plus digne Chevalier Français, geweiht ist, umfaßt die gallischen und römischen. Voraus geht der Essai sur les Gaulois, hervorgegangen aus dem Unwillen, den ein echt französisches Herz bey den böslichen und lügenhaften Anschuldigungen vieler neuen Schriftsteller gegen die Vorfahren der Nation empfinde. Von dem Product dieses Unwillens nur wenige Proben. Nachdem die Eintheilung in Belgica, Aquitania und Gallia Celtica, (welches an sich eine sehr verkehrte Benennung ist, besser das eigentliche Gallien) bemerkt ist, behauptet der Vf.: Cäsar irre, indem er die Garonne und die Pyrenäen als Gränzen Aquitaniens angebe, er habe den Landstrich selbst nicht gesehn, als am Ende seiner Feldzüge, wo er nicht mehr habe ändern können was er falsch angegeben (als wenn Caesar seine Commentarien als Bülletins während des Kriegs herausgegeben hätte), die Schriftsteller nennten auch Kelten bis an die Pyrenäen (nämlich die Griechischen, die Kelten im ausgedehntesten Sinne brauchen), darum müsse man Aquitanien mehr zwischen Loire und Garonne setzen. Nichts

kann einseitiger seyn, als die folgende Schilderung der edlen und großherzigen Gallier, in der Fabeln, wie von der Gesandtschaft der Gallier zu Alexander, ohne Bedenken aufgenommen, und sehr bestimmte und sichere Züge, besonders Alles, was Tacitus aussagt, verschwiegen sind. Das indeß muß zugestanden werden, daß der schon im freyen Gallien herrschende Luxus, von dem die Alten höchst auffallende Data geben, eine Civilisation voraussetzt, die dem äußern Leben Glanz und Schmuck verlieh. Was weiter von der Druidenreligion gemeldet wird, ist voll Albernheit und Mißverstand. Die Gallier hätten einen Gott, bloß mit Engeln, geglaubt, und wahrscheinlich als Schöpfer Dis genannt, weil Caesar sagt, die Gallier geben vor se a Dite patre prognatos). — Die aufgerichteten und oft auch in genauem Gleichgewicht balancirten Steinmassen (besonders die pierres branlantes), die in Frankreich und England, den Druidenländern, häufig sind, sieht der Vf. als Werke einer ausgebildeten Architectur an, die nur aus religiösen Gründen verschmäht habe, den Meissel an den Stein zu setzen, und als Beweise großer Fortschritte in der Mechanik. Ref. meint nach Ansicht eines der vollkommensten Monumente der Art, Stonehenge bey Salisbury, daß höchst einfache, wenn auch weitläuftige, Vorrichtungen hinreichten, die Steinpfeiler aufzustellen, und andre queer überzulegen. Höchst unglücklich ist die Vergleichung mit der ägyptischen Architectur, näher lagen die sog. cyklopischen Mauerwerke Italiens und Griechenlands. Aber was soll man sagen, wenn der Vf. in den Spitzpfeilern zu Carnac in der Bretagne ein calendarisches System des richtigen Jahres zu erblicken glaubt? — Weit unterrichtender, als dieser Essai, den wir nicht weiter verfolgen, ist nun die specielle Behandlung der Alterthümer der Stadt Perigueux oder der alten Vesona. Von dieser Stadt wußte man eigentlich aus den Alten nichts, als etwa daß es die

Stadt der Petrocorii gewesen, deren Namen in Perigord erhalten. Aus welchen Quellen schöpft nun der Graf Wlgrin de Taillefer? Zumeist aus den vorhandenen, deutlichern oder dunklern, Spuren. Die römischen Reste von Vesona liegen auf einer Ebne, die das Flüßchen Ille in einer Curve umfließt. Dagegen finden sich Reste alter Baue, gallische Münzen, kupferne Ringe u. dgl. in Masse in einer ganz schmalen Thalschlucht an einem Bache gegenüber, an welcher noch der Name "Alte Stadt" haftet. — Eine sehr große Ausdehnung des Gebiets der Stadt schließt der Vf. aus der Stelle des Plinius, daß die Petrokorier von den Tolosanern durch den Fluß Tarnis geschieden wurden, und aus der im Mittelalter vor der Errichtung des Parlaments von Bordeaux sehr ausgedehnten Gerichtsbarkeit von Perigueux. Er sieht alle andern Städte Aquitaniens für jünger, ja für Colonien von Vesona an, aus sehr schwachen Gründen, wie uns bedünkt. Alle Städte, z. B. die an schiffbaren Flüssen liegen, sollen erst in der Epoche allgemein verbreiteten Handels gebaut seyn u. dgl. Vesona hatte indeß auch alten Handel nach dem Verf. Namentlich soll — aber wieder nach bloßer Vermuthung — der Zinnhandel von Britannien nach Narbo hier einen Stapelplatz gehabt haben. Man finde zu Vesona phönicische, punische, ägyptische, griechische Münzen, Münzen von Malta, Gaulos, als Zwischenorten des Handels, von Nimes, welches auf dem Wege nach Marseille liegt, endlich von britannischen Städten. Schade daß von diesen nur eine britannische mitgetheilt ist. Von den Eisenminen der Petrocorier spricht Plinius; große Stücke von antikem Kupfer, allerley Waffen und Zierrathen daraus, endlich selbst Spuren von alten Oefen findet man im Thal der Altstadt. Auch steinerne Instrumente findet man da, und zwar mitunter halbvollendete; welches eine Fabrik derselben anzuzeigen scheint. Nach dem Vf. waren diese steinernen

Werkzeuge nur bey Opfern in Gebrauch, und werden daher oft um Druidische Altäre gefunden. Die autonomen Münzen von Vesona, welche der Vf. aufzählt, sind überaus zahlreich, sie haben fast alle den Adler, der merkwürdiger Weise noch jetzt im Wappen von Perigueux ist. Dies sind die Notizen, welche das erste Capitel "de Vesone, son antiquité, son territoire, ses prérogatives, sa splendeur — bilden. Im zweiten werden die Monumens religieux Vesona's aus gallischer Zeit beschrieben. Nach einem eignen Sprachgebrauch rechnet der Vf. zu den Monumenten erstens die im Perigord sehr zahlreichen Grotten, obgleich Menschenhand daran gar nichts gethan. Daß sie aber heilige Plätze des Druidischen Cultus gewesen, dafür sprechen gewisse Volkssagen, deutlicher die zahlreichen steinernen Instrumente und Thierknochen, die sich daselbst finden. Dann die Druidischen Altäre (Dolmens in der Sprache von Perigord), nichts anders als Felsenstücke, meist auf Hügeln aufgerichtet, unter denen man Kohlen, Asche, Menschenknochen (von Menschenopfern, die der Vf. wie Longolius die Germanischen, als Hinrichtungen von Verbrechern erklärt) findet. Ferner die Gräber oder tumuli, welche oft sehr groß aber meist verhältnißmäßig niedrig sind; doch ist einer davon noch 65 Fuß hoch, und hat oben eine plate-form von 40 F. Diameter. Doch steht Ref. nicht dafür, daß der Vf. nicht auch hier für Tumulus angesehn habe, was natürliche Erhöhung des Bodens war. Nachgrabungen haben bald halbverbrannte Knochen, bald auch ganze Skelette gezeigt, stehend oder liegend, aber stets das Gesicht gegen Morgen, daneben Waffen- Schmuck. Von irdnen Gefäßen wird nichts erwähnt. Darauf im dritten Kapitel "Monumens civils des Gaulois. Dahin rechnet der Vf. zuerst die Peulvans, aufgerichtete obeliskenartige aber ebenfalls ganz rohe Steine, die wie Denkpfeiler mitten im Felde stehen, zweitens

die Chromlecks, oder in rechtwinklichen Parallelogrammen aufgestellte, oft zu Tausenden zusammenstehende große Steinmassen; mitunter finden sich solche auch in Cirkel, Halbcirkel, Quadrate geordnet mit einem großen Stein in der Mitte; der Vf. hält sie ohne sonderlichen Grund für Versammlungsorte. Er beschreibt einen in Wahrheit ungeheuern Chromleck zu Excideuil im Perigord, den er mit dem berühmten Monument zu Carnac in Bretagne vergleicht. — Ferner die pierres mouvantes, jene wunderlichen Monumente, wo eine colossale Steinmasse so auf eine andre gelegt ist, daß sie nur auf einem Punkte, dem Schwerpunkte, ruht, und daher bey geringer Bewegung hin und herschwankt; daß aber auch diese Menschenwerk, erhellt daraus, daß sie zu Carnac in gleichen Linien mit den Obelisken der Chromlecks stehn. Was über die lignes monumentales gesagt wird, an welche der Vf. gar eine alte Telegrapheneinrichtung geknüpft glaubt, übergehen wir wie einiges andre als eben so schwer zu glauben als zu prüfen. Gegründeter sind im vierten Capitel "Monumens militaires des Gaulois" die Sätze über die alten Burgen und Festungen im Perigord. Versona selbst im Thale und überall offen gelegen soll eine auf einer nahen Bergspitze, Ecorne-Boeuf, besessen haben. Eine eigentliche feste Stadt war Perigord nicht, dagegen Urelladunum, das der Verf nicht wie die im J. 1821. St. 163 angezeigte Abhandlung in Capdenac, sondern in la Pistule bey Lusech sucht. Der Abschnitt "Relations des Gaulois avec quelques anciens peuples" enthält höchst wenig Gegründetes. Für den Aufenthalt von Aegyptiern sind Namen von Oertern angeführt, in denen Taut oder Isis stecken soll. Die Phönicier sollen Narbo gegründet haben, wofür auch nicht der dämmernde Schimmer eines Beweises; indessen findet man bisweilen phönicische (nach Alexander geschlagne) Münzen in diesen Gegenden.

Mehr ist von den Griechen zu sagen, denen der Vf. auch, wie früher schon der Jesuit Colonna, die Anlegung von Lyon beischreibt, aber ganz ohne Beweis. Interessanter bey weiten ist der Anhang, der eine erstaunende Menge abergläubischer Gebräuche im Perigord als Reste Druidischer Religion aufzählt.

Der beschränkte Raum dieser Anzeigen erlaubt nicht das zweyte Buch über die römischen Alterthümer Vesonas mit gleicher Ausführlichkeit durchzugehn. Es würde eine weitläuftige Critik nöthig machen, wenn wir auch nur überall das Ungegründete, Absurde bemerklich machen und von den Erwiesenen oder Probablen trennen wollten. Vesona ist eine sehr reiche Fundgrube Römischer Alterthümer: Lateinische Inschriften werden 82 aufgeführt, deren Mehrzahl im Museum der Stadt sind; es sind einige sehr interessante Votivmonumente darunter, die meisten sind Grabschriften, die nur etwa den Namen einer Familie geben. Einige Tempel zu Vesona erwähnt die Heiligengeschichte, andre glaubt der Verf. aus Inschriften und aus den Verzierungen architektonischer Fragmente zu entziffern; am merkwürdigsten ist ein weiter runder Thurm von römischer Construction, den er mit dabeygefundnen Säulenstücken verbindet, ihm ein Peristyl und ein Prostyl giebt, und ihn als einen Tempel betrachtet. Dieß ist ganz vernünftig; daß der Vf. aber wegen der runden Gestalt desselben die Isis darin verehrt glaubt, die er für eine seit vorgeschichtlicher Zeit in Gallien einheimische Göttin hält, ist Thorheit. Außerdem hatte Vesona ein Amphitheater, Thermen, einen Aquäduct, Werke der Civilbaukunst, die die Römer, wie in Gallien überall, so auch hier mit der ihnen eigenen Munificenz anlegten, nach des Vf. Meynung aber, in der besondern Absicht, Vesona für die großen Vorrechte, die es als Hauptstadt Aquitaniens gehabt, und durch die Eroberung verloren, einigermaßen zu entschädigen.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1823.

## Pesth.

Anatomische Untersuchungen, über das neunte Hirnnervenpaar oder den Nervus Glossopharyngeus, nebst Bemerkungen über das anatomische Museum der Universität zu Strasburg, mitgetheilt von Dr. Hermann Friedrich Kilian. Nebst zwey Kupfertafeln. 1822. 180 Seiten in gr. Quart.

Der Vorrede zufolge, ist unter den zwölf Hirnnervenpaaren, dieses neunte nicht so sorgfältig und so genau, wie die übrigen gewürdiget worden. Erste Abtheilung. Geschichte des Nervus glossopharyngeus. Dieser beginnt mit Galenus, welcher den Zungenschlundkopf-Nerven deutlich erkannt und genau von dem ihn begleitenden Stimm-Nerven unterschied, wobey ihm seine Untersuchungen an Affen und Hunden, bey welchen er vollkommner ausgebildet als in irgend einem andern Thiere vorkommt, trefflich zu Statten kamen. Avicenna, Mundinus kannten ihn besser als Vesalius, Stephanus folgt dem Galenus, Realdus Columbus der sonst gute Neurologe, übersah ihn fast ganz, Gabr. Fallopia beschrieb und Barth.

Eustachius bildete ihn gut ab. Vidus Vidius beschreibt nur die Beschaffenheit desselben innerhalb des Schädels. Varol, Plater, Piccolhomini haben über ihn nichts Eigenes, Casp. Bauhinus verdient Lob für seine Beschreibung und Abbildung. Jo. Riolan ist oberflächlich, Adr. Spiegel gediegen, Guern, Rolfink zu kurz, Andr. Laurentius unklar. Mit Th. Bartholinus eröffnete sich ein mehr umfassendes Feld für die Neurologie im Allgemeinen und für den n. glossopharyngeus insbesondere. Th. Willis und G. Blasius stehen jedoch hier selbst hinter Galenus zurück. Ruysch schildert den Ursprung richtig. Diemerbroeck copirte Willis'n, J. G. Duverney'n u. Bidloo'n, entging er aber nicht. Vieußens ist nicht befriedigend. Verheyen zu flüchtig, Ridley beschreibt bloß die Ursprungsstelle richtig, Palfyn nannte ihn petit lingual und bildete seine Zweige deutlich ab. Santorini, Cheselden und Garengeot benutzten nicht einmal das schon über den n. gl. Vorhandene. Morgagni dagegen bewies eine ganz treffliche Kenntniß desselben. Doch leistete niemand so viel als Winslow. Auch der geistreiche A. F. Walther zu Leipzig kannte ihn genau. Bey Gelegenheit Monro's des Großvaters bemerkt der Verf.: "Gesehen und deutlich unterschieden von den Urvätern der anatomischen Kenntniß, trat der Nervus glossopharyngeus gleich wieder in die Sphäre des Unbekannten zurück, und nur hin und wieder stoßen wir auf Zergliederer, die den längst Vergessenen wieder an das Tageslicht bringen, und spärlich das bereits Bekannte mit Thatsachen bereichern". Mit wahrer Begeisterung spricht der Verf. von unserm Albrecht von Haller, welcher den n. glossopharyngeus bey weitem besser als irgend einer seiner Vorgänger beschrieb und abbildete. C. A. von Bergen mache ganz unbezweifelt, das Vorrecht, diesen Nerven zuerst als ein eignes Paar in die Reihe der Hirnnerven geschaltet zu haben, dem Andersch streitig. Von Lieutaud dagegen scheint er fast vergessen zu seyn. Nicht

so von Reverhorst und Bonhomme. Auch Martin, Cotunni und Coopmanns förderten seine Kenntniß. Bey Gelegenheit der Darstellung der Verdienste unsers Wrisberg's um diesen Nerven, rühmt der Verf. dankbar, Hofr. Langenbeck's ihm bewiesenes Wohlwollen und die schöne Gelegenheit, die er ihn für seine Untersuchungen benutzen ließ. Lob erhalten auch Sabatier, Portal, Vicq d'Azyr und Sömmerring; daß auf dessen Iconibus organi gustus, die Aestchen in die Zungenwärzchen zuerst deutlich abgebildet erscheinen, wird eben so wenig als der Durchgang durch die Hirnhaut auf der Tab. Organi olfactus angeführt. Treffend wird das Verdienst von Andersch um die Neurologie im Allgemeinen, so wie um den glossopharyngeus insbesondere genau auseinander gesetzt; Haase, Bichat und Boyer gebührend geschätzt, Rosenmüller, dem treuen Lehrer des Verf., herzlicher Dank gezollt, und das von ihm mit außerordentlicher Klarheit hinzugefügte treffend angegeben. J. F. Meckel macht den Beschluß. (Wie der Verf. Lobstein, Monro den Sohn, Prochaska, und besonders Scarpa, welcher mit seinen Schilderungen des glossopharyngeus sowohl in der Beschreibung des N. accessorius in den Abhandlungen der Wiener Academie als in dem großen Prachtwerke Tabulae neurologicae hoch oben an steht, hier übergehen konnte, ist uns unerklärlich. Huber's vom Verf. angeführte seltene Epistola war freylich nicht so leicht als Neubauer zu finden). Mit Vergnügen müssen wir dem Verf. zugestehen, daß er diesem trockenen Gegenstande eine erfreulichere Seite abgewonnen, ihn unterhaltender gestaltet, und sich als ein geistreicher Litterator gezeigt habe. Zweyte Abtheilung. Eigene anatomische Untersuchungen, über das Verhalten des Nervi glossopharyngei in dem menschlichen Körper. Diese anatomische Beschreibung ist sehr genau, und durch die schönen Kupfer deutlichst versinnlicht. Von Hauptzweigen werden neun angenommen. Sehr nett ist

der von ihm sogenannte neuronodus petrosus (Ganglion bey seinen Vorgängern) entwickelt. Der ramus Jacobsii, in dessen Beschreibung Rosenmüller und Meckel jedoch von Jacobson gar sehr abweichen, und dessen Fäden in die Paukenhöle, bis zur membrana tympani secundarii gelangen sollten, wird aufs Umständlichste betrachtet, und auf die dabey wahrscheinlich eingetretenen Täuschungen aufmerksam gemacht. Es scheint dem Verf. höchst wahrscheinlich, "daß Nervenfädchen desselben der eigentlichen Knochensubstanz des Gehörknochens angehören, und der letztere eben dadurch höher und bedeutungsvoller als irgend ein Knochen im menschlichen Körper stehe, wie er dieß allerdings seiner physiologischen Bedeutung nach auch sey; denn es hätten ihn eine sehr große Menge von Beobachtungen aus der menschlichen Anatomie sowohl und hauptsächlich aus den Stufenformationen im Thierreiche die Idee als eine sehr wahre fassen lassen, daß die Natur, den höchsten Belebungsact des ganzen Knochensystems durch das os temporum anfangen lasse, wie er darüber vielleicht seine Ansichten öffentlich mittheilen werde". Sehr häufig gelang es dem Verf. auch, nach §. 77, sehr deutliche und stark gebildete Nervenfäden sich vom Nervo sympathico maximo ablösen, und vollkommen in den innern Knochen des Gehörorgans hereindringen zu sehen. (Diese wichtige Entdeckung verdiente, durch eigene Abbildungen bald versinnlicht zu werden). Nachrichten über das anatomische Museum zu Strasburg, wie es zu Anfang des Jahres 1821 befunden wurde. Diesem Abrisse liegt zum Grunde Joh. Fr. Lobstein's compte rendu à la Faculté de Médecine de Strasbourg sur l'état actuel de son Muséum anatomique 1820 in 8., welcher das größte Verdienst um diese herrliche Sammlung durch Vermehrung und Anordnung sich erwarb. Die Physiologische Anatomie umfaßt 1977 Nummern. Zwar Zubereitungsweise

von anatomischen Präparaten, mittelst starker Auflösungen von corrosivem Sublimat, welche der Verf. zu London sah, sey höchst mangelhaft, in dem diese Stücke nicht eine Spur von ihrem ehemahligen Ansehen mehr an sich haben. Von dem, die pathologische Anatomie betreffenden Theile dieser Sammlung, wird umständlichere Nachricht als vom ersten gegeben. Diese dem Verf. zufolge completeste aller (?) auf dem festen Lande Europa's bekannten pathologisch-anatomischen Sammlungen, enthält in allem 1309 Nummern in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die vorzüglichsten Stücke werden mitunter mit beygefügter historia morbi einzeln angeführt. Wir heben einige der vorzüglichsten Sachen aus. Der Verf. sah zu London eine von A. Cooper glücklich vom Nabel eines Mannes weggeschnittene cancrose Entartung, welche 37 Pf. 10 Unz. betrug. Das arthritische Princip sey für das Knochensystem des aller feindlichst gesinnte, man müsse die von Jaillant sogenannte goutte médullaire, den in der Sammlung befindlichen Präparaten gemäß annehmen. Sehr passend nenne Lobstein eine andere Krankheitsform, welche nur die äußere harte Knochentafel ausschließlich verändert, Raréfaction fibrillaire corticale, die Verwandlung der Muskeln in Fett Myodemia, welche bis jetzt nur an den untern Extremitäten beobachtet wurde. Bichat's Läugnen, daß sich Arterien und Venen förmlich verknöcherten, widerlegen die hier vorhandenen auffallendsten Beyspiele. Ein Schatz dieser Sammlung sind die Präparate von Entzündung, scirrhoser Verhärtung, Verwandlung in Hydatiden und Umwandlung in Fettmasse des Pancreas. Milz einer 104 Jahr alten Frau, kaum so groß als ein starkes Taubenev. Es sey ein von Lobstein bestätigter Erfahrungssatz, daß wenn die Nieren von einer scirrhosen Induration oder von Umgestaltung in Fett befallen werden, dieses pathologische

thige Seelen von dem panischen Schrecken vor ihnen zurückzubringen, als die Geschichte des Liberalismus. Sie macht es augenscheinlich, daß ohne liberale Ideen einzelner einsichtsvoller Menschen, sich die Menschheit nie aus ihrem Schlamm würde erhoben haben, und daß sie nachdem sie daraus gezogen worden, längst wieder in demselben würde versunken seyn, wenn sie nicht von ihren edlerem Theil fortgehend durch ähnliche liberale Ideen auf ihrer erlangten Höhe wäre erhalten und so weiter aufwärts gebracht worden. Von dem ersten Aufsteigen der Menschheit an, zeigt jedes Blatt der Geschichte den Liberalismus mit dem Antiliberalismus im Kampfe, und dennoch hat die Welt dabey nicht bloß bestanden; nein es ist mit ihr in jeder Hinsicht besser geworden; um Staat und Kirche stand es nie ersprieslicher, als wenn der Liberalismus herrschte, und nie jämmerlicher als wenn der Antiliberalismus auf eine Zeit lang im Kampf die Oberhand behauptete: doch mußte zuletzt immer die Finsterniß dem Lichte weichen, und es geschah dabey ein neuer Schritt zum Vollkommenern. Die Geschichte verkündiget laut, daß es so die ewige Ordnung wolle. Dies ist das herrliche Thema der Schrift, die wir anzeigen. Sichtbar ist sie auf die in der Geschichte meist schlecht bewanderten Gegner des Liberalismus berechnet, die keine Freunde von tiefen Forschungen und Erörterungen sind, und denen man, wenn man von ihnen gelesen seyn will, auf wenigen Seiten die Resultate der Geschichte in ganzen Massen hinstellen muß, weil ihnen ein großes Buch ein großes Uebel ist. Für ein solches Publikum finden wir das Wichtigste über dieses hochwichtige Thema vollkommen zeit- und zweckmäßig dargestellt, und um ihr das Nachdenken darüber zu erleichtern, die Resultate der Geschichte mit treffenden Schlußbemerkungen begleitet. Mögen die guten Lehren dieser Schrift, die unserm geistig kranken, so gern dem Illiberalismus huldigenden Zeitalter höchstnöthig sind, von gedeihlicher Wirkung seyn!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. 86. Stück.

Den 29. May 1823.

## London.

Bey Rest Fenner: Memoirs of the public and private life of John Howard, the philanthropist; compiled from his own diary, in the possession of his family; his confidential letters, the communications of his surviving relatives and friends; and other authentic sources of information. By James Baldwin Brown, Esq. of the inner temple, barrister at law, 1818. S. XXVII. 690. In Quart. Mit dem feingestochenen Bildniß Howards und seiner zweyten Gattinn Henriette.

Das Andenken eines der seltenen Männer, der sein ganzes Leben mit der höchsten Uneigennützigkeit dem Dienste der leidenden Menschheit widmete, der ohne einen Unterschied des Standes, der Religion und des Volkes, in jedem Menschen nur den Bruder sah, das Andenken an den edlen Howard erneuert zu haben, wird gewiß dem Verfasser des vorliegenden Werks von recht vielen herzlich gedankt werden. Es erregt ein wohlthuendes Gefühl in einer Zeit, wo so oft der platteste Egoismus sich mit dem

Eifer für das allgemeine Beste brüstet, sich das Bild eines Menschenfreundes der anspruchlosesten Art vorführen zu lassen, wie man deren nur einzelne in Jahrhunderten zählt. Dem edlen Wilberforce, der mit gleich uneigennützigem, redlichem Eifer, ein ganzes Leben für die unglücklichen Afrikaner ritterlich gekämpft hat, ist sehr paßlich dieses Werk gewidmet. In der Vorrede gibt der Verf. Rechenschaft über die Quellen, die er bey seinem Werke benutzt: theils gedruckte, theils handschriftliche, theils mündliche Mittheilungen einzelner, noch lebender Freunde und Diener des edeln Mannes; es zeugt zugleich diese Aufzählung von dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit, womit er bey seiner Arbeit verfahren. Sollten wir etwas an dem Werke selbst tadeln, so ist es die hin und wieder herrschende Weitschweifigkeit und Redseligkeit, desgleichen die Aengstlichkeit, mit der der Verf. seinen Helden gegen jede auch die geringste Schwäche zu vertheidigen bemüht ist. Immerhin mag man Howard's Schwächen, seine Sonderbarkeiten in seiner Lebensweise, selbst seine übertriebene Begriffe von der väterlichen Autorität, die ihn verhinderten sich das Vertrauen seines einzigen Sohnes zu gewinnen, was für ihn selbst nachmahls die Quelle des bittersten Kummers ward, eingestehen; der große Mann bleibt darum nicht weniger groß, weil er nicht von menschlicher Schwachheit frey war. John Howard, geboren wahrscheinlich im Jahre 1727 zu Clapton in der Nähe von London, ward von seinem Vater, der als Tapezierer und Teppichhändler sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und sich bald darauf zu Cardington bey Bedford niederließ, in den Grundsätzen der Dissenters, von der Secte der Independenten, zu denen er sich selbst bekannte, erzogen, und nachdem er eine nothdürftige Schulbildung erhalten, für den Handel bestimmt. Der Vater starb jedoch früh, und so verließ Howard eine Lebensart, die seiner Neigung wenig zusagte. Nachdem er eine Reise

durch Frankreich und Italien gemacht, beschäftigte er sich eine Zeitlang zu Stoke Newington, wo er seiner schwächlichen Gesundheit wegen, seine Wohnung aufgeschlagen, mit dem Studium der Physik und Medicin. Der religiösen Sekte, zu welcher sich sein Vater bekannt, blieb auch er bis an seinen Tod mit unerschütterlichem Eifer getreu. Zugleich aber gewöhnte er sich schon jetzt, aus Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit, an jene Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, welche er, trotz aller Anstrengungen, denen er sich in der Folge unterzog, fortwährend beybehielt. Von Fleischspeisen entwöhnte er sich nachmahls ganz; er lebte nur von Früchten und Gemüse; Wein und andere starke Getränke nahm er nie; Wasser und Thee waren sein einziges Getränk. Die Pflege, welche er bey seiner Wirthin zu Newington, in einer schweren Krankheit gefunden, vermochte ihn [wahrscheinlich um das Jahr 1752] ihr seine Hand anzubieten, wiewohl er erst 25, sie dagegen 52 Jahr alt, dazu außerordentlich kränklich und in ärmlichen Vermögensumständen war; dennoch lebte er bis zu ihrem, einige Jahre später [1755] erfolgten Tode, seiner wiederholten Aeußerung nach, in einer höchst vergnügten Ehe. Unmittelbar nach dem Tode seiner Gattin unternahm er eine neue Reise nach dem festen Lande. Seine Absicht war, Lissabon zu besuchen, das eben damahls durch das Erdbeben verwüstet war, allein unterwegs ward das Paketboot von einem franz. Kaper genommen und nach Brest geführt, wo die englischen Kriegsgefangenen gleich wie zu Morlaix und Dinant auf das grausamste behandelt wurden. Kaum war er daher ausgewechselt, als er sich an die Commissioners of sick and wounded seamen mit seinen Vorstellungen wandte, um eine bessere Behandlung der beiderseitigen Kriegsgefangenen zu erwirken, und erlangte wenigstens so viel, daß die Gefangenen schneller ausgewechselt wurden. Zugleich aber hatte dieser Vorfall zuerst seine Aufmerksamkeit auf das Loos der Gefangenen aller Art gewandt und seinem Geiste die Richtung gegeben, welche nachmahls der Menschheit so wohlthätig ward. Nach seiner Rückkehr nach England schlug er seinen Wohnsitz, so wie von jetzt an regelmäßig, zu Cardington auf. Die Lage seiner Nachbaren und Unterpächter zu verbessern, ward bald seine Hauptbeschäftigung. Dagegen verlangte er von allen pünctliche Ordnung und Reinlichkeit. Am 25. April 1758 verheirathete er sich zum zweyten Mahl mit Miß Hen-

riette Leeds, der Tochter eines Serjeant at law, in jeder Rücksicht, was sowohl Alter, als Rang und Vermögen anbetraf, eine passendere Verbindung, als die erste, zugleich aber auch durch die Uebereinstimmung der Charaktere und Gesinnungen eine der glücklichsten. Nur ein Sohn ward die Frucht dieser Ehe. Verbesserung seines Erbes zu Cardington, so wie der Lage seiner Häuslinge und Gutsbewohner und meteorologische Beobachtungen waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Nur kurze Zeit genoß er jedoch des häuslichen Glücks, bereits am 31. März 1765 starb seine geliebte Gattin, bald nach der Geburt des einzigen Sohnes. Der Verlust derselben, die ihm so unendlich theuer gewesen, erschütterte ihn tief; es war dieser Umstand hauptsächlich, der seine nachmahlige Lebensart bestimmte; wie heilig ihm ihr Gedächtniß war, beweiset unter andern der Umstand, daß auf allen seinen Reisen ihr Miniaturbild sein beständiger Begleiter war; ihr Todestag ward von ihm, so lange er lebte, mit Fasten und Gebet in tiefer Zurückgezogenheit begangen. Bald nach dem Tode seiner Gattin unternahm Howard, um sich zu zerstreuen, eine kurze Reise nach Holland, einem Lande für welches er immer eine besondere Vorliebe bewies; ohne jedoch jetzt noch einen besondern Zweck bey seiner Reise zu haben; dann bald, nachdem er seinen Sohn einer für seine Jahre paßlichen Erziehungsanstalt anvertraut, eine zweyte nach Frankreich und Italien, von wo er durch die Schweiz und das südliche Deutschland über Holland nach England zurückkehrte. Nach seiner Rückkehr ließ er es seine Sorge seyn, eine Anzahl Häuser auf seinem Gute zu Cardington zu errichten und dieselben an ordentliche, rechtliche Arbeiter für einen mäßigen Zins zu vermiethen, der ihnen nicht selten ganz erlassen ward, um auf diese Weise, so viel als in seinen Kräften stand, unmittelbar in seiner Nähe Arbeitsamkeit und Rechtlichkeit zu befördern, und seine Umgebungen nützlich zu beschäftigen. ein Plan, den er, so lange er lebte, immer fortverfolgte. Strenge Feyer des Sonntags und ein christlicher Lebenswandel war eine unerläßliche Bedingung bey der Aufnahme in seine kleine Colonie. Daß ein Mann von Howards persönlichem Character sich die allgemeine Achtung und Liebe seiner Nachbarn erwarb, war in der Ordnung. Eine Folge davon war seine Ernennung zum High Sheriff für die Grafschaft Bedford im J. 1773, obgleich er als Dissenter zu einem solchen Posten dem

Buchstaben des Gesetzes nach unfähig gewesen wäre. Die Pflichten seines wichtigen Postens zu erfüllen, ließ er sich mit strengster Gewissenhaftigkeit angelegen seyn, und so ward er auf die Untersuchung und Verbesserung der Gefängnisse und der Lage der Gefangenen geleitet. Der Mißbrauch, daß die Gefangenwärter oft allein auf die Sporteln und Gebühren angewiesen waren, welche sie von den Gefangenen erpreßten, und daß diese oft selbst nach ihrer Freysprechung dennoch lange Zeit im Kerker gehalten wurden, wenn sie vielleicht diese oft unverhältnißmäßig hohen Gebühren abzutragen außer Stande waren, bewog ihn zuerst, den Zustand der Gefängnisse seiner Grafschaft, dann der benachbarten Gegenden genauer zu untersuchen. Fast allen Orten fand er die gröbsten Misbräuche, ungesunde Kerker, grausame Behandlung der Gefangenen und zugleich neben vollkommener Unthätigkeit der letztern, jede Art von Verführung, vorzüglich durch hitzige Getränke, welche ihnen die Gefangenwärter selbst gewöhnlich zu übertriebenen Preisen verkauften. Seine Bemühungen zogen bald die Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich. Bey Gelegenheit eines Antrags, den Zustand der Gefangenen zu verbessern, im J. 1774, ward Howard, der von einem Ausschusse des gesammten Hauses befragt worden war, der Dank des Parlaments für seine menschenfreundlichen Bemühungen zuerkannt. Daß es keiner solchen öffentlichen Anerkennung bedurft hätte, um seinen Eifer zu erhöhen, geht jedoch aus seinem ganzen Leben, in dem eine wahrhaft christliche Demuth einen Hauptzug bildete, unwidersprechlich hervor. Nur um desto kräftiger für den Zweck zu wirken, den er bald als die Aufgabe seines Lebens betrachtete, suchte er als Repräsentant für den Flecken Bedford zum Mitgliede des Parlaments im nächsten Jahre 1775 gewählt zu werden — seine Wahl ward jedoch durch mancherley Kunstgriffe der Gegenparthey, so urtheilte wenigstens Howard selbst über diesen Fall, vereitelt. Wiewohl aber in dieser Hoffnung getäuscht, erkaltete dennoch sein menschenfreundlicher Eifer nicht. Noch in demselben Jahre unternahm er seine erste Reise nach dem Continent um den Zustand der Gefängnisse auf demselben kennen zu lernen und die gesammelten Erfahrungen bey seinen Verbesserungsvorschlägen zu benutzen. Frankreich, Flandern, Holland und ein Theil von Deutschland wurden von ihm zu diesem Zwecke durchreiset; nur das Innere der

Bastille zu sehen, gelang ihm nicht. Holland und Belgien zogen vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich. In beyden Ländern fand er die Einrichtungen der Gefangen- und Zuchthäuser großentheils musterhaft, namentlich zu Gent, wie er denn überhaupt vorzüglich die Sorgfalt billigte, mit der man in Holland darauf bedacht war, die Sträflinge zugleich an nützliche Thätigkeit zu gewöhnen, und sie so wieder zu tüchtigen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Auch in Belgien aber, so wie gewöhnlich allenthalben, fand er die Gefängnisse der geistlichen Gerichtsbarkeit ganz vorzüglich hart und streng. Im Frühjahr 1776 unternahm er eine zweyte Reise nach dem Continente durch Frankreich und die Schweiz, wo er die Gefängnisse großentheils in einem sehr lobenswerthen Zustande fand. Unmittelbar nach seiner Rückkehr besuchte er wiederholt die Gefängnisse der Provinzen seines Vaterlandes, die er bisher noch nicht zu sehen Gelegenheit gehabt. Kein Misbrauch, deren er leider in seinem Vaterlande eine große Menge fand, entging dabey seiner Aufmerksamkeit und seiner Rüge; gleich bereit aber war er zugleich jede Verbesserung in der Einrichtung der Gefängnisse und was er irgend lobenswerthes antraf, gehörig zu würdigen. Das Loos seiner unglücklichen Mitmenschen nach Möglichkeit zu verbessern, blieb immer die einzige Rücksicht, die er kannte; jede andere war ihm durchaus fremd. Nachdem er so eine Menge Notizen durch eigene Erfahrung gesammelt, legte er dieselben in seinem zuerst im J. 1777 erschienenen Werke state of prisons, dessen Herausgabe er mit der größten Pünktlichkeit besorgte, dem Publicum vor. Daß nur der reinste Eifer für die große Sache, der er sich gewidmet, die Herausgabe dieses Werkes veranlaßt, bewies die seltene Uneigennützigkeit, mit der er dasselbe theils als Geschenk an solche Personen, von denen er glaubte, daß sie seinem Zwecke irgend förderlich werden könnten, theils für einen verhältnißmäßig unbedeutenden Preis, der ihm bey weitem seine Auslage nicht erstattete, unter dem Publicum zu verbreiten suchte. Das Elend und die Mißbräuche, welche er in den Gefängnissen und Zuchthäusern seines Vaterlandes bemerkt, gleich wie die Vorschläge zur Verbesserung und zweckmäßigen Einrichtung derselben, hatte Howard mit der ihm eigenen Offenheit und Furchtlosigkeit, so wie mit einer ängstlichen, bis in die größten Einzelheiten gehenden Gewissenhaftigkeit dargelegt. Bald nach der

Beendigung dieses Werks, ward durch den Tod seiner Schwester [Aug. 1777] sein schon früher nicht unbedeutendes Vermögen, beträchtlich vergrößert und er dadurch um so eher in den Stand gesetzt, ohne das Erbtheil seines Sohnes zu schwächen, da obendrein dieser die gegründete Aussicht hatte, noch von verschiedenen nahen Verwandten von mütterlicher Seite beträchtlich zu erben, seinen menschenfreundlichen Bemühungen zur Verbesserung des Schicksals der Gefangenen eine weitere Ausdehnung zu geben und dieselben nicht allein auf sein Vaterland zu beschränken. Noch ehe er aber seine dritte größere Reise nach dem Continente begann, hatte er die Freude zu erfahren, daß seine Bemerkungen nicht ganz fruchtlos gewesen waren. Die vielen Mißbräuche, welche bisher bey der Aufbewahrung der zur Deportation nach America verurtheilten Verbrecher am Bord der Gefangen- und Transportschiffe statt gefunden, wurden durch eine Parlamentsacte abgeschafft und das Loos dieser Unglücklichen dadurch wesentlich verbessert; er selbst war zuvor von einem Ausschusse des Hauses der Gemeinen über die von ihm bemerkten Mißbräuche ausführlich befragt. Da zugleich das Parlament in den von ihm sehr empfohlenen Plan, für die zu harter Arbeit verurtheilten Verbrecher, Zwangsanstalten, nach Art der holländischen Spinn- und Raspelhäuser anzulegen, einzugehen willens schien, so machte er sich alsbald auf eine Reise nach Holland (April 1778), um noch nähere Erkundigungen über die Einrichtung jener Häuser einzuziehen. Nachdem er 6 Wochen lang an den Folgen einer durch ein scheugewordenes Pferd erhaltenen schweren Verletzung, in Amsterdam und im Haag krank gelegen, begab er sich auf seine Inspectionsreise und fand wiederholt Veranlassung zwischen der trefflich zweckmäßigen Errichtung der holländischen Gefangen- und Arbeitshäuser, in denen allen man ganz vorzüglich die Sträflinge an Ordnung und nützliche Thätigkeit zu gewöhnen suchte, und den in England vorherrschenden Gebräuchen und Ordnungen Vergleichungen anzustellen, die für sein Vaterland nichts weniger als vortheilhaft waren. Nur den Mangel an Krankenzimmern in den sonst höchst nett und reinlich gehaltenen Gefängnissen, desgleichen die Sitte dem Gefangenwärter ein gewisses für den Unterhalt eines jeden Gefangenen zu zahlen, fand er hauptsächlich in Holland zu tadeln. Von Holland aus besuchte er auf dem Wege über Osnabrück und Hannover wiederum einen beträchtlichen Theil von Deutschland. Die Gefängnisse in den

preußischen Staaten erhielten vorzüglich seinen Beyfall; er fand hier keine Torturanstalten, über welches Institut er sich wiederholt mit Ausdrücken des tiefsten Abscheues äußert. Nicht so zufrieden war er im Allgemeinen mit dem Zustande der Gefängnisse in Sachsen und in den österreichischen Staaten. Mit welcher Freymüthigkeit er sich darüber selbst zu Wien geäußert, mag in dem Buche selbst nachgelesen werden (S. 285). "Wie, erwiederte er dem englischen Gesandten Sir Robert Murray Keith, der ihm Vorsicht empfahl, da seine Aeußerungen so leicht der Kaiserin Maria Theresia hinterbracht werden könnten, "soll irgend ein König oder Kaiser in der Welt meine Zunge abhalten, die Wahrheit zu reden? ich wiederhole was ich geäußert und behaupte dessen Wahrheit". Noch schlimmer fand er den Zustand der Gefängnisse in den mehrsten Staaten von Italien, das er zunächst besuchte; nur Toskana und Genua machten im ganzen eine rühmliche Ausnahme. Von Italien aus nahm er seinen Rückweg durch die Schweiz, wo er zu seiner Freude die Gefängnisse gewöhnlich leer fand, "eine Folge der tugendhaften Erziehung und der Industrie der Einwohner" wie er selbst bemerkt. Auch die Gefängnisse des südlichen Deutschlands, namentlich der Reichsstädte desselben, welche Howard auf seinem Wege berührte, fanden im Allgemeinen seinen Beyfall, vor allen aber war dies wiederum der Fall mit den Gefängnissen und Werkhäusern in den größeren Belgischen Städten, nur daß er auch hier noch aller Orten Torturanstalten antraf. In Frankreich, das er zunächst wiederum besuchte, hatte er die Freude, die Kriegsgefangenen ungleich menschlicher behandelt zu sehen, als dies bisher der Fall gewesen, eine Folge der ernstlichen Vorstellungen, die er deshalb früher bey der Regierung seines Vaterlandes gemacht. Nach einer Reise von 4636 englischen Meilen, einzig in der Absicht unternommen, menschliches Elend nach Kräften zu mildern, kehrte er über Calais nach England zurück. Kaum zurückgekehrt, begann er aufs neue eine Untersuchung der englischen Gefängnisse, hauptsächlich auch in der Absicht, um sich über den Zustand der französischen Kriegsgefangenen in England zu unterrichten, über deren Behandlung er in Frankreich manche Klage gehört hatte. Dabey hatte er zugleich die Genugthuung zu bemerken, daß seine Vorschläge und Erinnerungen manche zweckmäßige Verbesserungen in den mehrsten von ihm jetzt aufs neue besuchten Gefangen- und Arbeitshäusern zu Wege gebracht hatten. Nur einzelne kurze Besuche zu Cardington, seinem Landsitze und ein 14tägiger Aufenthalt im Bade zu Bristol unterbrachen seine menschenfreund-

liche Thätigkeit. Nachdem die Gefängnisse in England selbst besucht waren, setzte er seine Untersuchungen in Schottland und Irland fort. So wie er verhältnißmäßig in Schottland wenig Gefangene und wohl eingerichtete Gefängnisse fand, so fand er dagegen in beiden Rücksichten in Irland desto mehr zu tadeln, vorzüglich die geringe Sorgfalt, welche hier auf die Absonderung der Gefangenen nach der Größe ihrer Vergehungen genommen ward. Auf der Rückreise aus Irland wurden noch einige der vornehmsten Gefängnisse von Wales, desgleichen einige früher nicht berührte Bezirke von England selbst besucht, worauf er sich nach London begab, und dort einen Anhang zu seinem state of prisons, das Resultat von Reisen, die nicht weniger als 10,955 englische Meilen betrugen, ausarbeitete, welcher noch zu Ende desselben Jahres 1779 zu Warrington gedruckt erschien. Seiner gewohnten frugalen Lebensweise blieb er auf allen diesen Reisen unausgesetzt getreu; Thee, Brot und Früchte waren beynah seine einzigen Nahrungsmittel und nichts desto weniger setzte er oft mehrere Nächte hindurch ununterbrochen seinen Weg fort. So viel als möglich suchte er unerkannt zu reisen, um desto sicherer zu seyn, daß er unerwartet die Gefängnisse besuche. — Durch eine Parlamentsacte war zufolge der Nachrichten, die er in seinem Buche über die treffliche Einrichtung der holländischen Arbeitshäuser gegeben, die Errichtung von Bußhäusern (penitentiary houses) für London und die Nachbarschaft beschlossen, und er selbst ward zu dem ersten der drey gesetzlich bestimmten Oberaufseher dieser Anstalten ernannt (1780), doch schon im nächsten Jahre gab er selbst dieses Amt, wegen der Hartnäckigkeit eines seiner Kollegen, der diese Häuser auf einem, seiner Ueberzeugung nach, durchaus unpassenden Flecke errichtet haben wollte, wieder um auf. Allein sein Eifer für die Sache der Menschlichkeit, ward dadurch um nichts verringert; bereits im nächsten Jahre (Mai 1781) unternahm er eine neue große Reise nach dem Norden, der bisher noch von ihm nicht besucht worden war. Durch Holland ging die Reise über Bremen und Hamburg nach Dänemark, wo er namentlich zu Copenhagen die Gefängnisse, Arbeitshäuser und Hospitäler mancher wesentlichen Verbesserungen fähig fand. Auch in Schweden fand er die Gefängnisse schmutzig und ungesund; doch war hier die Tortur durch Gustav III. abgeschafft. — Durch Schweden ging die Reise nach Petersburg — obgleich er sorgfältig unerkannt zu bleiben gesucht hatte, hatte dennoch

die Kaiserin Katharina von seiner Anwesenheit Nachricht erhalten und ertheilte ihm die Erlaubniß an den Hof zu kommen, von der er jedoch keinen Gebrauch machte. "Er sey gekommen die Kerker der Gefangenen, nicht die Höfe und Paläste der Könige zu besuchen" antwortete er dem Boten, der ihm die Erlaubniß überbrachte. Die Gefängnisse fand er im höchsten Grade ungesund und überfüllt; die Hospitäler dagegen reinlich und zweckmäßig eingerichtet. Zu Moskau — die Reise von Petersburg nach dieser zweyten Hauptstadt des Reichs vollendete er in fünf Tagen, ohne sich weder bey Tage noch bey Nacht während dieser ganzen Zeit, auch nur die mindeste Ruhe zu gönnen — so wie unterwegs zu Twer und Nischnei Wolotschok fand er die Gefängnisse so ungesund, daß an dem letztgenannten Orte selbst sein ärztlicher Begleiter sie nicht zu betreten wagte, nur er selbst besuchte sie alle. Die Hospitäler, so wie das große Findelhaus zu Moskau waren dagegen verhältnißmäßig ungleich zweckmäßiger und besser eingerichtet. Gleich mangelhaft fand er den Zustand der Gefängnisse in Polen, namentlich zu Warschau, wohin er zunächst seinen Weg genommen; auch die Hospitäler waren hier in gleich schlechtem Zustande als die Gefängnisse. Die Gefängnisse in den preußischen Staaten, so wie die Arbeits- und Krankenhäuser erhielten auch diesmal seinen Beyfall, nicht so die Anstalten der Art zu Braunschweig (welches von dem Biographen beyläufig zu dem Kurfürstenthum Hannover gerechnet wird); auch das Gefängniß zu Hannover selbst fand seinen Beyfall nicht, noch weniger die damahls noch zuweilen geübte Tortur. Dagegen fand er die Einrichtung des Werkhauses, das Werk des Bürgermeisters Alemann, to whose memory, wie er selbst sich ausdrückte, this prison is the best monument, that could ever be erected, musterhaft, ganz wie er es in Holland zu sehen gewohnt war, welches Land er jetzt ebenfalls wiederum besuchte. Die Zahl der Verbrecher in den holländischen Gefängnissen hatte eher ab- als zugenommen. Dagegen hatte sich der Zustand der Gefängnisse in Belgien bedeutend verschlimmert, nur das Arbeitshaus zu Gent machte davon auch jetzt noch eine rühmliche Ausnahme. Nach einer Reise von nicht weniger als 4,463 engl. Meilen kehrte unser Reisende über Ostende nach England zurück und hatte die Freude zu erfahren, daß man bey der Wiedereinrichtung der in dem Gordonschen Tumulte von 1780 zerstörten Ge-

fängnisse zu London, auf die von ihm so ernstlich empfohlene Abschaffung der verderblichen Sitte des Spiels und des Verkaufs von geistigen Getränken in diesen Anstalten, sorgfältig Bedacht genommen. Nachdem er für die fernere Bildung seines einzigen Sohnes gesorgt, der inzwischen in verschiedenen Pensionsanstalten sich aufgehalten, begann er (Febr. 1782) aufs neue seine Untersuchung der Gefängnisse seines Vaterlandes, und wirklich sah er an manchen Orten seine Wünsche erfüllt. Noch einmahl besuchte er alsdann Irland; auch jetzt fand er namentlich in den Gefängnissen von Dublin dieselben Misbräuche als bey seiner ersten Anwesenheit, auch die sogenannten charter-schools in deren Verwaltung ebenfalls die gröbsten Misbräuche herrschten, beschäftigten schon jetzt seine Aufmerksamkeit, auch fanden seine Bemühungen sowohl bey dem irländischen Parlamente, als bey den höhern Klassen der Gesellschaft volle Anerkennung. Durch Nord-Wales kehrte er nach England zurück. Zu Shrewsbury, wo damahls eine beträchtliche Anzahl holländischer Kriegsgefangenen aufbewahrt wurden, gab er einen auffallenden Beweis seiner rücksichtslosen strengen Rechtlichkeit und Entschlossenheit. Die Gefangenen, die aus ihrem Vaterlande keine Unterstützung erhielten, befanden sich in einem Zustande der ärgsten Entblößung. Zwar war eine Subscription eröffnet worden, um die nöthigen Schuhe und Strümpfe für sie anzuschaffen, allein der Commissär, der die Aufsicht über sie führte, hatte es hartnäckig verweigert, die Austheilung dieser Geschenke zu gestatten, um die Unglücklichen zu zwingen, auf englischen Schiffen Dienste zu nehmen. Sogleich trat Howard selbst mit einer bedeutenden Summe der Subscription bey, ging dann am nächsten Morgen mit einem Befehle des Transportamts, der ihm freyen Zutritt zu den Gefängnissen zusicherte, nach demselben, versammelte die Gefangenen und theilte selbst die ihnen bestimmte Geschenke unter sie öffentlich mit der Erklärung aus, daß falls einer so weit seine Pflicht vergessen würde, den Dienst seines Vaterlandes mit dem englischen zu vertauschen, er der erste seyn würde, seinen Namen in Holland bekannt zu machen, damit er im Betretungsfall gehängt werde. Mit kurzen Unterbrechungen setzte er seine Untersuchungen sowohl in England als in Schottland und Irland fort. In letzterm Lande war indessen dem empörenden Gebrauche von den zu entlassenden Gefangenen Sporteln und Gebühren zu Gunsten des Kerkermeisters

zu erpressen und sie bis zu deren Entrichtung fortwährend gefangen zu halten, gesetzlich gesteuert; ein anderes Gesetz hatte manche tüchtige Maaßregeln vorgeschrieben, um die Gesundheit der Gefangenen zu erhalten. Wales und einige entweder noch gar nicht, oder nur Ein Mahl bisher besuchte Bezirke von England beschäftigten ihn zunächst, bis zu Ende des Jahrs, in dessen Laufe er nicht weniger als 8,163 Meilen in seinem Vaterlande selbst, 4,465 Meilen aber auf dem Kontinente in seiner "Entdeckungsreise und Weltumsegelung der Barmherzigkeit", wie Burke sehr passend seine menschenfreundlichen Bestrebungen nannte, gemacht hatte. Nur zwey europäische Länder hatte bisher Howard noch nicht besucht, Portugal und Spanien und schon am letzten Januar 1783 gab er sich aufs neue auf die Reise nach Lissabon. Die Gefängnisse fand er im Allgemeinen zweckmäßig eingerichtet, nur daß es hier oft Jahre dauerte, ehe die Untersuchung begann und eben so oft Jahrelang bevor das Urtheil vollzogen ward, so daß vor Pombal's Verwaltung die Gefangenwärter nicht selten verurtheilte Gefangene auf ihr Wort entließen, bis sie zur Vollziehung des Urtheils einberufen wurden, in welchem Falle sie fast immer der Aufforderung Folge leisteten. In die Gefängnisse der Inquisition suchte jedoch zu Lissabon Howard vergebens Zutritt zu erhalten. Die Hospitäler in Portugal übertrafen an den mehrsten Orten seine Erwartung. In Spanien, welches er auf der Straße von Badajoz zuerst betrat (9. März 1783) fand er eine Menge milder Anstalten und beynah gar keine Bettler; auch hier waren die Gefängnisse größtentheils mit Höfen und frischem Wasser hinlänglich versehen, auch hier beide Geschlechter, gleich wie in Portugal, sorgfältig von einander getrennt; die Vollstreckung des Urtheils erfolgte dagegen unmittelbar nachdem es gesprochen worden. Begnadigungen von Verbrechern waren selten; nur in einigen Provinzen war die Tortur bey den weltlichen Gerichten eingeführt; die Hospitäler so wie die Arbeitshäuser waren zweckmäßig eingerichtet. Der Graf Campomanes, damahls dirigirender Minister, unterstützte Howard's Bemühungen auf jede Weise; nur die Gefängnisse der Inquisition vermochte er ihm nicht zu öffnen: zu Valladolid erbot er sich selbst vergebens sich einen Monat lang, in die Gefängnisse der Inquisition einschließen zu lassen, nur um sie kennen zu lernen; "unter drey Jahren werde Niemand aus denselben ent-

lassen" war die trostlose Antwort. Einen ungleich weniger vortheilhaften Eindruck, als der Nationalcharakter und die öffentlichen Einrichtungen in Spanien auf ihn gemacht hatten, machte jedoch diesmahl Frankreich, das er auf der Straße von Bayonne betrat. Zu Bordeaux fand er die Gefangenen zum Theil in furchtbaren unterirdischen Kerkern Tag und Nacht eingeschlossen; selbst in der Hauptstadt war ihr Loos in manchen Gefängnissen nicht viel erträglicher; manche derselben, die Howard bey seinem kürzeren Aufenthalte zu Paris unbemerkt gelassen, wurden jetzt zum ersten Mahle von ihm besucht. Die Hospitäler erhielten im Ganzen seinen Beyfall. Ueber Lille und Amsterdam nahm er seinen Weg nach Belgien; das Zuchthaus zu Gent, das er bisher als ein Muster in seiner Art betrachtete, fand er auf eine traurige Weise verändert; die früher in demselben betriebene Manufactur hatte aufgehört, eine Folge der Raschheit, mit welcher Kaiser Joseph der Vorstellung einiger eigennütziger Menschen Gehör gegeben, welche ihm die Anstalt als nachtheilig für die Privatmanufakturen darzustellen gewußt hatten; ausdrücklich hatte er zugleich befohlen, weniger Sorgfalt auf Reinlichkeit zu wenden, um dadurch die Haft der Sträflinge desto beschwerlicher und sie selbst desto vorsichtiger zu machen. Nachdem Howard noch einige andere Orte in Belgien besucht hatte, kehrte er nach einer Reise von 3304 Meilen über Ostende nach England zurück. Schon einen Monat später begab er sich aufs neue zum vierten Male nach Irland, wo er auch jetzt wieder selbst in den Gefängnissen von Dublin die ärgsten Mißbräuche, vorzüglich eine höchst sträfliche Gleichgültigkeit gegen den übermäßigen Gebrauch geistiger Getränke vorfand. Nur das Arbeitshaus zu Dublin bot einen erfreulicheren Anblick dar, auch hatten seine ernstliche Vorstellungen und die Angaben, die er in seinen Schriften niedergelegt, bereits die Wirkung gehabt, daß der neue Lord-Lieutenant von Irland, Graf Temple, unmittelbar nach seiner Ankunft (Herbst 1782) die ernstlichsten Anstalten zur Verbesserung der Gefängnisse und zur Abschaffung der darin herrschenden Mißbräuche getroffen hatte. Nach seiner Rückkehr nach England (Aug.) und nach einer nochmahligen Untersuchung der Gefängnisse von London, schritt Howard zur Anordnung seiner Sammlungen für eine zweyte Bearbeitung seines Appendix zu dem state of prisons, welche Arbeit nur durch häufige kürzere Reisen in die benach-

harten Gegenden, um jede Veränderung, die vielleicht in dem Zustande eines Gefängnisses vorgegangen seyn möchte, zu untersuchen und zu prüfen, unterbrochen wurde. Im Novbr. verfügte er sich nach Warrington, wo auch jetzt wieder die zweyte Bearbeitung des Appendix und die dritte des gesammten Werks gedruckt wurde; um darüber gleich wie die ersten Male, mit der ängstlichsten Pünktlichkeit selbst die Aufsicht zu führen. In weniger als zehn Jahren hatte er einzig für seinen menschenfreundlichen Zweck, sowohl in England als dem Kontinente eine Strecke von nicht weniger als 42,033 engl. Meilen durchreiset. Nach Beendigung der bedeutend vermehrten und mit trefflichen Kupfern bereicherten Ausgabe seines Werks, kehrte er nach London (Frühjahr 1784) dann nach Cardington, mit dem Vorsatze zurück, den Rest seines Lebens dort in der Zurückgezogenheit zuzubringen. Die größte Gastfreundschaft herrschte inzwischen in seinem Hause; nur er selbst blieb auch hier, gleich wie auf seinen Reisen, seiner strengen, enthaltsamen Lebensweise unwandelbar getreu. Wiewohl er nach dem frühen Tode seiner zweyten Gattin unverheirathet geblieben, legte er dennoch immer auf die Gesellschaft von gebildeten Frauenzimmern einen vorzüglichen Werth und sein Benehmen gegen sie, obgleich weit von aller läppischen Tändeley entfernt, war immer im höchsten Grade zart und verbindlich. Gegen seine Hausgenossen und die Familien, die er auf seinem Landgute angesiedelt, war er fortwährend der gütigste Herr und der uneigennützigste Versorger. Seiner religiösen Ueberzeugung blieb er zu jeder Zeit getreu; daß seine Umgebungen dieselbe mit ihm theilten, so etwas zu verlangen, war er jedoch weit entfernt, nur einen sittlich rechtlichen Lebenswandel forderte er — wie denn selbst Dr. Price u. a. seine religiöse Ueberzeugung keineswegs theilende Männer zu seinen genauesten Freunden gehörten. Für die Erziehung seines Sohnes hatte er bisher nach bester Ueberzeugung gesorgt; daß sein ganzes Herz an ihm hing, hatte er bey mehreren Anlässen bewiesen und beynah jeder seiner Briefe enthielt davon die überzeugendsten Beweise, nichts desto weniger aber ward dieser Sohn bald für ihn die Quelle unsäglicher Leiden. Vorzüglich trug die Schlechtigkeit Thomasson's, des Lieblingsbedienten des Vaters, der ihn auf einem großen Theile seiner Reisen begleitete und in den er ein beinah unbegränztes Vertrauen setzte, welches der Elende dadurch erwiederte, daß er den Sohn seines Wohlthäters zu den schändlichsten Ausschweifungen verleitete, zu der

bald darauf erfolgten traurigen Katastrophe bey. Die Folgen dieser Ausschweifungen, die der unglückliche Jüngling sorgfältig verschwiegen, bis jede ärztliche Hülfe zu spät war, führten bald eine unheilbare Geisteszerrüttung herbey, die ihn nie wieder verließ. Ehe jedoch noch dieses Unglück über den Vater hereinbrach, hatte derselbe, einen neuen großen Plan in gleich menschenfreundlichem Sinne auszuführen begonnen, die Untersuchung der Lazarethe u. Quarantaineanstalten; hoffend dadurch ein neues Licht über die Pest selbst und die besten Sicherungsmittel gegen dies furchtbare Uebel zu verbreiten. Bereits am Ende des Nov. 1785 reisete er zu dem Ende nach Holland ab. Sein Plan war, mit der Untersuchung der Quarantaineanstalten zu Marseille anzufangen, allein so groß war das Mistrauen und die Eifersucht der französischen Regierung, daß nicht nur das Gesuch des englischen Staatssekretärs Lord Caermarthen, unserm Reisenden die Untersuchung dieser Anstalt zu gestatten, unbedingt verweigert ward, sondern er selbst bald von Lord Caermarthen die Nachricht erhielt, daß falls er den französischen Boden betrete, seine persönliche Freyheit gefährdet sey. Doch H., nicht gewohnt, sich durch irgend eine persönliche Gefahr von der Vollführung seiner menschenfreundlichen Plane abschrecken zu lassen, reisete nichts desto weniger schon einige Tage darauf über Brüssel nach Paris u. von dort ohne weiteren Aufenthalt u. indem er so viel als möglich unerkannt zu bleiben suchte, nach Lyon. Seinem Wunsche, die Gefängnisse u. Hospitäler der Stadt wieder zu besuchen, vermochte er jedoch, trotz der augenscheinlichsten Gefahr erkannt zu werden, nicht zu widerstehen. Eben so wenig vermochten ihn zu Marseille selbst die dringensten Vorstellungen eines protestantischen Geistlichen, dem er sich allein, so wie zu Lyon entdeckt hatte, daß man ihm in allen Richtungen nachspüre, wie schon zu Paris geschehen sey, zur Flucht zu bewegen. Vielmehr gelang es ihm, mit Hülfe desselben protestantischen Geistlichen, wirklich Eintritt in das Lazareth, von dem er zuerst einen genauen Plan bekannt machte, zu erhalten. Selbst in das Arsenal von Toulon, das jedem Engländer zu sehen verboten war, wußte er als Franzose verkleidet, da er die Sprache vollkommen in seiner Gewalt hatte, Einlaß zu erhalten, um einen Gefangenen kennen zu lernen, der als 14jähriger Knabe, auf den bloßen Verdacht eines Diebstahls zu den Galeeren verurtheilt u. da er nachmahls Protestant geworden, bereits 42 Jahr als Gefangener zugebracht hatte. Nachdem er so den Zweck seiner Reise nach Frankreich erreicht, gelang es ihm zur See glücklich nach

Nizza zu entkommen. Wohl mochten die Gefahren, denen er nur mühsam entronnen war, nicht ohne Einfluß auf das harte Urtheil geblieben seyn, welches sich über Frankreich und die Franzosen in einem seiner Tagebücher fand: "however I may esteem some few of the french, yet their government I dislike, their national character I detest". Das Lazareth von Livorno fand er gleich denen von Genua sehr zweckmäßig eingerichtet, die toskanischen vorzüglich galten für die am besten eingerichten in Europa; mit ihrer gewohnten Liberalität ertheilte ihm die Regierung jede gewünschte Auskunft und unterstützte seine Untersuchungen aufs bereitwilligste. Auch die Gefängnisse u. Arbeitshäuser hatten manche tüchtige Veränderung erfahren; der Großherzog selbst, den unser Vf. für den wahren Vater u. Freund seines Landes erklärt, richtete darauf die sorgfältigste Aufmerksamkeit. Zu Rom ward H. bey dem unglücklichen Pius VI eingeführt. Beym Abschiede ertheilte der Pabst ihm den Segen, "ich weiß wohl, setzte er lächelnd hinzu, ihr Engländer gebt auf solche Dinge nicht viel, doch der Segen eines alten Mannes kann Ihnen nicht schaden". Zu Neapel waren Gefängnisse, Arbeits- u. Krankenhäuser in demselben Zustande, als bey seinem ersten Besuche; die Hospitäler zu Malta fand er ebenfalls im höchsten Grade vernachlässigt u. hatte dessen auch gegen den Großmeister kein Hehl, dem jedoch seine Freymüthigkeit nicht sehr zu behagen schien. Nach einigen Wochen ging unser Reisende von Malta nach Smyrna unter Segel; er wollte die Pest in der Nähe beobachten, um ihre Natur desto besser zu ergründen. Unter der Firma eines Arztes gelang es ihm, selbst zu den türkischen Gefängnissen in Smyrna Zutritt zu erhalten: die Schuldner fanden sich hier, so wie in andern türkischen Städten, in einem besonderen Gefängnisse, was H. auch für England anempfahl. Zu Konstantinopel, welches er nächst Smyrna besuchte, verschaffte ihm bald sein Ruf als Arzt, den einige glückliche Kuren an letzterem Orte ihm erworben, die Bekanntschaft einiger vornehmen Türken u. die Freyheit, die Gefängnisse zu besuchen, deren Bewohner er sämmtlich still und ruhig fand, denn ihr einziges Getränk bestand in Wasser. Die Hospitäler sowohl der Türken, als der Griechen verdienten diesen Namen kaum; H. besuchte sie standhaft, wiewohl sie nicht frey von der Pest waren, ja endlich entschloß er sich selbst, die Quarantaine auszuhalten und begab sich zu dem Ende über Scio nach Venedig, auf welcher Fahrt seine Geistesgegenwart hauptsächlich, das Fahrzeug welches er bestiegen, von dem Angriffe eines tunesischen Korsaren befreyte.

Der Beschluß im nächsten Stück Seite 869.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1823.

## Göttingen.

Apud Vandenhoek et Ruprecht, 1822. Doctrinae juris civilis Romani de culpa prima lineamenta quae adumbravit; D. Christian. Frid. Elvers. 165 S. in 8.

Fast fürchtet der Verf. bey vielen schon durch die Anzeige anzustoßen, daß gegenwärtige Schrift über die vielbestrittene Culpa nicht etwa die Ergebnisse der seitherigen Bestrebungen in dieser Lehre zusammenstellen, sondern eine neue Theorie in ihren Grundzügen darstellen will. Allein ihn wenigstens beruhigt die Ueberzeugung, daß in der Wissenschaft in keiner Lehre Stillstand eintreten darf, so lange das Wahre nach der übereinstimmenden Meinung aller noch nicht vollkommen erreicht ist, daß aber auch selbst dann jeder auf seine Weise sich das Wahre vergegenwärtigen und von neuem begründen soll. Auch glaubt er, daß in der Lehre von der Culpa wenigstens das Bedürfniß einer Ausgleichung der widerstreitenden Ansichten und einer befriedigendern Erklärung mehrerer schwierigen Stellen ziemlich allgemein und lebhaft gefühlt wird. Da seines Wissens nun diese ihren Grundsätzen nach neue, ihrer Entstehung nach

mit den frühern genau zusammenhängend Theorie keine Stelle unerklärbar läßt, auch dieselbe vermittelnd zwischen die seitherigen Theorien der zweygradigen und dreygradigen Culpa tritt, und diejenigen Punkte im friedlichen Zusammenhange enthält, die ihres anscheinenden Widerspruches wegen die seitherigen Spaltungen in der Theorie und Praxis veranlaßten; so wagt der Verf. den Wunsch auszusprechen, daß man seine Theorie einer genauern Ansicht und Prüfung würdige. Durch eine kurze zusammenhängende Darstellung ihrer Hauptsätze, glaubt er der Erfüllung seines Wunsches näher zu kommen. Zuvor bemerkt er jedoch, daß vorliegende Schrift lediglich eine Entwicklung seiner Theorie aus den Quellen selbst enthält; daß eine ausführliche Darstellung der Culpa in ihrer litterärischen und praktischen Bedeutung nach dieser neuen Theorie der Zukunft überlassen bleiben mußte. Bey jenem Zwecke hielt er es für unerläßlich, auch in formeller Hinsicht den Römischen Juristen genau zu folgen. Daher sind die allgemeinen Grundsätze zugleich in ihren Hauptanwendungen nachgewiesen, und diese wiederum so viel wie möglich mit den Worten der Juristen ausgeführt. Durch jenes sind die Hauptsätze freylich häufig dem ersten Anscheine nach überbaut worden, hingegen für die sorgfältigere Betrachtung erst in ihrer wahren Fülle und Bedeutung aufgeschlossen. Und, was letzteres betrifft, wer könnte noch in den Pandekten ein Heiligthum der höchsten Kunst und Wissenschaft erblicken, und dennoch in Darstellungen wie diese den Römischen Juristen in ihrer Achtung, nicht bloß vor den Meinungen, sondern auch vor den Worten ihrer Vorgänger nicht nachfolgen? Mögen denn auch andere, denen die ratio im Römischen Recht verborgen geblieben ist, und die in den Pandekten nur todten Stoff für ihre s. g. Bearbeitung finden, in diesen Lineamenten bloß eine Sammlung der wichtigsten s. g. Beweisstellen finden, die künftigen Bearbeitern die Mühe des Nachschlagens erleich-

tern. — Durch jene Behandlungsweise nun eignet sich diese Schrift auch zur Grundlage von Vorlesungen über die Culpa, so wie zum Leitfaden für eigne Quellenstudium in dieser Lehre.

Die Theorie der Culpa muß nothwendig in zwey Haupttheile zerfallen, die Theorie der culpa juris naturalis (S. 1 - 72) und die Theorie der culpa juris civilis (S. 73 - 165); da die einzelnen Bestimmungen augenscheinlich aus zwey verschiedenen Principien, der naturalis, und der civilis ratio geschlossen sind. — Unsre heutigen Theorien beziehen sich meistens nur auf die culpa juris naturalis. Diese gehört in die bonae fidei und arbitraria judicia, wo sie gewöhnlich als Nebenprästation in Betracht kommt. — Sie bezieht sich hier nun zuerst auf die bonae fidei praestatio. Die aequitas verlangt nämlich, daß während der Dauer eines ex bono et aequo zu beurtheilenden Verhältnisses, jeder dem andern bona fides prästire, als bonus vir gegen ihn handle. Ein animus decipiendi kann daher nicht geduldet werden. Ist mit diesem gar offenbare durch Gewinnsucht, Haß, Feindschaft u. s. w., veranlaßte mala fides verbunden, so ist dolus begründet. Ward hingegen jener tadelnswerthe animus durch Mitleiden oder Freundschaft für einen Dritten herbeygeführt, so ist eine culpa dolo proxima vorhanden. In der schuldigen bonae fidei praestatio liegt aber auch die Verpflichtung, selbst das Interesse des andern wahrzunehmen, auf dessen utilitas damni und lucri ratione eine gewisse diligentia zu verwenden, die sich jedoch immer nur auf die utilitas circa ipsam rem, nicht auf das damnum und lucrum extra rem bezieht. — Was aber die Größe dieser diligentia betrifft, so sagt das R. R. ausdrücklich: "nemo salva fide minorem alienis, quam suis rebus diligentiam praestabit". Wenn also auch der diligentissimus paterfamilias auf die fremden Angelegenheiten nicht die ausgesuchte Sor-

falt verwendet, die er den seinigen widmet, so handelt er nicht salva fide, und begeht deshalb eine lata culpa, einen dolus im weitesten Sinne des Wortes. Diese bona fides wird nun hier überall präsirt, und das Gegentheil darf selbst nicht verabredet werden. Dolus dumtaxat aber, bloß diese bona fides, prästirt in der Regel jeder, der gar keinen Vortheil aus dem Verhältniß zieht, dem dasselbe ein negotium alienum ist; so wie jeder der nicht civiliter obligirt ist, wie der agrimensor und der Empfänger eines precarium. — Ferner bezieht sich die culpa juris naturalis auf die diligentiae praestatio. Die aequitas verlangt nämlich häufig außer der in der bona fides enthaltenen diligentia, quam suis rebus noch eine besondere diligentia eines bonus paterfamilias. Dieses wird natürlich besonders da wichtig, wo man mit einem Mann zu thun hat, der auch in seinen eignen Angelegenheiten nicht sorgsam handelt. Allein auch da, wo wir mit einem bonus paterfamilias in Verbindung treten, wird ein Unterschied dadurch begründet, daß die Aufwendung der schuldigen diligentia quam suis rebus zu beweisen ist, bey dieser besondern diligentia aber in der Regel die negligentia vom Gegner bewiesen werden muß, was durch Aufstellung eines andern, qui diligentius egerit, geschieht. Nur beym furtum wird die negligentia präsumirt. Die diligentia überhaupt, und die auf diese sich beziehende culpa, hat also nur zwey Grade. — Indem aber auch diese größere diligentia sich theils auf die utilitas damni ratione, theils auf die utilitas lucri ratione bezieht, das R. R. aber überall (selbst im jus sacrum bey Gelegenheit dessen, was an Festtagen geschehen darf, Macrob. 1, 16) der utilitas damni ratione den Vorzug vor der utilitas lucri ratione einräumt, und daher auch häufig nur in erster, nicht in letzter Rücksicht jene diligentia eines bonus paterfamilias erfordert; so entstehen dadurch für die zu prästirende

diligentia drey Klassen von Verhältnissen. In der ersten ist überall bloß diligentia quam suis rebus zu prästiren; in der zweyten nur damni ratione die besondere diligentia eines bonus paterfamilias, so daß also im Uebrigen die Entschuldigung mit der diligentia quam suis rebus Gehör findet; in der dritten damni und lucri ratione diese besondere diligentia. Jene diligentia damni ratione wird auch custodia, und deren Vernachlässigung desidia, besonders aber culpa im eigentlichsten Sinne genannt; während die diligentia lucri ratione vorzugsweise den Namen diligentia führt. — Wer nur irgend Vortheil aus einem Verhältnisse hat, oder irgend zum tutor und administrator bestellt ist, muß damni ratione diligentia prästiren, für seine culpa haften. Daher trägt ein solcher auch bereits in einem gewissen Grade das periculum der fremden zu bewachenden Sache, und da er ein Interesse hat, rem salvam fore, so gehört diese Sache zu seiner causa bonorum, ist ihm, wenn auch nicht in bonis, so doch ex bonis. Auch prästirt er, der eigenthümlichen Bedeutung des Ausdruckes culpa wegen, nicht bloß lata, sondern auch levis culpa und daher omnis culpa. — Hat auch der Gegner aus dem Geschäft Vortheil, ist also ein negotium commune vorhanden, so prästirt er auch bloß dolus und culpa, nur daß diese Regel aus besondern Gründen manche Ausnahmen erleidet. —

Wer nun aber auch lucri ratione diligentia prästirt, haftet für omnis diligentia.

Dieser hat daher z. B. nicht bloß necessariae, sondern auch utiles impensae aufzuwenden; haftet nicht bloß für die percepti, sondern auch für die percipiendi fructus. Omnis diligentia prästirt nun schon aus allgemeinen Gründen, jeder, der allein den Vortheil aus einem Verhältnisse zieht, das Geschäft daher als suum negotium betrachten muß; aus besondern Gründen aber jeder, qui negotiis gerendis

se obtulit, ſo wie jeder, der ſtillſchweigend omnia diligentia verſprochen hat. Letzteres tritt vorzüglich da ein, wo die Natur des Geſchäftes dem einen ein ſolches ſtillſchweigendes Verſprechen des andern erwarten ließ, und dieſer dagegen nicht die ihm freyſtehende Proteſtation einwandte. Deshalb präſtiren omnis diligentia z. B. der Mandatar, der Beſitzer des venditum, der conductor, der pignoris creditor, der Conſtituent der dos, und der heres. — Endlich bezieht ſich die culpa auf die Präſtation des casus, des eigentlichen periculum; jedoch auf zweyfache Weiſe. — Omnis culpa präſtirt, wer auf die res custodienda die exacta diligentia des bonus paterfamilias zu verwenden hat. Allein auch dieſer wird nicht überall eine gleiche custodia anwenden. Während die servi in der Regel gar keiner custodia bedürfen, können andere Gegenſtände ohne eine beſondere custodia gar nicht erhalten werden. Dieſe verlangen daher die Anſtellung eines eignen custos. Dadurch entſteht nun der abſtracte Begriff einer abſoluten custodia, die über der culpa, oder der custodia eines bonus paterfamilias ſteht, und zur Uebernahme jedes casus, cui humana infirmitas resistere potest, und alſo des periculum im zweyten Grade verpflichtet. Zugleich werden auch dadurch drey Grade der custodia begründet, indem jetzt eine custodia quam suis rebus, eine custodia eines bonus paterfamilias, und dieſe abſolute custodia zu unterſcheiden ſind. Die auf die custodia ſich beziehende culpa kann aber weniger dreygradig genannt werden, da der letzte Grad der custodia mehr die Präſtation des casus, als der culpa enthält. Dieſe custodia nun übernimmt derjenige, welcher ſchon ipso jure für culpa haftet, und dennoch beſonders custodia verſpricht. Allein auch nach allgemeinen Rechtsregeln tritt die Verpflichtung zur custodia ein. Dieß iſt der Fall, wenn jemand eine res aestimata bloß zu ſeinem eignen Vortheil

empfängt, wie der Trödler, der selbst um einen Auftrag zum Verkaufe nachsucht, der pignoris creditor, dem ein dritter aus reiner Liberalität ein ästimirtes Pfand constituirt hat. Dieß ist ferner der Fall bey den nautae, caupones, stabularii, rücksichtlich des receptum, so wie beym locator horrei effracti. — Diese dreygradige custodia mag wohl vor allen die Theorie von der dreygradigen culpa zuerst veranlaßt haben. Noch Petri exceptiones (lib. 2, cap. 23 u. 57, edit. Sabin.) unterscheiden eine levis, mediocris, und gravis custodia. Indem sie aber die gravis custodia alsdann wieder mit der zu prästirenden omnis diligentia verwechseln, zeigt sich schon hier der Anfang der spätern Verwirrung. — Dieser custodia nun steht entgegen die vis major. Wer auch diese prästirt, haftet für omne periculum. Auch drey Grade des periculum sind also anzunehmen, jenachdem culpa, oder custodia, oder vis major zu prästiren ist. Die Prästation des omne periculum wird nun besonders durch die culpa interveniens begründet, nur mit verschiedenen Wirkungen, jenachdem die culpa eine gewöhnliche lata oder levis culpa, oder eine mora, oder ein furtum oder irgend ein anderes Delict ist. Jede lata oder levis culpa interveniens bewirkt, daß der durch sie herbeygeführte casus zu prästiren ist, hingegen die mora interveniens, daß man für jeden spätern casus, selbst wenn er nicht unmittelbar aus der mora hervorging, haften muß, da das R. R. hier die Möglichkeit des Verkaufes fingirt; daher haften nun aber auch als morosi der fur, und alle ihm Gleichgesetzten, als der raptor, qui vi dejecit, qui vi aut clam fecit, für omne periculum im weitesten Sinne des Wortes. Jeder andere Delinquent, namentlich der qui vim intulit, hat nur das Interesse zu prästiren, und also auch omne periculum, wenn bewiesen werden kann, daß ohne das Delict die Sache verkauft worden wäre.

Dieß eine Uebersicht der Theorie der culpa juris

naturalis. Eine ähnliche Uebersicht der Theorie der culpa juris civilis würde zu weit führen. Wir begnügen uns daher, nur auf einige Punkte aufmerksam zu machen. Da einzelne Anstoß erregende Stellen hierher gehören, so war hier zur Sicherung des Ganzen eine genaue Würdigung des Einzelnen nöthig; besonders da sich hier lauter einzelne, mehr in sich abgeschlossene Lehren finden, die seither zum Theil vernachlässigt sind. — Der in der Litterärgeschichte so wichtige Unterschied zwischen culpa in faciendo und in non faciendo kommt im R. R. im Grunde nur bey den stipulationes, quae in dando consistunt vor, hier aber, weil nach dem strictum jus jeder nur zur Prästation des Versprochenen verpflichtet ist, und der stipulator durch sorgfältige Ausbildung der Stipulationsformel den Schaden von sich hätte abwenden können. Wer daher z. B. den versprochenen servus verhungern läßt, kann nicht dieser culpa in non faciendo wegen ex stipulatu belangt werden. Sobald aber die stipulatio sich auf irgend ein facere bezieht, so versteht es sich von selbst, daß das factum eines bonus vir versprochen ist, und daß daher das boni viri arbitrium stillschweigend mit begründet wird. Allein nach diesem wird die diligentia, und also auch die culpa, auf eine eigenthümliche Weise beurtheilt. Es soll nämlich der promissor handeln, wie ein bonus paterfamilias handeln würde, allein ejusdem conditionis, so daß die diligentia nur habita ratione temporis, aetatis, sexus, valetudinis u. s. w. beurtheilt wird. Diese Grundsätze kommen nun vorzüglich bey den meisten cautiones zur Anwendung, wie der cautio rem reddendi ac persequendi, legatorum servandorum causa, utendi fruendi, rem salvam fore pupilli. Jenes boni viri arbitrium bezieht sich aber ebenfalls auf die bisweilen auch hier zu prästirende, absolute, der vis major entgegenstehende custodia. Dieses ist der Fall bey der

damni infecti cautio und bey der duplae stipulatio. Dort wird freylich, im Vergleich mit den bonae fidei judiciis, ultra culpam praestirt; allein auf der andern Seite nur das damnum, das aus dem vitium herrührt, nicht das damnum, cui nulla ope occurri poterit, nicht die vis major. Mit Unrecht hat der Verf. sich durch den Ausdruck damnum injuria verleiten lassen, hier eine der Aquilischen analoge culpa anzunehmen. Durch die duplae stipulatio, sowie bey res mancipi früher durch den nexus, wird ebenfalls nur das periculum litis des zweyten Grades, oder absolute custodia, nicht omne periculum begründet. — Andere cautiones beziehen sich unmittelbar auf die culpa juris naturalis, wie die cautio doli et culpae, und die cautiones, die die doli clausula enthalten, wie die cautio de rato habendo und judicatum solvi. — In der Theorie der §. 9. Aquilischen Culpa (S. 118-167) ist unter andern ausgeführt, daß hier bisweilen bloß dolus, bisweilen auch culpa prästirt wird, letzteres, weil auch die lex Aquilia häufig eine diligentia, quam hominum natura desiderat, in Anspruch nimmt. Durch die Beziehung dieser diligentia auf die diligentia, quam suis rebus entsteht der Unterschied zwischen gravis und levis culpa. Sonst verdient diese culpa überall eine lata genannt zu werden, da jede injuria, auch diese, contra bonos mores streitet. Der Ausdruck levissima culpa bezieht sich nur auf die Verpflichtung, auch den kleinsten Schaden drohenden Umstand zu berücksichtigen. Ob bloß dolus, oder auch culpa zu prästiren sey, hängt häufig von Zeit und Ort der Vornahme der Handlung ab. Wer in publico etwas vornimmt, oder mit einem andern ein Geschäft eingeht, muß in der Regel die diligentia, quam hominum natura desiderat, aufwenden, und also culpa prästiren. Deshalb werden ihm auch infirmitas, imperitia u. s. w. häufig als culpa ange-

rechnet, ſo wie die Aquiliſchen Klagen bisweilen ſtatt finden, wo keine Contractsklage begründet iſt. Was nun dieſe Aquiliſchen Klagen betrifft, ſo gibt es deren nur zwey, eine actio directa und eine actio utilis, oder in factum accommodata legi Aquiliae. Außer letzteren findet ſich aber noch eine allgemeine actio in factum, auf die keine Aquiliſchen Beſtimmungen analog angewandt werden, und die daher durchaus als ſelbſtſtändige Klage zu betrachten iſt. Am genauſten hängt ſie mit der doli actio zuſammen. Wo nämlich die Aquiliſchen Klagen ceſſiren, tritt, jenachdem eigentlicher dolus vorhanden iſt, oder nicht, die doli, oder die in factum actio ein.

Elvers.

## Boſton.

The new England Journal of Medicine and Surgery, Vol. V. S. oben S. 529.

Nr. III. Julius 1816. Ueber einige Beſonderheiten beym Gebrauche der Ipecacuanha. 1) ipecacuanha in kleinen Doſen von einen halben bis zwey Gran täglich kann Jahre lang als ein Reizmittel zur Verdauung und täglichen Evacuation durch den Stuhlgang angewandt werden, zumal in Verdauungsbeſchwerden, Magenſchwäche mit Aufſtoßen von Luft im höhern Alter (nach Daubenton.) Man läßt ſie Morgens früh nüchtern in einem Löffel voll Waſſer oder Wein oder mit dem Muß eines geröſteten Apfels nehmen. 2) ipecacuanha kann unter gewiſſen Umſtänden in kleinen Doſen angewandt werden, um Erbrechen zu erregen. In fieberhaften Krankheiten nach Fordyce. 3) in großen Doſen, ohne Brechen und Stuhlgänge zu erregen: z. B. in der Ruhr nach Balmain, mit Opium verbunden. Ein Quackſalber gab mit dem glücklichſten Erfolge häufig zwey Drachmen Brechwurzel mit 60 Tropfen Tinct. opii: der Verf. fand es am wirkſamſten in Pillenform

und so groß als möglich gemacht, dann bey Rückenlage und hochliegendem Kopfe verschlingen zu lassen: selten entsteht dann Ekel oder Erbrechen, und oft hören die Evacuationen auf. — 4) große und wiederholte Dosen Brechwurz als Clystier injicirt. Dr. Peel verordnete bey Kindern, die an Diarrhöe beynahe am Sterben lagen, ein Clystier aus Decoct. album und acht Gran ipecacuanha, auch mit amylum noch versetzt. — Sonderbarer Fall von Hydrops ovarii von Lyman Spalding. Durch starkes Recken des Körpers barst der Sack, und das Wasser ergoß sich in die Bauchhöhle, wo es nachgehends resorbirt wurde. Die Kranke starb später an scirrhus uteri. — Fall von Mißbildung des Herzens von Robert Thaxter. — Fall von angina pectoris: es fanden sich Verknöcherungen in den Herzklappen und am Bogen der Aorta. Bemerkungen über die Wirkungen des Mutterkorns zur Erzeugung der Winterepidemieen von Dr. Henry Waterhoose. Enthalten nur eine Rechtfertigung der amerikanischen Aerzte der westlichen Provinzen gegen die ihnen gemachte Beschuldigung, daß sie hierin die Ursache des Flecfiebers setzten. — Fall von Kindbetterinnen Convulsionen, der mit Mutterkorn glücklich behandelt wurde, von Dr. H. Waterhoose (Auszug aus einem Briefe an Dr. Stearn). Fall einer Misbildung von D. A. Telfair. Dieser betrifft die Entbindung eines Fötus mit zwey Köpfen, vier Armen und drey Schenkeln, deren mittlerer in der Gegend des ossis coccygis articulirte und einen Klumpfuß mit sieben Zehen hatte. — Nachrichten über den großen Monadnock Felsen in Connecticut von Fr. Dana. — Rückblick auf die Fortschritte der Arzneiwissenschaft (aus dem London Medical repertory gezogen). Besonders lehrreich ist dieser Abschnitt durch die Mittheilung von Howship der Societät vorgelesenen Abhandlung über die Knochen des menschlichen Fötus zu verschiedenen Perioden. — Beobachtungen über den Nutzen des Blutlassens und der Abführungs-

mittel in einem Fieber, welches auf der russischen Flotte herrschte von Dikson (aus dem Edinburg Med. and Surg. Journal). — Ausländische Nachrichten. Prof. Loebels Beobachtungen über Nutzen der Insolation in verschiedenen Krankheiten, besonders dem schwarzen Staar. — Ludewig heilte eine chronische Augenentzündung durch Vaccination. — Hebung von Krämpfen durch Spinnweben mit Brod zu Pillen gemacht. — Nasse: Methode, durch kleine Dosen China dicht vor dem Anfall Wechselfieber zu heilen. — Busses in Wohlau heilte einen nach der Niederkunft zurückbleibenden Wahnsinn durch eine Eismütze. — Müller eine Lähmung des nervi optici nach Masern durch naphta phosphorata. — Ueber den Nutzen des acidi sachari crudi (vinaigre de sucre) gegen Scorbut nach Dr. Frank. — Osianders Operationsmethode bey cancer uteri und der Anwendung des aquae laurocerasi innerlich und äußerlich. — Decandolle zeigte, daß das Mutterkorn zum Genus Sclerotium gehöre. — Inländische Nachrichten. Ueber die Winterepidemie in Norfolk und Bristol, welche eine bösartige Pleuresie war. — Dr. Thompson zu Charlestown verrichtete die Tracheotomie am untern Theile der Trachea bey einem siebenjährigen Croupkranken Kinde, und schob eine elastische Sonde nach oben und unten ein, wodurch Husten und eine heftige Ausleerung einer Menge eitrigen Schleimes und weisser Massen erregt wurde. Der Tod erfolgte indeß am Nachmittage des folgenden Tages, sichtlich durch große Schleimanhäufung in den Lungen. — Promotionen.

Nr. IV. October 1816. Nachrichten über die weissen Berge von New-Hampshire von Jacob Bigelow. Ueber diese Bergkette, deren schwierige Passage, und fremde Productionen hatte man bisher die übertriebensten Schilderungen. Der Vf. liefert hier eine naturhistorische Beschreibung derselben und aller dortigen Produkte nach eigner Bereisung. — Fall von Amputation eines Theiles des Fußes mit Bemerkungen,

von George Hayward. Die Operation wurde nach Heys Vorschrift gemacht, und war dadurch merkwürdig, daß auf Durchsägung der Knochen nicht nothwendig Exfoliation erfolgt. — Pathologische Anatomie. Ein Fall von chronischer Diarhöe mit Abgang weißer käsichter bohnengroßer Körper, die in der Mitte ein Blutpünktchen enthielten, wovon sich aber nichts ähnliches in den Därmen nach dem Tode fand. — Einige Nachrichten über Jodine von Fremann Dana. Zusammentragung verschiedener aus fremden Journalen gezogener Abhandlungen über diesen merkwürdigen Arzneykörper. — Recensionen. — Nachrichten. Medizinische Vorlesungen zu Boston. Promotionen. — Bigelow kündigt eine medicinische Botanik der vereinigten Staaten an. — Das Museum zu Boston erhielt eine weibliche Wachsfigur in statu gravido aus Florenz. — Krankheitsnachrichten vom Sommer und Herbst. — Londner Preistabellen der Arzneikörper. — Mortalitätsliste des Jahrs 1818 über Boston. Die Mehrzahl Todter begreift wieder Lungensüchtige und todtgeborner Kinder. — Inhalt dieses Bandes.

## London.

Beschluß der Anzeige der Memoirs of the public and private life of J. Howard. S. S. 856.

Zu Venedig fand er das neue Lazareth, in dem er seine Quarantaine aushalten sollte, als ein höchst unreinliches, ungesundes Gebäude, ganz dazu geeignet, ansteckende Krankheiten fortzupflanzen u. zu erzeugen. Nur mit Mühe entging er dem Hospitalfieber, indem er selbst sein Zimmer weißte. Die 40tägige Dauer seiner Quarantaine benutzte er, seine Papiere u. Bemerkungen zu ordnen, um dieselben der Regierung seines Vaterlandes mitzutheilen. Zugleich aber erhielt er hier zwey für ihn beynahgleich niederschlagende Nachrichten; die eine, daß man damit umgehe, was freylich die vollkommenste Unkunde seines Charakters voraussetzte, ihm eine Ehrensäule zu errichten, die zweyte von der ausschweifenden Lebensart seines Sohnes. Nur mit Mühe u. indem er sich laut u. öffentlich, mündlich u. schriftlich gegen den ersten Plan erklärte, gelang es ihm endlich, dessen Ausführung zu hintertreiben. Die Aufführung seines Sohnes bekümmerte ihn noch mehr; schon jetzt gab

derselbe nicht undeutliche Zeichen einer heillosen Geisteszerrüttung, in welche er bald verfiel. Von Venedig, wo Howard, nachdem er seine Quarantaine ausgehalten, noch eine Woche verweilte, um seine geschwächten Kräfte wieder herzustellen, setzte er seine Reise zu Schiffe nach Triest u. von dort zu Lande nach Wien fort. Auch diesmahl fand er den Zustand der Gefängnisse in letzterer Stadt so, daß er sein innerstes Gefühl empörte. Während seines Aufenthalts zu Wien hatte er zugleich jene bekannte Unterredung mit Kaiser Joseph, die mehr als alles seinen offnen, freymüthigen Charakter bewährt. Ueber den Zustand der Gefängnisse äußerte er auf Befragen des Kaisers offen seine Meinung — "Aber Sie hängen in ihrem Vaterlande", unterbrach ihn der Kaiser! "Dagegen aber erwiederte Howard ist auch der Tod einem so gequälten Leben als es die Unglücklichen in Ew. Majestät Gefängnissen führen gewiß bey weitem vorzuziehen". Zwey Stunden lang dauerte die Unterredung; Joseph drückte dem redlichen Manne wiederholt die Hand u. äußerte am nächsten Tage gegen den englischen Gesandten "sein Landsmann sey ohne Ceremonien u. Complimente, er schätze ihn nur um so mehr". Manchen Fehlern u. Gebrechen in den Gefängnissen u. Krankenhäusern, worauf H. aufmerksam gemacht, wurde bereits in den nächsten Tagen auf des Kaisers Befehl abgeholfen. Mit gewohnter Eile nahm er seinen Rückweg von Wien über Frankfurt u. Holland; zu Amsterdam erhielt er endlich die traurige Gewißheit von seines einzigen Sohnes Geisteszerrüttung und um so mehr beeilte er seine Reise. Im Anfange Febr. 1787 kam er nach England zurück. Der Wahnsinn seines Sohnes war indessen zu gänzlicher Raserey geworden, u. sowohl dies, als der noch immer nicht aufgegebene Plan eine Ehrensäule ihm zu errichten, bekümmerte ihn sehr. Nur mit der größten Mühe brachte er endlich es dahin, daß die in letzter Absicht bereits gesammelten Gelder zu anderweitigen menschenfreundlichen Zwecken verwandt wurden. Mitten unter diesen Sorgen und Kümmernissen erinnerte er sich des Galeerensclaven zu Toulon, der dort auf einen bloßen Verdacht und weil er Protestant geworden, beynah sein ganzes Leben in Ketten geschmachtet. Es gelang ihm, durch die eifrige Verwendung der englischen Regierung bey der französischen, die Freyheit des Unglücklichen zu erhalten. Von neuem unternahm er dann eine allgemeine Untersuchung der Gefängnisse und Strafanstalten seines Vaterlandes, um sich zu überzeugen, welche Veränderungen und Verbesserungen inzwischen in ihren Einrichtungen vorgegangen; seine Erwartungen fand er jedoch

nur sehr zum Theil erfüllt. In Dublin vornemlich fand er noch die verderbliche Sitte, den Gefangenen starke Getränke zu verkaufen, allgemein herrschend, die charter schools waren um nichts besser geworden; auch in Schottland hatte sich wenig zum bessern geändert. Noch ein Mahl im Anfange des nächsten Jahrs (Febr. 1788) ward Irland zum sechsten Mahle von ihm besucht; im May kehrte er nach England zurück; wo er von Zeit zu Zeit seine Untersuchungen der Gefängnisse einzelner Grafschaften und Bezirke fortsetzte; vorzüglich hatten die Arbeits- und Zuchthäuser durch seine Bemerkungen und Aufforderungen manche Verbesserungen erfahren. Im October desselben J. (1788) begab er sich wiederum nach Warrington, um die Resultate seiner Untersuchungen während der letzten drey Jahre der Presse zu überliefern. Zu Anfange des nächsten Jahrs (20. Febr. 1789) war der Druck des Werks (an account of the principal lazarettos, with various papers relative to the plague, together with further observations on some foreign prisons and hospitals and additional remarks on the present state of those in Great Britain and Ireland) vollendet, das er auch diesmahl mit gewohnter Uneigennützigkeit, auf jede Weise zu verbreiten bemüht war. Laut und allgemein ward dagegen auch sein menschenfreundlicher Eifer anerkannt. In beiden Häusern des Parlaments geschah seiner wiederholt die ehrenvollste Erwähnung; gleicher Achtung genoß er unter allen Classen der Gesellschaft — selbst in den Gefängnissen und Kerkern, unter den ärgsten Verbrechern, unter Menschen, denen sonst jeder sich zu nahen scheute, fand er allgemeine Verehrung. Nur seine Bescheidenheit übertraf noch diese allgemeine Achtung, deren er genoß. Leider ward zu gleicher Zeit sein häusliches Glück immer mehr getrübt. Die Geisteszerrüttung seines Sohnes hatte bereits so sehr zugenommen, daß derselbe in eine Irrenanstalt hatte gebracht werden müssen, wo er nachmahls am 24. April 1799 starb; daß sein Uebel durchaus unheilbar sey, bewährte sich immer mehr. Des Vaters Gott ergebener Sinn ließ ihn auch dieß harte Schicksal mit männlicher Entschlossenheit tragen; weit entfernt dadurch in ein dumpfes Hinbrüten versenkt zu werden, ward vielmehr sein Eifer für das Beste der Menschheit jetzt wo möglich noch reger und thätiger als zuvor. Bereits in seinem Werke über Lazarette hatte er eine neue Reise auf das feste Land angekündigt, um Rußland, die Türkey und den Orient zu besuchen, vorzüglich in der Absicht, um noch weitere Untersuchungen über die Natur der

Peſt anzuſtellen. Er ſelbſt ahndete daß dieſe Reiſe ſeine letzte ſeyn würde; ſein Haus war beſtellt, ehe er aufs neue Cardington verließ. Im Jul. 1789 trat er dann ſeine letzte Reiſe an, von der er nicht wiederkehrte. Auch diesmahl nahm er ſeinen Weg über Holland, Hannover, Braunſchweig, durch die preußiſchen Staaten nach Rußland. Gleich bey ſeinem Eintritte zu Riga fand er das Militärhospital im höchſten Grade ungeſund. Auch zu Petersburg fand er die Gefängniſſe noch in demſelben unvollkommenen Zuſtande, als bey ſeiner erſten Anweſenheit, dagegen hatten die Hospitäler manche weſentliche Verbeſſerung erfahren. Zu Moskau hatten ſich die Gefängniſſe nur wenig gebeſſert, auch die Hospitäler ließen viel zu wünſchen übrig. Der Zuſtand der Militärhospitäler in Rußland ſchien ihn vorzüglich zu intereſſiren; ſtatt daher ſeinen Weg durch Polen und Ungarn zu nehmen, wie er anfangs beſchloſſen gehabt, wandte er ſich nach der Krimm. Die Hospitäler fand er aller Orten namentlich zu Cherſon in einem kläglichen Zuſtande und die Sterblichkeit in ihnen über alle Vorſtellung ſtark. Nicht weniger als 70,000 Mann von der Armee u. der Flotte waren nach ſichern Nachrichten, die er darüber eingezogen, allein im Laufe des nächſtvorhergehenden Jahres zu Grunde gegangen. Von Cherſon, wo er ſich längere Zeit aufhielt, machte er verſchiedene Excurſionen zu den benachbarten Hospitälern; aller Orten fand er dieſelben Gebrechen; und aller Orten dieſelbe ungeheure Sterblichkeit. Bald brach zu Cherſon ſelbſt, wahrſcheinlich durch ruſſiſche Offiziere von Beſſer dorthin geſchleppt, ein anſteckendes Fieber aus; auch ein junges Frauenzimmer, 24 engl. Meilen von Cherſon, ward gegen Ende des Decembers 1789 von der Krankheit befallen und Howard deſſen ärztliche Geſchicklichkeit ihm großen Ruf in der Gegend erworben, ward zu Hülfe gerufen. Ein letzter Beſuch, den er der Kranken an einem ſtürmiſch regnigen Tage zu Pferde abſtattete, zog auch ihm ein heftiges Fieber zu, welches ſchon wenige Tage nach ſeiner Rückkehr nach Cherſon am 20. Januar 1790 ſein Leben endigte. In der Nähe von Cherſon bey dem Dorfe Dauphigny, ward er ſeinem Wunſche gemäß begraben; die allgemeine Liebe der Bewohner von Cherſon und der Umgegend von jedem Stande folgte ihm ins Grab.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1823.

## Bonn.

In Commission bey Eduard Weber: Die Skelette der Raubthiere, abgebildet und verglichen von Dr. Chr. Pander und Dr. E. D'Alton 1822. 16 S. Querfolio mit 8 Kpf.

Wer sich auch nicht mit der Absicht der Verfasser zum Voraus einverstanden fühlen sollte "das Thierreich als ein, aus einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossenes Ganze zu betrachten" — eine Idee, über deren mehr oder minder gelungene Ausführung sich erst nach Vollendung des Werkes wird vollständig urtheilen lassen, wird sich durch die Menge der auch in dieser Fortsetzung niedergelegten geistreichen Bemerkungen und Combinationen und den vortrefflichen Abbildungen reichlich entschädigt finden und sich über das rasche glückliche Fortschreiten dieser Hefte freuen, die Ref. wenigstens für einen größeren Gewinn für die Naturwissenschaft betrachtet, als einzelne neue Beyträge oder vollständigere Aufzählungen und Nebeneinanderstellung aller ohne Hinsicht auf Form, Größe und Zahl der Theile thierischer Organismen gesammelten Beobachtungen. Denn wenn nicht irgend eine lei-

tende Idee diesen Anordnungen zum Grunde liegt, so führen selbst die vollständigsten Zusammenstellungen auf keine genügende Resultate, sondern geben höchstens eine durch ihre Masse erdrückende Uebersicht über die Mannigfaltigkeit in den Bildungen der Natur, ohngefähr so wie das Linneische System über die Pflanzen. Geistreich und eigenthümlich ist den Verfassern der Gesichtspunct, aus dem sie das Knochengerüst der Thiere, zwar als die Basis des ganzen Körpers, aber zugleich als das Product und den Ausdruck der eigenthümlichen Neigungen und Begierden der Thiere betrachten S. 7. Aber indem sie, wie es Ref. scheint, siegreich gegen Cüvier, die Möglichkeit einer Abartung des thierischen Organismus unter lokalen, climatischen und anderen Einflüssen aus einigen, wenn auch noch unzureichenden Erfahrungen und daraus hergeleiteten Folgerungen zu beweisen suchen, indem diese den Neigungen und Trieben der Thiere nicht nur eine andere Richtung, sondern nothwendig auch, dem von denselben abhängigen Körperbau eine andre Gestaltung geben konnten, so vergessen sie, daß wenigstens diese ursprünglich sind und, aus unbekannter Quelle hervorgehend, und keinem äußern Einfluß unterworfen, also auch der Möglichkeit der Abartung sämmtlicher Thiergattungen von einem Urthier widersprechen. Denn eben diese eigenthümlichen Triebe, von denen die innere und äußere Körpergestaltung gleichsam nur der sinnliche Ausdruck sind, sind ja eben das, was die Thierarten individualisirt, und es würde daher ein Cirkelschluß seyn, wenn man die Mannichfaltigkeit und Wandelbarkeit der Formen aus den verschiedenen Richtungen der Triebe und Neigungen erklären und diese dadurch auf die Einheit zurückführen, von der andern Seite aber diese wieder aus jenen hervorgehen lassen wollte. Dem Referent scheint dieses Problem eben so unauflöslich, als das Räthsel des Lebens und seines Princips überhaupt; demohngeachtet wird er unbefangen

und mit gleichem Interesse die geistreichen Verfasser auf ihren fernern Untersuchungen und Darlegungen begleiten und wünscht daher ihrem Unternehmen ferner den glücklichsten Fortgang. Nur solche Untersuchungen können das Erstarren der Wissenschaft in ihrem Apparat verhüten, und im schlimmsten Falle würde es für sie schon ein großer Gewinn seyn, wenn mit Klarheit und Evidenz durch sie erkannt würde, daß auf diesem und dem entgegengesetzten Wege die Wahrheit nicht erkannt würde.

Die acht in diesem Hefte gelieferten, höchst sauber und wahrhaft meisterlich gearbeiteten Kupfertafeln liefern: Taf. 1. das Skelet des afrikanischen Löwen; Taf. 2. das Skelet der gestreiften Hyäne; Taf. 3. das des Polar- oder Eisbären; Taf. 4. das der Civette; Taf. 5. das des Vielfraßes; Taf. 6. das des Coati-Viverra nasua; Taf. 7. das des amerikanischen Dachses; Taf. 8. den Schädel und einzelne Schädeltheile des fossilen Höhlenlöwen (Felis spelaeus) aus den Höhlen bey Muggendorf; den Schädel eines Hundes, eben daher; den Schädel des Höhlenbären (Ursus spelaeus), eben daher; den Schädel eines jüngern Individuums derselben Art aus der Höhle bey Sündwich in Westphalen; die Zähne eines jungen, nicht fossilen Bären, und endlich den Schädel des Höhlenvielfraßes (Gulo spelaeus), ebenfalls aus Muggendorf.

## Leipzig und Altenburg.

Bey F. A. Brockhaus: Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit dem Motto: aus Tac. Hist. I. 2. Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. 1815. S. XIV. 468. Ersten Bds zweyte Abth. 1816. S. XXVI. 496. Zweyten Bds erste Abth. 1818.

S. XXIV. 403. Zweyten Bds zweyte Abth. 1819. S. XXXII. 372. Dritten Bds erste Abth. 1819. S. LII. 696. Dritten Bds zweyte Abth. 1820. S. L. 1016. Vierten Bds erste Abth. 1821. S. LVI. 915. Vierten Bds zweyte Abth. 1823. S. XXXII. 621 in Octav.

Indem der Verf. das Resultat achtjähriger Arbeit dem Publicum übergiebt, mag es ihm erlaubt seyn, dasselbe mit wenigen Worten als Anzeige, wie es der Zweck dieser Blätter mit sich bringt, zu begleiten. Er glaubte für den künftigen Geschichtschreiber vielleicht keine ganz unverdienstliche Vorarbeit zu unternehmen, wenn er, so weit als die vorhandenen Quellen es gestatteten, eine möglichst vollständige Darstellung einer an den außerordentlichsten Begebenheiten so reichen Zeit zu geben versuchte, den Zeitgenossen aber hoffte er dadurch, daß er ihnen die Ereignisse, die in stürmischem Fluge an ihnen vorübereilt, an denen sie alle mehr oder weniger handelnd oder leidend Antheil genommen, in einem umfassenden Gemählde aufs neue vor Augen stellte, ein nicht unwillkommenes Werk zu liefern. In wie weit er beyde Zwecke erreicht, darüber mögen billige Richter urtheilen. Daß er seine Arbeit für nichts mehr ansieht, als für eine Vorarbeit zu einer künftigen pragmatischen Darstellung der Geschichte unserer Tage, gesteht er offen und gern; überzeugt daß niemand, der überhaupt weiß, wovon hier die Rede ist, höhere Ansprüche an dieselbe machen wird. Eben so frey und offen gesteht er, daß er nichts desto weniger eine Zeitgeschichte keineswegs für etwas überflüssiges und durchaus verdienstloses hält. Mit denen, die über jede Geschichte der Gegenwart, schon eben deshalb den Stab brechen, weil es eine Geschichte der Gegenwart sey, und nur eine Geschichte der früheren Vergangenheit überhaupt möglich sey, mit diesen hält er es für überflüssig zu rechten, in der innigen Ueberzeugung, daß sie auch schwerlich wissen, wovon die Rede sey. Er ist vielmehr fest überzeugt, daß

namentlich eine Periode wie die unsere, daß ein so wesentlich revolutionärer Zeitraum, wo die Ideen und Ansichten, wo der ganze Geist der Zeit so plötzliche und unerwartete Umwandlungen erfahren, in gewisser Rücksicht nur von dem Zeitgenossen richtig aufgefaßt und dargestellt werden mag; nur der Zeitgenoß mag den Geist wiedergeben, der die Menschen bewegte und trieb in einer bestimmten Zeit; ungleich weniger wird dieß der spätere Geschichtsschreiber vermögen, der vielleicht lebend in einer Zeit von ganz verschiedenen Ansichten und ganz verschiedenem Geiste, die Vergangenheit nur durch das Glas erblickt, das die Gegenwart färbte. Und wohl gehören denn doch die vorherrschenden Ideen und Ansichten, wohl gehört der bewegende und treibende Geist auch mit zur Geschichte eines bestimmten Zeitraums. Daß manche Thatsachen erst im Lauf der Jahre sich enthüllen und in ihrem rechten Lichte erscheinen, daß der später lebende mit mehr Ruhe und Unbefangenheit die Begebenheiten einer vergangenen Zeit beurtheilen wird, als der Schriftsteller der unmittelbar unter der Einwirkung dieser Begebenheiten lebte und schrieb, das gesteht der Verf. gern zu, wenn er auch sich davon bisher nicht hat überzeugen können, daß das bekannte sine ira et studio je in strengem, buchstäblichen Sinne genommen werden dürfe, so lange überhaupt die Menschen bleiben, wie sie nun einmahl sind und sich ihrer menschlichen Gefühle und Neigungen doch nicht ganz zu entäußern vermögen. — Jetzt nur noch wenige Worte über die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dem Verf. verschiedentlich zum Vorwurf gemacht worden, daß er seine Quellen nur spärlich und im Allgemeinen, nicht aber jedesmahl bey den einzelnen Daten angeführt. Er glaubte um so eher sich mit einer kurzen Angabe der Hauptwerke für die verschiedenen Abschnitte und Hauptbegebenheiten begnügen zu können, als die mehresten Quellen allgemein zugänglich sind für jeden, der sich genauer über einzelne Puncte zu unterrichten wünscht. Ein anderes

ist es freylich da, wo die Quellen weniger bekannt und schwerer zugänglich sind, wo er allerdings eine genaue Angabe derselben in jedem einzelnen Falle für eine unerläßliche Pflicht des Geschichtschreibers hält. Ein leichtes wäre es ihm unstreitig gewesen, das ganze Baugerüst seiner Arbeit hinzuzufügen, wenn er den Umfang des schon ohne dieß so bänderreichen Werks über die Gebühr hätte ausdehnen wollen, er würde dann freylich nicht in die Lage gekommen seyn, von Pamphlet- und Zeitungsschreibern den Vorwurf zu hören, als habe er Thatsachen ohne alle Gewähr leichtsinnig aufgegriffen und wiedererzählt, weil jenen Herren eben die Quellen nicht vor die Augen gekommen waren, mit denen er durch zehnjähriges, angestrengtes Studium so ziemlich vertraut geworden. Dem Parteygeiste zu gefallen, hat er verschmäht; das was er als Wahrheit erkannt, hat er wiedergegeben, wie er es fand; daß er damit in einer Zeit, die nur in Extremen sich zu gefallen scheint, wohl nur bey wenigen Dank verdienen wird, das mag er leicht verschmerzen; daß er aber selbst schon jetzt wohl manches anders darstellen würde, als er gethan, indem selbst im Lauf seiner Arbeit über manches neue Aufklärungen und neue Aufschlüsse erschienen, das darf er eben so wenig verschweigen. Daß die einzelnen Abtheilungen seines Werks an Umfang sehr ungleich ausgefallen, ist großentheils wenigstens die Schuld der Zeit, die in die eine Periode eine ungleich größere Masse von Begebenheiten zusammengedrängt, als in die andere. So bleibt nur noch übrig, den Inhalt der einzelnen Abtheilungen kürzlich anzugeben. Die erste Abtheilung des ersten Bandes enthält als Einleitung eine Uebersicht der Geschichte der drey letzten Jahrhunderte, weil sich darin allmählig die Verhältnisse so bildeten und entwickelten, als wir sie beym Ausbruche der französischen Revolution vorfinden und nur die Geschichte der Vergangenheit manche sonst wohl unbegreifliche Erscheinung zu erklären vermag. Die zweyte Abtheilung des er-

sten Bandes umfaßt den Zeitraum von dem Anfange der französischen Revolution, bis zur Gründung der französischen Republik von 1789 bis 1792; die erste Abtheilung des dritten Bandes geht von da bis zum Frieden von Campo Formio, von 1792 bis 1797; die zweyte Abtheilung desselben Bandes, von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens; von 1797 bis 1802. Der dritte Band umfaßt in seiner ersten Abtheilung, die Periode von jenen Friedensschlüssen, bis zu dem Frieden von Tilsit, von 1801 bis 1807; in der zweyten Abtheilung, die Zeit von dem Frieden von Tilsit bis zu dem Ausbruche des russischen Krieges und dem Frieden von Bucharest; von 1807 bis 1812; der vierte Band endlich führt in der ersten Abtheilung, die Geschichte von dem Ausbruche des russischen Krieges, bis zu Ende des Wiener Congresses, von 1812 bis 1815, in der zweyten, von der Rückkehr Napoleon Buonaparte's von Elba bis zu Ende des Aachner Congresses, von 1815 bis 1818, fort. In jedem Zeitraume ist alsdann in verschiedenen Abschnitten, zuerst die Geschichte der allgemeinen Verhältnisse von Europa, entweder im ganzen oder getrennt die Geschichte des südlichen und nördlichen Europa's, je nachdem beide in den verschiedenen Perioden mehr oder weniger ein Ganzes bilden, dann eine Darstellung der im Innern der verschiedenen Staaten vorgegangenen, gleichzeitigen Veränderungen, zuletzt eine Uebersicht des europäischen Colonialwesens in allen Welttheilen gegeben. Die wichtigsten auf die Zeitgeschichte sich beziehenden Actenstücke sind jeder Abtheilung beygefügt. Durch eine genaue, ebenfalls jeder Abtheilung vorgesetzte Inhaltsanzeige, so wie durch ein der letzten Abtheilung angehängtes allgemeines Register hat der Verf. den Gebrauch des Werks nach Möglichkeit zu erleichtern gesucht.

F. S.

## Jena.

Wir dürfen unſeren Leſern die Anzeige von der Fortſetzung zwey gelehrter uns von hier aus zugekommener Abhandlungen nicht vorenthalten, von deren Anfang wir ihnen eine frühere Nachricht mitgetheilt haben. Hr. Ghr. Eichſtedt hat in einem Programme, worin er im J. 1821 die nach der Linkeriſchen Stiftung zu haltende Rede ankündigte, ſeine Exercitationes Antonianas, oder ſeine Critik über die Hypotheſen und Muthmaßungen der Keſtneriſchen Agape in Betreff der Antonine, — Hr. GCR. Gabler aber in dem Pfingſt-Programme des vorigen Jahres, eine höchſt ſchätzbare kritiſch-literariſche Geſchichte des berufenen Briefs von P. Lentulus über Chriſtum fortgeſetzt. Durch die mit ernſter jedoch ruhiger Milde verbundene Gründlichkeit der Eichſtedtiſchen Critik wird man ſich auch in der Fortſetzung eben ſo angezogen fühlen, wie durch die umſichtige Genauigkeit, womit ſich Hr. G. auf die kleinſten ſeinen Gegenſtand betreffenden Umſtände und beſonders auf die Ueberſchrift oder Unterſchrift einläßt, die dem Briefe in einer der Jenaiſchen Abſchriften davon beygefügt iſt, da ſich daraus einige Aufſchlüſſe über die Zeit und über den Ort ſeiner Fabrication erwarten ließen. Eine rühmliche Erwähnung dürfen wir aber bey dieſer Gelegenheit auch dem wackern Redner, den das Eichſtedtiſche Programm gewiſſermaßen in die gelehrte Welt einführte, um ſo weniger vorenthalten, da wir durch mehr als eine ſehr angenehme Beziehung daran erinnert werden. Dieſer Redner war Hr. Joh. Gottfried Gabler, ein Sohn des ehrwürdigen Mannes, der an der Spitze der geehrten theologiſchen Facultät in Jena ſteht, und ein Sohn, deſſen ſich der würdige Vater freuen kann; denn die Anordnung, der Styl und der Inhalt einer Rede, worin die Hauptzüge aus dem Leben des edlen Joh. Reuchlin von ihm zuſammengeſtellt und beſonders ſein Einfluß auf die Reformation gewürdigt wurde, verrathen nicht nur eine treffliche wiſſenſchaftliche Bildung, ſondern auch einen Geiſt, von deſſen künftiger Reife ſich nicht wenig erwarten läßt.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

89. 90. Stück.

Den 5. Junius 1823.

## Paris.

Bey Merlin: ΚΛΑΤΔΙΟΥ ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΥ ΥΠΟΘΕΣΕΙΣ ΚΑΙ ΠΛΑΝΩΜΕΝΩΝ ΑΡΧΑΙ ΚΑΙ ΠΡΟΚΛΟΥ ΔΙΑΔΟΧΟΥ ΥΠΟΤΥΠΩΣΕΙΣ. Hypothèses et époques des planètes, de C. Ptolémée et hypotyposes de Proclus Diadochus, traduites pour la première fois du grec en français sur les manuscrits de la bibliothèque du Roi, suivies de trois mémoires traduits de l'allemand de M. Ideler, sur les connoissances astronomiques des Chaldéens, sur le cycle de Meton, et sur l'ère persique, et précédées d'un discours préliminaire et de deux dissertations sur les mois macédoniens, et sur le calendrier judaique, par M. l'Abbé Halma. 1820. 224 S. in 4.

Auch in dieſem Theile von Hrn. Halma's Ptolemaeus erhalten wir wieder vieles Neue und Intereſſante für die Geſchichte der Aſtronomie. Derſelbe beſteht aus 3 Abtheilungen. Die erſte enthält einen Discours préliminaire mit Noten und zwey Abhandlungen über die macedoniſchen Monate und

über den jüdiſchen Calender. (Dissertat. III. et IV. in Beziehung auf den vorigen Band). Der zweyte Theil begreift die Hypotheses des Ptolemaeus und die Hypotyposes von Proclus, nebſt einer Inſchrift zu Canopus von Ptolemaeus. In der dritten endlich finden wir die Ueberſetzung von Hrn. Ideler's drey Abhandlungen über die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Chaldäer, über den Cyklus des Meton und über die Perſiſche Aere; als Zugabe aber, Zeugniſſe über den Werth der franzöſiſchen Ueberſetzung, der Syntaxis aus deutſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften und aus Briefen. Nur die erſte und zweyte Abtheilung kann ein Gegenſtand unſrer Anzeige ſeyn. Ptolemaeus Hypotheſen ſind hier aus zwey Handſchriften der Pariſer Bibliothek N. 453 und 1642 abgedruckt, wovon in jener noch einige aſtronomiſchen Schriften der ſpäteren Zeit beygefügt ſind. Das Manuſcript 1642 enthält zugleich andre Autoren, z. B. einige Schriften Plato's, Xenophon's, Ariſtoteles, Diodor's, von Ptolemaeus aber außer den Hypotheſen, auch das Criterion desſelben, ſo wie die Einleitung zu den Handtafeln. Von den Hypotheſen hatte man bisher nur, ſo viel Ref. bekannt iſt, die ſeltne Ausgabe von Bainbridge, London 1620. Durch Hrn. Halma's Bemühung läßt ſich nun genauer über dieſe Schrift urtheilen, bey welcher Ptolemaeus die Abſicht hatte, wie er ſelbſt in der Einleitung ſagt, die in der Syntaxis umſtändlich entwickelten Hypotheſen der Planetenbewegung, wie es ſcheint, dem größeren Publicum in einem Ueberblicke darzuſtellen, "weil die gewöhnlichen Modelle nicht ausreichten, die Phänomene zu erklären. Man habe dabey mehr auf die Geſchicklichkeit des Künſtlers, als auf das Weſen der Hypotheſen geſehn". Wir finden alſo hier nur kurze Definitionen, Angaben der Epochen und Perioden. Die Erklärung der Bewegungen iſt dabey durch die Kürze oft undeutlich geworden, vorzüglich wo Ptolemaeus die Breiten der Planeten durch noch be-

sondere kleine Kreise (κυκλίσκοι, — roulettes nach der Uebersetzung) anschaulich machen will, was ihm schon in der Syntaxis nicht gelungen war, so daß Hr. H. dem Leser vorschlägt, sich lieber an die dazu entworfenen Figuren, als an den Text zu halten. Für die Theorie ist also von dieser Schrift kein großer Gewinn zu hoffen, da wir im Besitze der Syntaxis sind. Nicht unbedeutend ist sie indessen zur Vergleichung der Angaben mit denen in der Syntaxis, welche hier auf das erste Jahr von Philipp Aridaeus reducirt sind, weswegen sie auch Hr. H. für die Chronologie für wichtig hält. Man bemerkt nämlich daraus, wie viel Zeit Ptolemaeus zwischen seinen Bestimmungen annimmt, wenn dieselben auch zum Theil auf falschen Voraussetzungen beruhen. Als Beyspiel führt Hr. H. den Regulus an. In der Syntaxis wird derselbe aus Beobachtungen $122\frac{1}{2}$ Grad östlich vom Frühlingsäquinoctio gesetzt. Wenn derselbe also in den Hypothesen mit der jährlichen Präcession von 36″ auf 117°,54′ auf das erste Jahr von Philipp Aridaeus zurückgeführt wird, so sieht man, daß Pt. die beiden Zeitpuncte 436 Jahre von einander entfernt hält. Zu noch besserem Verständnisse der Hypothesen schlägt Hr. H. überdieß noch vor, die Hypotyposes von Proklus Diadochus vorher zu lesen. Auch diese Schrift war bisher nur in einer sehr seltenen Ausgabe des griechischen Textes (Basel 1553) vorhanden, bekannter durch die lateinische Paraphrase von Georgius Valla, aus welcher man aber mehr Valla's als Proklus Ansichten kennen lernt, wie man bey gegenwärtigem Abdrucke des Textes, wieder nach zwey Handschriften der Pariser Bibliothek, noch deutlicher bemerkt. Dieselbe hat übrigens mehr Werth, als dessen Buch über die Sphäre, welches Delambre in seiner Geschichte der alten Astronomie ein unverschämtes Plagiat von Proklus nennt. Die Hypotyposes können nämlich, so

gut, als Theo's Erläuterungen sehr wol für einen Scholiasten zu der Syntaxis gelten, und verdienen schon deswegen Aufmerksamkeit, weil Theo in eben diesen Capiteln, über welche Proklus seine Bemerkungen niedergeschrieben hat, oft kurz und unvollständig ist. Von den in dieser Schrift enthaltenen interessanten literärischen Notizen führt schon Delambre einiges aus Valla's Paraphrase an, welches auf die Fortschritte der Wissenschaft deutet, obgleich Ptolemaeus Ansichten im Ganzen genommen noch viele Jahrhunderte hindurch, wie bekannt, beybehalten werden. Dahin gehört, daß Proklus zuerst das Wort Ekliptik gebraucht, daß er bey jeder Planetenbahn sich einen eigenen Pol denkt, daß er eine Mittagslinie aus correspondirenden Schattenlinien Vor- und Nachmittags zu ziehen vorschlägt, was bisher noch kein Astronom gelehrt hatte, was aber Delambre der Einfachheit wegen schon vor Ptolemaeus, als bekannt annimmt, weil dieser das Verfahren stillschweigend voraussetzt, daß Sosigenes den Unterschied des Mondsdiameters im Perigaeo und Apogaeo zuerst beobachtet hat. Andere Bemerkungen vermißt man aber in Delambre's Auszügen, welche im griechischen Texte enthalten oder genauer ausgedrückt sind, z. B. daß Ptolemaeus bey der Solstitial-Armille zwey senkrecht auf der Armille stehende Prismen braucht, welche durch ihren Schatten die Höhen angeben, wofür Proklus zwey kleine Parallelogramme mit kleinen Oeffnungen angebracht haben will, durch welche der Sonnenstrahl fällt. Auch die Geschichte der Präcession erhält hier eine Bestimmung mehr. Ptolemaeus nämlich erklärt sich bekanntlich in der Syntaxis und in den Hypothesen für die jährliche Bewegung von 36″ durch alle Grade der Ekliptik, und nimmt dieselbe auch bey den Apogäen der Planeten in den eccentrischen Kreisen an. Proklus wiederholt nicht allein diese Meinung, sondern gibt sogar deswegen in dem Planeten einen doppelten eccentrischen Kreis

einen beweglichen und einen unbeweglichen. Zugleich bestätigt er aber auch Theo's Nachricht, in den ebenfalls jetzt dem Publikum näher bekannt gewordenen Handtafeln, daß schon einige Alexandriner statt der wirklichen Präcession nur eine Oscillation der Koluren durch wenige Grade der Länge annahmen. Hier findet man also einen hinlänglichen Grund zu diesen Zweifeln, (nämlich den Mangel an genauer Erfahrung in dem kurzen Zeitraume seit Hipparchs erster Entdeckung, und wahrscheinlich außerdem in der Analogie der vor- und rückgängigen Bewegung der Planeten) nicht so in den angeblichen Offenbarungen der Indier hierüber, welche sich durch Anerkennung dieser Hypothese selbst widerlegen. Die Hypothesen von der Bewegung der Erde berührt Proklus gar nicht, entweder, weil er nicht über die ersten Capitel der Syntaxis commentiren wollte, oder weil ihm Philolaus Ansicht gegen die Erfahrung zu streiten schien, und er in Aristarch's bekannter Behauptung bey Archimed nichts, als Begründung eines Verhältnißbegriffs fand. Proklus kömmt zwar S. 103 auf Aristarchs Lehre und Schrift, und hätte dabey Gelegenheit gehabt, Archimeds Worte, welche Hr. H. hier auch wirklich in einer Note citirt, zu erläutern. Er spricht aber nur von Aristarchs Versuch, das Verhältniß zwischen Mond und Erde zu finden, und erzählt dabey, daß von Diodor und andern Mathematikern, welche die ersten Versuche mit dem Analemma, (also mit einer orthographischen Projection der Kreise des Himmels zu Auflösung sphärischer Drenecke gemacht hätten, die Erde in einerley Verhältniß zu der Sonnenbahn und dem Fixsternhimmel angenommen worden sey, daß nur Hipparch als der erste angesehn werden könne, welcher eine Sonnenparallaxe behauptet habe. Die ganze Stelle bey Proklus scheint übrigens verdorben und durch eine zufällig eingerückte Glosse entstellt zu seyn. Delambre erzählt ferner nach Valla, daß Pro-

klus die Erfindung der eccentriſchen Kreiſe und der Epicyclen den Pythagoreern beylege. Ganz anders lautet die Stelle jetzt im Texte, ob dieſelbe gleich ebenfalls Lücken zu haben ſcheint. Proklus fährt nämlich, ehe er auf Ptolemaeus Theorie kömmt, in der Einleitung mit folgenden Worten (S. 70.) fort: "Die Geſchichte ſagt uns, daß die berühmten Pythagoreer die Hypotheſen der eccentriſchen Kreiſe und der Epicyklen für die einfachſte Erklärungsart halten, welche man auf Pythagoras Autorität annehmen müſſe. Dieſer gebe nämlich die Vorſchrift, das Geſuchte durch die kürzeſten und einfachſten Hypotheſen zu zeigen. Für die himmliſchen (θεοῖς) Körper paſſe aber keine Erklärungsart beſſer, als die genannten Kreiſe". Da nun aus der Syntaxis (lib. 12. und Proklus S. 128) bekannt iſt, daß Apollonius von Perga zuerſt den Verſuch machte durch die Epicyklen bey concentriſchen Kreiſen das Vor- und Rückwärtsgehen der Planeten einfacher zu erklären, und Hilarion von Antiochien nach Proklus (S. 91) zuerſt bewies, daß die Bewegung eines Geſtirns in einem Epicyklus ebenfalls einen eccentriſchen Kreis beſchreibe; ſo ſind nach Ref. Urtheil mit jener Erklärung nur die ſpäteren Pythagoreer gemeint, welche die Demonſtrationen der Mathematiker einfacher als die Behauptungen ihrer eignen Schule der früheren Zeit, namentlich des Philolaus, und ſelbſt in Pythagoras allgemeinen Vorſchriften Gründe zu ſolchen Veränderungen ihrer Lehrſätze fanden. Die Chronologie des Ptolemaeus vermochte Hrn. H. ferner noch die Inſchrift aus der Handſchrift 2390 der Pariſer Bibliothek hinzuzufügen, welche Ptolemaeus nach Olympiodors Zeugniß auf eine Säule des Serapis-Tempels zu Canopus (oder, wie derſelbe auch hier noch immer ſchreibt Canobus) hatte ſetzen laſſen und zwar nach einer kurzen Schlußanmerkung an der Inſchrift ſelbſt, im 10. Jahre Antonins. Schon Bouillaud kannte dieſelbe. Was von ihm aber als Text noch

hinzugefügt ist, hält Hr. H. mit Recht für Zusätze späterer Abschreiber aus Pt's Harmonica. Die Inschrift begreift in einem kurzen Ueberblicke die Resultate von Pt. Rechnungen, die er bey Untersuchungen und Beobachtungen an der Sphäre und bey der Planetentheorie gefunden hatte, die Schiefe der Ekliptik, die Größe der eccentrischen Kreise und der Epicyklen, die Neigungen der Planeten, die Schwungsbogen, die Größe der Sonne und des Mondes, ja sogar die Verhältnisse der Planeten nach der Harmonik. Von allen diesen Angaben sind zwar die meisten feste Bestimmungen. Für die Chronologie aber brauchbar, sind die Bewegungen der Epicyklen, ihre und der Apogäen Entfernungen vom Widderpuncte. Eben so sind die Apogaeen der eccentrischen Kreise auf Veranlassung der Syntaxis mit der Länge des Regulus verglichen. Dieser wird, in der Inschrift für das erste Jahr August's 120° 30′ angenommen. Hieraus lassen sich also mit Vergleichung der Angaben in der Syntaxis und in den Hypothesen, welche wir oben angeführt haben für die Chronologie Folgerungen ziehn. Bouillaud hat nun zwar die Oerter der Apogaeen nach der Inschrift mit der Syntaxis und hier mit dem Orte des Regulus verglichen. Indessen sind alle seine Bestimmungen um 35′ zu groß, statt daß die Angaben von den obern Planeten in den Hypothesen für Alexanders Tod und in der Inschrift für das erste Jahr Augusts, wenn man sie vergleicht, genau mit der von Pt. angenommenen Präcession des Regulus in den zwey Epochen zusammentreffen. Bey den untern Planeten scheint ein Fehler zum Grunde zu liegen, der sich vielleicht noch entdecken läßt. Diese Untersuchung aber weiter zu verfolgen, ist für gegenwärtige Anzeige keine Veranlassung. Wenn übrigens Bouillaud bey einer Parallaxenbeobachtung in der Syntaxis, (lib. 5, 12) aus Pt. Worten, "der scheinbare Ort des Mondes sey beynahe mit dem wahren einerley ge-

wesen unter dem Parallel von Alexandrien, unter welchem er seine Beobachtungen gemacht habe" — schließen will, daß Pt. seine Beobachtungen nicht zu Alexandrien selbst, sondern nur unter demselben Parallel, folglich wahrscheinlich zu Canopus angestellt habe; so ist dieses zu viel gefolgert, wenn man dabey die Stadt Canopus unter einerley Breite mit Alexandrien annehmen, folglich die Angaben von Pt. corrigiren müßte, wie B. wirklich vorschlägt. Ptolemaeus Worte in der Syntaxis, so wie der Gebrauch der Armillen zu Alexandrien, zeugen überall vom Gegentheil. — In dem obengenannten Manuscripte Nr. 1630 endlich findet sich auch noch ein freylich unvollkommener Calender, welcher nur diätetische Vorschriften enthält, und viel Aehnliches mit dem des Aetius im Uranologio, und dem Hemerologio des Ptolemaeus hat. Nach Hr. H's Meynung ist derselbe aus späterer Zeit und zwar nach dem Concilio zu Nicaea, weil in demselben das Jahr mit dem März, also mit dem Ostermonat anfange. So wenig sich nun auch diesem Grunde entgegenstellen läßt; so möchte er doch allein nicht entscheidend seyn. Der Frühling könnte bey der Diät ebenfalls zum Anfang des Calenders gemacht werden. Entscheidender sind die andern Gründe für die spätere Entstehung desselben. Es kommen nämlich die Namen der ägyptischen und römischen Monate darin vor, der erste Thoth fällt mit dem 29. August zusammen, der Calender selbst bezeichnet aber die Monate durch die Sternbilder, ohngefähr wie Geminus und Dionysius, welcher vielleicht das Vorbild gewesen ist. Man findet weder die Nachtgleichen noch die Sonnenwenden genannt, sondern im Monate des Widders oder März heißt es z. B., den 22. März Phamenoth bis zum 21. April Pharmuthi der Widder. Der Mangel an genauer Uebereinstimmung mit Ptolemaeus, auf welche Hr. H. aufmerksam macht, beweist die Unvollkommenheit desselben. Man

darf also auch keine große Genauigkeit in der Eintheilung erwarten. Die Sternbilder werden hier nicht wie gewöhnlich, nach Graden gemessen, sondern dem Widder werden 125, den drey folgenden Zeichen jedem 126, dem Löwen 127, der Jungfrau 122, der Waage 119, dem Scorpion und dem Schützen jedem 117, dem Steinbock aber 128 solcher Theile gegeben; obgleich die Sonne im Scorpion 41, im Schützen 30, im Steinbock 25 Tage nach dem Calender verweilen soll. Sie müßte also im Schützen langsamer, im Steinbock geschwinder sich bewegen. Diese Schwierigkeit, auf welche Hr. H. aufmerksam macht, läßt sich nicht wol anders, als durch Annahme eines Schreibfehlers in den Zahlen beseitigen. Der Wassermann erhält wieder 120, die Fische 121 dieser Theile. Außerdem bemerkt Hr. H. noch, daß die Summe aller Theile 1474 sich nicht durch die bey den Griechen gewöhnlichen Divisoren 60 oder 12 theilen lasse, sondern, daß der letzte $122\frac{10}{12}$ für jedes Zeichen gäbe, was die Vermuthung einer unrichtigen Lesart aufs neue bestärkt, und noch deutlicher durch folgende Betrachtungen wird. Ref. würde nämlich diese ganze einfache und rohe Eintheilung nicht auf die jährliche Bewegung der Sonne durch die Zeichen, sondern auf die tägliche Zeitabmessung beziehn. So erscheint sie, als eine oberflächliche Vorschrift für den Stundenwinkel. Ptolemäus hatte dafür zwar schon genauere Regeln für einzelne Breiten gegeben. Wenn sich aber Columella bey seinem Calender noch auf Hesiod berufen durfte, und die genaueren Vorschriften der späteren Astronomen für seinen Zweck unnöthig fand; so konnte der Verfasser dieses Calenders eben so leicht bey den ältern einfacheren Vorschriften von Eudoxus und andern stehn bleiben, daß jede Nacht 6 Zeichen aufgehn, daß also der Widder z. B. 125 Theile = 2 Stunden 5', der Stier 126 = 2 St. 6' u. s. w. brauche, um sich über den Horizont zu erheben. So

ist die ganze Summe 1474 = 24 Stunden, ebenfalls mit dem bemerkten Ueberschuß, der hier 34 Minuten in Zeit gibt, und wenn nicht im Abschreiben, doch in den mechanischen Hülfsmitteln und Verfahren seinen Grund haben kann, das man dabey anwandte, indem die Theile aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer Projection genommen, nicht aber durch Rechnung gefunden sind. Nimmt man die gerade Aufsteigung, als gegeben an; so trifft der correspondirende Bogen der Ekliptik mit den Angaben des Calenders ohngefähr bis auf einen Grad zusammen. Die große Unvollkommenheit desselben zeigt sich endlich auch noch dadurch, daß der Eintritt der Sonne in die Zeichen jedes Jahr in denselben Moment angenommen wird, für den Eintritt in den Widder z. B. der 22. März die vierte Stunde des Nachts. — Den Untersuchungen über die attischen Monate im vorigen Bande folgen hier zwey andre über die macedonischen und indischen. Die erste beginnt mit den, wie ihn Hr. H. nennt, thracischen Monat Lenaeon bey Hesiod (Ἔργ. 502), der sonst nirgends genannt wird. Hr H. sucht ihn durch folgende Combinationen zu bestimmen. Nach Hesiod fiel derselbe im Winter, sein Name bezieht sich aber auf die Bacchusfeste, wie Suidas ausdrücklich versichert. Nach Pausanias wurde ein solches zu Lacedaemon im Anfange des Frühlings gefeyert, nach Hesychius geschahe dieß aber im attischen Elaphebolien, folglich nach Thucydides im Frühling. Bestätigt wird dieses noch durch Aristoteles, welcher die Feste des Thargelion (nach Theophrast bey Gaza ebenfalls ein Frühlingsmonat) nach denen des Bacchus setzt. Daraus wird nun die Folgerung gezogen, daß der Lenaeon, zu Aristoteles und Theophrasts Zeiten, an das Ende des Winters falle. Es läßt sich nicht ableugnen, daß das unvollkommene Mondenjahr, welches anfänglich in Griechenland zum Grunde lag, Veränderungen in der Stellung der

Monate veranlassen mußte. Doch bedarf es, wie es Ref. scheint, bey Hesiod's Worten dieser Untersuchung nicht. Die Stelle ist zu allgemein und unbestimmt ausgedrückt, als daß man, wie gewöhnlich geschieht, genöthigt wäre, nur den Januar darunter zu verstehn. Cecus Tadel aber, den er nach Gaza deswegen über Proklus ausspricht, scheint auf Unkunde und Mißverstand zu beruhen, wie ihm Gaza unter andern auch dadurch nachweist, daß er den Lenaeon unter die attischen Monate setzt, und ihn auf den Hecatombaeon folgen lassen will. Eben dieser Verwechslung willen möchte Ref. auf Cecus Aussage keinen directen Beweis gründen, und zwar um so weniger, da dem später lebenden Gaza die alte Ordnung der Monate bekannt war. Daß aber nach Christi Geburt nicht immer aus astronomischen Gründen und durch Astronomen, sondern oft durch Unkunde und Willkühr, wenn nicht aus politischen Rücksichten durch die Römer und ihre Colonien Veränderungen in der Anordnung der griechischen Monate gemacht worden sind, beweiset nicht nur der Widerspruch der Inschriften bey Corsini und Spon mit Ptolemaeus, sondern auch Gaza's Aeußerungen (c. 7.), und ein andrer Calender, welchen Hr. H. aus dem Mf. 1630 hier beygefügt hat, weil er ihm Cecus Meynung zu bestätigen schien. In demselben kommen die römischen, ägyptischen, hellenischen (syrisch = macedonischen) attischen, und, wie im Stephanischen Thesaurus, hier unter der Ueberschrift, der macedonischen, die dionysische Eintheilung der Monate nach den Zeichen vor, wahrscheinlich um sich dadurch mehr von dem wandelbaren Mondenjahr entfernt zu halten. Der Thoth steht dem September gleich, er geht also, wie damals überall vom 29. August aus, der macedonische Lous ist, wie bey allen Schriftstellern der späteren Zeit und bey den Kirchenvätern, ebenfalls dem August gleichgesetzt, so daß alle Monate, wenn auch gleich, wie früher schon beym pa-

rischen Calender und später bey den Römern vom Wintersolstitium an gezählt wird, ihre Stellung gegen einander behalten. Auffallend ist daher hier im attischen, daß der Hekatombaeon neben dem Januar steht, obgleich die übrigen Monate ihre gewöhnliche Folge behalten. Da man wußte, in welche Jahreszeit der Hekatombaeon früherhin gehört hatte, und die genaueren Einschaltungen bekannt waren, wodurch eine so auffallende Abweichung hätte vermieden werden können; so kann man nichts anders, als willkührliche Veränderungen vermuthen. Die am Ende beygefügten Worte ἀρχόμενοι ἀπὸ Ἰανουαρίου sollte man fast für eine besondere Vorschrift halten. So wie Hr. H. im vorigen Bande den attischen Calender untersuchte, um die Gränzen der Schwankungen zu bestimmen, welche das unvollkommene Mondenjahr bey dem Hekatombaeon veranlaßte; so verfährt er jetzt bey dem macedonischen, wo er nachweist, daß zu Aristoteles Zeit der Lous zugleich mit dem Hekatombaeon in dem Julius zusammentraf. Aehnliche Untersuchungen fügt er nun noch über den indischen Calender hinzu, welche Ref. aber aus Mangel an Raum übergehn muß, weil unser Augenmerk, diesesmal vorzüglich auf die Ausbeute der Pariser Bibliothek gerichtet war, über welche wir dem Publicum eine umständliche Anzeige schuldig zu seyn glaubten. Auch der Discours préliminaire enthält noch manches Interessante, eine Fortsetzung über die Lage von Babylon nach Rennell und den neuesten Reisebeschreibungen in Bezug auf den vorhergehenden Band, nebst einen Plan von Babylon, Nachrichten von den dort gefundenen Keilschriften, aus den Fundgruben des Orients mit den Erläuterungen von Grotefend und Sylvestre de Sacy. Endlich auch noch eine Erklärung über den Sonnenzeiger des Ahas. Hr. H. hält sich vorzüglich an die chaldäische Paraphrase des Jonathan von 2 Reg. 20, 11 et reduxit umbram, super figuram lapidis horarum, quibus des-

scenderat in ascensu Achaz sol retrorsum decem horis und denkt sich dabey Ahas Einrichtung als ein ganz einfaches Parapegma, d. h. als einen Gnomon mit Bezeichnung der verschiedenen Schattenlängen nach Stunden und Monaten. Er nimmt ferner an, und sucht durch Vergleichung anderer Stellen darzuthun, daß die Krankheit des Hiskias in die Zeit des Sommersolstitiums gesetzt werden müsse, wo zu Jerusalem der längste Tag 14, die Nacht 10 Stunden hatte. Nach dieser Voraussetzung soll des Königs Wunsch gewesen seyn, daß er die Sonne, nachdem sie die 10 Stunden der Nacht durchlaufen wäre, am folgenden Morgen wieder erblicken, also den Schatten wieder auf der Abtheilung sehn möge, von welcher derselbe bey seiner Unterredung mit dem Propheten gewichen war. Möge Hr. H. nun bald noch den Text des Theo, und wenn es möglich wäre auch die κανόνες πρόχειροι nachliefern, damit Ptolemaeus in dieser trefflichen Ausgabe als vollendet erscheinen, und man denselben mit Delambre's Auszügen vergleichen und überall selbst urtheilen könne! Wie in den übrigen Scholiasten, sind auch in diesem Commentare die litterärischen Nachweisungen aus verlornen Schriften, die Notizen von den Meinungen der Philosophen u. d. gl. nicht bloß für die Geschichte der Astronomie, sondern auch der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt zu Beurtheilung des Gangs, welchen der menschliche Geist bey seiner Entwickelung genommen hat, nicht unwichtig. Delambre schlägt aber bekanntlich den Werth derselben nicht sehr hoch an, übersieht Manches oder erklärt nach seiner Ansicht. Wenn man bey dem Studium des Ptolemaeus mit dieser Ausgabe zugleich die Erläuterungen und Entwickelungen der Lehrsätze, Methoden und Rechnungen verbindet, welche den größten Theil von Delambre's Hist. de l'astr. anc. T. II. ausmachen; so wird so leicht Niemand den Ptolemaeus unbefrie-

digt aus der Hand legen, welcher denſelben einzuſehn bey ſeinen Studien Veranlaſſung findet.

## Leipzig und Berlin.

1. Leipzig bey Cnobloch: Specimen novae editionis Corporis Juris Justinianei. D. Jo. Ludov Guil. Beck. XV. Jul. 1822. — 8 Seiten im größten Octav.

Berlin bey Reimer: Prodromus Corporis juris civilis a Schradero, Clossio, Tafelio, professoribus Tubingensibus, edendi. Inest totius operis conspectus; Subsidiorum ad Institutionum criticam recensionem et interpretationem spectantium enumeratio, editionis ipsius specimen. 1823. XII, 336, LXXIII. Seiten in gr. Octav, mit 2 lithographirten Schriftproben.

So ſcheint denn endlich der Wunſch nach einer neuen Ausgabe des Corpus juris, und zwar zwiefach in Erfüllung zu gehen! Hr. Prof. Beck verſpricht nur eine Handausgabe, mit den vorzüglichen Varianten, und gereinigtem Texte, jedoch ſo, daß auch die Inſtitutionenauthentiken, und die neuentdeckten Novellen eingeſchaltet werden, und daß auf die ältern Quellen, ſo wie auf die Baſiliken ſtets verwieſen werden ſoll. Der Probebogen fällt recht gut in die Augen, auch iſt die Anordnung zweckmäßig und tadellos. Viel größere Erwartungen erregt dagegen die von den Herren Schrader, Cloſſius und Tafel verſprochene Ausgabe, von deren Plan und Bearbeitung der Prodrom Kunde gibt. Dieſe wird nicht allein einen aus allen zugänglichen Handſchriften und ſonſtigen critiſchen Subſidien neu conſtituirten Text, ſondern auch critiſche und exegetiſche Anmerkungen erhalten, und aus dem doppelten Geſichtspuncte bearbeitet werden, daß ſie den Wort- und Sachverſtand nicht allein dem Juriſten, ſondern auch, was ſo oft vergebens gewünſcht worden iſt, dem Philologen, Hiſtoriker und Al-

terthumsforscher, zugänglich macht. Zu diesem Zwecke haben sich die Hrn. S. und L. als Juristen, mit Hrn. T., als Philologen, verbunden; es ist ein sehr reicher Apparat in critischer und exegetischer Hinsicht zusammengebracht; zu dessen Verarbeitung ist ein Decennium bestimmt; die Ausgabe selbst wird in der Michaelismesse 1830 an das Licht treten, und zwar in zwiefacher Form, eines Theils, als, mit dem sämmtlichen critischen Apparate, und den gesammten Wort- und Sacherklärungen versehen, andern Theils, als Handausgabe mit einer Auswahl der vorzüglichsten Varianten und erklärenden Anmerkungen. Ueber die höchst zweckmäßige Vertheilung der Arbeit unter die drey Herausgeber, über ihre gegenseitige Controle, und über den Plan der Bearbeitung selbst, gibt der Prodrom Rechenschaft; den Apparat lernt man am besten aus der Schraderschen Bearbeitung der Titel de testibus. Tübingen 1819. in seiner Ausdehnung kennen; es läßt sich nicht leugnen, daß etwas Vollkommenes erwartet werden kann. Ausgeschlossen bleiben von der neuen Ausgabe die Anhängsel des Postjustinianischen Rechts, mit alleiniger Ausnahme der Lehnrechtsbücher; dagegen ist Julian's Novellenauszug in die Bearbeitung gezogen. In critischer Hinsicht wird bey den Institutionen die Cujacische, bey den Pandecten die Florentinische, bey dem Codex aber, die uralte Handschrift zu Verona, insoweit es angeht, hauptsächlich zum Grunde gelegt werden; jedoch versteht es sich von selbst, mit Zuratheziehung und Benutzung aller übrigen zugänglichen Handschriften und critischer Hülfsmittel; namentlich der ältern Rechtsquellen, und der spätern orientalischen und occidentalischen Bearbeitungen. In exegetischer Hinsicht wird der Wort- und Sachverstand grammatisch und historisch, durch genaue Angabe von Parallelstellen, die jedoch nicht bloß den übrigen Rechtstheilen, sondern auch allen sonstigen Classikern entnommen sind, durch Verweisungen auf die vorzüglichsten Commentatoren u. s. w. erläutert werden; wogegen mit Recht jede Erläuterung, welche sich auf die Anwendung der gesetzlichen Vorschriften auf gegebene Fälle bezieht, ausgeschlossen bleibt. Doch das nähere

Detail muß in dem Prodrom selbst nachgelesen werden, da eine Angabe desselben die Gränzen dieser Blätter weit übersteigen würde, und der Prodrom selbst gewiß schon längst in den Händen aller derjenigen ist, welche sich für dieses treffliche Unternehmen interessiren. Aber auch hievon abgesehen, behält das vorliegende Werk einen dauernden Werth in Hinsicht derjenigen Abschnitte, welche die Institutionen betreffen. Es enthält nämlich eine genaue Beschreibung und Würdigung sämmtlicher Handschriften der Institutionen, von denen die Herausgeber nur irgend Kunde erhalten konnten (163 an der Zahl), eine Vergleichung derselben unter einander, nach Maaßgabe der von ihnen dargebotenen Varianten, und Anordnung derselben nach Classen der Familien; eine gleiche Beschreibung, Würdigung und Anordnung der Institutionenausgaben (281 an der Zahl); eine sorgfältige Notiz über die verschiedenen Glossen bis auf Accursius; und über die Abkürzungen und Auszüge aus den Institutionen, welche sich hie und da handschriftlich erhalten haben; endlich eine Beurtheilung der verschiedenen Commentatoren bis auf unsere Zeiten hinab. Hierauf werden als Proben der neuen Ausgabe mitgetheilt; das Prooemium Institutionum, Lib. I. tit. 10 de nuptiis, und Lib. II. tit. 25. de codicillis, mit untergesetztem critischen und exegetischen Commentar. Von S. 315-336 finden sich zahlreiche Nachträge, größtentheils Nachrichten und Beurtheilungen mehrerer, vorzüglich in England befindlichen Institutionenhandschriften, welche erst, während des Abdrucks den Herausgebern zugänglich gemacht worden sind; dann folgen zwey sehr schöne lithographirte Schriftproben, nämlich aus einer Turiner Handschrift und aus der ältesten der Dombibliothek zu Verona Von S. I-LXXIV an, kommen folgende Tabellen. Specimina lectionum ex omnibus, qui nobis innotuere, Codicibus excerptarum; III. Lectiones Codicum 13-36 e prioribus 76; Specimen lectionum tabulae III. ad singulos Codices relatarum; V. Ea, quae e tabula IV. deduximus, V. Lectiones scitu digniores.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1823.

## London.

Durch die freygebige Aufmerksamkeit der Curatoren des Brittischen Museums auf unser litterarisches Institut sind wir in den Stand gesetzt, von dem glücklichen Fortgange des Abdrucks des Codex Alexandrinus vom A. T. nach dem Texte der Septuaginta Nachricht geben zu können. Im vorigen Jahr, obgleich mit der Jahrzahl 1818 bezeichnet, ist ausgegeben worden: Vetus Testamentum Graecum e Codice Alexandrino, qui Londini in Bibliotheca Musei Britannici asservatur, typis ad similitudinem ipsius Codicis Scripturae fideliter descriptum. Cura et labore Henrici Hervei Baber. Tomi primi Pars secunda. Londini ex prelo Ricardi et Arthuri Taylor. MDCCCXVIII. 152 unpaginirte Blätter Text. Notae von S. 57–124. In groß Folio.

Diese Lieferung enthält den Rest der historischen Bücher des A. T., von Josua bis zu Ende der Chronik. Ueber den Zweck, die Nützlichkeit und die Einrichtung dieses Schaustücks der Typographie haben wir uns bey dem Anfange seiner Erscheinung (Jahrg. 1822.

S. 273 - 79) ſo umſtändlich geäußert, daß wir uns füglich darauf beziehen können. Um die Genauigkeit des Herausgebers zu prüfen, haben wir die Stellen des Codex nachgeſchlagen, bey deren Lesarten die Kritik bisher angeſtoßen war, und man einen Fehler der Vergleichung vermuthete: wir haben aber alles in der beſten Uebereinſtimmung mit dem gefunden, was ſie zu erwarten hatte. Die Zuverläſſigkeit des Abdrucks hat ſich allenthalben beſtätiget.

## Ebendaſelbſt.

For Payne and Foss: Practical Observations on the Treatment of Strictures in the Urethra illustrated by Copper plates. To which are added Gouty Attacks of the Urethra and other Parts cured by Vinum Colchici, and a new method of performing the high operation for the Stone. By Sir Everhard Home Bart, V. P. B. S. R. A. S. etc. Vol III. 8vo. S. 383. 1821. Mit ſieben Kupfertafeln.

Der Einleitung des Verf. zufolge liefert dieſer dritte Band einen Nachtrag zu den frühern beiden, wovon der erſte ſchon vor vierzig Jahren erſchien; als ein willkommenes Geſchenk muß er deshalb betrachtet werden, da es nicht fehlen kann, daß Hrn. H. die reifere Erfahrung, und die ausgebildete Praxis, das Irrige mancher früheren Anſichten gezeigt, andern Theils aber auch, und gewiß weit öfter, ſeinen Meinungen den Stempel der Gewißheit aufgedrückt hat. Ref. bedauert nichts mehr, als daß er nicht auch die früheren Bände dieſes Werks vor ſich hat, um ſie vergleichend gegen dieſen dritten zu halten.

Das Werk zerfällt in neunzehn Kapitel, von jedem derſelben den Hauptinhalt anzugeben, ſey der Zweck dieſer Zeilen. I. Kapitel. Allgemeine Bemerkungen. Sie betreffen nur die Wichtigkeit des Gegenſtandes und die Schwierigkeiten auf welche der Wundarz

manchmal stößt, besonders beym Einbringen der Bougies, da der Verf. aber noch später wieder darauf zurückkommt, so übergeht Ref. sie hier. Kap. II. Ueber die Structur der menschlichen Harnröhre. Die Harnröhre besteht aus einer innern Membran und aus einer äußeren Muskelbedeckung; erstere ist sehr dünn, hat keine Fibern, läßt sich nur in die Länge ausdehnen, und ist im collabirten Zustande mit Falten versehen. Ihre Oberfläche hat eine Menge Papillen, die Mündungen der Drüsen und ganz feine Blutgefäße. Letztere besteht aus Bündeln, sehr feiner Fibern die mit einander verwebt sind, und alle in die Länge laufen; am stärksten sind sie an der unteren Fläche der Harnröhre. Unmittelbar hinter diesen Muskelfibern liegt das Zellgewebe des Corpus spongiosum. Zirkularfibern gibt es durchaus an der Urethra nicht, und die permanente Strictur entsteht nur durch Anschwellung der Longitudinal-Fibern, wodurch die innere Membran in Falten gezogen wird, die krampfhafte Strictur entsteht dagegen von Zusammenziehung eines Theils von Longitudinal-Fibern. Die Corpora cavernosa bestehen aus feinen netzförmigen Membranen, die mit einer ligamentösen Substanz umgeben sind, welche beide auch von einander scheidet; in der Mitte jedes Corp. cavern. befindet sich eine Röhre, das Corpus spongiosum hat einen ganz ähnlichen Bau, auf der Glanspenis findet man eine Menge Nervenwärzchen. Kap. III. Ueber die Kraft, welche das Argentum nitratum, nicht aber die gewöhnlichen Caustica haben, Krampf in den Muskeln der Urethra zu heben. Nachdem der Verf. vor langer Zeit das Arg. nitr. bey spasmodischen Stricturen empfohlen hatte, wollten andere es durch das Kali purum ersetzen. Hiermit ist derselbe aber durchaus nicht einverstanden, denn einen Theils ist die Anwendung des letzteren zu unsicher, weil es zerfließt, andern Theils erregt es Krampf statt ihn zu heben. Das jetzige Verfahren des Verf. weicht nur darin

vom früheren ab, daß er nicht gleich nach dem Gebrauch des Caustícum uriniren läßt, selten es mehr als um den dritten Tag, und nie wieder früher anwendet, als bis der Schmerz vom letzten Male ganz verschwunden ist. Kap. IV. Strictur in der Kindheit durch einen Stein in der Urethra veranlaßt. Der Stein lag hinter der Strictur, und wurde erst nach dem Tode entdeckt. (Sollte der Aufenthalt des Urins hinter der Strictur hier nicht vielleicht Veranlassung der Steinbildung geworden seyn?). Kap. V. Strictur durch den Durchgang von Grieß veranlaßt. Der Kranke war ein junger Mensch von zwanzig Jahren mit sehr wenig ausgebildeten Geschlechtstheilen; er mußte alle halbe Stunde uriniren; man fand eine durch Grieß, welcher sich in der Urethra befand, entstandene Strictur, die durch Bougies leicht gehoben wurde. Kap. VI. Stricturen in der Mündung der Vorhaut und der Urethra. Hier sind die Folgen von denen der gewöhnlichen Strictur durchaus verschieden; durch die starke Ausdehnung, welche die Fibern der Harnröhre nämlich mittelst des sich in ihr anhäufenden Urins erleiden, gerathen sie, wenn man die Strictur endlich hebt, in eine so regelwidrige Thätigkeit, daß sie den Kanal an einer oder mehreren Stellen durchaus verengern, und so eine spastische Strictur erregen. Zwey mitgetheilte Krankengeschichten liefern den Beleg hierzu. — Kap. VII. Spastische Stricturen, welche bluteten wenn sie mit dem Katheter, nicht aber wenn sie mit dem Caustícum berührt wurden. Nur einmal beobachtete der Verf. einen Fall dieser Art; bey Einbringung des Katheter strömten mehrere Pinten Blut aus, bey dem Caustícum, welches funfzehnmal angewendet wurde, und drey Stricturen hob, nur die erstenmale etwas weniges Blut, späterhin aber gar nichts. Kap. VIII. Strictur, welche eine Verbindung zwischen der Blase und dem Coecum erzeugte. Aus welchem Grunde der Verf. vermuthet, letztere sey Folge der ersteren gewesen, leuch-

tet Ref. nicht wohl ein. Die Beschwerden beym Uriniren waren nie bedeutend gewesen, weit mehr aber traten Schmerzen im Unterleibe, wie es anfänglich schien, krampfhafter Art hervor. Bey der Leichenöffnung fand man bedeutende Desorganisationen der Eingeweide und Muskeln des Beckens und eine Verbindung zwischen der Blase und dem Coecum; eine Strictur in der Harnröhre war noch bey Lebzeiten des Kranken mit offenbarer Erleichterung gehoben worden. Kap. IX. Kürze des Fraenulum, alle Symptome einer Strictur der Harnröhre darbietend. Der Kranke hatte an einer wirklichen Strcitur gelitten, als diese aber gehoben war, blieb doch Alles beym alten, dabey litt er an heftigen Schmerzen beym Beyschlaf. Der Verf. fand das Fraenulum so kurz, daß es in Statu erectionis den Penis ganz krumm zog. Er wurde durchschnitten, und in Zeit von einem Monate waren alle lästige Zufälle verschwunden. Kap. X. Fälle, von Strictur, in welchen die Heilung sehr langwierig und ungewöhnlich schwierig war, die aber dennoch gelang. Eine Reihe von Beobachtungen, die für den Arzt wie für den Kranken ermuthigend sind, indem sie zeigen, daß man auch unter den übelsten Aussichten den Muth nicht zu verlieren brauche; freylich gehört aber auch ein hoher Grad von Muth und Ausdauer dazu, um bey so langwierigen Kuren nicht zu ermüden. Der erste Kranke hatte die Spuren der Strictur schon ziemlich früh entdeckt, bald weniger bald mehr zeigte sie sich, letzteres vorzüglich bey geistiger Anstrengung, wornach sie ein Paarmal so schlimm wurde, daß sie den Kranken an den Rand des Grabes brachte. Nach achtjährigen, freylich oftmals unterbrochenen Bemühungen gelang dem Verf. endlich die Heilung mittelst des Causticum. In dem zweyten Falle erforderten die Stricturen, deren sich sieben in der Urethra befanden, und die nach einem mit Einspritzungen behandelten Tripper entstanden waren, neun Jahre zu ihrer vollständigen Heilung. In

dem dritten hatte das Uebel schon 23 Jahre gedauert, man fand zwey Stricturen, die erst nach einer zehnmaligen Anwendung des Causticum gehoben wurden. Der Kranke in dem vierten Falle zog sich durch oft wiederkehrende Tripper, und eine äußerst unregelmäßige Lebensart Stricturen zu, deren Folge Urinfisteln nach allen Richtungen waren. Die Heilung wurde verschiedentlich versucht, allein immer durch die Ungeduld des Kranken oder seine ausschweifende Lebensart vereitelt, und erst nach 24 Jahren gelang sie; mit den Stricturen heilten auch zugleich die Fisteln. Der letzte Kranke endlich erforderte fast eben so viel Zeit zu seiner Heilung. Deutlich zeigte sich bey ihm der wenige Nutzen der gewöhnlichen Bougies, wogegen das Causticum immer Hülfe leistete. Sein Uebel war Folge wiederholter Tripper, bey welchen man jedoch nie Einsprützungen gebraucht hatte. — Kap. XI. Fälle von Strictur, welche durch ihre lange Dauer den Grund zu unheilbaren Krankheiten gelegt hatten, ehe die zu ihrer Hebung geeigneten Mittel angewendet worden waren. Der erste Kranke zog sich das Uebel durch einen mittelst adstringirender Mittel behandelten Tripper, dem ein Nachtripper folgte, zu. Er gebrauchte verschiedentlich Bougies gegen dasselbe, jedoch ohne Nutzen, und wandte sich erst nach zehn Jahren, nachdem mehrere Male eine gefährliche Suppressio Urinae da gewesen war, an den Verf. Dieser wandte das Causticum an und zwar im Laufe der nächsten funfzehn Jahre zu 1258 verschiedenen Malen, die Stricturen wurden freylich um vieles gebessert, allein es fand sich ein nervöser Zustand mit Fieber ein, der den Kranken dahin raffte. Die zweyte Krankengeschichte liefert einen Fall, in welchem die Blase so stark von der Hebung der Strictur gelitten hatte, daß die Krankheit der ersteren durch die Heilung der letzteren bedeutend verschlimmert wurde; die Leichtigkeit nämlich, womit sich die Blase entleerte, machte daß ihre Zusammenziehungen weit schmerzhaf-

ter waren, als wenn sie noch zum Theil mit Urin angefüllt war. Ein Aehnliches findet auch bey Ulceration der inneren Membran des Magens statt, auch hier ist der Kranke nur nach dem Essen ruhig. Im Uebrigen ist die Krankengeschichte mit ungemein großer, ermüdender Weitschweifigkeit erzählt (sie nimmt 100 Seiten ein!) und nur wenig möchte es dem Leser gefallen, den Auszug des fast täglich aufgezeichneten Tagebuches vom Jahre 1790 bis 1804 zu folgen. Der Kranke ging, nachdem seine Geduld unsäglich geprüft war, ungeheilt in sein Vaterland zurück, um unter den Seinigen zu sterben. Kap. XII. Die Disposition zu Stricturen wird nicht durch die Durchschneidung derselben gehoben ꝛc. Auch die Durchschneidung wurde bekanntlich bey Stricturen empfohlen, nie aber sah der Verf. einigen Nutzen von ihr, immer kehrten sie zurück, was sich auch wohl bey dem muskulösen Bau der Harnröhre erwarten läßt. Er hob bey einem Kranken einige Stricturen durch das Causticum, als Folge derselben hatte sich aber ein Stein gebildet, der herausgeschnitten werden mußte, nach sechs Jahren aber zeigte sich die Strictur aufs neue und wich erst nach einem dreyvierteljährigen Gebrauche des ersteren Mittels, und nachdem ein Stein aus der Harnröhre entfernt worden war. Ein zweyter mitgetheilter Fall ist diesem ganz gleich. — Kap. XIII. Strictur bey welcher die Punctur der Blase nöthig war. Die Urinverhaltung war so heftig, daß sie die Punctur per anum nöhtig machte, hatte aber auch die glückliche Folge, daß sie die Blase, welche vorher nur ein Paar Unzen Urin zu halten im Stande gewesen war, so weit ausdehnte, daß sie nunmehr die gewöhnliche Menge faßte, und der Kranke sie nur alle sieben Stunden zu entleeren brauchte. Die Strikturen wurden durch das Causticum gehoben. — Kap. XIV. Ruptur der Blase durch eine Strictur veranlaßt. Ein sehr interessanter Fall, der selbst dem Verf. nur ein Mal vorkam. Der Kranke hatte schon seit einigen

Jahren an Stricturen gelitten, nach einer nicht sehr heftigen Strangurie fühlte er eines Morgens plötzlich etwas im Leibe brechen, und klagte über heftige bis in den Testikel ziehende Schmerzen in der linken Weiche, durch den Mastdarm fühlte man keine Blase mehr, der Puls hatte 130 Schläge, durch den Penis ging etwas Urin ab. Am zweyten Tage hatte er heftiges Erbrechen und Purgiren, wenig Schmerzen im Unterleibe, fast nur bey Druck in der linken Seite, wo man Schwappung fühlte. Am dritten Tage verminderten Erbrechen, Schlucken, große Reizbarkeit, am vierten Phrenesie, durch den Penis ging über eine halbe Pinte Wasser ab; am fünften mehr Ruhe, mehr Harnabgang, weniger häufigen Puls; am sechsten wurde aus der Blase durch die Punctur ein Quartier Urin entleert, Nachmittags gallichtes Erbrechen, Unruhe, Angst, intermittirenden Puls; am siebenten der Tod. Bey der Leichenöffnung fand man eine Pinte urinähnliche Flüssigkeit in der Bauchhöle, unter dem die Blase bedeckenden Bauchfelle befand sich linker Seits eine Geschwulst, und in derselben ein Riß von einem Zoll Länge. Die Blase enthielt eine Pinte Urin, und hatte an der linken Seite zwischen der Prostata und dem Fundus einen zwey Zoll langen Riß, der sich in die erwähnte Geschwulst öffnete. Die Eingeweide waren nicht entzündet, sondern nur verdickt. Kap. XV. Ueber die Bildung falscher Gänge durch den Gebrauch zu dünner Bougies. Ein Nachtrag zu den in den früheren Bänden gelieferten Beyspielen, als Warnung für die Wundärzte aufgestellt, sich jener Bougies gar nicht, oder nur auf eine sehr vorsichtige Weise zu bedienen. Kap. XVI. Druck des Perinaeum, ein unzweckmäßiges Mittel Blutungen aus der Harnröhre zu stillen. Zuweilen stellt sich nach der Anwendung des Causticum eine heftige Blutung aus der Urethra ein, die immer nur ein Zeichen abgibt, daß die Strictur hinlänglich zerstört ist. Bringt man bey ihr einen Druck im Perinaeum an, so bewirkt

man dadurch, daß das Blut in die Blase tritt, was von sehr bedenklichen Folgen seyn kann, thut man aber nichts dagegen, als Ruhe und viele kalte Getränke zu empfehlen, so hört sie bald von selbst auf. Die mitgetheilte Krankengeschichte zeigt dieses. Kap. XVII. Ueber die Heilung der Harnröhrenfisteln durch das Cauterium actuale. Sind Fisteln im Perinaeum Folge einer Stricture, so reicht es gewöhnlich hin, letztere zu entfernen, um erstere zur Heilung zu bringen, in einigen Fällen ist indessen dieses so wenig, als das Bloßlegen derselben zureichend. Hier hilft vor allem das glühende Eisen, es ist sicherer, nicht so schmerzhaft wie die übrigen Kauterien, und man braucht eben nicht zu fürchten es zu heiß anzuwenden, da es bey einer größeren Hitze auch nur um so kürzere Zeit einzuwirken braucht. In dem ersten hier erzählten Falle befand sich die Fistel vorn in der Harnröhre, man brachte ein Bougie in die letztere, und steckte nun einen dicht vor dem Rothglühen erhitzten Drath in die Fistel, und legte dann einen elastischen Katheter ein. In zehn Tagen war die Fistel geschlossen. Der zweyte Kranke hatte vier bis fünf Fisteln im Perinaeum, die der Verf. bis auf eine, nachdem er die Stricturen gehoben hatte, dadurch heilte, daß er Faden in eine starke Auflösung von Kali purum getaucht einlegte. Die letzte wurde aufgeschnitten, schien hierdurch auch geheilt, brach aber nach vier Monaten wieder auf. Elastische Katheter, Aufschlitzen, Kali purum etc. wurden vergeblich versucht, bis man endlich auch hier zum glühenden Eisen seine Zuflucht nahm. Man brachte einen silbernen Katheter in die Harnröhre, erhitzte dann eine weibliche Stahlsonde bis dicht vor der Rothglühhitze, und führte diese in die Fistel; die ganze Operation dauerte kaum eine Minute; dann wurde statt des silbernen ein elastischer Katheter eingelegt. Die Folge der Operation war freylich ein sehr gereizter Zustand der Blase, der sich aber bey der geeigneten Behandlung all-

mälig verlor; die Fistel schloß sich gänzlich. — Als der Kranke nach einigen Jahren an einer andern Krankheit starb, fand man, daß ihm die rechte Niere ganz fehlte. — Kap. XVIII. Gichtische Anfälle in der Harnröhre und in anderen Theilen durch Vinum Colchici geheilt. Im Ganzen genommen befällt die Gicht so leicht die Harnröhre nicht, wenn sie gesund, wohl aber, wenn sie krankhaft ist, sey es nun, daß sie an Gonorrhöen, oder an Reizung vom Durchgang der Steine erregt, oder an Stricturen leidet, alle diese Uebel sind aber, so lange der gichtische Anfall dauert, ganz unbezwinglich. Dies bewog früherhin den Verf. auf die Heilung der Stricturen bey gichtischen Personen gänzlich zu verzichten, gewöhnlich folgte, wenn die erste Strictur durch das Causticum gehoben war, ein Gichtanfall, nach welchem das Uebel eben so schlimm wieder war wie zuvor. Jetzt glaubt er in dem Colchicum das Mittel aufgefunden zu haben, welches jeden Gichtanfall mit Sicherheit hebt. Schon in den Jahren 1816 und 1817 machte er mit Brande eine Reihe von Versuchen, welche auch in den Philosoph. Transact. mitgetheilt, und hier wieder abgedruckt sind, über die Wirkung des Colchicum und der Eau médicinale d'Husson, welches letztere er für ein Präparat des ersteren hält. In praktischer Hinsicht führten sie zu dem Resultat, daß man von beiden sich nur der klaren Flüssigkeit bedienen müsse, nicht aber des Bodensatzes, davon ihm fast alle unangenehmen Nebenwirkungen als Erbrechen, Purgiren u. s. w. herzuführen schien. Das Präparat vom Colchicum, dem er vor den übrigen den Vorzug giebt, ist das Vinum rad. colchci, aus zwey Pfund frischer, Ende August oder Anfangs September gesammelten mit 24 Unzen Scherry-Wein sechs Tage lang bey mäßiger Wärme macerirten Wurzeln bereitet Ob seine Ansicht die richtige sey, daß das Colchicum so vortheilhaft bey der Gicht wirke, weil es den Gichtstoff, welcher sich im Magen bilde, rasch durch die Nieren

entferne, will Ref. dahingestellt seyn lassen, sicher ist es aber, wenn man der Reihe von Beobachtungen, die er mittheilt, nicht allen Glauben versagen will, daß das eben erwähnte Vinum colchici den Gichtparoxysmus aufs schnellste und sicherste hebt. Es bedarf dazu nur einer einzigen Gabe von sechszig Tropfen, nur sehr selten verträgt ein gesunder Magen sie nicht, eine zweyte Dosis ist nicht ehender nöthig, als bis sich ein zweyter Paroxysmus eingestellt hat; eine stärkere ist ganz unnütz, wiederholte schaden nur. Man gebe ihn ohne andere Arzeneien nur etwa mit Wasser vermischt, Opium schwächt seine Wirkung, Purgirmittel und Säuern gleichfalls. Daß Ref. jenes Präparat nicht kannte, und sich eines weit schwächeren, und in wiederholten Gaben bediente, mag wohl die Ursache seyn, daß er bey mannigfach angestellten Versuchen sich nie eines solchen Erfolges wie der Verf. rühmen konnte, ja nur ein einziges Mal einigen Nutzen von demselben sah. Sollte sich, wie zu hoffen steht, seine Wirksamkeit in diesem Grade bestätigen, so ist der Gewinn von diesem Mittel sicher sehr bedeutend. Nicht zu weitläufig für diese Blätter zu werden übergeht Ref. die mitgetheilten Krankengeschichten, und erwähnt nur noch den tröstlichen Ausspruch des Verf. am Schlusse dieses Kapitels, wo er sagt: "in keinem von mir selbst beobachteten Falle verfehlte "eine Gabe von sechszig Tropfen des auf die vorgeschrie"bene Weise bereiteten Vinum colchici, den Paro"xysmus zu heben". — Kap. XIX. Ueber eine neue Methode die Sectio alta beym Stein zu machen. Bey der auf die gewöhnliche Weise verrichteten Sectio alta kann der Urin nur durch die Wunde ablaufen, er infiltrirt sich deshalb gern in dem Zellgewebe hinter dem Schaambeine, und bildet dort Geschwüre und Abscesse, aus welchem Grunde sie auch trotz ihrer übrigen Vorzüge vor dem Seitenschnitte von den meisten Wundärzten nicht ausgeübt wird. Die Franzosen, und namentlich Carpur, empfahlen deshalb bey der

Sectio alta einen zweyten Schnitt im Perinaeum zu machen, ohne die Prostata zu verletzen und durch diese Wunde einen biegsamen Katheter in die Blase zu bringen; dies findet unser Verf. überflüssig, er legt einen von ihm und Hrn. Weis erfundenen elastischen Katheter durch die Harnröhre in die Blase, und erhält ihn in dieser Lage trotz der verschiedenen Dimensionen des Penis, durch eine sinnreich erfundene, auf einer Kupfertafel abgebildete Vorrichtung, und vermeidet auf solche Weise die zweyte Wunde. Den ersten Versuch auf diese Weise zu operiren machte er im Jahre 1820 an einem jungen Menschen von sechszehn Jahren, der schon lange am Stein gelitten hatte. Der Kranke wurde rücklings auf einen Tisch gelegt, und in der Richtung der Linea alba ein Einschnitt zwischen den Musc. pyramid, vom Os pubis an sich vier Zoll hoch erstreckend, gemacht, dann die Linea alba selbst in einer Länge von drey Zoll vom Os pubis an durchschnitten, die pyramidales darnach etwas vom Schaambeinrande abgelöset. Durch die Wunde fühlte man jetzt den Grund der Harnblase. Nun brachte man einen silbernen Katheter mit einem Bistouri caché durch die Harnröhre in die Blase, stieß letzteres, als es den Blasengrund berührete, durch, erweiterte hierauf die Wunde in der Blase mit einem geknöpften Bistouri so weit, daß man mit zwey Fingern eingehen konnte, und zog dann den Katheter wieder heraus. Der Stein wurde hierauf mit den Fingern in die mit einem Netz versehene Zange geleitet und herausgezogen, er war sehr rauh, und wog eine Unze. Nach der Operation legte man einen Leinwandstreifen in die Blase und verband die Wunde mit Heftpflastern; in die Harnröhre brachte man den obenerwähnten elastischen Katheter in die Blase, durch welche der Urin auch gut abfloß. Am folgenden Tage nahm man die Leinwandstreifen aus der Blase, da der Urin gut durch den Katheter floß, als er sich aber am dritten Tage verstopft hatte mußte man ihn her-

ausnehmen, und hatte leider keinen andern zur Hand. Dies hatte freylich die unangenehme Folge, daß nun der Harn durch die Wunde abfloß, allein auch dieses dauerte nur bis zum zehnten Tage, und am vierzehnten war die Heilung vollendet. Bey der zweyten Operation hatte man sich besser mit biegsamen Kathetern versehen, und fühlte auch beym Einbringen desselben genau mit dem Finger zu, daß seine Mündung nur eben in den Blasenhals hineinragte. Kein Tropfen Urin kam durch die Wunde und in vierzehn Tagen war die Heilung, trotz des schwächlichen Zustandes des Kranken beendet. — Die sieben Kupfertafeln, welche dieses Werk zieren, sind die nemlichen, welche wir in den Philosophical Transactions vom Jahre 1820 finden und zwar daselbst die 18te und 24ste Platte. Die ersten sechs beziehen sich auf die anatomische und pathologisch-anatomische Untersuchung der Harnröhre, die letzte auf die Instrumente, deren sich der Verf. bey der Sectio alta bedient. H.

## Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung: Geschichte der Griechen, von Dr. Friedrich Wilhelm Göddicke. 1822. X und 512 Seiten in Octav.

Will man nach der Ansicht derer richten, welche behaupten, es könne keine Geschichte der Griechen dieses Namens würdig erscheinen, bevor nicht alle einzelnen Gegenden und Staaten von Griechenland durch Local- und Specialgeschichten dem Forscher aufgeklärt seyen, so muß man allerdings auch diesen Versuch und noch weit größere und berühmtere Werke ähnlichen Inhaltes von vorn herein verdammen. Allein jener Gesichtspunct, so achtungswerth er auch durch die Forderung tief eingehender Gründlichkeit erscheint, kann nicht zur einzigen Richtschnur der Beurtheilung in der historischen Litteratur dienen, denn Werke, die bloße Ideen enthalten oder Handbücher, die eine gedrängte Uebersicht gewähren, liefern nicht minder oft die Resultate der gründlichsten Forschung, welche noch den Vortheil einer be-

lehrenden Bildung für unsre Welt und unsre Zeit haben können. Vorliegendes Werk soll nach der Absicht des Verf. ohne Zweifel der letzteren Classe von Schriften angehören, indem es die fragmentarischen Angaben bloßer Handbücher zu einer zusammenhängenden und ausführlicheren Erzählung verbindet, ohne doch das Detail derselben zu erschöpfen. Nicht wissenschaftliche Forschung, sondern das politische Interesse, was die Griechen in unsern Tagen erregen, gab eigentlich die Veranlassung zu seiner Entstehung, und von dieser Seite betrachtet, muß man gestehen, daß es sich vor den meisten jetzt erscheinenden Flugschriften über Griechenland u. dessen heldenmüthige Bewohner durch Gründlichkeit und wissenschaftliches Streben rühmlichst auszeichnet. Daß die Griechischen Geschichtschreiber als Quellenschriftsteller zum Grunde gelegt sind, würde man leicht bemerken, wenn auch nicht die betreffenden Stellen derselben durch Citate unter dem Texte bezeichnet wären. Nur wo jene Quellen keine zusammenhängende Erzählung enthalten, ist auch des Vfs Auszug dürftig und ungenügend ausgefallen, am meisten in der ältesten u. neuesten Geschichte. Neue Ideen, eigenthümliche Ansichten, pragmatische Blicke und philosophisches Raisonnement findet man selten oder gar nicht; doch schimmert im Hintergrunde immer die Ueberzeugung durch, daß Volksherrschaft oder Demokratie ein Unding auf Erden ist, und immer nur zum Verderben der Völker selbst führt. Uebrigens ist der Vortrag einfach u. kunstlos, aber deutlich in einer der Sache angemessenen, würdevollen Sprache, mit dem Stempel besonnener Umsicht u. Wahrheit liebender Ueberlegung. Die Haupteintheilung in die Geschichte der ältesten Zeiten, des unabhängigen und abhängigen Griechenlands verdient für den Zweck des Verf. Billigung. Die älteste Geschichte bis kurz nach Troja's Zerstörung ist, wie schon bemerkt, am dürftigsten ausgefallen und enthält außer den bekanntesten Angaben aller Handbücher nichts Eigenthümliches. Um aber doch diese Periode auszufüllen, sind nicht bloß die Amphiktyonen, die olympischen Spiele, die Orakel hier abgehandelt, son-

dern es ist auch die ganze Geschichte der Griechischen Litteratur und Kunst hier angeführt. Diese Stellung ist nicht vortheilhaft, weil dadurch jene von der politischen Geschichte ganz losgerissen scheint und die zwischen beiden bestehende Wechselwirkung unbeachtet bleibt, die doch allein manche pragmatische Belehrung gewähren kann, wenn die Fortschritte der Litteratur u. Kunst mit den Perioden der politischen Geschichte in Uebereinstimmung gebracht werden. So aber erscheinen die Pelasger und Hellenen fast unmittelbar neben den sieben Weisen und der Kunstgeschichte der Kleinasiatischen Griechen; Prometheus, dessen Dichtung beweisen soll, daß die Hellenen bis dahin den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten, fast neben dem Phidias und Apelles. Die gymnastischen Uebungen werden dem neuesten Zeitgeiste gemäß getadelt, als hätten sie nur tüchtige Klopffechter hervorgebracht und einen nichtigen, im Leeren befangenen Sinn erzeugt, was freylich aus dem Pindar sich nicht erweisen läßt. Mit vorzüglichem Fleiße sind die Hauptlehren der philosophischen Schulen zusammengestellt, die Redner, Geschichtschreiber und Dichter dagegen kaum auf wenigen Seiten berührt. Der zweyte Haupttheil enthält zunächst die Specialgeschichten der Staaten 1. des Peloponnes, vorzüglich Sparta's mit seiner Lykurgischen Verfassung, die ziemlich ungünstig beurtheilt wird, vorzüglich das Institut der Ephoren, von denen es heißt, daß sie durch Beschränkung der Monarchie nur Mißtrauen erweckt, und freyes, selbstständiges Handeln unmöglich gemacht hätten. Dann folgt 2. Mittelgriechenland, 3. Thessalien und Epirus, 4. die Inseln, 5. die Colonien, 6. die Perserkriege als der glänzendste Lichtpunkt der Hellenischen Großthaten wohl nicht genug hervorgehoben, wenigstens nicht ausführlicher beschrieben, als die nachfolgenden innerlichen Zänkereyen; 7. Oberleitung von Athen bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges; 8. Oberleitung von Sparta; und 9. von Theben. Eine unangenehme Erscheinung ist es hierbey, wenn die Stimme der augenblicklichen Verläumdung sich auch nach Jahrtausenden in den ewigen Richterspruch der Geschichte mischt, wenn z.

B. Themistokles als ein Verräther des Vaterlandes geschildert wird, Phidias als ein feiler Betrüger, Demosthenes als ein Gaukler, der Vaterlandsliebe nur für Persisches Gold hatte. So ausgemacht aber sind diese Beschuldigungen nicht, daß man nicht lieber suchen sollte, die Handlungen jener großen Männer zu ihrer Ehre aus edleren Beweggründen abzuleiten. Perikles dagegen wird über alles gepriesen, ungeachtet es nicht zu verkennen ist, daß die durch ihn gesteigerte Ueppigkeit des Luxus und des demokratischen Uebermuthes den Grund alles nachmaligen Verderbens legen mußte, sobald er selbst den Schauplatz der Thaten verlassen hatte. Die Abhängigkeit Griechenlands bestand: 1. von den Macedoniern; Alexanders Asiatische Züge werden nur berührt, die nachfolgenden etwas verworrenen Geschichten werden mit Klarheit und Ordnung vorgetragen. Den Macedoniern folgen 2. die Römer von der Schlacht bey Kynos-Kephalä bis zur Theilung des Römischen Reichs. 3. Das Byzantinische Kaiserthum; dessen Geschichte, ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten und Grausamkeiten, mit Recht nur kurz abgehandelt ist. 4. Die Herrschaft der Türken. Von der Eroberung von Constantinopel werden drey Jahrhunderte übersprungen bis zum Aufstande der Mainotten im J. 1770. Der neueste Freyheitskampf der Hellenen wird so mangelhaft und dürftig erzählt, daß nicht einmal der Name von Alexander Ypsilanti genannt wird, nur Ali Pascha von Janina, die Armatoloi, Odysseus und die Sulioten werden erwähnt, und den Schluß macht die von dem Senat zu Epidaurus am 13. Januar 1822 proclamirte Constitution. Die Stimmung des Verf. ist übrigens, wie natürlich, dem Gelingen jenes Kampfes zugewandt, und besonders bitter beklagt er sich über die kaltblütige Heucheley derjenigen, welche in den Türken und und den grausamen Maßregeln ihrer Regierung nichts als Muster der Weisheit und Milde auszuposaunen bemüht sind. Denn, sagt er: "ruchloser Frevel ist es und bitterer Hohn, da von Milde zu sprechen, wo die Thaten in so schreyendem Widerspruche mit den Worten stehn".

K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1823.

## Paris.

Chez Deterville: Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de Géographie ancienne et de Chronologie; par M. Latreille, Membre de l'Institut etc. VIII. 262 S. 1819.

Die zehn, in diesem Bande vereinigten Abhandlungen sind, nach der Vorrede, bereits bis auf zwey im Druck erschienen; und zwar die des Insectes peints ou sculptés sur les Monumens antiques de l'Egypte, die Introduction à la géographie générale des Arachnides et des Insectes, so wie die Considérations nouvelles et générales sur les Insectes vivant en société in den Annalen des Museums für Naturgeschichte; die observations sur l'origine du Système Métrique des peuples anciens les plus connus, die notice sur les peuples désignés anciennement sous le nom de Sères, die eclaircissemens sur la Chronologie Egyptienne, so wie die dissertation sur l'expedition du Consul Suétone Paulin en Afrique, et sur diverses par-

ties de la Géographie ancienne de cette contrée sind besonders gedruckt erschienen, aber nur wenige Exemplare davon an Freunde und Gelehrte vertheilt worden. Ganz neu sind daher nur die Abhandlungen — du premier age du Monde, et de l'accord des théogonies phénicienne, chaldéenne et égyptienne, avec la Genèse und de l'Atlantide de Platon, welche letztere der Verfasser in der Sitzung am 5. Julius 1819 der Akademie der Wissenschaften vorgelesen hat. Der Raum und der Zweck dieser Anzeigen erlaubt weder eine vollständige Inhaltsanzeige dieser höchst anziehenden und reichhaltigen Abhandlungen, noch eine nähere Prüfung der aufgestellten Untersuchungen und Hypothesen, welche ohnehin der Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht entgehen werden. — Eine Uebereinstimmung der verschiedenen Theogonien des Alterthums ist unleugbar, und es ist dem Verfasser vollkommen gelungen, dieselbe in den Hauptpartien hervorzuheben. Von dem Niger oder Ger des Plinius hist. nat. 5, 1. beweist der Verf., daß er derselbe Fluß sey, den Ptolemäus unter dem Namen Nigir aufführt, daß es aber nicht der Niger oder Joliba der Neuern seyn könne, sondern wahrscheinlich einer der Wadih, die auf der Südseite des Atlas zwischen dem 9ten und 6ten Grade westlicher Länge, nach dem pariser Meridian, entspringen und von denen noch jetzt einer den Namen Ghir führt. — Von der Insel Atlantis des Plato sucht der Verf. zu beweisen, daß sie Persien sey, und daß nur die Wanderungen der Völker die Sage davon westlich verbreitet und so sie selbst nach und nach in dieser Richtung versetzt habe. — Die Beobachtungen über die Verbreitung der Insecten und namentlich die Eigenthümlichkeiten der gesellig lebenden Insekten sind höchst anziehend und enthalten allerdings viel Neues; aber allerdings auch Manches, was noch festere Begründung bedarf; wie z. B. das, was der Verfasser über eine Art Amazonen unter den Ameisen sagt.

## London.

Printed for Longman, etc. A selection of the correspondence of Linnaeus and other naturalists, from the original manuscripts. By Sir J. E. Smith. 1821. Vol. I. XIV. und 605 S. — Vol. II. IV und 580 S., nebst einem sehr ausführlichen Register, in Octav. Mit 10 Steindrucktaf.

Folgendes ist der Inhalt dieses höchst interessanten Werks. Vol. I. S. 1. P. Collinson's Leben; S. 5. dessen Briefe an Linne; S. 78. Auszug aus einem Briefe Sir J. Banks; S. 79. J. Ellis Leben; S. 82. dessen Briefwechsel mit Linné; S. 282. A. Garden's Leben; S. 284. dessen Briefe an Linne; S. 342. dessen Briefwechsel mit Ellis; S. 569. Vol. II. S. 1. D. C. Solander's Leben, S. 5. Alchorne's Schreiben an Ellis; S. 7. Solander's Briefe an denselben; S. 25. Hales Briefe an denselben; S. 44. W. Hogarth an denselben; S. 44. Herzogin von Portland an denselben; S. 46. J. Hill an denselben; S. 47. J. Ford an denselben; S. 66. Lord Kanzler Northington an denselben; S. 71. Ellis Briefwechsel mit der Herzogin von Norfolk; S. 76. J. Earl of Moira an Ellis; S. 78. Th. Knowlton an denselben; S. 80. J. Banks an denselben; S. 82. Dillen's Leben. S. 85. dessen Briefe an Linne; S. 130. an Richardson; S. 161. Petiver an denselben; S. 171. R. Foulkes an denselben; S. 171. J. F. Gronow's Briefwechsel mit Rich. Richardson; S. 191. J. Amman's Briefe an Linne; S. 204. H. Boerhave an Linne; S. 205. Boerhave an den Baron Bassando; S. 206. Ant. Jussieu an Linne; S. 208. Bernh. Jussieu an denselben; S. 228. A. Haller's Briefwechsel mit Linne; S. 437. Celsius an Linne; S. 440. Catesby an denselben; 442. Mitchel an denselben; S. 451. Gouverneur Cadwallader Colden an denselben; S. 459. Linne an den Marquis von Grimaldi; S. 463. Raibaud an Linne; S. 464. Herzog von Ayen an denselben; S. 465. Adanson an denselben; S. 474.

J. Lind an denselben und Linne's Antwort. S. 477. Reaumur an Linne; S. 479. Pet. Ascanius an denselben; S. 488. E. Mendes da Costa Briefwechsel mit Linne; S. 497. G. Edwards Briefw. mit demselben; S. 506. J. C. Mutis Leben; S. 510. dessen Briefe an Linne; S. 535. dessen Briefw. mit dem jüngern Linne; S. 551. Dru Drury an Linne; S. 552 J. J. Rousseau an denselben; S. 553. Prof. Ramsay an denselben; S. 554. Lord Monboddo an denselben; S. 557. Caroline Louise Markgräfin von Baden an denselben; S. 559. Franc. Masson an den ältern und jüngern Linne; S. 565. Gieseke an den ältern Linne; S. 568. dieser an den Gouverneur Tulbagh; S. 570. an P. Cusson; S. 572. Marquis von Condorcet an den jüngern Linne; S. 573. dieser an Du Roi; S. 574. J. Banks an den jüngern Linne; S. 577. derselbe an den Herausgeber. — Der größte Theil der Briefe ist in englischer, nur wenige sind in französischer Sprache geschrieben und abgedruckt, die lateinischen und mitunter auch ein französischer, haben sich eine Uebersetzung müssen gefallen lassen. Immer ist aber die Sprache des Originals angegeben. Die Steindrucktafeln geben Proben von der Handschrift der bedeutendern Briefsteller und zu diesem Zweck scheint der Steindruck den leicht zu scharfen Kupferstich beynahe zu übertreffen. Der Inhalt der Briefe ist fast durchgehends naturhistorisch. Sollte aber auch die Naturwissenschaft durch die Bekanntmachung derselben unmittelbar wenig gewonnen haben; so ist doch schon der Ertrag an biographischen Notizen von Wichtigkeit; noch wichtiger die freyen Blicke, welche die Briefe in das wissenschaftliche Leben, Zusammen- und Gegeneinanderwirken so vieler bedeutender Männer uns thun lassen. Die Materialien lieferte vornehmlich Linnes eigner literarischer Nachlaß, daher die meisten Briefe an ihn gerichtet, weniger von ihm selbst geschrieben sind. Auch die übrigen beziehen sich meist näher oder entfernter auf seine Einwirkungen in

die Wissenschaft. Und wie bey Vielen Bewunderung und Unterwerfung eigner Ansichten unter sein Urtheil schon früh das Maaß zu überschreiten scheint, so fehlt es auch nicht an absprechenden und gehässigen Kritiken. So schrieb ein ungenannter "celebrated Botanist" nicht unwahrscheinlich der fast vergessene John Hill, an Collinson: I have very carefully examined Dr. Linnaeus's Species Plantarum and do find this to be the most careless of his performances; and through the whole work he seems so vain as to imagine he can prescribe to all the world. The strange confusion of synonyms, shews his want of knowledge; and his applying them in many instances to various plants, is a proof of his want of attention. I. S. 36. Ganz anders Dillenius in einem Schreiben an Richardson II. S. 152: A new Botanist is arisen in the North, founder of a new method, on the stamens and pistils, whose name is Linnaeus. — He has a thorough insight and knowledge of Botany, but I am afraid his method will not hold. Und den Grund dieses Urtheils spricht er selbst gegen Linne aus, nachdem er hie und da Einzelnes erinnert: and in my judgment, every scheme of classification offers violence to nature. Notwithstanding all this, I applaud and congratulate you, in the highest degree, for having brought your premature birth to such perfection. You have accomplished great things, and that you may go on and prosper still more, let me exhort you to examine more and more species. I do not doubt that you yourself will, one day, overthrow your own system. II. S. 91. Wie wenig fehlt, daß diese Prophezeiung eingetroffen sey, da Linne bekanntlich mit wachsendem Alter immer geringern Werth auf sein Sexualsystem legte, sich immer mehr dem Studio der natürlichen Verwandtschaften der Pflan-

zen zuwandte. Diese bis auf die neuesten Zeiten fast ganz übersehene Richtung seines vielseitigen Geistes spricht sich besonders aus in seinen Briefen an Haller, den Jussieu jener Zeit, welche zum bessern Verständniß der Hallerschen Briefe an Linne aus den Epistolae ad Hallerum hier eingeschaltet sind. Ja man begreift nicht, wie das schöne Verhältniß dieser beiden gleich großen Männer hinterdrein so sehr getrübt werden konnte, wenn man nicht erwägt, wie sehr das blinde Ergreifen des Sexualsystems, als des letzten nun erreichten Ziels der Botanik, einen Mann kränken mußte, dessen höhere Bestrebungen dadurch fast ganz vereitelt wurden. Der letzte Brief dieser Sammlung, von Banks an den Herausgeber bezieht sich auf den Artikel Botany in der Scotch Encyclopaedia, dessen Verf. eben der Herausgeber selbst ist. Gleichsam die beiden Angeln, um die der Brief sich wendet, sind folgende Sätze: I admire your defense of Linnaeus's natural classes; aber bald darauf: I fear you will differ from me in opinion, when I fancy Jussieu's natural orders to be superior to those of Linnaeus. Mit Recht nennt der Herausgeber diesen Brief a commentary on several leading subjects of the present volume. Er verräth am deutlichsten die Grundabsicht bey der Bekanntmachung dieser Sammlung, zugleich aber wird er diejenigen entschuldigen, welche, vielleicht abweichend von der Meynung des verdienstvollen Sir James Eduard Smith, in Jussieu Linne's treuesten und größesten Nachfolger zu finden glauben.

E. M.

## Braunschweig.

Ueber den Rationalismus und die Ratiolatrie. Von J. C. F. Witting, Pastor an der Magnus-Kirche in Braunschweig. 1822. S. 154 in 8. "Der Zweck dieser Schrift — sagt der Verfasser in dem vorausgeschickten Vorwort — ist, nur dieser, zu zeigen, wie nothwendig der Rationalismus in der Wissenschaft sey, die wir Theologie nennen, wie weit

er gehen kann, und gehen darf. Zu dem Ende ist jede Art von Rationalismus beleuchtet, und besonders der von Principien ausgehende. Nachher ist aber auch gezeigt, wo der wahre Rationalismus endet, und in Rationalatrie ausartet." Bey der versprochenen Beleuchtung der verschiedenen Arten des Rationalismus fühlt man sich wohl zuerst etwas befremdet, und dieß Befremden steigt noch, wenn man S. 9. dieser verschiedenen Arten nicht weniger als acht, nämlich einen allgemeinen, einen individuellen, einen temporellen, einen kritisch-kantischen, einen exegetischen, einen homiletischen, einen wissenschaftlichen und einen von Principien ausgehenden Rationalismus aufgezählt findet. Da der Verf. selbst unter dem allgemeinen, den Gebrauch der Vernunft in der Religion überhaupt versteht, so sieht man leicht, daß seine verschiedene Arten nur aus einer verschieden modificirten, oder in verschiedenen Formen angebrachten Anwendung des Vernunftgebrauchs entstehen können, welche einer strengen Logik schwerlich einen hinreichenden Grund zu seiner Classification anbieten dürfte: doch wenn man nur einmahl über den kleinen Anstoß, den man daran nehmen möchte, hinüber ist, so tritt man mit ungemischtem und desto größerem Vergnügen dem Urtheil bey, das er über jede seiner Gattungen gefällt hat, da es meistens mit eben so treffender Wahrheit als schonender Milde ausgesprochen ist. Aus Veranlassung des von Principien ausgehenden Rationalismus, den er S. 51. für die höchste Stufe des wissenschaftlichen erklärt, hat er selbst einen Versuch gemacht, S. 53 - 114. das Ganze der christlichen Religionslehre aus jedem der verschiedenen Principien die man schon für die Moral aufgestellt hat, abzuleiten, und somit ein förmliches logisch gerechtes System daraus zu construiren. Dabey hat er nicht nur eine seltene Bekanntschaft mit der älteren und neueren Geschichte der Philosophie, sondern auch eine Gewandtheit in den zu der Construction eines Systems erforderlichen Manipulationen erprobt, die das erzwungene dabey würklich noch künstlicher als einige unserer neueren systematischen Dogmatiker zu verstecken, und das, was sich nicht erzwingen ließ, noch unmerklicher

zu erschleichen gewußt hat: freylich ist ihm aber der Versuch selbst eben so wenig als diesen gelungen, und er konnte ihm noch weniger als diesen gelingen, da er es S. 114. selbst als Gesetz anerkennt, daß dabey die Bibel in ihrem ganzen Werthe und Ansehen gelassen werden müsse. Von S. 114-154. wird nun die Ratiolatrie dem Rationalismus gegenüber gestellt, wobey es sich dann noch deutlicher aufdeckt, was der Verf. unter dem ersten gedacht haben will; nur bekommt man dabey mehrfache Veranlassungen zu dem Wünsche, daß er hier die unterscheidenden Merkmahle der einen und der andern bestimmter und genauer ausgezeichnet haben möchte. Die allgemeine Beschreibung S. 115. "Die Rationalatrie ist die abgöttische Verehrung der Vernunft" soll wohl gewiß keine Definition seyn; aber auch durch die besondern Züge, wodurch sie nun geschildert wird — "Sie schließt durch die Autonomie alle fremde, auch die göttliche Gesetzgebung aus. Sie giebt zu, daß ein Gott sey, sein Gebot aber soll nur in so fern etwas gelten, als die menschliche Vernunft es sich selbst gibt. Sein Gebot soll der Suprematie des menschlichen Verstandes unterworfen seyn. Sie setzt an die Stelle der Autorität Gottes die Autorität der bloßen menschlichen Vernunft. Sie will nicht bloß einen nüchternen und bedingten, sondern einen unbedingten und absoluten Gebrauch der Vernunft, sie will kein Christenthum, sondern nur Vernunft-Religion, keine Bibel sondern nur Philosophie" — auch durch alle diese besondere Züge kommt man nicht in das klare über das Princip, von dem sie ausfließt. Dabey mochte es ihm freylich leichter werden, die Unhaltbarkeit der Ratiolatrie S. 137-153. aus nicht weniger als vier und zwanzig Gründen zu beweisen, die man jedoch auch wieder etwas unlogisch gestellt und gemischt finden wird, aber dabey wird es gewiß auch keinem unserer rationalistischen Theologen schwer werden, den Vorwurf der Ratiolatrie von sich abzulehnen. Dennoch freuen wir uns der Theilnahme, welche ein gelehrter Prediger an dem Hauptgegenstande, der wirklich unsere wissenschaftliche Theologie beschäftigt, durch diese Schrift erprobt hat, und freuen uns desto mehr, je verständiger und richtiger die Ansicht im Ganzen ist, die er von dem Gegenstand aufgefaßt hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1823.

## Padua.

Jacobi Morelli, bibliothecae regiae D. Marci Venetiarum praefecti Epistolae septem variae eruditionis, quarum tres nunc primum prodeunt. Patavii, ex officina sociorum titulo Minervae: 1819. VI. und 117 Seiten in Octav.

Diese Briefe, welche eine Fülle der mannichfaltigsten litterärischen Notizen und Bemerkungen enthalten, sind geschrieben in Venedig, die vier ersten schon im Druck bekannt gewordenen, aus früheren Jahren, jedoch mit Nachschriften von 1818, die drey letzteren noch unbekannten sind von 1818 ohne Nachschriften. — Der erste Brief ist an Professor Ammon in Erlangen vom Jahre 1791, ein Bericht über eine damals in der Marcus-Bibliothek neu aufgefundene griechische Uebersetzung einiger Bücher des alten Testamentes. Die Handschrift hält ihre Blätter in umgekehrter, orientalischer Ordnung von der Rechten zur Linken, ist also wahrscheinlich zum Gebrauch für Juden geschrieben, die Zeilen jedoch sind wie gewöhnlich, von der Linken zur Rechten. Sie giebt den Pentateuch, die Sprüchwörter, Ruth, das hohe

Lied, Koheleth, die Klagelieder, Daniel, und scheint im 14. Jahrhundert geschrieben zu seyn; die Uebersetzung selbst aber ist nach Eichhorn's Meynung zwischen dem 6. und 10. Jahrhundert gemacht worden. Als Probe dieser Handschrift ist ein Kupferblatt beygegeben, welches den Abdruck des Anfangs der Genesis bis zum 8ten Verse enthält mit Characteren, die ohne tieferes Studium und langwierige Uebung fast ganz unleserlich sind, und deshalb auch durch den gegenübergestellten Druck mit gewöhnlichen Lettern hier erklärt werden. Indessen hat seit jener Zeit bereits Villoison den ganzen Codex abgeschrieben und einige Bücher aus derselben herausgegeben, Ammon den Pentateuch edirt, commentirt und erläutert, Eichhorn und andere haben über seinen Werth gerichtet.— Der zweyte Brief ist an Villoison im J. 1792. Der Holländer Heerkens hatte im J. 1787 eine Tragödie Tereus herausgegeben und zwar als ein neu aufgefundenes Werk des berühmten Römischen Dichters Varius aus dem Augusteischen Zeitalter. Gegen diesen Herausgeber beweiset der Verf., daß jene Tragödie ein Werk ist des Venetianers Gregorius Corrarius aus dem 15ten Jahrhundert, und schon unter dem Titel Progne 1558 in Italien gedruckt; die Beweise selbst werden aus vielen gedruckten und handschriftlichen Nachrichten geführt, die meist nur dem Verf. zugänglich waren. Auch dieser Brief ist bereits früher durch Harles bekannt geworden. Der dritte Brief an Harles in Erlangen von 1809 berichtet, daß vom Theocrit sich auf der königlichen Bibliothek in Venedig nur drey Handschriften des 15ten Jahrhunderts befinden, welche außer einigen angeführten Varianten keine sonderliche Ausbeute gewähren. Der Ausdruck *νέποδες*, der in den 17ten Idylle von den Göttern gebraucht wird, giebt dem Verf. Veranlassung, eine Abhandlung von Hieronymus Aleander dem Jüngeren († 1629) einzuschalten, in welcher nach einigen allgemeinen Reflexionen über die Rohheit der ältesten Kunst, besonders der plastischen

in der Bildung der menschlichen Glieder erwiesen wird, daß die Aegyptier und großentheils auch die Griechen und Römer den Gang der Götter schildern als eine Bewegung durch die Luft, ohne daß die Füße dabey vor einander fortgesetzt werden, und daß eben diese Vorstellung durch den Ausdruck νέποδες bezeichnet werde. Angehängt ist dann noch ein Verzeichniß größtentheils ungedruckter Schriften jenes Hieronymus Aleander des Jüngeren. — Dieser Brief ist bereits in Schrebers Ausgabe des Harlesischen Theokrit 1818 abgedruckt, neu angehängt sind hier außer einigen litterärischen Notizen ein noch unbekanntes komisches Hyporchema des Hugo Grotius auf den Tod seines jungen Hundes. Der vierte Brief an Millin in Paris von 1813 handelt von einer Inschrift, die sich unter einem Basrelief im Museum der Familie Grimani zu Venedig befindet; sie soll gelesen werden Διοδωρα χρηστη χαιρε και συγε für συστεργε. Angehängt sind einige Nachrichten, welche die Geschichte jenes Museums betreffen. Der fünfte Brief an Moreni und Fiacchi in Florenz von 1818 handelt von des Leo Baptista Albertus Intercoenales und einigen andern ungedruckten oder selten gekannten Schriften desselben. Jener Geistliche, der sich als Baumeister im 15ten Jahrhundert so berühmt gemacht, hat unter andern auch intercoenales (confabulationes) geschrieben, redactas in parvos libellos, quo inter coenas et pocula commodius possent perlegi. Dieses Werk wird allgemein für verloren gehalten; vor zwanzig Jahren aber fand Morelli in der Bibliothek eines Jesuiten Matthäus Aloysius eine Handschrift von 1487, die jetzt an die Bibliothek zu Oxford verkauft ist; darin stand von den Intercoen. das erste, zweyte und vierte Buch. Aus dem letzteren wird ein Fragment gegeben, welches den Unmuth eines verstorbenen Gelehrten über die Mißhandlung seiner Bücher und Manuscripte mahlt. Außerdem waren in jener Handschrift sieben Briefe in dem Namen

mehrerer Philoſophen geſchrieben an Diogenes von demſelben Verfaſſer als Antworten auf des Diogenes Briefe von Franciscus Grifolinius Arretinus. Andere Werke des Albertus werden genannt: Muscaelaus, Amator, Pontifex, de munere et officiis Episcopi dialogus, elementa picturae, statua, descriptio urbis Romae, de equo animante, tractatus artis aereriae. Der ſechſte Brief iſt an Silveſtre de Sacy und Boiſſonade im J. 1818 geſchrieben, um mit demſelben einen Aufſatz des oben genannten Hieronymus Aleander des Jüngeren über den Urſprung von Venedig zu überſchicken. Darin werden die Nachrichten der Alten über den Namen Heneter und Venetia zuſammengeſtellt; nach Conſtantin's Zeiten kommen meiſt zwey Venetiae vor, wozu dann aber auch Friaul und Hiſtrien gerechnet werden, bis endlich die im Adriatiſchen Meere zur Sicherung gegen die Gothen erbaute Inſelſtadt ſich jenen Namen allein aneignete. Der ſiebente Brief an Schiaſſi in Bologna iſt ein litterariſcher Beytrag zu dem Leben, den Alterthumsſtudien und den Schriften des Paduaniſchen Arztes Johannes Dondi. Es wird erzählt, wie dieſer Mann mit ſeiner ärztlichen Praxis das Studium der Sittenlehre, des Alterthums und der Italiäniſchen Dichtkunſt verband, und wie ſeine vermiſchten Schriften in einem Codex von Morelli gefunden worden ſind. Sie enthielten außer 28 Briefen vorzüglich Bemerkungen über den Vaticaniſchen Obelisken, der von Caligula aus Aegypten nach Rom gebracht wurde, und durch den Papſt Sixtus im J. 1586 ſeine jetzige Stelle im Vaticaniſchen Circus erhielt. Dondi hatte daran folgende Inſchrift entdeckt:

Ingenio Buzeta tuo bis quinque puellae
Appositis manibus hanc erexere columnam.

Daraus ſchließt Morelli, daß jener Obelisk während der kriegeriſchen Unruhen des 11ten Jahrhunderts umgeſtürzt und durch Maſchinerien wieder aufgerichtet worden iſt, die ſo künſtlich waren, daß zehn

Mädchen hinlängliche Kraft hatten, den Obelisken in die Höhe zu ziehen, oder wenigstens ihm die letzte perpendikulare Stellung zu geben. Für den Erfinder dieser Maschinerien, dessen Name in dem Worte Buzeta verschrieben ist, hält er den Pisanischen Baumeister Buscheto, weil man auf dem Grabmahle desselben in Pisa die ähnliche Inschrift findet:

Buscheti nisu quod erat mirabile visu,
Dena puellarum turba locabat onus.

Jene Inschrift des Obelisken ist übrigens nicht mehr vorhanden und also auch dem Zoega unbekannt geblieben, weil das Gestein besonders an der Südseite so verwittert ist, daß der Abgang der ganzen Oberfläche schon auf mehrere hundert Pfund geschätzt wird. Angehängt sind noch als Probe von Dondi's poetischem Geiste sechs italiänische Sonetten desselben, welche großentheils die Herrlichkeit des Alterthums preisen, deren poetischer Werth aber nur gering ist. Zuletzt folgt noch ein Verzeichniß der gedruckten Schriften des Verfassers Jakob Morelli; es sind deren 53 Lateinische und 3 Italienische, die meisten jedoch bloße Abhandlungen, Briefe und kleinere Aufsätze in verschiedenen Italienischen, Französischen und Deutschen Zeitschriften. Ihre bloßen Titel gewähren uns ein achtungswerthes Gesammtbild der wissenschaftlichen Thätigkeit des Verfassers seit 52 Jahren, und wie aus den übrigen Schriften, so auch aus diesen Briefen des berühmten Veteranen wird der Literator, Bibliograph und Alterthumskundige mannichfaltige Belehrung über einzelne Gegenstände schöpfen können. K. D.

## Neuorleans.

Bey Levy: Report made to the General Assembly of the state of Louisiana, of the Plan of a Penal Code for the said state. By Edward Livingston, member of the House of Representatives from the Parish of Plaquemines. 1822. 159 Seiten in gr. Octav.

Mittelst Beschlusses vom 10. Febr. 1820 wurde im Senate des Staats Louisiana beschlossen, daß ein neues Strafgesetzbuch entworfen, und dessen Bearbeitung einem der Repräsentanten, Eduard Livingston aufgetragen werden solle. Als Hauptbedingung wurde festgesetzt, daß das Gesetzbuch auf den Grundsatz der Praevention zu bauen, daß alle Verbrechen klar und deutlich und in einer allgemein verständlichen Sprache in demselben aufzuführen, daß den einzelnen Verbrechen die Strafen im richtigen Verhältnisse anzupassen, daß vorzüglich der Beweis der Verbrechen und der Schuld nach festen Grundsätzen zu bestimmen, daß das Verfahren so einfach als möglich anzuordnen, und daß endlich die Pflichten der Behörden, Richter u. s. w. genau und gesetzlich, in Bezug auf die Strafrechtspflege selbst, zu bestimmen seyen. In dem vorliegenden Werkchen stattet Hr. Livingston seinen Bericht über den Plan und den Fortgang seiner ihm übertragenen Arbeit ab; sie ist noch nicht völlig beendet, wohl aber theilweise, und so theilt der Verf. einzelne bereits vollendete Titel des Gesetzbuchs am Ende seines Berichts mit. Das ganze Gesetzbuch wird in sechs Bücher zerfallen. Da die einzelnen frühern Strafgesetze in einem sehr barbarischen Style abgefaßt, und mit Kunstausdrücken angefüllt waren, so soll dagegen das neue Gesetzbuch nach dem Willen des Senats allgemein verständlich seyn. Dem Verf. war es nun nicht möglich, alle Kunstausdrücke zu vermeiden; daher sollen die unumgänglich nöthigen besonders aufgeführt und erläutert werden, und so ist hiezu das erste Buch bestimmt. Das zweyte wird die allgemeinen Grundsätze über Verbrechen und deren Bestrafung enthalten, zugleich aber auch den Geist des Gesetzbuchs, und die Hauptsätze, worauf es beruht, selbst angeben. Diese sind denn, daß keine That oder Unterlassung ein Verbrechen sey, wenn sie nicht für ein solches vom Staate erklärt worden sey, und daß keine Strafe zu erkennen sey, wo das Strafgesetz eine solche nicht androht. Eine ausdehnende Erklärung des Gesetzes ist ver-

boten, und zugleich dadurch eine Controle über die richterliche Amtsführung eingeführt, daß es jedermann erlaubt ist, die entschiedenen Criminalrechtsfälle, nebst seinen Bemerkungen über das Benehmen der Richter dabey, drucken zu lassen, und selbst der Richter für verpflichtet erklärt ist, zu diesem Zwecke die Acten und Erkenntnisse mit den Entscheidungsgründen einsehen zu lassen. Das öffentliche und mündliche Verfahren und das Geschworneninstitut ist allgemein eingeführt, da es früher den Angeklagten nur verstattet war, auf den Ausspruch von Geschwornen zu provociren, und jenes Verfahren die Regel nicht ausmachte. Das dritte Buch soll sich mit der Aufzählung und Definition der Verbrechen beschäftigen. Sie zerfallen in zwey Classen, Verbrechen gegen den Staat und Verbrechen gegen Privatpersonen. Gegenstände der Verbrechen der ersten Classe sind: Unabhängigkeit des Staats in seiner gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt, öffentliche Sicherheit, Staatsrevenüen, Stimmrecht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Münze, Handel und Manufacturen, Freyheit der Presse, öffentliches Eigenthum, Landstraßen, Brücken und Ströme, Freyheit jeder Religionsübung und Verderbung der Volkssittlichkeit. Als Gegenstände der zweyten Classe sind aufgeführt: der gute Name, die Person, ihre Staatsbürgerrechte, ihre Privatbürgerrechte, ihr Gewerbe oder Handel, ihr Eigenthum und ihre sonstigen Erwerbszweige. Aus der Reihe der Verbrechen sind ausdrücklich ausgeschlossen, der Selbstmord, die Paederastie und Sodomie, und Blasphemie. Das vierte Buch wird die Strafen bestimmen, welche auf die Verbrechen gesetzt sind. Als Strafzweck wird die Praevention und zwar in dreyfacher Hinsicht, angegeben, um andere von der Begehung gleicher Verbrechen abzuschrecken, um dem Verbrecher selbst die Wiederholung der Verbrechen theils physisch, theils moralisch unmöglich zu machen, also, in letzterer Hinsicht, um ihn zu bessern, und den Hang zur Wiederhohlung bey ihm zu ersticken. Nur eine diesem dreyfachen Zwecke anzupassende Strafe soll anpedroht werden; zu gleicher Zeit aber soll die Strafe von der Art seyn, daß falls sie aus Irrthum ausgesprochen wäre, sie immer zurückgenom-

men werden könne, und dem Verbrecher kein unwiderbringliches Uebel zufüge. Ausdrücklich ausgeſchloſſen iſt daher die Landesverweiſung, Deportation, Einſperrung, Confiscation des Vermögens, Ausſtellung an den Pranger, öffentliche Arbeitsſtrafe, Verſtümmlung, Auspeitſchung und jede andere Leibesſtrafe, und endlich die Todesſtrafe. Ueber die letztere verbreitet ſich Livingſton ſehr weitläuftig, er zeigt aus der Erfahrung, daß ſie durchaus nicht abſchreckender ſey, wie jede andere Strafe, und daß, wenn er gleich das Recht des Staats, eine Todesſtrafe feſtzuſetzen, nicht beſtreiten wolle, politiſche und moraliſche Rückſichten ſich der Feſtſetzung von Todesſtrafen widerſetzten. Die einigen Strafen, welche er vorſchlägt, ſind: Geldbußen, Dienſtentſetzung, Suspenſion der ſtaatsbürgerlichen Rechte auf gewiſſe Zeit, völlige Beraubung derſelben auf zeitlebens, Gefängniß mit harter Arbeit verbunden, und einſame Einſperrung während gewiſſer, durch das Straferkenntniß zu beſtimmenden Zeiträume. Das Gefängniß ſelbſt ſoll eine wahre Poenitentiarie ſeyn, und auf das Individuum Rückſicht nehmen, um es ſittlich und bürgerlich beſſern zu können. Das vierte Buch ſoll genaue Vorſchriften für das Betragen der Geſchwornen und aller Beamten der vollziehenden Macht, ſo wie für das Verfahren in Criminalſachen enthalten. Auch die Vorſchriften der engliſchen Habeas corpus-Acte ſollen berückſichtigt, und der Localität des Staats angepaßt werden. Ueber die Vortheile derſelben verbreitet ſich Livingſton ſehr ausführlich. Das fünfte Buch ſoll Regeln über den Beweis in peinlichen Sachen, d. h. über die förmlichen Beweismittel, enthalten, da die Kraft des Beweiſes ſelbſt zu beurtheilen, dem Ermeſſen der Geſchwornen überlaſſen bleibt. Vorzüglich ſollen beſſere Vorſchriften über die Eide ertheilt werden. Das ſechſte Buch endlich ſoll ſich mit der nöthigen Organiſation der Gefängniſſe auf den Fuß der Poenitentiarien beſchäftigen; indeſſen iſt Livingſton mit den jetzt beſtehenden nicht ganz zufrieden; er wird ſie bereiſen, und demnächſt Vorſchläge thun, um für Louiſiana eine vollkommene Poenitentiarie einrichten zu können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 14. Junius 1823.

## Schleswig.

Gedruckt und verlegt im Königl. Taubstummen-Institut: Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von C. F. Carstens, Ober- und Landgerichts-Advocaten in Oldesloe und Dr. N. Falck, ordentlichem Professor des Rechts an der Universität in Kiel. 1821. 1 Bd. in 4 Heften. 1822. 1 Band in 3 Heften.

Neben den seit 1811 wieder begonnenen neuen Provinzialberichten, erscheint seit zwey Jahren auch diese Zeitschrift in den deutschen Herzogthümern des Königs von Dänemark. Sie ist gewissermaßen als Fortsetzung der Kieler Blätter und Beyträge zu betrachten, wenigstens finden wir im Allgemeinen die nämliche Vereinigung von Mitarbeitern. Der Zweck dieser Zeitschrift ist zwar genauer bestimmt als derjenige war, welchem die Kieler Blätter, deren Aufhören allgemeines Bedauern erregte, nachzustreben suchten. Topographie, Statistik, Staatswissenschaft, Landes- und Tagesgeschichte, Abhandlungen über das vaterländische Recht, bilden den Inhalt des staatsbürgerl. Maga-

zins, über dessen Tendenz der hochverdiente Falck (welcher zugleich Sammlungen zur Vaterlandskunde herausgibt) sich in einem Vorworte näher ausspricht. Von solchen Aufsätzen finden wir, als besonders auszuzeichnen, die Mittheilungen über eine Canalverbindung zwischen Elbe und Ostsee, mittelst Alster, Trave, Plöner See und Swentine, welche sich an die darüber erschienenen Preisschriften anschließen (1, 1, 129. 2, 2, 287. 2, 3, 558); ferner einen sehr lesenswerthen Aufsatz über die Quellen des vaterländischen Rechts 1, 2, 356; eine hist. dogmatische Darstellung der ehelichen Güterverhältnisse nach Jütschem Low, von Hr. Paulsen, der 1818 in Göttingen die Preisschrift über Rhodos gewann. In verschiedenen Aufsätzen sind Urtheile und Nachrichten auswärtiger Schriftsteller über die Herzogthümer (Sartorius, Wersebe, Höck und Domherr Meyer) berücksichtigt, erläutert oder widerlegt. Sehr wichtig für künftige Geschichte wird eine gelieferte, fortlaufende Chronik seyn. Wenn gleich der Zweck zunächst nur für Schleswig und Holstein berechnet ist, so wird doch diese Zeitschrift nicht allein für die angränzenden Länder, sondern überhaupt von allgemeinem Interesse seyn. Zunächst sind dahin die Aufsätze über ältere Geschichte von Outzen 1, 2, 238, Dr. Kruse 1, 4, 657 und 2, 1, 26 und Schmidt von Lübeck 2, 1, 142 zu rechnen. Der Pastor Outzen hatte schon früher in den Kieler Blättern seine Meinung über die Friesische Abkunft der Ditmarsen ausgesprochen und sucht diese jetzt näher auszuführen. Wir danken diesem Verf. schon manche Aufschlüsse, namentlich ist seine Erklärung des Namens der Chauken von Koog, einem noch üblichen Ditmarser Idiotismus, für den der Ostfriese Polder, Grode, hat, sehr annehmbar, besonders wegen der Uebereinstimmung mit der Bedeutung des Wortes Friesen, welches in Nordfriesischer Sprache das Eindeichen eines feuchten Seeufers und Marschlandes andeutet (s. Gebhardi Gen. Gesch. der erbl. Reichsstände 1, 85).

In früher Zeit, noch im 5ten Jahrhundert, ſtanden Frieſen und Sachſen einander weit näher, wie der gemeinſchaftliche Zug nach Britannien beweiſet. Frieſen und Sachſen waren urſprünglich eines Stammes, Ingävonen; nur die Verſchiedenheit des Bodens und der Lebensweiſe, führte ſie ſpäter in Sitte, Recht und Verfaſſung aus einander; oft aber noch bleibt, wie im Bremiſchen, ſo auch hier, die Gränze zweifelhaft. Ditmarſen wird bekanntlich von Adam Bremenſis, von Helmold und Saxo als ein Sächſiſches Land angeführt, — Outzen beruft ſich dagegen auf mehrere Stellen Fränkiſcher Annaliſten, welche einen andern Sinn zulaſſen könnten. Verheerende Kriege und Ueberſchwemmungen ſollen ſeit dem 11ten Jahrhundert die Verdrängung der Frieſen durch Sachſen veranlaßt haben. Daß ſelbſt die Geeſt (und der größte Theil von Ditmarſen iſt Geeſtland) noch im 9. Jahrhundert Frieſiſch war, glaubt der Verf. bewieſen zu haben; gegen einen Aufſatz des Paſtor Harms in den Kieler Beyträgen, ſucht er mit unpaſſender Bitterkeit darzuthun, daß einſt Frieſiſch in dieſen Gegenden geſprochen ſey. Was die Geſetze betrifft, ſo macht Hr. Prof. Falck aufmerkſam auf Mangel an Uebereinſtimmung im alten Ditmarſer Landrechte und in den Frieſiſchen Statuten. Derſelbe bemerkt, daß die uns bekannten Longobardiſchen Worte am nächſten mit dem Ditmarſer Dialecte verwandt zu ſeyn ſcheinen. Wenn auch die Frage über die Abſtammung der Ditmarſen im Vorliegenden noch nicht entſchieden ſeyn wird, ſo gebührt doch dem Hrn. Outzen der Ruhm, ſelbige zuerſt zum Gegenſtande einer gelehrten Unterſuchung gemacht zu haben. Die Aufſätze von Dr. Kruſe über die Landkriege der Dänen und Deutſchen, im 9ten und 10ten Jahrhundert, berühren auch wieder die alte Streitfrage wegen der Schleswiger Mark und ſuchen darzuthun, daß dieſe nicht auf Däniſchem, ſondern urſprünglich Deutſchem Boden angelegt ſey. Die Gränze des Reiches ging bis zur Schley und Treene, über

die Eider hinaus, welche ſonſt nur ein kleiner Bach war, bis um 1300 große Durchbrüche und Waſſerfluthen gewaltſam eine neue Naturgränze ſetzten. Intereſſant ſind die Notizen über die beiden Rolande zu Bramſtedt und Wedel und die Vermuthung, daß hier die Sitze des nördlichen und ſüdlichen Gaugrafen geweſen ſind. Nach Wedel ward der Roland wohl von Hamburg bey der Normanniſchen Verwüſtung verlegt. Die Hamburger Rolandsſäule ſey übrigens erſt in Kaiſer Karls IV. Zeit bey einem Volksauflaufe vernichtet. Gerügt wird 1, 4, 784 die Indolenz, daß der vor einigen Jahren umgeſtürzte Bramſtedter Roland noch nicht wieder aufgerichtet ſey. — Der Juſtizrath Schmidt von Lübeck ſetzt ſeine, in den Provinzialberichten mit großer Kunde und vielem Scharfſinne, begonnenen Forſchungen über die Zeiten und Gränzen der Slaven fort. Von großem litterariſchen Intereſſe ſind die Aufſätze 1, 3, 1 und 2, 1, 145 über Dethmars Chronik, ſonſt auch der Minoriten Leſemeiſter genannt. Früher hatte von Seelen in Selecta literaria N. IV. 1726. S. 134. Mollers Nachrichten in Isagoge ad hist. Cimbr. 2, 432. und Cimbria literata 1, 136 u. 448 ergänzt. Der Hr. Ob. App. Rath Hach in Lübeck hat jetzt eine Abſchrift des faſt verſchollenen, wenig bekannten Chroniſten ans Licht gezogen und theilt hier Bemerkungen und Auszüge mit. Der erſte Theil geht von 1101-1401 und es wird höchſt wahrſcheinlich ein Exemplar desſelben, als Chron. Lubecense, auf der königl. Bibliothek in Hannover befindlich ſeyn. S. Archiv für ältere Geſchichtskunde 1 B. 5 u. 6. Heft. S. 474. Der Verf. hieß Dethmar, war Leſemeiſter der Franziskaner und fing 1385 an zu ſchreiben. Im zweyten Theil ſetzt eine unbekannte Hand die Chronik bis 1482 fort. Sie iſt unter öffentlicher Autorität und Begünſtigung abgefaßt, deshalb finden wir manche Urkunden aufgenommen. Die Chronik bezieht ſich nicht allein auf Geſchichte von Lübeck, ſondern

enthält (vorzüglich der erste Theil) wichtige Aufklärungen für die allgemeine Geschichte, besonders der Hanse und des Handels. Hochwichtig ist sonst dies Werk, als ein Denkmal unverfälschter Niedersächsischer Sprache, aus welcher mehrere verlorene Worte vorkommen, z. B. Bruthlacht, Hochzeit; Wracke, Rache; freschen, erfahren; Haar, Schmutz. Corner, der 1435 schrieb, hat den ersten Theil benutzt; spätere Schriftsteller desgleichen, besonders Krohn in seiner Handschrift über die Geschichte von Lauenburg; nachher aber gerieth die Chronik in Vergessenheit und selbst Becker kannte sie nicht. — Schon bey einer andern Gelegenheit hat Hr. Hach sich darüber ausgesprochen, daß Dethmar wohl einen Platz in der beabsichtigten Sammlung der Deutschen Gesellschaft verdiene.

Im Magazin ist ferner das Nähere über die von Hr. Prof. Dahlmann ausgehende Preisaufgabe zur Begründung eines Vaterl. Geschichtbuches der drey letzten Jahrhunderte (1, 3, 585, 2, 4, 230, 2, 2, 528) enthalten. Zur Erleichterung der Arbeit liefert Prof. Niemann eine Vaterl. Chronik des 19ten Jahrhunderts. Es sind zur Bildung des Preises beträchtliche Beyträge eingegangen, die Zeit der Einsendung ist zu Michaelis dieses Jahres. — Sehr willkommen ist eine Zusammenstellung der Litteratur der in den letzten Jahren erschienenen Schriften über die Verfassung der Herzogthümer; es sind deren 40 angeführt, von denen im Auslande wohl nur die von Adam Moltke, Falck, Rüder, Rühs und Dahlmann näher bekannt seyn werden. Andere Aufsätze mögen mehr und alleinig für den Transalbingier Interesse haben, — obgleich ein solches auch schon für Andere durch die rühmlich bekannten Namen der meisten Mitarbeiter erregt werden dürfte.

## Leipzig.

**Bey Gerhard Fleischer: Zur Lehre der Schwangerschaft und Geburt, physiologische, pathologische und therapeutische Abhandlungen, mit besonderer Hinsicht auf vergleichende Beobachtung an Thieren: von Dr. Carl**

Gustav Carus, Professor der Entbindungskunst an der medicinisch-chirurgischen Academie zu Dresden, Director des Entbindungs-Institutes und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Erste Abtheilung mit einer Kupfertafel. 1822. IV u. 231 S. in 8.

Eine vergleichende Bearbeitung geburtshülflicher Gegenstände, wie sie in diesen Abhandlungen von dem bekannten Verf. des mit allgemeinem Interesse aufgenommenen Werks über das Nervensystem, dargelegt werden soll, ertheilt dieser Zeitschrift vor allen übrigen ähnlichen einen besondern Werth, da sicher die Befolgung dieses Planes von vielseitiger Wichtigkeit für die Wissenschaft ist. So beginnt die vor uns liegende erste Abtheilung mit einem Aufsatz über zu lange dauernde Schwangerschaft in der Gebärmutter und Verzehrtwerden der Frucht (sogenanntes Verdautwerden (durch den uterus, bey Kühen, Schafen, nebst Aufzählung der beym menschlichen Geschlecht vorgekommenen Fälle, der durch die physiologischen, obstetricischen und forensischen Folgerungen, die der Vf. aus der Zusammenstellung jener Beobachtungen zieht, ungemein lehrreich ist, wovon Ref. nur das ausheben will, daß vorzüglich der dünnwandige uterus der Säugethiere zu dem Verdautwerden des Fötus besonders vermöge seiner Bildungsähnlichkeit mit dem Magen und Darmcanale günstig ist, und kein Fall ohne wesentliche Veränderung des menschlichen uterus (feste Verwachsung mit den Kindshäuten und allgemeinen Bedeckungen der Leibesfrucht, Verhärtungen, Einschrumpfungen, Verknöcherungen des uterus) existirt, wobey ein Verdautwerden des Fötus statt findet: daß die Natur oft damit zu Stande kömmt, Abnormitäten unschädlich zu machen (indem die weichen Theile des Fötus absorbirt, und das Ganze mit einer Knochenkruste bedeckt wird, und zuweilen die Reste ausgestoßen werden) die die Kunst nicht besiegen kann: daß die sogenannte Spätgeburt den Uebergang von der normalen Schwangerschaft zur anhaltenden (graviditas diuturna) bildet und endlich, daß dem Richter durchaus kein Maaß-

ſtab an die Hand gegeben werden könne, nach welchem er bloß nach der erwieſenen Zahl der Schwangerſchaftstage die Legitimität oder Nichtlegitimität der Geburt beſtimmen, ſondern alle Fälle dieſer Art dem Gutachten der Aerzte unterworfen bleiben. — II. Schwangerſchaft außerhalb der Gebärmutterhöhle. Vier Fälle der graviditas tubo-uterinalis oder in einer ſackförmigen Erweiterung des Theiles der tuba, welche die Subſtanz des uterus durchdringt: der ſelbſt beobachtete Fall beweiſet, wie äußerſt zeitig ſolche Schwangerſchaften bey übrigens kräftigem Körper durch Zerreißung enden, daß die bisher angenommenen Symptome der grav. tubaria, und das von Heim beobachtete eigenthümliche Geſchrey im Moment des Todes mangeln können, und endlich unſre Kunſt hier höchſt beſchränkt iſt, indem Heim's Rath, den Bauchſchnitt zur Unterbindung der tuba bey einer gravid. tubo-uterina zu machen nicht einmal Anwendbarkeit verſpricht. Auch bey Thieren, (Haſen, Schafen) kommen Fälle dieſer Art vor, doch wegen der größern Derbheit der Muttertrompeten, und der Darmähnlichkeit des ganzen Fruchtganges wird aus erſterm Grunde das Austragen der Frucht, aus dem zweyten das Verdautwerden und Incruſtirung derſelben leichter möglich. — III. Einige ungewöhnliche Geburtsfälle aus den Annalen der Entbindungsanſtalt, wovon Ref. nur das Vorkommen von Fiſſuren in den Schädelknochen bey übrigens leicht gebornen Kindern als für die Medicina forensis von höchſter Wichtigkeit erwähnen will. Die Ränder ſolcher Fiſſuren waren durchaus glatt und geebnet, und deshalb die Bildungsfehler als urſprünglich anzuſehen, indem Fiſſuren durch äußere Gewalt ſcharfe zackige Ränder haben. Auch im Inſtitut zu Dresden wurde Zellgewebsverhärtung beobachtet. Bey kropfig-gebornen Kindern, welche bald nach der Geburt ſtarben, fand man die trachea comprimirt. Eine Zerreißung der Nabelſchnur beym Gebähren im Stehen lief ohne Nachtheil für das Kind ab. Beym pemphigus adnatus erfolgte der Tod durch Blutung aus dem Nabel, welche durch kein Mittel, ſelbſt

nicht durchs Glüheisen zu stillen war: merkwürdig war die dreyfache Vergrößerung der Harnleiter bey übrigens gesunden Nieren und ohne Abnormitäten im Körper. Blutgeschwülste des Kopfes (cephalaematomata) wurden durch Oeffnen geheilt. — IV. Einige Bemerkungen über die Lage des Kopfes bey der naturgemäßen Geburt. Der Vf. erklärt sich für die Hinterhauptlage als für die naturgemäßeste, weil der Kopf zu keiner Zeit der natürlichen Geburt in einer Scheitellage sich befindet, wohl aber im Fortgange derselben in eine Scheitellage übergehe; und ferner, um so viel naturgemäßer es sey, daß der Kopf Anfangs der Geburt mit dem Hinterhaupte nach links, als daß er nach rechts gerichtet ist, um so viel naturgemäßer sey es auch, daß der Kopf mit der Pfeilnaht nach dem schiefen, als daß er nach dem queeeen Durchmesser ins Becken eintrete: beym Durchschneiden befindet sich die kleine Fontanelle gegen 2 Zoll unterhalb der Schaamfuge, und die Schenkel der Lambdanaht steigen gegen den linken und rechten aufsteigenden Sitzbeinast hinauf (gegen Nägele, der die kleine Fontanelle seitwärts, am häufigsten links bey natürlicher Geburt annimmt). — V. Eine neue Nachgeburtszange, die sich von der Osianderschen dadurch unterscheidet, daß die Arme gerade sind, und Löffelförmige, inwendig ausgehöhlte, und mit wellenförmig vertieften in einander greifenden Rändern versehene Endigungen besitzen. — VI. Zur Lehre von Bildungskrankheiten des Fötus. Ueber Versehen der Schwangern, und Anführung der interessanten Monstrositäten, worunter besonders ein merkwürdiger Fall einer mit Rückenmarksbruch verbundenen spina bifida, wobey die vorgetretene medulla spinalis in einem Sack der arachnoidea lag, und durch diese Auswärtsbiegung der medulla, (nach Abgabe des ersten und zweyten Lendenwirbelnervens) die die cauda equina bildenden Nervenursprünge eine bedeutende Veränderung zeigten, indem sie der bogenförmigen Ausbreitung der Wände des häutigen Sackes folgen mußten, auch die Ursprünge des nervi ischiadici so ausgedehnt waren, daß er auf den ersten Blick von der medulla spinalis völlig abgerissen erschien.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1823.

## Paris.

Bey Courcier: Traité de la science du dessin pour faire suite à la géometrie déscriptive par L. L. Vallée, ancien Elève de l'Ecole polytechnique, Ingénieur au Corps royal des Ponts et Chaussées etc. 1821. 456 S. gr. 4. Nebst 55 Blättern Kupferstichen, besonders geheftet.

Der Verf. hat seinen Tractat in 4 Bücher abgetheilt, und trägt im 1sten die Theorie der Schatten; im 2ten die Linearperspective; im 3ten die Theorie der optischen Bilder; und im 4ten die Luftperspective mit Anweisung zum Tuschen und Illuminiren vor. Es scheint, daß es der wissenschaftlichen Ordnung angemessener gewesen wäre, zuerst die Lehre vom Licht und vom Sehen, hierauf die vom Schatten, folglich das 3te Buch zuerst vorzutragen. Weil indeß, was hier vom Schatten gelehrt wird, rein geometrisch ist, wobey die Lichtstrahlen als gerade Linien betrachtet werden, und nur gezeigt wird, wie bey gegebner Lage und Gestalt des Lichts und des erleuchteten Körpers, die Gränzlinien zwischen Licht und Schatten, oder wenn letzterer von einer bekannten ebenen oder krum-

men Fläche aufgefangen wird, seine Projection oder Umriß zu bestimmen ist: so mag diese Lehre von Kernschatten, Halbschatten und Schlagschatten, die wir sonst unter den Namen Sciagraphie zu begreifen pflegen, zu dem Theil der Geometrie, welcher von den Durchschnitten und Projectionen der Flächen und Körper handelt, und von den Franzosen in neuern Zeiten géom. déscriptive genannt wird, wohl gerechnet werden. Sofern aber die Gestalt des Schatten von dem Ort des Auges oder Gesichtspuncts abhängt, handelt der Verf. davon ganz richtig im folgenden Buche von der Perspective. Hier werden von S. 1 bis 78, die gewöhnlichen Grundsätze und Aufgaben der Sciagraphie ziemlich weitläuftig synthetisch vorgetragen, jedoch nur wenige practische Beyspiele vollständiger Zeichnung z. B. von einer Nische, einer Vase, von einem dorischen Capital und einzelnen Simsgliedern, von Theilen einer Brücke ff. mitgetheilt, wo der Schatten durch Schraffirung angedeutet ist. Einige Vorschriften des Verf. sind längst allgemein bekannt und in Ausübung; z. B. wenn man die Wahl hat, ist es am vortheilhaftesten, die Lichtstrahlen unter einem Winkel von 45° auf den schattenwerfenden Gegenstand, und allemal von der linken zur rechten auffallen zu lassen. Denn, sagt der Verf. wer ein Modell, eine Zeichnung oder Gemälde bey Licht betrachtet, wird es in der rechten, das Licht in der linken Hand halten, und bey dieser Stellung wird dann die Zeichnung angemessen erleuchtet seyn. Das ist zwar richtig, aber doch ist, wie Ref. dafür hält, die wahre Ursache, warum alle Zeichner und Maler das Licht von der linken Seite nehmen, in dem Umstande begründet, daß sie Reißfeder und Pinsel in der rechten Hand führen, folglich im Schatten arbeiten würden, wofern sie sich nicht so stellten, daß das Licht von dem Fenster oder von der Kerze, ihnen zur linken wäre. Man kann freylich noch ferner fragen: warum Feder und Pinsel nicht auch in der linken Hand

geführt werden? Hier verstattet der Raum nicht, darauf etwas weiteres zu antworten, als daß in aller und jeder Handthierung, wo Geschicklichkeit oder Stärke erfordert wird, die Menschen fast ohne Ausnahme mehr Zutrauen zu ihrer rechten Hand, als zur linken zu haben scheinen. — Das 2te Buch, die Linearperspective (S. 90–202) handelt zuvörderst von allgemeinen Begriffen, Erklärungen und Kunstausdrücken. Ein Gegenstand wird gesehen durch Strahlen, die von allen sichtbaren Puncten desselben in geraden Linien ins Auge kommen. Wird dieser Strahlenbüschel irgendwo mit einer Ebne geschnitten, so gibt der Umriß des Schnittes ein perspectivisches Bild von dem Gegenstande, welches linearisch ist, wird aber der ganze Schnitt mit Farben, Licht und Schatten so ausgemahlt, daß es dem Gegenstande gleich sieht, welches durch Anwendung der Luftperspective geschieht, so ist das resp. Bild vollkommen, und täuscht das Auge, welches den Gegenstand selbst zu sehen glaubt. Also nur die Puncte und Linien, welche den Gegenstand, so wie auch dessen Schatten im Umfang oder in besonders unterschiedenen Theilen der sichtbaren Oberfläche, so wie auch dessen Schatten, scharf begränzen, sind in der Linearpersp. darzustellen, wozu nur règle et compas (Reißschienen und Zirkel) erfordert wird. Der Verf. unterscheidet rayons de lumière (Lichtstrahlen) und rayons visuels (Gesichtsstrahlen) und nennt die ersteren reelle, die letztern imaginaire; obgleich ihm sehr wohl bekannt ist, daß wir die Gegenstände durch wirkliches Licht, das von ihnen ins Auge kommt, sehen, wenn gleich es nicht ihr eignes, sondern erborgtes Tages- oder Kerzenlicht ist, womit sie erleuchtet, und durch Widerscheinen oder Zurücksenden und Zerstreuen, gesehen werden. Die angeführte Unterscheidung scheint daher überflüssig zu seyn. Den Augenpunct auf der Tafel oder Zeichnung nennt er point principal; im übrigen sind seine Kunstwörter denjenigen ganz analog, deren deutsche Schriftsteller

in der Scenographie (Perſpective) und Optik ſich bedienen. — Aus dem Angeführten erſieht man leicht, daß des Verf. perſpectiviſche Bilder nur Skizzen und Netze von Linien, wie geometriſche Figuren, ſeyn können, welche nur reguläre, architectoniſche oder ſonſt ſehr bekannte Gegenſtände kenntlich machen, alſo den Zweck im Allgemeinen nur wenig erfüllen können. Weil nun überdies zur Conſtruction und Demonſtration ſo viele Hülfslinien zu ziehen ſind, ſo dürfte die geometriſche Methode des Verf. bey Zeichnern und Mahlern wenig Beyfall finden, ſo allgemein und vollſtändig ſie übrigens auch zu ſeyn ſcheint, alſo daß ſie ſynthetiſch vielleicht alle verſchiedenen Fälle begreift, welche Hr. Karſtens (Lehrbegriff der Mathematik) analytiſch abhandelt. Außer der allgemeinen Methode, die aus obiger Erklärung ſelbſt fließt, wonach von jedem Punct des Objects ſein Bild auf der Zeichentafel zu beſtimmen und welche anwendbar iſt, die Tafel mag Lothrecht oder nach Belieben geneigt, eine ebene, oder krumme z. B. eine Cylinderfläche (wie bey den Panorama's), ja ſelbſt unterbrochen ſeyn, wie Theater-Decorationen — handelt der Verf. auch von andern Methoden z. B. durch zuſammenlaufende gerade Linien, welche Vorzug verdient, wenn der Gegenſtand viele wagerechte Parallelen hat, wie Gebäude; ferner durch Vierecke, vorzüglich nützlich, wenn eine Perſpective in eine andere umgewandelt, vergrößert oder verkleinert wird. Endlich wird auch noch die freye Zeichnung nach Empfindung und Nachahmung der Natur bey irregulären Körpern und Maſſen, wie Statuen, Thiere, Bäume, Felſen ſſ. empfohlen. — Die Wahl des Geſichtspuncts iſt, wenn es eine Landſchaft betrifft, ſo zu beſtimmen, daß man die ſchönſte Gegend mit pittoresken Gegenſtänden, etwa einen Landſitz, Villa, Luſthaus mit Wald, Waſſerfällen, Seen und Hügel, umgeben, deutlich ſehe. Schlöſſer, Paläſte, Kirchen ꝛc. in ihren Façaden deutlich zu überſehen, darf der Sehwinkel, welchen die Geſichtsſtrah-

len nach den Gränzen des Gegenstandes horizontal oder vertical einschließen, etwa 20 bis 45 Gr. betragen, und in keinem Fall über 90 Gr. seyn. Ueberhaupt gilt die Regel: was man vorzüglich durch die Zeichnung der Gemälde vorstellen will, muß auch, so viel die Größe der Zeichnung erlaubt, deutlich zu sehen seyn. — Das dritte Buch handelt S. 203–300 von optischen Bildern (images d'optique), oder von den Erscheinungen, welche aus der Beugung, Zerstreuung, Zurückwerfung und Brechung, des Lichts entstehen; und weil auch diese durch Constructionen sich erklären lassen, so wird hier die Optik als Fortsetzung der Geometrie descriptive angesehen, wohin die neueren Franzosen alle Zweige der angewandten Mathematik zu rechnen scheinen. Ref. übergeht die allgemein bekannten Lehrsätze der Optik, und hebt das vorzüglich merkwürdigste aus, worauf der Verf. als treuer Schüler des Hrn. Monge, den größten Werth zu legen scheint. Hierher gehören die points brillans, lignes brillantes, images brillantes über deren Erklärung und Darstellung der Verf. sehr weitläufig handelt. Wer eine ziemlich polirte Fläche, Gefäß oder Körper von Metall, Stein oder Holz, gegen Licht hält, wird auf demselben Linien und Puncte mit besondern Glanz wahrnehmen, die ihre Stellen nach der Lage des Auges, des Lichts und der polirten Fläche verändern, und zwar allemal dem Lehrsatz der Katoptrik gemäß, daß der Einfallswinkel dem Reflectionswinkel gleich ist. Hiernach sind denn auch die Stellen dieser glänzenden Puncte meistens ziemlich leicht zu bestimmen, welche Kenntniß der Verf. insonderheit für Zeichner und Maler erheblich und unentbehrlich hält, um in ihren Zeichnungen davon Gebrauch zu machen. Es ist zwar dem Verf. nicht unbekannt, daß bey den Naturkörpern diese Glanzbilder (wenn man etwa die Lichtpuncte der Augen an Menschen und Thieren, und die Spiegelungen vom Wasser und Eise ausnimmt) wegen der rauhen und matten Oberflächen derselben nicht anzutreffen sind;

aber theils kommen viele Kunſtwerke von Metall, Stein und Holz, als Gegenſtände der Malerey vor, welche die Glanzbilder vielfältig ſichtbar machen, theils iſt auch der Verf. der Meinung, daß ſelbſt die rauhen Körper allemal mehr Licht zeigen an den Stellen ihrer erleuchteten Oberfläche, wo der einfallende Lichtſtrahl und Geſichtsſtrahl gleiche Winkel mit dem Einfallsloth oder Tangente durch den Reflectionspunct in derſelben Ebene machen. Ref. kann dieſe Meinung nur für wahr halten in den Fällen kleiner Reflectionswinkel: wer eine matte gleichförmig erleuchtete, Mauer oder andere unpolirte Fläche, in gerader Anſicht betrachtet, wird keine glänzende Stellen darauf erblicken, er ſieht überall die Fläche und ihre Farben deutlich; ſtellt er ſich aber ſo gegen die erleuchtete, matte Fläche, daß dieſe mit den Geſichtsſtrahlen nur ſehr kleine Winkel macht, ſo wird er glänzende Linien und Streifen erblicken, und die Fläche ſelbſt und ihre Farben, werden ihm an den Glanzſtellen verſchwinden; nämlich das Auge empfindet jetzt nur regelmäßig zurückgeworfenes Licht, nicht dasjenige, was die Fläche ſelbſt nach allen Richtungen wieder ausſtrahlet, oder womit ſie ſelbſt leuchtet und ſichtbar wird. Alſo nur die Gegenſtände mit glatten, polirten Oberflächen, die als wirkliche Spiegel zu betrachten ſind, machen unter allen Umſtänden die brillanten Bilder des Verf. und zwar nicht bloß auf ihrer erleuchteten Seite, wie der Verf. meint, ſondern wenn die Gegenſtände irregulair ſind, erzeugt ein glänzender Punct oft mehrere andere, die zum Theil ſelbſt in den Kernſchatten des Hauptgegenſtandes fallen, und wieder zum Auge reflectirt werden. Häufige Beyſpiele von glänzenden Bildern geben die Fenſterſcheiben, wenn die Strahlen der Sonne oder des Mondes ſchief auffallen, ſonſt laſſen ſie das Licht durch und ſehen gewöhnlich ſchwarz aus. Das Gaußiſche Heliotrop gibt einen point brillant des Sonnenlichtes. — Von der Urſache und Conſtruction der dioptriſchen Bilder der Linſen, von dem ſchö-

nen Bilde des Regenbogens, von den prismatischen Farbenbildern, von der Organisation des Auges, von allerley katoptrischen Bildern und Anamorphosen, handelt der Verf. ziemlich vollständig, aber ohne angemessene Ordnung, und kommt auch im 4ten Buche auf alles dieß mehrmals zurück, also daß practische Zeichner und Maler bey Weglassung des 3ten Buchs vielleicht nichts würden verloren oder vermißt haben. — Das 4t Buch handelt. S. 302 - 386 von der Luftperspective (persp. aérienne), welche lehrt, wie die gezeichneten oder gemalten Bilder in Licht, Schatten und Farben so abzustufen, zu schattiren und illuminiren sind, daß sie den natürlichen Gegenständen völlig ähnlich werden, und wir ihre Lage und Gestalt, ob sie flach, rund oder eckig, roth oder blau, nah oder fern, gerade oder mehr oder weniger schief und geneigt sind, aus der Zeichnung oder dem Gemälde deutlich erkennen können. Nur die Bewegung, sagt der Verf., können Maler nicht darstellen, als nur durch einige begleitende Umstände (z. B. schäumende Wellen, schäumendes Pferd). Plinius erzählt, von einem Gemälde des Apelles, das einen Wagen mit Viergespann vorstellte, wo die Räder am Wagen, und von einem andern, wo Frauen Wolle spinnen, die Spindeln umzulaufen geschienen; ein drittes altes Gemälde zeigte zwey laufende Soldaten zum Schwitzen erhitzt und fast außer Athem; ein Beweis, sagt der Verf., daß diese Maler die Luftperspective kannten, wenn gleich sie wahrscheinlich keine Physik und Geometrie studirt hatten. Der Verf. handelt nun zuvorderst von dem weißen Licht und dessen farbigen Bestandtheilen, roth, orange, gelb, grün, blau und violet, die wir durch ein gläsernes Prisma deutlich, jedoch mit vielen Abstufungen dazwischen, unterscheiden; alle durch eine Linse wieder vereint, oder auch nur je zwey und zwey, roth mit grün, orange mit blau, und gelb mit violet im Brennpunct vereint, geben wieder weißes Licht, welche letztere Be-

obachtung von Haſſenfratz wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. Die übrigen Folgerungen aus dieſen Erſcheinungen zur Miſchung der verſchiedenen Malerfarben, ſind bekannt, wobey jedoch der Verf. den weſentlichen Unterſchied der Pigmente von den farbigen Lichtſtrahlen (aus welchen letztern z. B. keine braune möglich iſt) nicht genug zu kennen ſcheint. Von der Luft und dem Wiederſchein (des reflets); von Morgen- und Abend-Dämmerung, und von der blauen Farbe der Luft. Wenn die Luft nicht farbig wäre, würde das Himmelsgewölbe ſchwarz erſcheinen, ſagt der Verf. S. 316. davon iſt Ref. nicht überzeugt; denn weil die ungefärbte Luft doch die einfallenden Sonnenſtrahlen brechen würde, warum ſollte ſie dieſelben nicht auch unter kleinen Winkeln reflectiren, und damit weißes Tageslicht machen können, wie ſie auch gegenwärtig thut. Ob nicht vielleicht das Azurblau der Luft und das Seladongrün des Meeres aus einerley Urſache, nämlich weil das ſtärkere rothe und gelbe Sonnenlicht, eindringt, und durchgeht, das ſchwächere blaue und grüne zurückgeworfen wird, entſtehen, läßt Ref. unentſchieden. Nach Beſchaffenheit der Dünſte und Wolken, und Stand der Sonne, ſehen wir allerley Farben, roth, gelb, grün ꝛc. in der Luft, und der Verf. bemerkt ſehr richtig, daß der Wiederſchein von dieſen Farben Einfluß auf Licht und Schatten der Gegenſtände hat; ſelbſt in Wohnzimmern mit farbigen Wänden, Fenſtern oder Vorhängen, nimmt man deutlich wahr, wie Licht und Schatten der Gegenſtände dadurch verändert, (nüancirt) werden. Richtig und bekannt iſt es auch, was der Verf. über Irradiation und Contraſt bemerkt: von gleich großen ſchwarzen und weißen Streifen neben einander, ſcheinen die weißen größer zu ſeyn; von einem ſchwarzen und weißen Thurm dicht bey einander, wird bey heller Luft im Hintergrunde der ſchwarze, bey dunkler Luft der weiße, in größerer Entfernung ſichtbar ſeyn. Eine zur Beſtätigung S. 339 angeführte Beobach-

tung würde gerade das Gegentheil beweisen, hat aber ohne Zweifel Schreibfehler. Manche hieher gehörige Bemerkungen legt der Verf. seinem Lehrer Hrn. Monge bey, die unter uns aus Kästners angewandt. Mathem. und insonderheit aus Lamberts Photometrie längst bekannt sind. Daß aber (S. 350) durch des Hrn. Monge rothes Glas die scharlachnen Kleidungsstücke weiß erschienen, und die weißen durchs Glas unverändert weiß blieben, ist Ref. unerwartet und die Erklärung davon unwahrscheinlich. Freylich können, wie oben schon bemerkt, gefärbte, matte und rauhe, Flächen gar wohl weißes Licht zurückwerfen, wozu jedoch sehr kleine Einfalls- und Reflectionswinkel erfordert werden, die hierbey nicht zu vermuthen sind. Der Verf. sagt auch nicht einmal, ob das rothe Glas ein Planglas oder optische Linse war; letztern Falls konnte vielleicht das Auge angegriffen werden, und deshalb Farben und Bilder sehen, die es im gewöhnlichen Zustande nicht sehen würde. Von allen optischen Bemerkungen des Verf. mag vielleicht folgende, die auch seine eigne Idee zu seyn scheint, zwar nicht die Maler und Zeichner, wohl aber die Physiker am meisten interessiren. Bekanntlich sieht ein gesundes Auge nahe und entfernte Gegenstände deutlich, welches als optisches Werkzeug betrachtet, Veränderungen in der Gestalt des Auges oder dessen Theilen voraussetzt, die man bis jetzt nicht kennt, und worüber mancherley Hypothesen sind geäußert worden. Allgemein hält man dafür, daß die Lichtstrahlen von einem Punct außerhalb auf die Oberflächen der drey verschiedenen Materien im Auge gebrochen, sonst gerade durch und auf der Nervenhaut (retina) zusammen laufen in einem Punct, welcher das Bild des äußern Punctes und die Spitze eines Strahlenkegels, von der Linse auf die retina ist. Unsers Verf. Idee ist nun S. 266 und S. 394 ff. Tab. 48. fig. 2. darin verschieden, daß durch die gläserne Feuchtigkeit, als eine heterogene Materie

(ſie iſt durch und durch mit einem Häutchen — hyaloïde — verwebt) die Strahlen nicht in gerader Linie fortgehen, ſondern fortwährend ſo gebrochen werden, daß ihre convexe Seiten gegen die Axe des Strahlenbüſchels gekehrt ſind, mit welcher ſie vor der Nervenhaut tangirend zuſammen, und dann alle in dieſer geraden Linie vereint die retina treffen, und daſelbſt das Bild empfindbar machen. Wenn dieſe Vorſtellung wirklich gegründet iſt, ſo wäre obgedachte Schwierigkeit bey der Erklärung des deutlichen Sehens ſehr ungleich entfernter Gegenſtände allerdings beſeitigt, weil es hiernach gleich gilt, ob die Bilder etwas weiter oder näher vor der retina entſtehen, die ſie immer, für jeden Punct abgeſondert, treffen, und daher deutlich ſeyn müſſen. Aber der Beweis, daß die Strahlenbüſchel innerhalb der gläſernen Feuchtigkeit ſich nicht in eine Kegelſpitze oder Durchſchnittspunct, ſondern in eine Linearſpitze vereinigen, dürfte zur genügenden Evidenz ſchwer zu führen ſeyn. — Nachdem der Verf. nochmahls alle Urſachen, welche beym Sehen, ſubjectiv und objectiv, die zu bezweckende Illuſion der Zeichnung und Gemälde als Nachahmung der Natur befördern, S. 372 zuſammengeſtellt hat, beſchließt er mit den règles du lavis d. i. mit Vorſchriften, was beym Tuſchen und Illuminiren mit Waſſerfarben zu beobachten iſt. Es iſt nämlich das Colorit oder Farbengebung der Oelgemälde hier ausgeſchloſſen, und nur von Zeichnung auf Papier (dessin au lavis) die Rede. Wenn die perſpectiviſche Zeichnung in Linien fertig iſt, (am beſten nur mit Bleyſtift oder ſehr blaſſer Tuſche gezogen, damit man nach vollendeter Schattirung die Tuſchlinie nach Bedürfniß verſtärken könne) wird mit dem Pinſel gearbeitet und zuvörderſt die Hauptſchatten, Halbſchatten ꝛc. aufgetragen, und zugleich die vorzüglich hellen glänzenden Stellen (images brillantes), welche die vollſtändige Weiße des Papiers bekommen, angedeutet. Hiernach werden die übrigen Farben, wie ſie die Gegenſtände eigenthümlich haben,

oder von dem Wiederschein der Luft oder andern gefärbten, mehr oder weniger nahen, Körper erhalten. Wie man hiebey in Mischung und Abstufung der Farben nach Beschaffenheit der Objecte und Umstände, Luft, Wasser, Landschaften, Felder, Wälder und Gebirge ꝛc. verfahren soll, giebt der Verf. in 35 Regeln, die größtentheils in allen Büchern über Zeichenkunst anzutreffen sind, und denen nichts zu fehlen scheint, als ausgeführte Beyspiele, welche die Anwendung dieser Regeln darstellen, und welche er weg ließ, weil theils der Preis seines Werks zu hoch gekommen, theils es ihm schwer gefallen wäre, dergleichen Zeichnungen vollkommen genug zu diesem Zwecke zu liefern. Er räth daher seinen Lesern, nach guten Kupferstichen die gegenwärtig leicht zu haben, sich zu üben. — In einigen angehängten Noten giebt der Verf. noch Erläuterungen und Beweise über ein und anderes, was im Tractat problematisch geblieben. — Uebrigens ist Ref. der Meynung, daß dieser Tractat zwar gute Kenntnisse und Beflissenheit des Verf. verräth, dennoch aber für eine wissenschaftliche Zeichnungslehre (science du dessin) nicht zu halten sey, weil es dem Vortrage allzusehr an guter Ordnung und Evidenz fehlt; noch weniger aber ist er für eine Zeichenkunst (l'art du dessin) zu halten, wegen der weitläufigen Allotrien aus der Naturlehre und Mathematik. Die practische Zeichen- und Malerkunst muß, wie jede andere Kunst, in bestimmten und faßlichen Regeln nebst guten Vorbildern, ohne umständliche mathematischgelehrte Beweise vorgetragen und geübt werden, wenn sie gedeihen, und aus der Schule ins gemeine Leben sich verbreiten soll. Eigentlich ist unsers Verf. Werk eine Anwendung der géometrie déscriptive auf Sciagraphie und Scenographie, und zeigt, wie diese Disciplinen in der polytechnischen Schule zu Paris vorgetragen werden.

## Leipzig.

O Horatii Flacci Eclogae, cum selectis

scholiastarum veterum et Guilielmi Baxteri, Io. Matthiae Gesneri et Io. Car. Zeunii annotationibus, recognovit Friedr. Henr. Bothe, Dr. Phil. et A. A. L. L. M. Societati, quae Jenae est, latinae, item Teutonicae Berolinensium, hon. c. adscriptus. Editio repetita emendatior. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. MDCCCXXII. XLII und 677 Seiten in 8.

Die erſte Erſcheinung dieſes Werkes, war vor mehr als hundert Jahren; der bekannte Baxter, Rector einer Schule in London, gab nämlich im J. 1701 den Horatius mit Scholien und eigenen Anmerkungen heraus, welche jedoch durch gänzlichen Mangel an poetiſchem Gefühl, durch einen irre geleiteten Scharfſinn, durch eine Neigung zum Ungewöhnlichen und Seltſamen, durch einen geſchmackloſen Hang zu abentheuerlichen Behauptungen, lächerlichen Diſtinctionen und abgeſchmackten Erörterungen von der ſchlechten Seite genugſam ausgezeichnet waren. Indeſſen trat Bentley mit ſeiner neuen Recenſion des Horatius auf; während dieſe die gelehrte Welt in Erſtaunen ſetzte, blieb Baxter unempfindlich gegen die Verdienſte dieſes großen Critikers, und veranſtaltete eine neue Ausgabe ſeines eignen Werkes, die nun vorzüglich gegen Bentley gerichtet war, qui scriptorem ipsum videretur magis oppressisse quam adornasse. Dieſe Ausgabe erſchien im J. 1725. Ihrer polemiſchen Richtung verdankte ſie die unverdiente Ehre, von Gesner umgearbeitet zu werden, der faſtalle ſchwierigen Puntte in eigenen hinzugefügten Anmerkungen erläuterte. So zweckmäßig und ſchätzbar die meiſten derſelben waren, ſo blieb doch noch vieles mangelhaft, die Baxterſchen Ideen waren noch zu ſehr vorherrſchend, und Gesner widerlegte ſie oft nur da, wo Widerlegung unnütz war. So blieb z. B. (und iſt auch in der neueſten Ausgabe geblieben) zu Od. I, 13, 16 Baxter's Himmel als fünftes Element und die von einem alten Scholiaſten ausgedachten fünf Grade der Liebe, die ſchon dem Geſchmack der Anfänger ſo anſtößig und

lächerlich waren. Allen diesen Mängeln suchte der jetzige Herausgeber dadurch abzuhelfen, daß er das Unnütze und Weitschweifige wegließ, neue Anmerkungen von Zeune und Wendler aufnahm und das Fehlende durch eigene Anmerkungen ersetzte, in denen eigene und fremde Meinungen älterer und neuerer Ausleger nachgetragen werden. Auch die Variantensammlung ist durch viele neuerlich benutzte Hülfsmittel bedeutend vermehrt worden, und jeder Lesart ist die Quelle derselben mit den nöthigsten Nachweisungen beygefügt. So ist denn durch vielfach wiederholte Bearbeitung so vieler Gelehrten endlich eine Ausgabe des Horatius entstanden, die durch Bearbeitungen einzelner Schriften dieses Dichters zwar an vielen Rücksichten übertroffen wird, aber in solcher Umfassung des ganzen Horatius doch fast einzig da steht und für die brauchbarste Handausgabe dieses Dichters gelten muß. Vorangeschickt sind folgende Aufsätze: 1. Bothe's Vorrede; 2. Zeune's und 3. Gesner's Vorrede; 4. Bentley's Meinung über die chronische Ordnung der Horazischen Gedichte, welche nach des Ref. Meinung im Ganzen richtig ist, aber doch im Einzelnen mancher Berichtigungen bedarf, die auch zum Theil schon von Wieland, Vanderbourg u. andern gegeben worden sind; 5. Gesner's praesidia quaedam hujus editionis, wozu bekanntlich ein der Bibliothek zu Göttingen zustehender Codex gehört, so wie einige Fragmente aus Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover. 6. Erklärung der in der Variantensammlung gebrauchten Abkürzungen; 7. Baxters Vorrede zu seiner zweyten Ausgabe; 8. Desselben Vorrede zur ersten Ausgabe; 9. Das dem Suetonius zugeschriebene Leben des Dichters mit Anmerkungen; 10. Die kürzere, in alten Handschriften befindliche vita; 11. Baxter's Urtheil über Horatius und dessen Schriften; 12. Das Urtheil des Quinctilianus und aus Isidorus ein Fragment des Mäcenas auf den Tod des Dichters; 13. Die metra Horatiana. Da das Werk selbst seit längerer Zeit bekannt und gebraucht ist, so mögen hier nur einige beurtheilende Beyträge zu dem folgen, was durch den letztern Herausgeber geleistet worden ist. In den Oden scheint es hier zunächst auffallend,

daß durchaus keine Rückſicht auf Mitſcherlich's und Döring's Verdienſte genommen iſt, ja daß ſelbſt die Namen derſelben nirgends genannt werden; dies kann aber nur unter der Vorausſetzung lobenswerth ſeyn, daß die Werke derſelben ſich ohnehin in Jedermanns Händen befinden ſollen, der den Horatius zum beſonderen Studium wählt. Deſto öfter ſind Beyträge von Fea gegeben worden. Im erſten Buche iſt 6, 18 sectis mit Recht für die gewöhnliche Bentleyſche Conjectur strictis beybehalten worden. 7, 7 ſteht die gewöhnliche Leſeart undique; es iſt jedoch nichts geſchehen, um die Dunkelheiten aufzuhellen, in welche die Erklärung derſelben gehüllt iſt, und welche ſonſt häufig die Annahme der Conjectur indeque veranlaſſen. 7, 12. Zu domus Albuneae resonantis iſt von Fea die Bemerkung beygebracht, daß ein vom L. Cölius kurz vorher erbauter Tempel der Tiburtiniſchen Sibylle Albunea zu verſtehen ſey, von dem noch jetzt ſich Ruinen finden ſollen. Eben dieſes wird aber von Kephalides in ſeiner Reiſe Th. I. S. 137–40 geleugnet; und ſo iſt denn auch hier noch immer keine feſte Entſcheidung deſſen gewagt, was in der Halliſchen Encyklopädie unter dem Worte Albunea und in einer neuerlichen Schrift von Sickler verſchiedenartig beſprochen worden iſt. — 12, 45. Hier ſind mehrere Erklärungen ohne beſtimmte Entſcheidung neben einander geſtellt, von denen jedoch keine einzige genügend ſcheint. Die Worte occulto aevo auf fama Marcelli zu beziehen, verdient in keinem Falle Billigung, und andere haben ſie bereits richtiger erklärend auf arbor bezogen. — 23, 5. Die gewöhnliche Leſeart veris und adventus iſt zwar richtig beybehalten; aber die Schwierigkeiten ohne Erklärung, welche Bentley's Conjectur vepris u. adventum ſo häufigen Beyfall verſchaffen, ſind nicht einmal angedeutet worden. — III, 5, 15. Wenn man auch die Lesart trahentis für das gewöhnlichere trahenti gelten läßt, ſo kann man ſie doch nicht mit Fea erklären durch praevidentis oder augurantis, ſondern nur durch afferentis, d. i. qui attulisset. — IV, 14, 24. Unter ignes die nächtlichen Wachtfeuer zu verſtehen, vermindert zu ſehr die Idee von Nero's Tapferkeit; ſchon der Scholiaſt

hatte ja richtig erklärt: per medium pugnae fervorem. — Epod. 9, 17. Die aufgenommene Lesart ad hunc gibt gar keinen Sinn, weil hunc nirgends hin bezogen werden kann, man müßte dann das ad mit dem Scholiasten höchst schwerfällig durch contra erklären; ad hoc, was die neueren Herausgeber haben, ist bloße Conjectur; also muß die handschriftliche Lesart at huc vorgezogen werden. — 11, 13–18. Diese schwierige Stelle ist durch die Lesarten inaestuet, aut und die Anführungszeichen wenigstens in eine bessere Verbindung mit den folgenden Worten gesetzt. Auch ist das te palam keine so unerklärliche Schwierigkeit, wie der Herausgeber meint, daß man daraus ter machen müßte, sondern palam wird gar nicht selten mit dem Ablativ in dieser Bedeutung nach der Analogie von clam construirt; wie dies schon Ov. art. II, 549. Trist. V, 10, 39. Liv. VI, 14. beweisen können. — 15, 15. Die Lesart offensae formae wird ungeachtet aller Gegenreden richtig erklärt durch: in qua semel offendi, und verdient den Vorzug vor der sonst aufgenommenen Hartleyschen Conjectur offensi. — 16, 52. Das Beywort alta ist in der Erklärung ganz übergangen; Döring erklärt es durch montosa, fühlt aber selbst das Unpassende davon und conjecturirt alma und atra; es muß aber vielmehr alta als das Resultat des ganzen Satzes stehen bleiben und als natürliche Folge von dem intumescit erklärt werden. — 17. Die Vermuthung, daß dieses Gedicht die 14, 7. dem Mäcenas versprochenen Jamben seyen, ist höchst unwahrscheinlich; denn jene Jamben waren vor längerer Zeit (olim) versprochen, aber nicht vollendet worden; dieses Gedicht hingegen ist durch Veranlassung des Augenblicks entstanden und der Inhalt desselben eignet sich schwerlich für ein Versprechen an Mäcenas. Eben so wenig können es die Jamben seyn, denen der Dichter od. I. 16, 3. den Untergang wünscht; denn unmöglich kann Canidia, die hier schon als altes Weib erscheint, dort wieder heißen matre pulchra filia pulchrior. — 17, 20. Den Begriff eines nauta durch juristische Definitionen zu beschränken, ist hier nicht wohl für die Dichtererklärung angebracht. — Die Sermonen sind

mit etwas mehr Rücksicht auf Wieland und Heindorf bearbeitet; die Ueberschriften sind meist von Stephanus, Torrentius und andern alten Auslegern; der Text enthält besondere Unterscheidungszeichen, um die Verschiedenheit und Abwechslung der redenden Personen bemerklich zu machen. — I, 1, 100. Daß die fortissima Tyndaridarum eine wirkliche Spartanerin gewesen sey, ist höchst unwahrscheinlich. — I, 5, 5. hoc iter zu verstehen von der nächsten Tagereise von Forum Appii aus, ist unmöglich, indem die folgenden Worte (hic ego propter etc.) immer noch von dem Aufenthalte daselbst reden. Es muß also nothwendig auf die frühere Reise bezogen werden, und ist von der Theilung des Weges von Rom nach Forum Appii zu verstehen, wo unsere Reisenden eine Mittel-Station in Aricia gemacht hatten, die für bessere Fußgänger unnütz gewesen wären. Darum ist aber die von Fea aufgebrachte Lesart nimis für minus nicht zu billigen. — Hin und wieder sind jedoch die neueren Erklärungsversuche gar nicht bemerkt worden, wie II, §. 59. — Der Raum dieser Blätter erlaubt indessen nicht, hier genauer in das Einzelne einzugehen. Die meisten Wort- und Sacherklärungen hier sowohl als in den Briefen sind untadelhaft und häufig durch Auctoritäten des Alterthums begründet. Dagegen vermißt man fast Alles, was zur Characteristik eines einzelnen Gedichtes, der es veranlassenden Umstände und Geistesstimmung des Dichters, der äußeren Form, und der zur Einkleidung gebrauchten Personen gehört, und so wird man auch hier unwillkührlich an Wielands Verdienste erinnert, die, wenn auch zuweilen nur auf den ungewissen Vermuthungen einer ihm eigenthümlichen Sagacität beruhend, doch einzig und unübertroffen uns eine klare Ansicht des bewegten Lebens und Treibens der damaligen Römer geben; ohne welche auch dem Gelehrtesten so manche Aeußerung, Einkleidung und Wendung des Dichters dunkel und bedeutungslos bleiben muß. K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.
Den 16. Junius 1823.

## London.

Bey Longman ꝛc: Private and original Correspondence of Charles Talbot, Duke of Shrewsbury, with King William, the Leaders of the whig party, and other distinguished statesmen; illustrated with narratives historical and biographical. By William Coxe, Archdeacon of Wilts. 1821. 665 Seiten gr. 4to.

Als Hr. Coxe die bekannten Memoirs of John, Duke of Marlborough ausarbeitete, fielen ihm mehrere Handschriften in die Hände, die auf die lange Staatsverwaltung des Herzogs von Shrewsbury unter der Regierung König Wilhelms Bezug hatten. Er erfuhr, daß die Herzogin von Buceleuch im Besitz von vielen originalen Briefen von dem Herzoge und an selbigen sey. Die Herzogin theilte ihm diese mit, und da er bey den Memoirs von Marlborough nur von wenigen dieser Briefe Gebrauch machen konnte, so entschloß er sich, sie, als einen Beytrag zu der Regierungs-Geschichte des Königs Wilhelm, besonders herauszugeben. Die englischen Geschichtschreiber haben diese bemerkte Periode umständlich bearbeitet; wir erlauben uns nur auf Clarendon, Reresby, Wilwood, Carstaris, Lockhart, Hardwicke und Dalrymple aufmerksam zu machen. Dessen unerachtet wird die Herausgabe der Privat-Correspondenz des Herzogs von Shrewsbury, der einer der vorzüglichsten handelnden

Perſonen in der Revolution war, das volle Vertrauen Königs Wilhelm beſaß, und lange Zeit den hohen Poſten eines Secretary of State bekleidete, als einen Gewinſt für die Geſchichte dieſer Zeit angeſehen werden müſſen, indem ſie, weil ſie privat iſt, ein größeres Licht auf den Character und die Bewegungsgründe des Autors wirft, als officielle Documente. Charles Talbot, nachmals Herzog von Shrewsbury, tritt im Alter von 20 Jahren, von der catholiſchen Religion zu der proteſtantiſchen über. Er war einer von den ſieben der engliſchen Großen, welche die berühmte Association im Jun. 1688 unterzeichneten, und den Prinzen von Oranien nach England einluden. Er ging gleich darauf nach Holland, und bot dem Prinzen ſeine perſönlichen Dienſte und ſeine Börſe, an. Er begleitete den Prinzen bey ſeiner Unternehmung nach England, und war derjenige, der die Unentſchloſſenheit, in der Wilhelm zu Exeter verweilte, durch ſeine Ueberredung endigte, und ihn veranlaßte, von dort aus die bekannte Declaration zu erlaſſen. Er unterhandelte mit König Jacob, und war an der Spitze derer, die des Prinzen von Oranien Sache im Parliamente tapfer verfochten. König Wilhelm ernannte ihn zum Secretary of State. Eine Staatsumwälzung, wie dieſe war, mußte nothwendig große Verwirrungen in der Nation erzeugen. Die Tories waren höchſt unzufrieden; allein die Whigs waren es nicht minder. Sie beſchwerten ſich, daß Wilhelm zu große Vorliebe für ſeine ausländiſchen Günſtlinge bezeigte, ſie waren erſchrocken über das Beſtreben des Königs, ſeine Autorität über die Gränzen der conſtitutionellen Gewalt, die einem Könige von England zuſtehet, auszudehnen; ſein kaltes und abſchreckendes Betragen misfiel. Die Tories benutzten dieſe Verhältniſſe mit großer Gewandtheit, den König zu überreden, die Whigs ſtrebten darnach, ihm alle Macht aus den Händen zu winden. Kaum war Wilhelm ein Jahr auf dem engliſchen Thron, und ſchon zeigte er den größten Widerwillen gegen die Partey, der er ihn verdankte. — Die Lage Shrewsbury's ward höchſt mißlich und unangenehm; er bat um ſeine Entlaſſung und erhielt ſie nur mit großer Mühe. Mit dieſem Geſuche um Entlaſſung fängt der erſte Theil dieſer Sammlung, welcher die Correſponden-

Shrewsbury's mit König Wilhelm enthält, an. Sie umfaßt den Zeitraum, als Shrewsbury zuerst als Staatssecretair angestellt war, bis zu seiner Abdankung im Jahre 1690; die vergeblichen Versuche, welche William im Jahre 1693 machte, ihn wieder in seine Dienste zu ziehen, und endlich den Briefwechsel zwischen Shrewsbury und dem Könige, seit seiner Wiederanstellung als Secretary of State im J. 1694, bis er 1700 nach dem festen Lande abreisete. Die Briefe des Königs Wilhelms sind ursprünglich französisch geschrieben und vom Hrn. Coxe ins Englische übersetzt; sie verrathen vielen Scharfsinn und Festigkeit, mit großer Einfachheit; man verkennt nicht, daß der Prinz sich mit den englischen Verhältnissen nicht vertraut machen konnte. Die Briefe Shrewsbury's athmen eine für einen Minister seltene Freymüthigkeit, ohne die seinem Herrn schuldige Achtung aus den Augen zu setzen. König Wilhelm hatte den Plan, eine aus Tories und Whigs zusammengesetzte Administration zu bilden; beide Parteyen sollten von der Heftigkeit ihrer Grundsätze nachlassen. Er kannte die Verhältnisse nicht. Was jetzt höchst schwierig seyn möchte, war damals unmöglich. Vergebens bot er alle Mittel auf, Shrewsbury zu vermögen, sich an die Spitze eines solchen vermischten Ministeriums zu stellen. Selbst das schöne Geschlecht wurde von Wilhelm bey dieser Veranlassung in Thätigkeit gesetzt. Mrs. Villiers, die Maitresse des Königs, und ihre Freundin, Mrs. Lundee, die Geliebte Shrewsbury's, wandten alle Mittel der Ueberredung und der List an. Allein der Ex-Minister war taub gegen alle Vorstellungen und nur erst, als Wilhelm sich entschloß, sich des Whigs ganz in die Arme zu werfen, trat er wieder an das Ruder des Staats. Ein großer Theil des Briefwechsels mit dem Könige, fällt in die Periode, als derselbe in den Niederlanden die vereinigte Armee befehligte. Er erstrekt sich mehr auf militairische Vorbereitungen in England, als auf das Geschichtliche des Krieges selbst. Merkwürdig ist es, daß Wilhelm sich dem Vorschlage Shrewsbury's, im Jahre 1694, Marlborough ein Commando in seiner Armee zu übertra-

gen mit den Aeußerungen widersetzte: "was Lord Marlborough anbetrifft, so kann ich nur sagen, ich halte es dem Besten meines Dienstes nicht angemessen, ihm ein Commando anzuvertrauen. Da der König früher die großen Talente Marlboroughs anerkannt hatte, so ist hieraus zu vermuthen, daß er seinem politischen Character mißtraute. Wilhelm war mehr ein großer Staatsmann als Feldherr, mehr durch die Kunst, erlittene Niederlagen unwirksam zu machen, als durch Siege berühmt. Seine glänzendste Waffenthat, war die Einnahme von Namur. Mehr noch als der Feind, setzte ihn die Schwierigkeit, die Geldmittel aufzutreiben, in Verlegenheit. Sehr viele Briefe des Königs beziehen sich auf diesen Gegenstand. Viele Künste und selbst geheime Intriguen mußten aufgeboten werden, um nur die gewöhnlichen Geld-Bewilligungen vom Parliament zu erhalten, in welchem die Majorität desselben die Ansicht hatte, Wilhelm führte seinen Krieg mit Ludewig XIV. mehr für Holland als für Englands Interesse. Im Jahre 1696 ereignete sich der bekannte Vorfall mit Sir John Fenwick, der eines Complots gegen König Wilhelm angeklagt war, in welchem er Shrewsbury, Godolphin, Marlborough und viele andere Große Englands, als mitschuldig zu seyn, anklagte. Wir erwähnen dieses Umstandes, um den oft verkannten Character des Königs Wilhelm in dem verdienten vortheilhaften Lichte zu zeigen. Am 10. Sept. 1696 schrieb er von Loo an Schrewsbury: "In der verwichenen Woche erhielt ich die Anlage von Sir John Fenwick. Ihr möget selbst mein Erstaunen über die Unverschämtheit dieses Menschen, euch anzuklagen, beurtheilen. Hoffentlich seyd ihr von dem unbegränzten Vertrauen, das ich in euch setze, zu sehr überzeugt, als dem Gedanken Raum zu geben, als hätte diese Anklage irgend einen nachtheiligen Eindruck auf mich gemacht; — oder wenn dieß der Fall wäre, daß ich sie euch zugeschickt hätte", Und unterm 25. Sept. des nämlichen Jahrs, nachdem er Shrewsbury's Vertheidigung erhalten hatte: "seyd versichert, daß dieser Vorfall nur dazu beygetragen hat, wenn möglich, mein früher in euch gesetztes

Vertrauen zu vermehren". Shrewsbury hatte dessen ohnerachtet nicht ganz allem Verdacht, mit den Jacobinern in Verbindung gestanden zu haben, entgehen können; er besorgte im Parliamente angeklagt zu werden, wünschte wiederholt seine Stelle niederzulegen, ward aber von dem Könige verhindert, seine Absicht in Ausführung zu bringen. Als endlich Shrewsbury's Gesundheit immer schwächer ward, willigte der König in seine Entlassung als Secretary of State und ernannte ihn zum Lord Chamberlain. Der Herzog legte aber auch diese Stelle im J. 1700 nieder, und begab sich nach Rom, womit sich die Correspondenz endigt. Ueber die so oft in Anregung gebrachte Frage: war Shrewsbury wirklich mit den Jacobinern in Verbindung gestanden, finden wir hier keine befriedigende Aufklärung. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß der Herzog aus Besorgniß vor einer neuen Staatsumwälzung, seine Gesundheit zum Vorwande nahm, um sich dem Ungewitter zu entziehen. Der zweyte Theil enthält drey Abschnitte: 1. Shrewsbury's Correspondenz mit Admiral Russel, während dieser die englische Flotte im Mittländischen Meere befehligte. Der Admiral war der Feder nicht sehr Meister. Hr. Coxe hat sich in der Nothwendigkeit befunden, den Styl und insbesondere die Orthographie des alten Seehelden an vielen Stellen zu verbessern. Die Briefe des Admirals beweisen die großen Schwierigkeiten, mit denen er kämpfen mußte, die Absichten des Königs auszuführen, der auf diese Unternehmungen seiner Flotte im Mittelländischen Meere, — unserer Ansicht nach — sehr irriger Weise, einen zu großen Werth legte. Ein Brief von Russel, den derselbe durch Frankreich nach England abgehen ließ, und der in sehr unvorsichtigen Ausdrücken abgefaßt war, fiel König Wilhelm in die Hände, und erregte seinen Unwillen und Verdacht gegen den Verfasser. Nur mit großer Mühe konnte Shrewsbury den Admiral gegen den Zorn des Königs schützen, indem er ihn als einen des Schreibens unerfahrnen Seemann schilderte, der schreibt, was er denkt. Wir gestehen jedoch, daß uns der Verdacht des Königs nicht ungegründet gewesen zu seyn scheint. Der größte Theil der damals in

England am Ruder stehenden Personen dachte sich, zumal weil Wilhelm keine Kinder hatte, die Rückkehr der vertriebenen königlichen Familie auf den englischen Thron möglich, und wollte sich auf diesen Fall wenigstens so gut als möglich betten. Unglückliche Wirkungen der Revolutionen, die es so schwer machen, durchaus rechtlich zu handeln! Haben unsere Zeiten uns nicht ein Gleiches gelehrt? Daß dem Könige alle diese geheimen Umtriebe ganz unbekannt blieben, ist nicht wahrscheinlich. Man beschuldigt ihn mißtrauisch und falsch gewesen zu seyn. Allein mußte sein Character durch diese Verhältnisse nicht nothwendigerweise diese Richtung nehmen, umgeben mit Spionen und Verräthern, als er es auf dem englischen Throne war? — Auch finden sich in dieser Sammlung einige Actenstücke die auf Russels Expedition auf die Küsten von Frankreich im J. 1696 Bezug haben. — 2. Die Correspondenz mit Viscount Galway, während der zwey letzten Feldzüge in Italien im Jahre 1695 und 1696. Diese gibt eine Uebersicht militairischer Ereigniſſe in Italien, entwickelt die geheimnißvolle Politik des Herzogs von Savoyen und die Ursachen seines Abfalls von der Allianz gegen Frankreich. — Endlich 3. der Briefwechsel mit den Earls Portland und Jersey, der die Unterhandlungen wegen des Friedens von Ryswick zum Gegenstande hat. In einem Briefe des Lord Villiers an Shrewsbury aus dem Haag den 13. Sept. 1697 erwähnt derselbe die Zusammenkunft, welche König Wilhelm mit Peter dem Großen an diesem Tage zu Sandvke hatte. Sie fand in der schmutzigen Wirthsstube eines Matrosenwirthshauses daselbst, Statt. Peter hatte dies so verlangt, weil er nicht als Souverain angesehen werden wollte. Er nahm daher auch die Einladung Wilhelms zum Mittagsessen nicht an. Villiers sagt von dem Kaiser: the behaviour of this man is very singular and capricious, though in some things he seems to have the genius of a great prince; but he is at too great a distance for us to concern ourselves about him". Die geographische Entfernung Rußlands ist freylich noch die nämli-

che; allein, wie viele Veranlassungen hat England seitdem gehabt und hat es jetzt, sich um Rußland und den Character seines Beherrschers zu bekümmern!

Der dritte Theil des Werks begreift in sich die vertraute Correspondenz Shrewsbury, mit dem Earl Sunderland, denn Lords Somers und Wharton, Admiral Russel, Earl Oxford und Mr. Montagne, nachmaligem Lord Halifax; sie fängt 1693 an und endigt sich 1704. Dieser Briefwechsel gibt viele Aufklärungen über die Verhältnisse der damaligen Häupter der Whigs gegen einander, über die Verhandlungen im Cabinette und im Parliamente, vorzüglich aber über die Eifersucht und das Mißtrauen des Königs Wilhelm gegen diese Partey. Insbesondere geht aus diesem Briefwechsel hervor, wie es den Lord Sunderland gelang die Gewogenheit des Königs zu erlangen, wie er aber durch Cabalen gestürzt ward, und wie endlich die ganze Whig-Administration den Tories weichen mußte. Dieser ganze Briefwechsel ist von Original-Handschriften abgedruckt, die vorher, einige Briefe ausgenommen, dem Publico nicht bekannt gewesen sind.

Hr. Coxe hat diesen verschiedenen Documenten politische, historische und biographische Notizen hinzugefügt, die er größtentheils aus einer aus drey Bänden bestehenden Sammlung der Correspondenz Schrewsbury's, mit Mr. Vernon entlehnt hat. Mr. Vernon war bis 1697 Privat-Secretair bey dem Herzoge und bekleidete von diesem Jahre an bis zu dem Ende der Regierung Wilhelms die Stelle als Secretary of State. Die Briefe in dieser Sammlung fangen mit dem Jahre 1697 an, und gehen bis zu dem Jahre 1708. Mr. Vernons Briefe enthalten zu viele kleinliche Details, als daß sie, nach Hrn. Coxes Ansicht, sich zum Drucke eignen. Die Briefe in der abgedruckten Sammlung seit 1700, als der Periode der Abreise Shrewsbury's nach dem festen Lande, bieten weniger Interesse dar, als die vorhergehenden. Dasjenige, was Hr. Coxe seit dem Jahre 1700, von den Shrewsburn betreffenden Ereignissen erwähnt, ist zum Theil aus einem Journal genommen das der Herzog auf seinen Reisen eigenhändig führte, das aber nicht

so sehr auf politische, als auf seine Privatverhältnisse Bezug hat. Nachdem die Königin Anna den Thron eingenommen hatte, erhielte Shrewsbury mehrmals Anträge, wieder ins Ministerium zu treten, die er aber standhaft ablehnte. Seine Feinde beschuldigten ihn, sich zu Rom wieder mit der catholischen Kirche ausgesöhnt zu haben; er war genöthigt, diesem öffentlich zu widersprechen. Er blieb, während er in Italien war, mit Marlborough, Lord Godolphin, und mehreren Chefs des Whigs in enger Verbindung. Im Jahre 1705 begab er sich nach Venedig. Zu Augsburg heyrathete er die Marquise Paleotte. Mit Marlborough hatte er zu Frankfurt eine Zusammenkunft. Nach seiner Rückkehr nach England, sehen wir Shrewsbury, diesen eifrigen Whig, den die Königin, ohne Wissen ihrer Minister zum Lord Chamberlain ernannt hatte, mit Harley und den Tories gemeinschaftliche Sache machen, um die Whigs-Administration zu stürzen. Und diese bestand aus seinen innigsten Freunden, Godolphin und Marlborough, an der Spitze. Man sieht was politische Freundschaften in England bedeuten, wenn es auf Erlangung von Macht und Ehre ankommt! Man rühmt jedoch von Shrewsbury, er habe zu denen gehört, die gegen das Ende der Regierung der Königin Anna, das Interesse der protestantischen Kirche aufs lebhafteste unterstützten. Er ward in der Folge Vicekönig in Ireland, und nachmals Ambassadeur in Paris. Er arbeitete, seitdem er wieder Antheil an der Staatsverfassung genommen hatte, der Stuartschen Familie aus allen Kräften entgegen und benutzte den großen Einfluß, den er über die Königin gewann, sie für die Nachfolge des Hauses Hannover zu gewinnen. Die Königin ernannte ihn auf ihrem Todtenbette zum Lord-Treasurer. Bey der Gelangung Georgs I. zu der Regierung, ward Shrewsbury Lord Chamberlain, u. behielt diese Würde bis 1715. Dann zog er sich, sey es aus Ueberdruß, oder weil er sich von Georg I. zurückgesetzt glaubte, ganz vom Hofe u. von allen Geschäften zurück. Er starb 1716 als eifriger Anhänger der protestantischen Religion, ohne Kinder zu hinterlassen. Einen großen Theil seines Vermögens erbte der Earl of Cardogan, der Großvater der jetzigen Herzogin von Buceleuch, die dem Hn. Coxe die hier abgedruckte Sammlung seiner nachgelassenen Correspondenz mittheilte.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

97. 98. Stück.

Den 19. Junius 1823.

## Philadelphia.

A Journal of Travels into the Arkansa Territory, during the year 1819. With occasional observations on the manners of the Aborigines. Illustrated by a map and other engravings (fünf Kupfer, Gegenden aus dem Arkanſagebiet in Nordamerika vorſtellend). By Thomas Nuttall, F. L. S. honorary member of the amer. philos society, and of the academy of natural sciences etc. 1821, printed and published by Thomas A. Palmer. In Octavo XII u. 296 Seiten. (Die große ſchöngeſtochene Landkarte enthält des Verf. Reiſeroute vom Miſſiſippi an bis zum Fluſſe Verdigris, oder den Lauf des Arkanſa-Fluſſes bis dahin).

Ehe man an die Leſung neuer Reiſebeſchreibungen geht, ſollte man ſich immer erſt folgende drey Fragen vorlegen: Iſt das beſchriebene Land ſchon früher bekannt geweſen und in wie fern? Iſt es ſchon öfter bereiſet worden und von wem? Sagt der Verf. etwas Neues darüber und was? Es iſt freylich nicht leicht, ſich dieſe Fragen immer ſogleich zu beantworten,

aber es wird doch immer nothwendiger, je mehr die Litteratur der Reisebeschreibungen zunimmt, um sich den täglich anwachsenden Wust von Reisen zu ordnen, um in dieses Chaos Licht zu bringen und das Echte vom Unechten, das Nützliche vom Nutzlosen zu sondern. Je bekannter das Land schon ist, desto sorgfältiger sollte diese Sonderung geschehen, desto mehr sollte man die Reisen sichten, wie z. B. Reisen nach Italien, die zu Dutzenden erscheinen; man sollte den wissenschaftlichen Gehalt genauer angeben, d. h. ob sie für Wissenschaft mit berechnet sind und nicht bloß einem Unterhaltungsblatt ähnlich sehen. Auf die ganze Ahnenreihe der verschiedenen Reisen in irgend einem Lande sollte man zugleich einen Rückblick werfen und auf sie verweisen, was auch besonders für die künftigen Reisenden von großem Nutzen seyn würde. Von dem Wenigen, was wir in dieser Art besitzen, dürfte wohl das Neueste die Tabelle über die Reisenden in Griechenland seyn (Bremen 1818, Fol.), und es ist also in diesem Felde noch vieles zu thun übrig, um fühlbare Lücken auszufüllen. Nach obigem Grundsatz läßt das vorliegende schätzbare Werk desto größere neue Aufschlüsse und Notizen erwarten, je seltener bisher eben dieser Theil von Nordamerika durchwandert und geschildert worden war. Desto erwünschter ist es, daß der Vf. vorzüglich wissenschaftliche Nachrichten verspricht, und er hält Wort. Insbesondere stellte er genaue Beobachtungen über Mineralogie, Geologie und Botanik an, die wir noch wohl nirgends so detaillirt über dies Land finden dürften, als hier. Er theilt sein Tagebuch nach Tag und Datum ein, was sein Gutes und Nachtheiliges haben mag, beym Lesen aber doch das Natürlichste und Bequemste seyn dürfte. Die Wohnplätze der Arkansas sind übrigens westlich vom Mississippi, wo der große Fluß Arkansa (man findet auch Alkansas geschrieben) unterhalb des Missouri, wie jede Karte zeigt, von Westen her in den Mississippi fällt. In der Zueignung an den Präsidenten und Viceprä-

sidenten der Academie der Naturwissenschaften, wie auch an den bekannten Botaniker Joseph Correa de Serra, portugies. Gesandten bey den Verein. Staaten, heißt es, diese Reise sey eigens zu einem naturhistorischen Zweck in jene bisher noch nicht untersuchte Gegend (hitherto unexplored region) unternommen, und durch die Freygebigkeit der genannten Herren unterstützt und ihm aufgetragen, durch Krankheit aber zum Theil vereitelt worden. Zehn Jahre lang reisete der Verf. bereits durch ganz Amerika, um die Naturgeschichte dieses Welttheils kennen zu lernen, ohne andere eigennützige Zwecke, und seine Arbeiten fanden schon in Europa Beyfall. Begleiten wir nun den Reisenden bis tief in die Wohnungen der Wilden.

I. Kapitel. Hr. Ruttal reiset am 2. Octob. 1818 mit der Postkutsche von Philadelphia nach der eine Tagereise entfernten Stadt Lancaster; malerisch hüglichte Gegend, bebauter sehr fruchtbarer Kalkboden, ohne Versteinerungen, mit Spuren von Eisen, Manganesium, Titan und Bley. Von da geht die Reise über Middleton nach Harrisburgh. In Kalkfelsen wird Gypsspath, und Quarz gefunden, sodann Sandstein mit braunem Schieferthon, erklärlich durch die nahe Uebergangsformation. Hier ist auch der fruchtbare Landstrich Pe-quay oder Freudenfeld, am Susquehannah. Grünstein und Trapp wechselt mit Kalk u. Schiefer, worin kubische Feuersteine. Eine lange Brücke von $1\frac{1}{4}$ engl. Meilen führt über den Susquehannah nach Harrisburgh, dann nach Carlisle, Shippensburgh, wo überall der fruchtbarste Kalkboden, und Cammelstown am Fuß des Northgebirges oder Cove. Bey Chambersburgh zeigen sich Pettefakten und in diesem südlichen Theil von Virginien finden sich nun Pinus chops, Quercus ilicifolia und Rhus aromaticum. Mac-Connelstown erscheint in der Vogelperspektive von der Höhe der Northmountains. Bey dem romantisch gelegenen Bedford finden sich Stahlbrunnen. Uebergang über den Fluß Juniata, wo die Weymouths-

Fichte, Sprucetanne, Rhododendron und Magnolia acuminata. Der inländiſche Handel zwiſchen Philadelphia und Pittsburg iſt ſo beträchtlich, daß der Verf. den ganzen Weg mit Frachtwagen bedeckt findet, als ob ein Jahrmarkt in der Nähe wäre. Am Fuß des Alleghanygebirges trifft der Verf. zuerſt auf foſſile Muſcheln in Sandſtein, aber keine verſteinerte Pflanzen. Eine Kunſtſtraße geht ſchon bis zum Ohio nach dem Ort Wheeling. Die Gegend der höchſt gewerbfleißigen, recht emporblühenden Handelsſtadt Pittburgh nennt der Verf. das Thermopylä des Weſten. Er beobachtet überall die mineralogiſchen und botaniſchen Merkwürdigkeiten und gibt deren wiſſenſchaftliche Namen ſtets mit der größten Genauigkeit und mit Ausführlichkeit an. Doch wir ziehen jetzt den Auszug mehr zuſammen und laſſen die vielen Kunſtausdrücke weg, da der Verf. erſt im 5ten Kapitel zu den Arkanſa's oder Quapaw's kommt. — II. Kap. Unter Gewitter, Sturm und Kälte ſchifft der Vf. den Ohio hinunter, findet in Beavertown junge Ladies, die auf einem Ball Branntwein trinken und Taback rauchen, auch eine intereſſante Amazone bey Georgetown, und kommt nach dem Handelsort Wheeling am Ohio in Virginien, wo die große National-Landſtraße von Waſhington her endigt und mit andern Heerſtraßen zuſammenſtößt. Merkwürdig iſt ein alter pyramidenförmiger Grabhügel mit Eingängen, und acht andere Wälle oder Dämme ähnlicher Art, bey Marietta aus den Zeiten der Aborigines. Dieſe Wälle ziehen ſich den ganzen Ohio hinunter (der Vf. kommt unten darauf zurück). Mit wenig Ausnahmen findet ſich überall Armuth. Ein franzöſ. Ausgewanderter aus Grenoble klagt dem Verf., wie ſehr er ſich in ſeinen Erwartungen betrogen, und daß, wenn er dies vorhergeſehen, er nie nach Amerika gekommen ſeyn würde (hört, hört!). Der Wein in den ſchweizer Kolonien Vevay und Gehnt bey Cincinnati iſt ſehr ſauer; doch mehrt ſich der Weinbau in Kentucky und dem Miſſiſippige-

biet. Das armselige Dörfchen Bethlehem besteht nur aus sechs Häusern. Enkriniten nnd Terebratuliten findet der Verf. bey jedem Schritt zu tausenden, nur keine glückliche Menschen. Der Wohlstand von Louisville ist jedoch im Steigen. Viele Dampfschiffe bis zu 500 Tons auf dem Ohio fahren oft in acht Tagen nach Neworleans. — III. Kap. Troja, wo der Vf. durchpassirt, ist wiederum eine unbedeutende Handvoll hölzerner Hütten; so auch Owensville, wo es gänzlich an Mühlen und Obstgärten fehlt, 1 Scheffel Aepfel 1½ Doll. kostet, und ein Faß Mehl zehn Dollars. Getraide aller Art ist indeß überall gut und fruchtbar. Am 17. Dec. wird die Mündung des Ohio erreicht, wo der Vf. zum erstenmal Delaware-Indianer und Shawnees antrifft, worüber interessante Nachrichten gegeben werden. IV. Kap. In dem Eingang des Missisippistroms kommt der Vf. in Schiffbruchsgefahr, rettet sich aber glücklich. Neumadrit ist ein unbedeutendes französ. Dörfchen von 20 hölzernen Häusern. Erdbeben sind hier sehr häufig, oft zwey bis drey des Tages; das von 1811 ist besonders merkwürdig. Hier wächst die seltene Catalpa cordifolia. Der Boden ist vortrefflich, aber die Einwohner sind durch Erdbeben vertrieben, da das Land an 10 Fuß tief versank, und dergestalt den furchtbaren Ueberschwemmungen des Missisippi preisgegeben wird. Diese Gegend entdeckte einst Ferdinand de Soto. Ueberall Einöden, auch wegen der Ueberschwemmungen. Der Missisippi führt hier ganze schwimmende Wälder von Baumstämmen mit sich fort, wodurch unser Reisender in Lebensgefahr kam. Biber sind hier in Ueberfluß. — V. Kap. Der Verf. beschreibt die Schichten der vier Chicasaw Bluffs oder Klippen, 300 Fuß hohe freystehende Hügel in der Ebene der Chikahaws, und befürchtet für die Zukunft vulkanische Eruptionen an den Ufern des Missisippi. Am Neujahrstag 1819 trifft er eine Lagerstätte von Shawnee-Indianern an, die Honig in ganzen ungenähten Thierschläuchen aufbe-

wahren. Sie ſuchen Schnaps zu bekommen, wenn ſie auch ſogar Mangel an Lebensmitteln haben. Die Chikahaws machen Fortſchritte in der Civiliſation und einige verſtehen ſchon Engliſch. Von hier wohnen die Arkanſas noch 95 engl. Meilen entfernt, bis dahin ungeheure grauliche Einöden. Des Verf. einziger Wegweiſer war ein älteres Buch, betitelt: the Navigator (nämlich auf dem Miſſiſippi). Die ſtarken Strudel dieſes Stroms unterminiren das Ufer und ſo ſtürzen die Bäume ins Waſſer, ja in einem Tage wird oft ein Morgen Landes (an acre) dergeſtalt überſchwemmt; woraus ſich auch zum Theil die Breite des Miſſiſippi erklären läßt. — Einige Oſarks, ein Volksſtamm der Arkanſas, zeigen ſich; ſie ähneln den Oſagen (the Osages) an ſchönen Geſichtszügen eines Adlerkopfs, waren aber Bettler und Diebe, und konnten etwas Engliſch. Oft kommt der Verf. noch in Lebensgefahr und ſieht alle Augenblicke Trümmer von verunglückten Böten und kleinen Schiffen. — VI. Kap. Die Waſſerreiſe geht nun den White River oder Weißen Fluß aufwärts in nordweſtlicher Richtung und nach einer Tagereiſe etwa in den Arkanſa-Fluß, der von 200 Yards Breite iſt. Viele Wälle oder Grabhügel von 30-40 Fuß Höhe aus den Zeiten der Ureinwohner kommen wieder vor mit den gewöhnlichen Spuren von irdenen Gefäßen, Waffen und Hornſteinkieſel, ſteinernen Pfeifen und ausgegrabenen Menſchenknochen. Alles dies liegt auf dem Boden zerſtreut umher. Einige Koloniſten bauen ihre Häuſer auf dieſe alten Wälle oder mounds. Auch hier ſind Ueberſchwemmungen häufig, wodurch der Arkanſa-Fluß oft ſein Bette verändert; auch iſt ſein Waſſer nicht trinkbar, weil viele ſalzige Flüſſe ſich in ihn ergießen. Doch ſchon den 20. Januar begann hier der Frühling. Die Stadt oder vielmehr die Kolonie Arkanſas, die auch den Namen the Post of Osark oder the Post of Arkansas führt, beſteht nur aus 30-40 Häuſern, die auf einer hochliegenden Wieſe zerſtreut liegen. Unter den franz.

und engl. Kaufleuten, die hier gute Waarenvorräthe haben, lernte der Verf. den Hrn. Drope als den gebildetsten kennen. Reis und Baumwolle gedeihen hier am besten; Boden und Klima lassen schnelles Steigen der Cultur an den Ufern des Arkansas erwarten. Die Milde kommt dem Süden von Europa gleich. Allein die Niederlassung und Gründung der Stadt Arkansas soll doch nur sehr langsam von Statten gegangen seyn, besonders wegen der ungewissen streitigen Ansprüche Spaniens und der Ver. Staaten auf die umliegenden Landstrecken, wodurch der Ankauf erschwert wurde. In den nahen waldigten Sümpfen finden sich Alligatoren und auch der Proteus oder die Sirene (vermuthlich Proteus anguinus von Göthe). In dem Dorf Arkansas, aus 20 Häusern bestehend und in der Nähe gelegen, trifft der Verf. den gebildeten Arzt Dr. Mac Kay, auch den gastfreundlichen Franzosen Bougie. Dieser Ort existirt schon fast ein Jahrhundert, ohne sich zu heben. Die erste Niederlassung am Arkansa-Fluß war die eines Chevalier de Tonti um 1685, der den verunglückten Abenteurer La Salle aufsuchte, aber nicht fand, statt dessen jedoch die Arkansas-Nation entdeckte. Später machte Hr. Law den Vorschlag, 9000 Deutsche aus der Pfalz in und bey dem Dorf Arkansas sich ansiedeln zu lassen, allein es kam nicht zur Ausführung. Es scheint wenigstens, daß das Dorf Arkansas noch verschieden sey von der Stadt gleiches Namens. Die ersten Kolonisten, deren Hauptbeschäftigung die Jagd war und noch ist, wurden durch Ueberschwemmungen und durch Heerden großer Ratten vertrieben. Das lockere, leicht weggespülte Ufer erschwert das Landen der Waaren. Die Armuth ist groß, Lebensmittel, sogar Kartoffeln sind theuer, die Häuser schlecht, ohne Küche u. s. w. Die große Wiese (great prairie) soll indeß 90 engl. Meilen lang seyn und ist fruchtbar; aber die Heuerndte gänzlich vernachlässigt, obwohl Viehzucht am besten gedeiht. Vor Mitte Februars hatten Pfirschen- und Pflaumenbäume

faſt ſchon ausgeblüht. Der Weinſtock verſpricht etwas, aber es fehlt an Kellern; der Storaxbaum liefert wohlriechendes Gummi. Pferde ſind klein aber kräftig. Oel und gute Weine, Feigen ꝛc. ſcheinen wegen der harten Winterfroſte aus dieſem Theil von Amerika proſcribirt zu ſeyn. Die zahlreichen Erdwälle oder Tumuli laſſen auf eine ehemalige ſtarke Bevölkerung ſchlieſſen; nach dem Hausgeräthe, Aſche und Kohle in denſelben zu urtheilen, ſind ſie doch von neuerem Datum. Pater Charlevoix ſagt in ſeinem histor. journal S. 307, London edition, daß er hier die Pocken ſehr verheerend gefunden habe, denen man aber wohl ſchwerlich jenes Ausſterben der Nation zuſchreiben kann. Er nennt die Quapaws=Ouyapes oder Wyapes, ſie ſelbſt ſprechen aus: O=guah=pas, und beſchreibt ihre Todtenceremonien, die der Verf. eben ſo auch bey den Pawnee=Rikarsree's am Miſſouri fand. Die Quapaws oder Oſarks, meiſt Arkanſas genannt, zählen jetzt nicht mehr als 200 Krieger. Ferdinand de Soto's Expedition hierher beſchreibt Purchas in der Kürze (ſ. deſſ. Pilgrims, vol. IV. p. 1546). Garcilaſſo de la Vega beſchreibt in ſeiner Geſchichte der Inka's die Nation der Quigaute's am Miſſiſippi als mächtig und zahlreich, es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dieſe mit den Arkanſas einerley geweſen. Aus den Traditionen der letzteren erhellt, daß vor La Salle kein Weißer ſie je beſucht habe. In uralter Zeit kam ihr Stamm den Miſſiſippi herunter und theilte ſich am Miſſouri; der eine Theil überwand die ihnen feindlichen Kaskaskias, Chikahaws und Choctaws und ließ ſich am Arkanſa=Fluß nieder, wo ſie noch jetzt wohnen. Der andere Theil ging den Miſſouri hinauf (ſo erzählte ein ſehr alter Greis unter den Quapaws), und ſtiftete vielleicht die Stämme der Oſagen, Kanzas, Mahas und Ponkas am Miſſouri, deren Sprachen wenigſtens nicht derjenigen der Quapaws ähnlich ſind. Ihr Character iſt ungemein milde, nie beleidigten ſie die Weißen, wie auch Du Praz in ſeiner Geſchichte von Louiſiana S.

behauptet (etwa vor 100 Jahren geschrieben). Die Farbe der Quapaws ist eben so wie die der Choclaws und Creeks dunkel, keineswegs kupferfarbig; kommen aber an Schönheit nicht den Osagen bey, die alle übertreffen, obwohl die Illinois und die Lenilenape's sich "die ursprünglichen und echten Menschen" nennen. Die Quapaws selbst nennen sich nie Arkansas, bloß die französ. Anbauer sagen: la rivière des Arks oder d'Osark (etwa verwandt mit "Osagen"?). Durch künstliche Mittel reißen sie die Haare am Körper aus und verlängern die Augenwinkel. Sie sind keine Ackerleute, aber hurtige Jäger und Bootsknechte. Früher verbanden sie sich mit den Kappas und Mitschigamia's. Im Kriege mit den Chikasaws theilten sie sich mit diesen ihren Feinden in den Pulvervorrath, den sie selbst nur allein besaßen — wahrlich, das muß man doch die höchste Treuherzigkeit naiver Naturmenschen nennen! Nach dieser ehrlichen Theilung siegten die Quapaws. Sie pflegen bey der ersten Salve ihre Flinte bey Seite zu werfen und machen dann den Angriff mit ihren Tomahawks oder Streitkolben. Der Verf. erzählt sehr unterhaltend, wie dagegen die treulosen Osagen, ihre Verwandte und Verbrüderte, für ihre Falschheit von den Quapaws gezüchtigt wurden. Bey der Vermählung schenkt der Mann einen Rehschenkel, die Braut eine Aehre Mais, ohne weitere Ceremonien als ein einfaches Mahl. (s. Adair über die Creeks in dessen History of the American Indians). Eben so leicht werden aber auch die Ehen getrennt. Sie verehren Vögel u. a. Thiere als Schutzgeister oder Penaten, vor allen den Adler, dessen Federn als Talismane gelten. Sie glauben an ein künftiges Leben und denken sich den Himmel als ein schönes Jagdrevier. Auf den Gräbern werden den Manen Lebensmittel als Geschenke dargebracht. Sie haben Liebeslieder, Todes- und Schlachtgesänge, begleitet mit wilden Tänzen. Kleider bestehen aus geöltem Leder, das Haupt wird geschoren wie bey den Chinesen, eini-

ge tragen eine Art Turban. Aus Reinlichkeit baden die jungen Männer im Sommer und Winter. — VII. Kap. Weitere Fahrt auf dem Arkanſa-Fluß aufwärts, an welchem ſich die Wohnungen der Wilden hinziehen auf höchſt fruchtbarem Lande. Im März lernt der Verf. das Oberhaupt der Quapaws kennen, mit Namen Ha-kat-ton d. h. der trockne Mann (der durſtige), von ſchönem Aeußern; er kam von der Regierung der Ver. Staaten zurück und hatte den abgeſchloßnen Contract über einen Länderankauf bey ſich. Er erzählte, daß die Oſagen beym Tabackrauchen die Worte beten: "Großer Geiſt, geruhe als Freund mit mir zu rauchen"! u. ſ. w. Dies thun faſt alle dieſe Indianer bey Sonnenaufgang als religiöſe Ceremonie, indem ſie nach der Sonne und den übrigen drey Weltgegenden eine Tabackswolke hinblaſen. Das Feuer der Sonne erinnert ſie nämlich an das Anzünden des Tabacks. Beym Kornſäen verzehren die Quapaws einen lebendigen Hund unter großem Geſchrey aus Aberglauben, um eine gute Erndte zu erhalten. Paſpatou, ein andrer Häuptling von 75 Jahren begegnet dem Verf. mit ſeinem Gefolge. Er trifft indianiſche Dörfer und höchſt fruchtbaren Klei- und Lehmboden an, auch wieder zahlloſe aboriginale Grabhügel, deren einer vielleicht antediluvianiſch und angeblich die Gegend früher von einem weißen, civiliſirten Volk bewohnt war. Mehrere Wohnungen kommen vor, deren Familien von zehn Franzoſen abſtammen, welche de Tonti hier zurückließ. Der Verf. verläßt immer mehr das Arkanſasvolk, nach großen Ebnen kommen ſechs Fichtenhügel und endlich immer höhere Gebirge, worin heiße Quellen und Salinen z. B. am Waſhita-Fluß bis zum Red River und Natchitoches; aber die angeblichen Silberminen ſchienen nur Magneteiſenſand zu enthalten und liegen jetzt verlaſſen. Die komiſche Form des an 1000 Fuß hohen romantiſchen Berges Mamelle (Zitze, Bruſt) verräth einen ehemaligen Vulkan. Die Kolonie Cadron enthält nur ſechs Familien, liegt am

fluß des Cadron-Stroms in den Arkansa zwischen
sen und macht den Mittelpunkt der ganzen Arkan-
-Reiseroute des Verf. aus, indem von hier bis zur
tadt Arkansas 150 engl. Meilen sind. Der Boden
ugt nicht für Mais und Baumwolle, auch ist am
nzen Arkansa-Fluß noch keine Kornmühle zu finden,
berhaupt herrscht große Barbarey unter diesen einzel-
en Meyerhöfen. Die Regierung der Verein. Staaten
der der Union hält bis Cardon und noch nördlicher
is zum White River alle gut zu verkaufenden Län-
ereyen, die durch Alluvion der Flüsse entstanden, un-
er ihrer Aufsicht, läßt sie ausmessen und in Sectio-
nen theilen. Ein solcher Aufseher, den der Verf. an-
traf, bekommt drey Dollars per Meile. Diese Län-
dereyen werden binnen zwey Jahren (vom April 1819
an) disponibel. Der Preis wird vermuthlich nur à
zwey Dollars per Acre seyn, aber verbunden mit Ent-
schädigungsabgaben für die, welche das Land schon ver-
bessert haben. Der Boden ist auch besonders für In-
digo und Reis tauglich; Klima und Wasser gesund. Auch
an dem schiffbaren Fluß La Feve sind fruchtbare Länder.
Ueber die geologische Structur des Thales des Mississippi
schrieb Hr. Nuttall eine Abhandlung im 1. Th. Vol. 2 des
Journal of the Academy of natur. Sciences of Phi-
ladelphia. — Bären, Wölfe, Panther, Bison und wilde
Katzen hausen in der Gegend von Cadron. Aber der Vf. er-
wähnt mit keinem Wort der beiden angeblichen Wunder-
pflanzen, die ältere Reisende im Osagenlande gefunden ha-
ben wollen, nämlich die eine, deren Saft gegen jede Ver-
brennung der Haut schützen soll, u. die andere, deren Saft
Wasser erstarren macht ohne Zutritt von Kälte, so daß die
Glaubwürdigkeit dieser abenteuerlichen Wunderkräfte in
in der That verdächtig wird. Der Vf. kommt nach Galley,
dem ersten Dorf der Cherokees, die jetzt der Civilisation ent-
gegengehn. Sie haben ordentliche Häuser, Viehstand,
Kleidung ꝛc. u. einige sind sogar so wohlhabend, daß sie ein
Eigenthum von vielen tausend Dollars, hübsche u. bequeme
Häuser und sogar luxuriöse, wohlbesetzte Tafeln besitzen.

Ihre Sprache soll verschieden von denen der Aborigines seyn, obgleich nach Heckewelder's Bericht die Delawares sie als ihre Abkömmlinge ansehen. Sie selbst nennen sich Chalakees, nicht Cherokees. M. s. auch La Vega's Geschichte der Expedition des Ferd. de Soto in ihre Gegend um 1541, so wie Charlevoix und Purchas. Sie zählen jetzt 12-13000 Seelen. [Da der Vf. sein Augenmerk mehr auf Botanik und Mineralogie richtet, so giebt er über die Sprachstämme wenig Auskunft; über diese findet man wohl das Beste in einer Schrift von Samuel Farmar Jarvis, betitelt: On the religion etc. of the indian tribes. Newyork 1820.] Der Vf. lernt den Bruder ihres Oberhaupts Tallantusky kennen — ein Franklin unter seiner Nation, gekleidet wie ein Weißer. Ein andrer Häuptling heißt Jolly. Aeltere Traditionen konnte der Vf. trotz aller Mühe nicht mehr von ihnen erfahren; über ihre Gebräuche, Leben, Tod und Hochzeit giebt er jedoch interessante Data. In einem Kampf mit den treulosen Osagen mordeten die Cherokees deren viele aus Rache, und ein grausamer Weißer unter ihnen zerschmetterte das Gehirn eines kleinen Kindes, das der Mutterbrust entrissen wurde. — VIII. Kap. Die Ankunft an dem entlegenen Posten Belle Point, wo eine Garnison der Ver. Staaten am Arkansa-Fluß liegt, wird beschrieben. Der Major Pike hat diese Gegend schon geschildert. Die Garnison besteht aus 70 Mann unter einem Major in zwey Blockhäusern und einer Reihe von Baracken in einer höchst fruchtbaren und malerischen Gegend am Zusammenfluß des Potton u. Arkansa. Hier entdeckt der Vf. ein neues Pflanzen-Genus Nemophila verwandt mit Phacelia u. Hydrophyllum. Drey Gebirge: der Cavaniol, der Zuckerhut u. das Potton-Gebirge. — Fortsetzung der südlicher liegenden großen Massern Mountains — bilden die Umgebung. Die fünf Kupfer in Mezzo Tinto stellen vor: den Berg Mamelle zweymal, Cadron, den Magazine-Berg, u. den Cavaniol. — IX. Kap. Die Reise geht bis zum Zusammenfluß des Red River u. Kiamesha, welcher letztere als die Demarkationslinie gegen die Osagen von der Regierung der Union bestimmt ist. Der Red River ist roth gefärbt von dem Schlamm des braunrothen kräftigen Lehmbodens. Nahe an seinem Einfluß in den Missisippi starb Fernandes de Soto 1542. Von den großen bergigten Fichtenwaldungen, worin Hirsche, Bisons, Panther ꝛc. nennen wir nur die Kartoffelberge oder Potatoehills. Hier wurde eine schändliche Mordthat von zwey Weißen an einem Cherokee began-

gen, die man dem Vf. erzählte. Am Red River streichen viele wilde Pferde herum, auch das sus tajassu, wovon man einen Kopf in den Salpeterhöhlen von Kentucky gefunden, u. viele Muskitos, die sich aber nur am Wasser aufhalten. Auf einer botanischen Exkursion verirrt sich Hr. Nutall u. verliert seine Begleiter; ohne Geld u. Hülfe verzweifelt er fast. Dennoch dringt er mit andern Gefährten rastlos u. voll Wißbegierde in diesen Wildnissen weiter vor. Rühmlich ist in der That diese uneigennützige Aufopferung für die Wissenschaft! Doch gezwungen kehrt er zurück zu der oben erwähnten Garnison, wo er die verlorenen Freunde wiederfindet. — X. Kap. Nun wieder vordringend u. dem Lauf des Arkansa-Flusses folgend eilt der Vf. im Jul. zu dem 130 engl. Meilen entfernten Fluß Verdigris. Zuerst kommt er an die Flüsse Canadian u. Illinois. Die in den Arkansa nördlich einströmenden Flüsse haben alle klares Wasser u. viel Salz. Dann folgt Grand Rivier oder Six Bulls, u. sodann der Verdigris. — XI. Kap. Der Zusammenfluß dieser drey Ströme macht hier die Gründung einer Stadt wahrscheinlich, besonders wegen der beständigen westlichen Auswanderung. In dieser Gegend schlossen einst die Cherokees u. Osagen Bündnisse, die aber unter blutigen Fehden gebrochen wurden. Der Vf. kommt zu den Dörfern der Osagen am Osage River, sie zählen 8000 Seelen, ihr Oberhaupt heißt Eisenvogel (Name eines Adlers) oder Clarmont. Hier folgen noch sehr interessante neue Nachrichten über ihre astronomischen Kenntnisse, häusliche Gebräuche z. B. des Tabackrauchens als Ceremonie wie auch schon La Hontan von den Huronen u. Nadowessiern erzählt), vom Skalpiren, Pferdediebstahl u. s. w., deren Erzählung der Raum hier verbietet. — XII. Kap. Besuch bey den Salinen, die aber verlassen sind wegen eines Mordes, begangen durch einen Schurken, den Hr Nutall unwissend beynahe schon im Begriff war als Diener zu miethen! — XIII. Kap. Dies ist angefüllt von lauter Nachrichten über die Gebräuche u. Bündnisse der Osagen, Pawnees, Cherokees, Outigami's (jetzt Saufs oder Füchse genannt), Creeks, Kanzas ꝛc. Diese Stämme hatten häufige Kongresse unter einander. Auch werden Züge von ihrer Zärtlichkeit u. ehelichen Zuneigung erzählt. Die Osagen erwähnt auch Wilkinson in seinem descent of the Arkansa. Von ihrem zweyten Oberhaupt Talai, der über Clarmont das Uebergewicht erhielt, wird viel Vortheilhaftes erzählt. Der Vf. der Archäologia Americana Vol. I. p. 320 sucht zu beweisen, daß die alten Einwohner der westlichen Staaten Nordamerica's von den Malaien abstammen. Zufolge der Sprache, Sitten

u. Gebräuche der Osagen glaubt Hr. Nutall mehr an eine Abstammung von den Tartaren u. a. nördlichen Völkern Asiens, wo auch Polygamie herrscht wie bey vielen amerik. Indianern. So sind auch die Thiere Nordasiens den Thieren Nordamerika's gleich. — XIV. Kap. Mitte August dringt der Vf. noch weiter westlich vor. Der Arkansa-Fluß nimmt eine nördliche Richtung, auch zufolge Pike's Landkarte der ihn bis zum 100° der Länge aufgezeichnet hat, wo dieser Fluß die Gränze gegen die spanischen Besitzungen ausmacht. Durch Hitze u. Strapazen bekommt der Vf. eine Art Schlagfluß, verfällt in Delirium u. wird tödtlich krank. Dennoch schleppt er sich mühsam zu Pferde bis zum Salzfluß (Salt river), dem äußersten Punkt seiner Reise. Pike nennt ihn Grand Saline, er schmeckt salzig u. macht zugleich die Gränzscheide zwischen den Jagdrevieren der Pawnees u. Hietans. Mehrmals war der Vf. im Begriff, umzukehren. In dunkler Nacht, unter Donnerschlägen, Wolfsgebrüll, Verfolgung räuberischer Osagen, beständig im Fieber phantasirend u. todeskrank, sieht der Reisende seinem Ende entgegen. Zuletzt werden alle Gefahren überwunden u. das Ende seiner Leiden naht heran. Ueber den Verdigris kommt er, gut verpflegt von dem Kolonisten Hn. Bougie, zurück zur Gränzgarnison Belle Point (s. oben Kap. 8), wo die Osagen unter dem Häuptling, genannt: der tolle Büffel (Mad Buffalo), eine Zusammenkunft mit den Cherokees halten, deren Anführer Tikitok heißt, u. Frieden schließen. Seitdem ist aber der Krieg unter ihnen wieder ausgebrochen, besonders im J. 1821. Bey dieser Gelegenheit werden wiederum einige rührende Scenen unter den Wilden beschrieben. — XV. Kap. Die Indianer bezeigen bey ihrem gesunden Menschenverstand wenig Neigung für die Dogmen der christlichen Religion, mehr für den Unterricht der Mährischen Brüder u. der Societät der Freunde in Künsten u. Handarbeiten. Von zwey Missionären, die zu den Osagen wollten, starb der eine, Hr. Viner, am Fieber. Ueberhaupt herrschen hier im Sommer oft böse, fauligte Krankheiten, woran damals 100 Cherokees am Arkansa starben. Die größte Kolonie an Rang nächst der Arkansasstadt heißt Pecannerie, wo aber viele Pferdediebe hausen. Eine Menge Familien waren eben im Begriff, sich hier am Arkansa niederzulassen. Die kochendheißen Quellen des Washita waren kürzlich von Major Long, Hn. Hunter u. Dunbar untersucht, u. die stärkste Hitze auf 154° Fahrenheit angegeben. Dies läßt auf vulkanischen Boden schließen, s. oben den Mamelle im 7. Kap. Hier folgen noch nützliche meteorolog. Bemerkungen. — XVI. u. letztes Kap. Am 18. Dec.

kommt der V. zurück nach Cadron oder Quadrant, vermuthlich so genannt, weil hier vormals Messungen mit einem Quadranten angestellt waren. Viele Ausländer strömten hier eben jetzt zusammen, auch soll in der Nähe eine neue Stadt angelegt werden. Fetter Lehm, Steinkohlen, viele Arten von Eichen, die Wachsmyrte, spanisch Rohr, Pappeln, viele Biber, Adler, Petrefakten ꝛc. kommen hier vor. Hr. Mosely hatte hier ein Gut von 20,000 Doll. an Werth, ein Beweis, daß hier auch Wohlstand zu erwerben ist. Die hiesigen Quapaws stellen an Festtagen gigantische rothbemahlte Puppen auf; so auch die Tuscaroras verbunden mit Hundeopfern. Nothzucht wird hier mit Kastration bestraft. In dem Arkansasstädtchen erscheint nunmehr auch schon ein gedrucktes öffentl. Blatt, seit Jan. 1820. Banden von Räubern u. einer Art von Zigeunern, fanatische Pilgrimme genannt, waren erst kürzlich ausgerottet. Der Arkansa hat viele mäandrische Krümmungen, die der Strom durchbricht u. wodurch dann sehr ungesunde Stagnationen entstehen, wie auch z. B. die häufige Tillandsia usneoides beweiset. Bey Natchez wachsen jetzt Myrten, Granaten, Orangen, Lemonen, Feigen, Pfirschen, Aepfel, Wein u. Datteln. Die von den ersten Franzosen eingeführten Oelbäume sind aber ausgegangen. Die Menge Baumwolle benimmt dem Boden alle Kraft, so daß man oft ganz neue Aecker dafür anlegen muß, wogegen man jetzt zu spät auf Mittel sinnt. Natchez ist jetzt sehr wohlhabend; eine gelehrte Schule wird errichtet. Von den aboriginalen Natchez existiren keine Abkömmlinge mehr außer vielleicht einem Dörfchen in Alabama am Ufer des Tallipusi unter dem Häuptling Koweta. Die ersten Franzosen rotteten sie aus, daher man noch Waffen von den heroischen Vertheidigern des Vaterlandes ausgräbt nebst andern zahlreichen Alterthümern. Die Choctaws in Natchez, wie alle Indianer sehr dem Branntwein ergeben, fangen an sich zu civilisiren, z. B. ihre Sitte, den Todten, das Fleisch von den Knochen zu schneiden, um deren Gerippe als Reliquien auf ihren nomadischen Wanderungen mit sich nehmen zu können, (so wie auch andere Indianer ihre Leichen skeletiren), nimmt ab. Mächtige Völker, die Soto hier fand, sind jetzt ausgestorben. Zufolge neuer Verträge ziehen sich jetzt die Choctaws u. Osagen von der Ostseite des Missisippi auf die Westseite ins Innere des Arkansalandes. Das wird Kriege unter ihnen geben! denn wie werden sie sich um die Ländereyen vertragen? auch deshalb eine unpolitische Maaßregel, weil die Weißen sich nun aus den Arkansagebiet zurückziehen werden, je mehr man die Indianer hineindrängt.

Dann werden auch dort Carbonaris entstehen! mögen die Ver. St. sich vorsehen, wie sie damit fertig werden. — Die Zuckerplantagen des Hn. Poydras am Fluß Point Coupee u. zu Neworleans schätzt man auf mehrere Millionen Dollars. Er beschäftigt an 500 Neger. Ein anderer Monopolisierer der menschlichen Freyheit ist der steinreiche Pflanzer General Wade Hampton zu Duma Point. Die Negersklaven leiden hier viel. Und doch trinken wir von ihrem bittern Lebenstrank den süßen Zuckersaft, den man ihnen abringt, zu Tausenden! Der Missisippi ist hier von Baton Rouge bis Neworleans mit Deichen eingefaßt. Am 18. Febr. 1820 landet der Vf. in Neworleans, wo er seine Reise beschließt. Es soll jetzt 45,000 Einw. haben, im Sommer 1819 starben an 5-6000 am gelben Fieber, u. zwar die meisten im Hospital selbst! Den Handelsflor kann man allein schon nach der großen Anzahl von 75 Dampfschiffen ermessen. Anhang. Der erste Absch. "über die Aborigines an den Ufern des Missisippi u. dem angränzenden Lande" 20 S. — ist bloß aus Purchas Pilgrims, La Vega's Werk, Du Pratz u. Charlevoix genommen, obwohl mit Anmerkungen begleitet. Wir glauben daher eines Auszugs überhoben seyn zu können, da die Fakta nichts Neues enthalten. Es ist bloß eine Schilderung der bekannten Expedition des spanischen Abentheuerers Ferdinand de Soto. Die ehemals 20,000 Seelen starken Illinois sind jetzt fast alle ausgerottet. — Zweyter Absch. betitelt: "die Geschichte der Natchez" ist ebenfalls zum Theil aus Charlevoix u. Du Pratz entlehnt, u. mit Anmerkungen begleitet, worin Hr. Nutall seine Belesenheit u. Gelehrsamkeit zeigt. Er führt an: Clinton, Gookin um 1674, Heckewelders history of the Delawares in the report of the hist. committee of the amer. phil. Soc., Colden's hist. of the 5 nations (3. edit.), de Tonti's account of La Salle's Expedit. (Edit. Lond.) Brackenridge u. Will. Bartram. In der Sprache der Natchez soll kein r vorkommen. Sie hatten gräßliche Menschenopfer beym Tode ihrer Könige. — Dritter Absch. "Bemerkungen über die Chickasaws u. Choctaws" (nebst Thermometerbeobachtungen am Arkansa) gehört nur zum Theil dem Vf. an, das Meiste ist wiederum aus Charlevoix u. Du Pratz genommen, aber gehörig geordnet. Die Beschreibungen der höchst merkwürdigen Sitten u. Begebenheiten dieser einst so volkreichen Städte leiden keinen Auszug; man muß sie im Zusammenhang lesen. Kurz das ganze Werk, dessen gehaltvolle wissenschaftliche Beobachtungen immer mit den interessantesten Erzählungen durchflochten sind, wird man nicht ohne Befriedigung u. Beyfall aus den Händen legen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1823.

## London.

For Longman etc. Medico chirurgical transactions. Vol. XII. part. 1. S. 254. with plates 1822.

Auch dieser neue Band liefert uns mehrere wichtige Aufsätze und gibt einen schönen Beweis von dem fortgesetzten Streben der würdigen Mitglieder des Collegiums der Aerzte und Wundärzte in London nach Vervollkommnung der Heilkunde in allen ihren Zweigen. Der Leser wird denselben gewiß mit Nutzen lesen, und wenn er von Liebe zu seiner Wissenschaft beseelt ist, an den darin sich zeigenden Fortschritten in derselben Freude haben. 1. Four cases of childern who had attempted by mistake, to drink water from thespout of a teakettle by Marshal Hall m. d. at Nottingham. Der in manchen Orten Deutschlands bey geringen Leuten eingeführte Gebrauch Kinder, aus der Röhre des Theeeessels oder Theetopfes trinken zu lassen, herrschet auch in England und hat schon zu manchen Unglücksfällen Veranlassung gegeben. Hr. H. berichtet von vier Fällen dieser Art und von zwey an-

dern, die ihm von Hr. Stanley mitgetheilet sind. Alle trugen sich bey Kindern zu, die aus Unwissenheit kochendes Wasser auf die erwähnte Weise einschlürften. Die Folgen davon waren Entzündungen der Stimmritze und des Luftröhren-Kopfs und die Zufälle denen beym Croup gleich, und die Section zeigte diese Theile im entzündeten Zustande und mit coagulabler Lymphe bedeckt, außer in den beiden letzten dem Verf. mitgetheilten Fällen, in deren einem der hintre Gaumen, Schlund, Speiseröhre und Magen zum Theil entzündet, zum Theil ihrer Oberfläche beraubt, die Luftröhre und ihre innere Haut aber nur leicht entzündet waren; in dem andern erschienen Gehirnzufälle und nach dem Tode fanden sich auch Extravasat und mehrere Zeichen von Entzündung in demselben, doch war auch die Luftröhre inwendig entzündet. Alle diese Fälle liefen tödtlich ab, außer einer bey welchem sich nach heftigem Geschrey des Kindes die Zufälle verlohren und Genesung erfolgte. Der Verf. ist der Meynung, daß außer dem entzündungswidrigen Verfahren wie beym Croup, Scarification der Epiglottis und des Luftröhrenkopfes, oder das Erweitern der Epiglottis durch das Wegschneiden ihrer Ränder oder durch eine Röhre müsse angewandt werden, ein Verfahren, welches am Schreibtische leicht scheinen mag, aber in der Ausführung wohl schwerlich thunlich ist. 2. A case of aneurysma in which a igature was placed upon the subclavian artery by Charles Majo Esq. in Winchester. Das Unterbinden der subclavia ging glücklich, obgleich mit Schwierigkeiten verbunden, von statten. Anfangs verlohr sich die Pulsation in der aneurysmatischen Geschwulst, kam aber allmälich wieder und nun entstanden auch mehrere Blutungen und andre bedenkliche Zufälle, woran der Patient starb. Bey der Section fand man, daß das Aneurysma sich ganz in die Brusthöle ausbreitete, mit einer Lunge verwachsen war, eine Ver-

derbniß der Sternal-Theile dreyer Rippen statt fand und die Unterbindung die arteria subclavia allmälich ganz durchschnitten hatte, so daß nur eine Anhäufung von gerinbarer Lymphe und Zellgewebe, die gänzliche Oeffnung und Trennung derselben gehindert hatte. Dabey waren die Aorta, so wie die Carotiden ganz dünne von Gewebe, letztere fast durchsichtig. 3. A case of bronchotomy successfully performed for the removal of a pebble from the trachea by William Hunt at Dortmouth. Einem Knaben von vier Jahren, welcher mehrere kleine Kieselsteine im Munde hatte, war beym Fallen einer davon in die Luftröhre geschlüpft, worauf gleich Erstickungsanfälle entstanden, die sich aber allmälich so verloren, daß man keine Athmungsbeschwerden wahrnahm, aber gleich zurückkehrten, wenn der Stein durch Husten der Stimmritze näher gebracht wurde. Der Verf. entschloß sich zum Luftröhrenschnitte und dieser wurde auch so glücklich ausgeführt, daß der Stein bald herauskam. Allein es entstanden bald nachher heftige Zufälle von Luftröhrenentzündung, die das Leben gefährdeten und mehrmalige Aderlässe nothwendig machten, wobey endlich Genesung erfolgte. Wundern muß man sich aber, daß kein kräftiger innerer entzündungswidriger Apparat angewendet wurde und der Verf. nichts gab, als unbedeutende Abführungsmittel und die wohl nicht angezeigten Tinctura digitalis und colshici. 4. Account of a singular variety of urine by Dr. Alex. Marcet. M. D. Dem Erzähler wurde vom Dr. Babington der Harn eines 17 Monate alten Knaben gezeigt, der ganz schwarz und undurchsichtig war ohne alle Trübheit oder Bodensatz und bey sehr hellem Lichte, an seiner Oberfläche einen Schein von dunkelpurpurroth hatte. Der Abgang dieses Harns war von der Geburt des sonst ganz gesunden Knaben an bemerket worden. Die ihm übergebene Quantität dieses merkwürdigen Harns hat sich nach 7 Jah-

ren in seiner Farbe nicht geändert, hat kein Sediment abgesetzt und verbreitete einen amoniakalischen Geruch. Der Dr. M. sowohl als auch noch besonders Dr. W. Prout untersuchten denselben und fanden, daß er weder Harnstoff noch Harnsäure enthalte, aber viel Amonium; verdünnte Säuren schlugen allmälich ein schwarzes Präcipitat aus demselben nieder, das weder in Wasser noch Weingeist auflöslich war, aber wohl in starker Schwefel- und Salpetersäure, bey deren Verdünnung mit Wasser sich der schwarze Niederschlag wieder bildete; diese Säuren erhitzt angewandt, brachten eine Zersetzung zu wege. Der schwarze Niederschlag bildete mit fixen Alkalien eine sehr schwarze dunkle Auflösung. Dr. Prout schließt aus seinen Untersuchungen, daß die färbende Substanz eine Zusammensetzung von Amonium und einem eignen Stoffe seyn, den er für eine eigenthümliche Säure hält und ihm den Namen Melania-Säure gibt. Dem Ref. ist in seinem Kreise ein ähnliches Beyspiel eines so gefärbten Harns vorgekommen, welchen ein Knabe von seiner Geburt an bis jetzt, da er ohngefähr 4 Jahr alt ist, ausleert und dabey ganz gesund ist. Die chemische Analyse, welche schon vor der Erscheinung des Marcetschen Aufsatzes gemacht wurde, lieferte die nämlichen Resultate. 5. Case of the extraction of a living child from a woman Killed by violence by J. H. Green surgeon at St. Thomas hospital. Das Kind wurde nach plötzlichem Tode der Mutter, die sich im letzten Monate der Schwangerschaft befand und von einem Wagen übergefahren war, durch den Kaiserschnitt entbunden, und glücklich zum Leben gebracht, starb aber wieder nach etlichen Stunden, wahrscheinlich aus Mangel an Pflege. 6. Account of a man who lived ten Years after having swallowed a number of claspknives, by Alex. Marcet, M. D. Diese Geschichte ist ein Beweis von der Kraft der Ver-

dauungswerkzeuge, womit sie auf die in ihnen befindlichen Stoffe würken und wodurch sie die schwer verdaulichsten und sie aufs äußerste angreifenden Körper zu besiegen und fortzuschaffen im Stande sind. Der Gegenstand dieser Erzählung, ein amerikanischer Matrose, hatte im Jahre 1799 im betrunkenen Muthe vier eingeschlagne Taschenmesser, wie sie die Schiffsleute gebrauchen, verschluckt und von diesen waren am andern Tage ohne Beschwerde drey abgegangen, das vierte aber zurückgeblieben, worauf er sich bis 1805 wohl befand. Im März 1805 verschluckte er vierzehn ähnliche, wornach er aber Schmerzen im Leibe und Erbrechen bekam. Von diesen Beschwerden befreyet kam er nach England und verschlang im December zu Spithead in einem Zeitraume von 2 Tagen 17 große Einschlagmesser, so daß er nun in Allem 35 verschluckt hatte. Hierauf fühlte er sich aber elend, wurde zwar durch oelichte und lindernde Mittel erleichtert aber nie wieder ganz wohl. Im Junius 1806 brach er eine Messerschale aus und im November gingen mehrere Stücke der Messer von ihm ab und noch mehrere im Februar 1807. Bald etwas besser bald etwas schlimmer werdend dauerte es bis März 1809 da er in Guys Hospital starb und von Dr. Currie behandelt worden war. Bey der Leichenöffnung fand man die Bauchhöle und das Lebersystem schwarzbraun gefärbt, in dem Darmkanale aber ein Stück von einer Messerschale und eine Stahlfeder desselben 4½ Zoll lang, quer in demselben liegend, welche letztre die Wand des Darms durchbohrt hatte und außerhalb desselben in der Gegend der Niere herausstach, eine andre ähnliche befand sich im Mastdarme, hatte ihn gleichfalls durchbohrt und saß mit der Spitze in den Beckenmuskeln fest. Im Magen befanden sich noch 30 bis 40 Rücken von Messerklingen, Federn und Schalen, die alle mehr oder weniger angefressen und verkleinert waren. Der Schlund war in seinen

Wänden verdickt, so wie auch die rechte Seite des Magens. Ein Bericht des Schiffswundarztes Dr. Lara aus Portsea und eine Geschichtserzählung des Leidenden selbst, setzten diese merkwürdige Geschichte noch in ein näheres Licht und eine dem Werke beygefügte Kupfertafel zeigt die verschiedenen Stükke, welche bey der Leichenöffnung gefunden sind. 9. History of a case of premature puberty. by John Flint South Esq. Hier zeigte sich die bildende Kraft der Natur so thätig und so schnell entwickelnd, daß der Gegenstand derselben, ein Knabe, schon im ersten Lebensjahre gehen konnte und seine Geschlechtsorgane wie bey einem Erwachsenen entwickelt waren und Saamenergießungen erfolgten. Der Erzähler beobachtete ihn im zweyten Jahre und fand letztre vollkommen groß und ausgebildet, auch mit Haaren bewachsen, sowie den hintern Theil des Körpers, Schultern, Rücken, Schenkel wie bey einem Erwachsenen und mit Haaren besetzt, die Länge des Körpers 3 Fuß 7 Zoll, die des Penis 3 Zoll. Eine genaue Tabelle zeigt die Maaße der verschiedenen Theile des Körpers. 8. On the products of acute inflammation, by Thomas Dowler Esq. Nach des Verfassers Meynung und Versuchen besteht die Materie, welche bey Entzündungen die Verwachsungen bewürkt, aus dem fibrösen Theile des Bluts und aus Serum. Diese bilden nach ihm und nach Bomstock auch die Entzündungshaut des Bluts und die Materie, welche sich in den Blasen der von den Vesikatorien gereizten Stellen befinden. 9. A case of inguinal aneurism, by Edward Salmon. Esq. Diese Pulsadergeschwulst wurde glücklich geheilt durch die Unterbindung der arteria iliaca externa, die mit vieler Gewandheit gemacht wurde. In 3 Wochen war der Kranke geheilt. 10. Observations on the use of the cubebs or farn pepper as a remedy for gonorrhoea, by

S. D. Broughton, Esq. Der Verf. hat die Kubeben in der Gonorrhoe, mit dem größten Nutzen gebraucht und gibt ihnen den Vorzug vor allen andern Mitteln in dieser Krankheit. Er gab sie in Pulver von einer halben bis zur ganzen Drachme oder in der Tinktur von einer Drachme bis zu einer halben Unze in 24 Stunden. Seiner Beobachtungen sind 501, in 41 Fällen erfolgte in ganz kurzer Zeit Heilung, in 5 Erleichterung, in 3 schlug sie fehl, und in einem erfolgte Rückfall. Er gebraucht sie in frischen und veralteten Fällen mit gleich gutem Erfolge. Ref. hat von diesem Mittel keine Erfahrung und will gerne zugestehen, daß es von Nutzen seyn kann, möchte aber doch wohl vor dem uneingeschränkten Gebrauche desselben im entzündlichen Stadium warnen und überhaupt bemerken, daß Gonorrhoe eine Entzündung einer Schleimhaut sey, die in der Absonderung und vermehrter Schleimbildung von selbst erlischt und darin nicht gestört werden darf, so lange der entzündliche Zustand noch in seiner ersten Energie fortdauert. 11. On partial paralysis by John Shaw. Esq. lecturer oa anatomy. Dieser Aufsatz ist wohl der wichtigste in diesem Theile der transactions sowohl für den Physiologen als für den Arzt und so ausführlich, daß es sehr schwierig ist, einen Auszug davon zu geben; er verdient selbst nachgelesen zu werden. Die Haupttendenz desselben gehet dahin, zu zeigen, daß Theile, die eine verschiedene Function haben, auch mit Nerven von verschiedener Art und Ursprungs versehen seyen, wovon gewöhnlich einer zu denen von Charles Bell sogenannten einfachen und einförmigen, der andere zu den unregelmäßigen und verwickelten gehört. Kein Organ, welches nur eine Function hat, hat mehr denn einen Nerven, wenn aber zu einem Gebilde zwey Nerven von verschiedenem Ursprunge kommen, so ist dieses ein sichres Zeichen, daß eine doppelte Verrichtung von demselben ausgeführt wird. Wenn ein

System dieser Nerven afficirt wird, so sind die darauf folgenden Zufälle ganz verschieden von denen, welche auf eine Affection eines andern Systems erscheinen und beide Systeme sind selten zu gleicher Zeit ergriffen. Der Verf. wendet diese Sätze vorzüglich auf die halbseitige Lähmung des Gesichts an, welche selten von Gehirnleiden, sondern mehr von einer Affection der portio dura des siebenten Nervenpaars oder dem fünften Paare herrührt und wobey im ersten Falle die Gesichtsmuskeln, welche mit der Respiration in Verbindung stehen, im andern die, welche die Mastication vollbringen helfen, gelähmt sind. Vorzüglich aufmerksam macht er auf die erstern und auf die Ursache des Nervenleidens, welches sehr oft im Ausgange des Nerven aus dem Schlafbeine beruhet. Gleich wichtig sind seine Bemerkungen über die Verschiedenheit der Wirkungen der Rückenmarksnerven, je nachdem sie von der hintern oder vordern Wurzel kommen und wodurch es erklärlich wird, weswegen ein paralytischer Theil alle Beweglichkeit verloren haben kann und doch die Empfindlichkeit behalten hat, da im Gegentheil letztere verschwunden und erstere geblieben seyn kann, indem schon Galen bemerkt hat, daß eine Art Nerven die Beweglichkeit eine andere die Empfindlichkeit bewirke und Charles Bell's Versuche es vorzüglich klar machen, daß die hintern Wurzeln der Nerven bey ihrem Ursprunge aus dem Rückenmarke der Empfindung, die vordern der Bewegung angehören. Auch für den praktischen Arzt sind diese Bemerkungen wichtig, indem er bey praktischen Fällen auf den leidenden Nerven zu sehen und auf ihn sein Heilverfahren zu richten hat; so vorzüglich bey der halbseitigen Lähmung des Gesichts und der Muskeln, welche mit der Respiration in Verbindung stehen, auf die portio dura und deren Austritt aus dem Knochen, bey der Hemiplegie auf den Ursprung der Nerven aus dem Rückenmarke, wenn die Function nur einseitig leidet, auf den ganzen Nerven aber, wenn bei-

derley Verrichtungen gestört sind. 12. An account of some circumstances in which a uterine haemorrhage may occur sufficient to produce alarming symptoms by R. Gooch, M. Dr. Physician to the Westminster lying in hospital. Der Verf. hat hier zwey Fälle im Auge, nämlich denjenigen, wo eine heftige Blutung entsteht; obgleich die Gebärmutter sich regelmäßig und natürlich zusammengezogen hat, und denjenigen wo sie selbst bey noch erweitertem und nicht contrahirtem Uterus nicht erscheint. In jenem kann eine Neigung zu Ohnmachten eine auch nur mäßige Hämorrhagie bedenklich machen, eben wie vorherige Erschöpfung oder Mangel an Lebenskraft, oder eine sehr lebhafte Circulation und große Aufregung im Gefäßsysteme vermag den Andrang des Bluts nach der Gebärmutter so zu verstärken, daß die Zusammenziehungskraft ihrer Gefäße nicht im Stande ist, dem Andrange zu widerstehen. Als einen vorzüglichen Handgriff zur Stillung der Hämorrhagien führt der Verf. denjenigen an, bey welchem die linke Hand in die Höle der Gebärmutter zu der Stelle, wo die getrennte Placente gesessen hat, geführt; die andre aber äußerlich auf den Bauch fest aufgelegt und die Gebärmutter von beiden zusammengedrückt wird; wobey die innere Hand nicht allein als Reiz, sondern mehr noch als mechanisches Zusammendruckungsmittel wirkt. 13. Observations on compound fractures by John Dunn Esq. Der Verf. sucht durch seine Erfahrungen zu beweisen, daß bey complicirten Knochenbrüchen die hervorragenden, Haut und Muskeln reizenden Spitzen und Stücke sicher abgesäget und entfernt werden können, die Heilung glücklich von Statten gehe, und selten Difformitäten entstehen. 14. A case of umbilical haemorrhage which terminated fatally by G. Rout Esq. Ein achtjähriges Kind starb aller angewandten Mühe ohngeachtet an der Blutung der zurückgezogenen Nabelgefäße in 24 Stunden. 15. Case of vaccine diseases and measles. By S. Gilder Esq. Bey ei-

nem vaccinirten Kinde brachen die Maſern aus und beide Krankheiten hatten zu gleicher Zeit ihren regelmäßigen Verlauf. 16. Cases of ununited fractures of the humerus by Henry Earle Esq. assistent surgeon to St. Bartholomew. Hier werden zwey Fälle erzählt in welchen ein gebrochner Oberarm nicht geheilet, ſondern beweglich geblieben war. Der Verf. brachte in einem derſelben ein Haarſeil zwiſchen die getrennt gebliebenen Knochenenden und da hierauf keine Vereinigung erfolgte, gebrauchte er die Methode von H. Cline die Knochenenden zu entblößen und ſie mit Kauſtiſchem Kali zu beſtreichen, allein auch hiervon war der Erfolg ungünſtig, obgleich in der Conſtitution des Kranken keine Urſache dieſer mangelnden Plaſticität der Knochenden zu entdecken war. Die letztere Methode wurde auch bey einem Frauenzimmer mit dem nämlichen ungünſtigen Erfolge angewandt, dieſe aber war ſyphilitiſch. 18. Case of a large naevus maternus on the head cured by tying the carotid artery. By J. Wardrop surg. to the King. Dieſer Fall iſt dem Verf. von Dr. Arenal in Petersburg mitgetheilt. Der Naevus war durch einen Schlag ſehr vergrößert und drohte zu berſten. Die arteria carotis wurde unterbunden und nun öffnete er ſich wirklich und ergoß wohl 8 Pf. Blut; nachher ging alles gut. 19. Case of a wounded nerve of the thumb. By J. Wardrop. Nach einer Schußwunde am Daumen, die in wenigen Tagen heilte, blieb ein heftiger Schmerz und beſtändige Empfindlichkeit in dieſem Gliede über, welche keinem Hülfsmittel wich und dem Knaben ſehr läſtig und für ſeine ganze Conſtitution nachtheilig war. Dieſes bewog den Verf. den nervus radialis des Daumens zu durchſchneiden und gleich darauf war aller Schmerz vergangen. Mehrere Erfahrungen haben den Verf. gelehrt, daß dieſe Durchſchneidung eines verwundeten Nerven das einzige Mittel ſey, das Leiden deſſelben gründlich zu heben. 20. On the varieties of diseases comprehended under the name Cancer Mammae by Charles

Bell. Abermals ein sehr wichtiger und der Beachtung werther Aufsatz von einem der vorzüglichsten Anatomen und Wundärzte Englands, der in dem Middlesex Hospital, dem er vorstehet, vielfache Gelegenheit gehabt hat, sich von der wahren Natur des Brustkrebses und seinen Verschiedenheiten zu unterrichten, und dabey zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß es nur einen wahren Brustkrebs gebe, aber ähnliche mit mehr oder weniger Gefahr und Heilbarkeit verbundene Abweichungen von demselben vorkommen. Zuerst zeichnet er die Charaktere des wahren Krebses, vom ersten Entstehen desselben als Skirrhus bis zu seiner gänzlichen Ausbildung als fressendes Geschwür, dann handelt er vom sogenannten impostumated cancer, oder dem täuschenden Krebsgeschwüre, welches zuweilen ein günstigeres Ansehen nimmt, als wäre er bloß ein scrophulöser Abscess, unter bald schlimmer bald besser scheinenden Umständen aber allmälich den verderblichen und unheilbaren Character annimmt. Nächst diesem beschreibt er die eigne Gattung des Krebses, der er den Namen carcinoma mammae hydatides beylegt wegen der Zusammensetzung der Geschwulst aus mehrern Bälgen oder Hölen. Die Brust hat dabey ihre volle Ausdehnung und raget stark hervor, der Umkreis der Basis ist kleiner als mehr entfernt von derselben, die Geschwulst ist nicht sphärisch, sondern viereckicht oder winklicht; die Warze raget stark hervor, die Venen an der Oberfläche sind sehr erweitert. Hierauf macht er auf die sehr schnell sich entwickelnde und einen geschwinden Verlauf habende Krebsgeschwulst, die er acute carcinomatous tumor nennt, aufmerksam, bezeichnet dann den seltenen Krebs, der von dem Hofe und der Warze anfängt und schließt mit der Beschreibung der fungösen Geschwulst der Brust acute fungous tumor of the mamma. Als Nachtrag gibt er eine Schilderung der Desorganisation der krebshaften Brust und der ganzen pathologischen Structur, zu deren Erläuterung zwey Kupfertafeln geliefert werden. 21. Account of a stone and a portion of

catheter extracted from the female bladder by the dilator by Astley Cooper Barut. Zu der Verbesserung, welche die neuere Chirurgie gewonnen hat, nimmt die Erweiterungsmethode der weiblichen Harnröhre, wodurch oft bey der Gegenwart eines Steines in der Blase, der schmerzhafte und gefährliche Steinschnitt verhütet werden kann, eine wichtige Stelle ein. Bisher suchte man diese Erweiterung durch Preßschwamm, Bougies und Sonden zu bewirken, welches aber immer langweilig und auch wohl schmerzhaft war. A. Cooper als einer der ersten Wundärzte berühmt, kam auf den Gedanken sich dazu eines dilatoriums, wie ohngefähr das speculum ani oder oris ist, zu bedienen, verschaffte sich dasselbe und der damit gemachte Versuch war so glücklich, daß er durch die wenige Minuten dauernde Anwendung desselben, die Harnröhre so erweiterte, daß er eine Zange einbringen und damit einen Stein herausschaffen konnte; bey einem andern Falle brachte er auf die nämliche Weise ein Stück eines abgebrochenen Katheters heraus. In beiden Fällen hatten die Kranken wenige Schmerzen und keine nachtheilige Folgen. Als ein Anhang sind noch zwey Beobachtungen andrer Wundärzte von der Leichtigkeit der Ausdehnung der Harnröhre beygefügt 22. Case of a large glandular tumor in the neck removed by J. St. Vincent. surgeon to St. Bartholomew's hospital. Die Operation ging zwar glücklich von Statten, aber der Patient starb bald nachher an den Masern und bey der Section fand man die Lunge in Eiterung. Hkn.

## Stuttgardt.

Das Aulus Persius Flaccus Satyren in der Versart der Urschrift verdeutscht und mit erläuternden Anmerkungen von J. J. C. Donner. Stuttgart, in der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1822. VI und 145 Seiten klein Octav.

Die Schwierigkeiten einer Uebersetzung des Persius sind jedem Kenner dieses tiefsinnigen und bedeutungsschweren Dichters bekannt, dem aus der flammenden

Fülle des Gemüthes oft die Worte nur wie einzelne Geistesfunken ohne Zusammenhang entsprühen, um nach allen Richtungen hin die Verderbniß und deren Agenten zu treffen, die für uns jetzt oft im Dunkel der Vergangenheit stehen, und nicht immer durch die Nachrichten der Geschichtschreiber und Scholiasten in hellere Umleuchtung gesetzt werden können. Eine solche Eigenthümlichkeit, in den damaligen Verhältnissen der Zeit tief eingewurzelt, in unsere Zeiten und unsere Sprache überzutragen, ist fast unmöglich; auch der beste Uebersetzer bleibt hier dem Dilettanten meist unverständlich, und er hat das Seinige gethan, wenn er nur den Ideenkreis des Gelehrten ausfüllt und den Forderungen des Sprach- und Kunstkenners genügt. Beides hat Herr Donner durch richtige Uebertragung des Sinnes, durch Nachbildung der Form und durch erklärende Anmerkungen zu leisten gesucht, und zwar mit einem Erfolge, der seinen Beruf zum Uebersetzer solcher Geisteswerke augenscheinlich beurkundet. In den Geist des Dichters ist er tief eingedrungen, er hat sich in seine Gesinnung und in seine Verhältnisse versetzt, und in dieser genialischen Verwandtschaft sein Werk von manchen Seiten der Vollendung nahe gebracht. Freylich kann man über einzelne Stellen oft und häufig mit ihm rechten; auch neue Ansichten und Entdeckungen haben sich wohl nirgends darin offenbart; dennoch kann es als Product der Kunst allen bisherigen Uebersetzungsversuchen den Rang streitig machen. Doch ist das Verdienst der Uebersetzung von Passow als der ersten vorzüglich gut gelungenen, größer, und sie hat dem Herrn Donner als Muster gedient, das er nur in einzelnen Ausdrücken und Wendungen zu übertreffen vermochte. Diese Ueberzeugung hat sich Recensent durch vollständige Vergleichung beider Uebersetzungen erworben; Herr Donner übersetzt meist wenn auch nicht richtiger, doch den Worten und Wendungen des Originals getreuer, Passow gibt mehr den Sinn als die Worte wieder, ist aber origineller und unabhängiger, und hat seinen Nachfolgern viel vorgearbeitet,

Beyſpielen: Gräue, canities, I, 9. Feigbaum für Feigenbaum, I, 24; hallig für lechzend und durſtig, I, 60; boppeln, bullire III, 34; bockelnde Centurionen, gens hir cosa Centurionum II, 77; verdurſtete Buttel, sitiens lagena, III, 92; Eid ſtellen, für ſchwören, III, 118; ſtupfen, cubito tangere, IV, 34; dämiſch, (insulsus), V, 9; ſklaven, dominos subire, V, 155; haſten, trepidare, V, 170; beſchnuffeln, naso tetigisse, VI, 17; die Gefreyten, liberti, VI, 23; ein verarmter Geſpan, amicus inops, VI, 28; Häumähder, foenisecae, VI, 40; betatſchen, plausisse, VI, 77; die Ficke, suga, VI, 79, u. ſ. w. Sonſt findet man noch: Aburtelung, Abſpurigkeit, Oehme, für Oheime, Aeltling, Dörfling, der Triumfende, karglaut, ein ſtadtrüchtiger Wüſtling, beverſeln, u. ſ. w. Auch die Orthographie enthält manche Seltſamkeit, oder mit dem Verfaſſer zu reden, Abſpänigkeit, z. B. Filoſofie, Räzel, Mut, u. ſ. w. Mit der Deutſchen Declination des Adjectivums iſt der Verf. pag. 70. unzufrieden, ohne jedoch desſelben aus Gründen zu verbeſſern. Noch iſt ihm in Erinnerung zu bringen, daß Horne (zu III, 103.) verſchiedene Arten von Horn ſind, wie Holze, Tuche u. a. m., Hörner aber mehrere Ganze, oder einzelne Dinge von Horn, alſo auch die ſogenannten muſikaliſchen Inſtrumente. — Einmal iſt den Verf. auch die Laune angekommen, ſatoriſche Anwendungen auf unſre Zeiten zu machen, und zu III, 45 behauptet er, einen Lehrer der Beredſamkeit zu kennen, der ſeine Schüler eine Rede machen ließ, die Arnold Winkelried in dem Augenblicke ſollte gehalten haben, als er ſich bey Sempach in die Lanzen der andringenden Feinde ſtürzte. Noch iſt zu bemerken, daß das Buch zwey berühmten Ueberſetzern gewidmet iſt, Johann Heinrich Voß in Heidelberg und Karl Philipp Conz in Tübingen, denen der Verf. durch die früher erſchienene Ueberſetzung des Juvenalis und durch dieſe des Perſius ſich würdig anzuſchließen ſtrebt. K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1823.

## Toulouse.

Bey Cadet: Le Parnasse occitanien, ou choix de poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationaux. 1819. XLIX. und 405 Seiten in Octav.

Die merkwürdige Poesie der Troubadours scheint seit kurzem bekannter unter uns werden zu sollen, als sie es von ihrem Erlöschen an bis auf Hn. Raynouard gewesen ist, der in diesem Theile der alt-romantischen Litteratur durch seine musterhaften grammatischen Arbeiten und durch die damit zusammenhängende Choix des poésies des Troubadours, von denen längst in diesen Blättern Nachricht gegeben ist, eine neue Bahn gebrochen hat. Mit Hn. Raynouard kann sich der ungenannte Herausgeber der vor uns liegenden Sammlung nicht messen; aber was er uns liefert, ist darum doch mit Dank anzunehmen. Es ist die Gabe eines fleißigen Dilettanten, aus dem südlichen Frankreich, der aus Liebe zu der Poesie, mit der er uns bekannter macht, die alten Handschriften, besonders auf der königlichen oder National-Bibliothek zu Paris gemustert hat. Aus

der Vorrede, die zugleich eine hiſtoriſche und litterariſche Einleitung ſeyn ſoll, iſt freylich nicht viel zu lernen. Die äſthetiſchen Begriffe des Verfaſſers ſind trübe, und ſeine hiſtoriſchen Notizen zum Theil unrichtig. Auch miſcht er allerley nicht zur Sache gehörende Reflexionen über ältere und neuere Poeſie durch einander, wobey er beyläufig auch von zwey Ausgaben ſpricht, die wir Deutſchen von unſern Mynnesingers (ſo ſchreibt er) beſitzen ſollen. Was er uns über die Entſtehung der Troubadourspoeſie ſagt, haben andere Litteratoren längſt gründlicher berichtet. Mit dem Namen Troubadour bezeichnet er ganz richtig, wenn nur von franzöſiſchen Troubadours die Rede ſeyn ſoll, nicht bloß die eigentlichen Provenzaliſchen Dichter, ſondern alle diejenigen, die jenſeits oder ſüdlich der Loire in ihrer Mutterſprache ſangen, vom eilften Jahrhundert bis gegen das Ende des dreyzehnten. Genau genommen, gehören aber auch die cataloniſchen und valenzianiſchen Dichter in Spanien aus derſelben Periode in dieſe Reihe. Auch der Dialect dieſer ſpaniſchen Dichter, ſehr verſchieden von der caſtilianiſchen Sprache, weicht nur wenig ab von der in Frankreich damals ſogenannten langue d'oc, die ſich wieder in mehrere Dialecte zertheilte, aus denen eine veredelte Geſammtſprache für die Poeſie, die Sprache der franzöſiſchen Troubadours erwuchs. Richtiger nennt man alſo allerdings dieſe Sprache mit dem Verfaſſer und mehreren andern franzöſiſchen Litteratoren die occitaniſche, als, wie gewöhnlich, die provenzaliſche. Aber was der Verfaſſer von den älteſten Denkmälern dieſer Sprache berichtet, iſt äußerſt dürftig, verglichen mit den trefflichen Nachweiſungen bey Hn. Raynouard. Für den erſten eigentlichen Troubadour erklärt der Verfaſſer den ehmals mit dieſem Titel beehrten Wilhelm IX. Herzog von Aquitanien und Grafen von Poitou (lebte von 1071 bis 1126) auch deßwegen nicht, weil Sprache und Styl bey dieſem vornehmen Dichter ſchon eine frühere

Bildung voraussetzen. Das Absterben der Troubadourspoesie (nämlich in Frankreich) gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts erklärt der Verfasser recht gut. Der unglückselige Religionskrieg gegen die Albigenser wüthete mit allen Schrecken des wildesten Fanatismus besonders in dem Gebiete des Grafen Raimond von Toulouse, an dessen Hofe der ritterliche Gesang mit allem Glanze der zu ihm gehörenden Galanterie besonders geehrt und gepflegt wurde. Der Graf gelangte zwar endlich wieder zum ruhigen Besitz seiner Herrschaft; aber der freye und frohe Sinn, dem die Poesie der Troubadours ihre Entstehung und Verbreitung verdankt hatte, war verschwunden. Die Stiftung der bekannten Floralien (Jeux Floraux) zu Toulouse war nur ein nicht ganz mißlungener Versuch, die schönere Zeit im Andenken zu erhalten. Doch alle diese und ähnliche Bemerkungen und Notizen in der Vorrede sind, wie schon gesagt, nicht dasjenige, was der Sammlung, die wir anzeigen, einen Werth giebt. Doch schätzbar für den Litterator sind zum Beschlusse der Vorrede die genauen Nachweisungen der Handschriften, fast alle auf der königl. Nationalbibliothek zu Paris befindlich, aus denen die mitgetheilten Gedichte genommen sind. Auf diese Nachweisungen beziehen sich dann wieder die in der Sammlung selbst jedem Gedichte beygesetzten Nummern. Wer also weiter forschen und vergleichen will, und an Ort und Stelle ist, kann nun mit leichter Mühe nachschlagen. Was uns aber wundert, ist, daß der Ungenannte, der doch von Hrn. Raynouard's Verdiensten mit Achtung und Lobe spricht, auf die Raynouardsche Sammlung gar keine besondere Rücksicht nimmt; denn in dieser findet man schon einen Theil derselben Gedichte. Jede von beiden Sammlungen enthält aber auch vieles, das in die andere nicht aufgenommen ist. Die des Ungenannten ist die reichste, beschränkt sich aber ganz auf lyrische Stücke. Von hundert und acht und drei-

zig Troubadours sind Proben ihrer Dicht- und Verskunst mitgetheilt. Und unter allen diesen lyrischen Stücken findet sich eben so wenig, wie in der Raynouardschen Sammlung, ein einziges Sonett, oder ein Gedicht, das sich der metrischen Form des Sonetts näherte. Die Gedichte sind sämmtlich in Strophen abgetheilt, die in ihrer metrischen Form viel ähnliches mit den castilianischen Liedern des Juan de Mena und andrer spanischer Dichter aus dem funfzehnten Jahrhundert haben, die man wohl von den castilianischen Romanzensängern unterscheiden muß. Viele dieser occitanischen Lieder sind, wie die castilianischen, in trochäischen Versen gebildet. Es wird also immer wahrscheinlicher, daß die Form des Sonetts, wenn sie anders den Troubadours schon bekannt war, was man doch aus andern Gründen anzunehmen kaum umhin kann, wenigstens nicht sehr gewöhnlich und nicht besonders beliebt bey ihnen gewesen seyn muß, und daß diese Form, eben so wie die italienische Canzone, (denn auch von dieser findet sich keine Spur in der Raynouardschen Sammlung und in der vor uns liegenden) erst in Italien sich entwickelt hat, was denn doch auch schon im dreyzehnten Jahrhundert geschehen seyn muß, da schon die Vorläufer Dante's Sonettisten waren. Wer der occitanischen Sprache vollkommen kundig ist, hat nun ein schönes Feld zu genaueren Vergleichungen der Troubadourspoesie mit der älteren italiänischen und deutschen vor sich. Eingeschaltet ist auch ein altfranzösisches Lied von dem englischen Könige Richard Löwenherz, worauf eine Antwort in occitanischer Sprache folgt. Richard Löwenherz hat also doch auch Verse gemacht, was Horace Walpole in seinem catalogue of royal and noble authors leugnet; und die nordfranzösischen Trouveres haben sich mit den Troubadours verstanden. Der Verfasser dieser Anzeige kann denen, die, wie er selbst, in der Kenntnif des Occitanischen noch ein wenig zurück sind, die Sammlung des Ungenann-

ken besonders zur Uebung in der Sprache empfehlen. Denn über jeden der Troubadours, den wir hier aus seinen Gedichten näher kennen lernen können, sind biographische Notizen aus den alten Handschriften in occitanischer Sprache beygesetzt. Aus der altväterisch-treuherzigen und naiven Prose dieser biographischen Notizen lernt man leichter, sich in der Sprache zurecht zu finden, als unmittelbar aus den Gedichten, besonders wenn man dabey die treffliche Grammatik von Hr. Raynouard zur Hand nimmt. Aber der Herausgeber dieser Sammlung hat sich um diejenigen, die Occitanisch lernen wollen, noch ein größeres Verdienst erworben durch sein zugleich mit dieser Sammlung erschienenes Wörterbuch, ebenfalls zu Toulouse bey Cadet:

Essai d'un glossaire occitanien, pour servir a l'intelligence des poésies des Troubadours. 1819. LIV und 334 Seiten in Octav.

Um nicht ungerecht gegen dieses Wörterbuch zu seyn, muß man nicht vergessen, daß es einer der ersten Versuche in seiner Art ist. Mag es künftig auch weit übertroffen werden durch das von Hrn. Raynouard versprochene; es hilft doch fürs Erste einigermaßen einem Bedürfnisse ab, das Jeder, wer die Sprache der Troubadours verstehen lernen wollte, um so mehr fühlte, da auch mit dem glücklichsten Errathen der Wörter nach der Analogie mit dem Spanischen und Italienischen nur wenig auszurichten ist, weil die occitanischen Abkürzungen der lateinischen Wörter oft auf eine ganz andre, als die wirkliche Bedeutung, hinzuweisen scheinen, selbst wenn man durch die Grammatik mit der Etymologie in dieser Beziehung vertraut geworden ist. Die occitanische Sprache zu erschöpfen, ist auch nicht die Bestimmung dieses provisorischen Wörterbuchs; es soll nur das Studium der Poesie der Troubadours erleichtern. Gleichwohl enthält es bey mehrern Wörtern beglaubigende Citate auch aus prosaischen Werken in occitanischer Sprache, nämlich aus

Ueberſetzungen, beſonders der Evangelien und andern bibliſchen Schriften, wo dann der lateiniſche Text zur Vergleichung beygefügt iſt. Der ungenannte Verfaſſer hat alſo weit mehr geleiſtet, als man von einem bloßen Dilettanten erwarten konnte. Wir mißbilligen auch gar nicht, daß er gegen den ſtrengen Begriff von Lexikographie mehrere Flexionen von Zeitwörtern aufgenommen hat, die dem Gedächtniſſe leicht entſchlüpfen, aber als Beſtandtheile des Wörterbuchs das Nachſchlagen in der Grammatik überflüſſig machen, z. B. ac (eut); fon (fut), das zugleich fond bedeutet. Die in der Vorrede zu dieſem Wörterbuche mitgetheilten Bemerkungen über das Verhältniß der occitaniſchen Sprache zur lateiniſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen ſind nur andeutend, großentheils polemiſch, und kommen ein wenig zu ſpät. Aber einige Winke über die Ausſprache, wobey der Verfaſſer auf den Discours préliminaire des Wörterbuchs vom Abbé de Sauvages (Nimes, 1785) verweiſet, werden vielen Leſern willkommen ſeyn. Die erſte Hauptregel bey der Ausſprache des Occitaniſchen iſt, daß man jeden Vocal rein und unverändert ausſpricht, z. B. nicht e wie a in en, und eben ſo die Diphthongen, z. B. nicht au wie o, oder ai wie ä nach franzöſiſcher Art, und daß man ſich gänzlich des franzöſiſchen Naſenlauts enthalte; die zweyte Regel, daß man eben ſo auch alle geſchriebenen Conſonanten rein ausſpricht, nur unter genaueren Beſtimmungen, in denen die occitaniſche Orthographie zum Theil mit der italieniſchen, zum Theil mit der caſtilianiſchen, noch mehr mit der portugieſiſchen übereinſtimmt, aber auch in die cataloniſche übergeht. Das ch lautet wie im Spaniſchen (tſch), aber eben ſo auch am Ende der Wörter: das g wie im Italieniſchen, aber auch am Ende der Wörter eben ſo z. B. adreg (adroit) wie adretſch; eben ſo das j. Das x vertritt oft, wie im Portugieſiſchen, die Stelle des ch (tſch), und das h wird, wie im Portugieſiſchen hinter

l und n eingeschoben, um die weichen Consonanten zu bezeichnen, die von den Franzosen als ll (wie in brilles) und gn (wie in seigneur) geschrieben werden, z. B. filh; senhor. Wir haben geglaubt, durch die Mittheilung dieser kleinen orthographischen Notizen mehreren Lesern, die sich für die Sprache der Troubadours interessiren, einen Dienst zu thun.

## Leiden.

Bey Hazenberg: Commentatio de ratione, qua Sophocles veterum de administratione et justitia divina notionibus usus est ad voluptatem tragicam augendam, auctore Petro van Limburg-Brouwer, philos. theoret. mag. med. et lit. hum. doctore. 1820. 169 Seiten Octav.

Ein schätzbarer Beytrag zur Aufklärung des eigentlichen Characters der griechischen Tragödie, geschrieben von einem Gelehrten, der aus liberalem Interesse für die alte classische Litteratur seine Erholungsstunden, (denn er ist Arzt) diesen Studien widmet. Ein ähnlicher Versuch, der vor 10 Jahren in unserer Societät der Wissenschaften vorgelesen wurde, de justitia fabulosa ad rationem tragoediarum Graecarum pertinente (s. Commentationes recentiores, Vol. II.), scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn. Aber der Gegenstand ist auch noch lange nicht erschöpft. Tiefer würde der Verfasser eingedrungen seyn, wenn er zuerst den mythischen Begriff von der Δίκη bis zu seiner Quelle verfolgt, dann gezeigt hätte, wie dieser Begriff durch Aeschylus in die Tragödie gezogen wurde, und wenn hierauf nun eine Vergleichung angestellt wäre zwischen der Art, wie Sophokles die Idee von einer Schicksalstragödie, die zugleich eine religiöse Gerechtigkeitstragödie ist, mit eben so viel bewunderungswürdiger Kunst als Zartheit des Gefühls, ausführte. Aber die Liebe zum Sophokles, dem auch der Verfasser mit Recht den ersten Platz unter den griechi-

schen Tragikern zuerkennt, hat ihn bewogen, seine Abhandlung auf diesen Dichter zu beschränken. Die Einleitung, in welcher er zugleich seine ästhetischen Grundsätze über die eigentliche Bestimmung des Trauerspiels vorträgt, befriedigt deßwegen weniger, als die in das Einzelne eingehende Zergliederung der uns übrig gebliebenen Tragödien des Sophokles in der bestimmten Hinsicht. Nicht genug Gewicht scheint uns der Verfasser auf den tiefen Ernst gelegt zu haben, der in der Erfindung der griechischen Tragödie liegt, und der nach etwas mehr zielt, als nach anziehender, rührender und erschütternder Geistesunterhaltung (ad voluptatem tragicam). Schon die ursprünglich religiöse Tendenz dieser Dichtungsart, von der sich das neuere Trauerspiel weit entfernt hat, läßt erwarten, daß auch Sophokles nicht bloß in der Absicht, das tragische Vergnügen zu verstärken, die alten mythischen Begriffe von einem Gesetze der ewigen Gerechtigkeit, dessen Vollstrecker die Götter sind, so eindringlich in seine tragischen Dichtungen verwebt habe. In dem Capitel, wo der Verfasser, ehe er sich zu Sophokles besonders wendet, nach Homer, Pindar, und einigen andern Dichtern, die alten Begriffe von Schicksal und ewiger Gerechtigkeit erläutert, findet sich, wenn auch nichts neues, doch vieles, das noch nicht genug beachtet ist. Aber die hierauf folgende eben so gelehrte, als feine Analyse der einzelnen Tragödien des Sophokles zeugt von einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit dem Dichter. Nur würden wir die beiden Oedipus und die Antigone mehr als ein trilogisches Ganzes erläutert, und nicht, wie der Verfasser, den Oedipus auf Colonos, der den Schluß dieses Ganzen macht, zwischen den ersten oder Fürst Oedipus und die Antigone gestellt haben. In den Anmerkungen zeigt sich auch die Bekanntschaft, die der Verfasser mit der deutschen Litteratur gemacht hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.
Den 26. Junius 1823.

## Paris.

In der Königlichen Buchdruckerey: Les Séances de Hariri, publiées en Arabe, avec un commentaire choisi, par M. le Baron Silvestre de Sacy. 1822. 108 Bogen in Fol. (Enthaltend die letzten 25 Consessus).

So wäre denn auch diese Ausgabe eines in Asien allgemein für classisch gehaltenen Schriftstellers glücklich beendiget, und durch dieselbe ein mächtiger Fortschritt in unsrer Kenntniß der Arabischen Litteratur gethan. Mit dem beharrlichsten Fleiße hat der berühmte Herausgeber diese Aufgabe gelöset. Doch ist der Herr Baron Silvestre de Sacy nicht blos kritischer Herausgeber; er ist auch von einem großen Theil, von den unter den Text gesetzten Arabischen Scholien, recht im eigentlichen Sinn des Worts, Verfasser. Zwar gaben die Materialien dazu Hariri's Arabische Commentatoren her, Motarrezi, Scherischi, Razi, und Ocbari, desgleichen die Lexikographen, Dscheuhari und Firuzabad, die Proverbien des Meidani, Ebn Challekan, die Poesien des Bochteri und Motenabbi: aber Auswahl, Zusammensetzung, Abkürzung, Zusammenziehen und Vereinigen mehrerer Erläuterer in eine Note, und die

Verbindung des Zuſammengetragenen in Arabiſcher Sprache iſt von dem Herausgeber So gar der bey der Anzeige des erſten Bandes in dieſen Blättern geäußerte Wunſch nach einem Band beſonderer Erläuterungen des Verfaſſers aus dem Reichthum ſeiner Arabiſchen Sprachgelehrſamkeit und Hülfsmittel iſt auf eine, zwar für den Verfaſſer höchſt mühſame, aber auf eine zum fortgehenden Forſchen ermunternde, und darum deſto nützlichere, abkürzende Weiſe in Erfüllung gegangen, durch einen (um es kurz zu ſagen) alphabetiſchen index rerum et vocabulorum, oder aller Hauptgegenſtände die im Commentar erläutert ſind, mit beſtändiger Rückweiſung auf die Seitenzahlen. Durch dieſen index wird dieſe Ausgabe erſt recht brauchbar, und der Cultur der Arabiſchen Sprache förderlich. Durch ihn laſſen ſich, weil er alphabetiſch geordnet iſt, die großen Bereicherungen der Arabiſchen Wörterbücher aus den Scholien, ſelbſt von dem gebrauchen, deſſen Muße nicht hinreicht, ſie in ſein Handwörterbuch einzutragen; und für den Herausgeber des angekündigten neuen Arabiſchen Wörterbuchs, den Herrn Profeſſor Freytag zu Bonn, iſt darin ein Schatz enthalten, der durch ihn in allgemeinen Umlauf geſetzt werden wird. Das Studium des ſprachkünſtleriſchen Hariri iſt dadurch außerordentlich erleichtert; und wem noch die in dieſen Scholien vorkommenden vielen grammatiſchen, rhetoriſchen und lexicographiſchen Kunſtausdrücke Mühe machen, dem wird die Grammaire arabe des Verfaſſers großentheils aus ſeinen Verlegenheiten helfen, weil darin ſchon die meiſten aus den beſten Quellen der Königl. Bibliothek zu Paris erklärt ſind.

Dieſer zweyte Band des Hariri iſt mit einer franzöſiſchen Vorrede verſehen, die allerley nachhohlt, was beym Gebrauch dieſer Ausgabe zu wiſſen, nöthig und nützlich iſt. Vor allem gibt ſie die nöthigen Begriffe von den Makama, die der Verfaſſer ſehr treffend mit den Novellen der neuern Litteratur vergleicht. Da wir von dem erſten Bande dieſes Werkes den Leſern unſrer Blätter keinen deutlichen Bericht ohne eine ähnliche Entwickelung hätten erſtatten können, ſo hat der

Rec. schon ehedem darüber Auskunft gegeben, und da der Verfasser nichts davon Verschiedenes vorträgt, so dürfen wir wohl diesen Theil der Vorrede übergehen und unsre Leser auf die frühere Anzeige (Jahrg. 1821. S. 1801) verweisen. Nur ist er (unstreitig, weil er ihn aus dem Gesichtspunkt der Morgenländer betrachtet) etwas nachsichtiger als der Recensent gegen seinen Autor wegen seiner Sprachkünsteleyen und der Gemeinheit mancher seiner Erfindungen. Dabey kann aber doch immer gelten, was der Verf. von diesen morgenländischen Novellen rühmt: elles ont toujours quelque chose de piquant, soit par les avantures qui en sont le sujet et par l'originalité des personnages, soit par les leçons de morale, de philosophie, de ruse et de souplesse, qui y sont mises en action. Umständlich hat der Verfasser von Hariri als Nachahmer eines frühern Novellenerzählers, des Hamadani, gehandelt. Was der Recensent schon aus der Vergleichung einer einzigen ihm zugänglichen Erzählung des Nachahmers mit seinem Original vermuthete, daß Hamadani's Dichtungen denen des Hariri an innerem Werth vorgehen möchten, das wird durch das Urtheil des Verf., der beide gleich genau kennt, vollkommen bestätiget. Nach ihm scheint Hamadani den Hariri an Imagination, und in der Mannichfaltigkeit der Dichtungen, die er in einen eleganten und blühenden Styl gekleidet hat, zu übertreffen. Selbst den guten Geschmack scheint ihm Hariri durch zu häufige und zu weit ausgesponnene Späße, häufiger als Hamadani, beleidiget zu haben.

Das Uebrige der Vorrede betrifft die Hülfsmittel, mit welchen diese Ausgabe besorgt worden. Ein seltener Reichthum, wie ihn noch nie der Herausgeber irgend eines Arabischen Schriftstellers für seinen Autor zusammengebracht hat: neun Handschriften von dem Text des Schriftstellers, jede schon mit mehr oder minder reichen Erläuterungen begleitet, und daneben die oben schon berührten ausführlichen besondern Commentarien, Wörter- und andere handschriftlichen Hülfsbücher. So ist der Herausgeber im Stande gewesen,

seinen Autor in einer bey Arabischen Werken bisher noch ungewöhnlichen Vollkommenheit öffentlich vorzuführen.

Hinter dieser Vorrede wird noch eine kurze Nachricht von der hebräischen Uebersetzung gegeben, die einen spanischen Juden, Juda, den Sohn Salomo's, zum Verfasser hat. Nach der mitgetheilten Probe (dem dritten Consessus) zu urtheilen, hat sich der hebräische Uebersetzer manche Abänderung seines Originals erlaubt: gleich die Namen der handelnden und sprechenden Personen, Hareth Ben Hammam und Abu Zeid aus Sarudsch sind mit Ithiel und Cheber Hakkeni vertauscht. Durch die Uebersetzung gewann der spanische Israelite diese Dichtungsart so lieb, daß er nach ihrer Vollendung selbstständig ein ähnliches Werk, Tachkemoni betitelt, das mehrmahls gedruckt ist, verfertigte.

Eine zweyte Beylage zu der Vorrede ist eine französische Uebersetzung des Artikels im Ebn Challekan, der das Leben Hariri's enthält, dessen Arabischer Text schon der Arabischen Vorrede des ersten Bandes angehängt war.

Nach landesüblicher Sitte sollte nun eine Anzahl Ausstellungen und der gelungensten Anmerkungen dieses Werks unsere Anzeige schließen; doch könnten jene in der Lage des Recensenten, bey dem gänzlichen Mangel aller handschriftlichen Hülfsmittel, nur unbedeutend ausfallen, und diese bey dem engen Raum unsers schmalen Blattes nur in ein Paar Beyspielen bestehen, wenn sie mit der ganzen Umständlichkeit sollten dargestellt werden, die sie ohne Vergleichung voluminöser Werke beym Lesen verständlich machte. Und diese wären doch nur ein Tropfen aus einer so reichen Quelle. Lieber schränken wir uns blos auf den Preis und Dank an den vortrefflichen Gelehrten ein, der sie uns eröffnet hat und widmen ihm denselben nicht blos für die mühsame Bearbeitung und Erläuterung dieses Werks, sondern auch für die großen Opfer, die er dabey der Arabischen Gelehrsamkeit gebracht hat. Zwar haben dasselbe zwey französische Minister und einige

der ersten Regenten unsrer Zeit mit ihrer Unterzeichnung beehrt; der Kaiser von Rußland für 25 Exemplare, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen für 30 Exemplare; aber diese Beyträge überhoben doch den Verfasser der Nothwendigkeit nicht, dem Unternehmen aus seinem eigenen Vermögen ein Ansehnliches, noch 20,000 Franken, zu opfern. Wer könnte daher in der Schlußzeile des Ganzen ohne Rührung lesen:

تمّ الكتاب بعون الوهّاب ?

## Ebendaselbst.

Histoire des Croisades, quatrième partie, contenant les deux expeditions de St. Louis, les guerres des Chretiens contre les Turcs, et des considérations générales sur les resultats des Croisades, par Ms. Michaud, de l'Académie française; Vol. IV. 680 S. Vol. V. 549 S. Vol. VI. (auch unter dem Titel: Bibliographie des Croisades T. I.) 712 S. Vol. VII., (Bibliographie etc. T. II.) 820 S. 1822. 8vo.

Wir haben den Anfang dieses Werks bereits vor zehn Jahren (G. g. A. 1813. St. 56) angezeigt; dessen Schluß jetzt vor uns liegt. Aus den angeführten Titeln ergiebt sich aber auch schon, daß er über die Gränzen einer eigentlichen Geschichte der Kreuzzüge nach Palästina hinausgeht; wohin nur noch der erste der angeführten Theile, und der Anfang des Zweyten gehört. Jener umfaßt hauptsächlich die Unternehmungen von Ludewig IX; welche man schon als den letzten Hauptact in der Geschichte dieser Kriege betrachten kann. Der Verf. beginnt mit einer Uebersicht der von Mittelasien aus durch die Mogolen (auch von ihm Tataren genannt) bewirkten Umwälzung in Beziehung auf Palästina und die angränzenden Länder; auf welche die Erzählung des ersten Kreuzzuges von Ludewig IX. folgt. Ueber die Motive des Angriffs auf Aegypten, finden wir keine neue Aufschlüsse; sehr gut aber wird gezeigt, wie der Winteraufenthalt auf Cypern das Mislingen der ganzen Unternehmung vorbereitete; und wie der neue Aufenthalt in Damiette

die weitern Uebel entwickelte. Die Geschichte des unglücklichen Feldzuges, und sein trauriger Ausgang wird aus Joinville und andern bekannten Quellen ausführlich und gut erzählt. Ludwig erscheint bey diesen Unglücksfällen allerdings als großer Mann; jedoch nicht als großer Feldherr. Der gewöhnlichen Erzählung zufolge sollen die Anführer der Mammelucken nach der Ermordung des Sultans dem König von Frankreich den Aegyptischen Thron angeboten haben; der Verf. zeigt indeß, daß dieses Vorgeben ohne hinreichenden Grund sey. Unsere Aufmerksamkeit war besonders auf den zweyten Kreuzzug gegen Tunis des Jahrs 1270, von dem Ludwig nicht zurück kehrenen sollte, auf die Veranlassung dazu, besonders auf den Einfluß von Carl von Anjou auf den König gerichtet; allein wir haben keine neue Aufschlüsse gefunden. — Als Ludwig IX. vor Tunis ankam, waren in dem Königreich Jerusalem nur noch einige Küstenstädte übrig, unter denen Ptolemais oder Acre die wichtigste war. Die Eroberungspläne der Aegyptischen Mammelucken Sultane bedrohten diese; und als im Jahr 1291 Ptolemais eingenommen war, hatte die christliche Herrschaft auf dem Continent von Syrien ihr Ende. Indeß lebten doch die Projecte zu einem Kreuzzuge noch ein Paarmal wieder auf; wenn sie auch nicht zur Ausführung kamen. Der Verf. setzt daher auch seine Erzählung noch weiter fort; und knüpft an diese die Geschichte der Kriege gegen die Türken, welche in diesem Bande bis zu der Eroberung von Constantinopel, und in dem folgenden bis zu der Eroberung von Candia und der Befreyung von Wien 1683 fortgeführt wird. Doch ist dieß mehr eine Uebersicht, als ausführliche Erzählung. In einem eignen Abschnitte folgt alsdann noch eine Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Der Vf. bemerkt indeß selber in einer Note, daß die bekannten Preisschriften des Nationalinstituts über diese Frage dabey zum Grunde gelegt sind; und in der That ist die Behandlung so oberflächlich, daß auch diese nicht einmal gehörig benutzt sind.

Sowohl dem vierten als fünften Bande sind

pièces justificatives beygefügt; deren zum vierten Bande sind neun; von denen die meisten sich auf die Erzählung einzelner Kriegsvorfälle beziehen; die letzte aber eine Widerlegung der von Hrn. v. Hammer den Tempelherren gemachten Beschuldigungen von M. Rainouard enthält. Die dem fünften Bande beygefügten beziehen sich auf die Unternehmungen gegen die Türken, und sind aus dem Zeitalter von Franz I. und Ludwig XIV. Die erheblichsten sind: Nr. I. Instruction von Franz I. an den Vicarius von Toulouse zur Ausführung der päbstlichen Bulle zu einem Kreuzzuge vom Jahre 1516. IV. Verhandlungen zu Rom in den Jahren 1661 und 1662 zwischen dem Pabst und den christlichen Mächten zur Bildung einer Ligue gegen die Türken. V. Das Memoire von Leibniz an Ludwig XIV. die Eroberung Aegyptens betreffend, nach der in England erschienenen Uebersetzung. Und zuletzt ein für die Numismatik wichtiger Aufsatz: Catalogue raisonné de la collection des medailles de M. s. Cousinery, qui sont frappé par Princes Croisés en Orient; medailles totalement inconnues jusqu'à nos jours. Mit beygefügten Abbildungen.

Die beiden letzten Bände VI u. VII. bilden eigentlich ein abgesondertes Werk, und tragen daher auch den Titel: Bibliographie des Croisades. Vol. I. II. Sie sind eine gelehrte, und sehr verdienstliche Arbeit. Der Zweck des Verf. bey derselben ist: eine Analyse aller gleichzeitigen Schriftsteller der Kreuzzüge zu geben, sowohl des Occidents als des Orients; so daß dadurch ein Abriß aller Quellen der Geschichte der Kreuzzüge ertheilt wird. Diese Analysen sind bald mehr bald weniger ausführlich; bey den letztern ist es eine treue Uebersetzung (nie hat sich der Vf. erlaubt etwas hinzuzufügen;) bey den erstern eine Angabe der Begebenheiten die der Chronist erzählt; oder vielmehr ein mit Genauigkeit gemachtes Sachregister (table des matières). Auf diese Weise sind über 270 Occidentalische, und 22 Arabische Schriftsteller analysirt. Die meisten sind gedruckt, einige nur in Handschriften in

Paris vorhanden. Die Occidentaliſchen werden eingetheilt in die Franzöſiſchen, Engliſchen, Spaniſchen, Deutſchen und Italiäniſchen; unter denen jedoch die Franzöſiſchen bey weiten die zahlreichſten ſind; auch die Byzantiniſchen ſind nicht übergangen. Bey jedem Schriftſteller iſt eine kurze Notiz den Auszügen aus ihnen voran geſchickt. Am ausführlichſten ſind die Auszüge aus den Arabiſchen Schriftſtellern. Sie füllen die größere Hälfte des zweyten Bandes aus; wenn auch die Zahl der Schriftſteller nur auf 19 genannte, und 3 ungenannte beſchränkt iſt. Jene ſind: Abul Abbas (Geſchichte der Dynaſtien) Abulfeda (Annalen) Abul Mahaſſan (Geſchichte Aegyptens) Djemaleddin (Erheiterungen;) Ibn Alatſiv (Allgemeine Geſchichte; und Geſchichte der Atebecks;) Ibn Djoâzi (Spiegel der Zeit;) Ibn Ferat; Ibn Ibrahim (Geſchichte Aegyptens;) Makrizi (Dynaſtien;) Modjireddin (Geſchichte Jeruſalems;) Mohammed (Geſchichte Aegyptens;) Mohjeddin (Leben Sultan Bibars;) Novairi; Saleh (Geſchichte von Berytus;) Schehabeddin (die beiden Gärten;) Sojuti (gleichfalls). Die drey Ungenannten ſind; der Fortſetzer von Elmacin; Ein Leben von Pelaum; und eine Geſchichte von Jeruſalem und Hebron. Bey dieſen Auszügen der Orientalen kam dem Vf. die Hülfe einiger Freunde zu ſtatten; beſonders des Hr. Thory, Conſervateur der K. Bibliothek, des Hr. Thomas Delborn; und nach dem Tode des für die Orientaliſche Litteratur zu früh verſtorbenen Jourdain (Verfaſſer der Preisſchrift über die Arabiſchen Ueberſetzungen des Ariſtoteles;) Hr. Abbé Rainaûd, ein ausgezeichneter Schüler Hrn. von Sacy. Sind auch einige dieſer Quellen (wie Kemaleddins Geſchichte von Aleppo ſchon durch Hr. Prof. Wilken) von Andern benutzt, ſo wird ſich doch immer noch eine Nachleſe halten laſſen. Vorgearbeitet war Manches ſchon durch den Benedictiner Don Berterand, deſſen Manuſcripte in die K. Bibliothek gekommen ſind. Zwey Bände derſelben enthalten lateiniſche Auszüge aus Arabiſchen Geſchichtſchreibern, und ſind aus dieſen ins Franzöſiſche überſetzt, von mehrern der oben angeführten Schriftſteller jedoch ſind die Auszüge aus dem Originalwerk durch die Herren Jourdain und Reinaud gemacht. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 28. Junius 1823.

## Göttingen.

Am 4. Jun. erfolgte, der hohen Stiftung gemäß, die feyerliche Ertheilung der jährlich ausgesetzten Preise für die hier Studirenden. Die Aufgaben der Facultäten sind im vorigen Jahrgange dieser Anz. S. 994. enthalten; wir begnügen uns daher hier den Erfolg davon anzuführen.

Den theologischen Preis erhielt, unter drey Competitoren, Hr. Carl Friedrich Meyer aus Sarstedt im Hildesh., Mitglied des homilet. Seminar, das erste Accessit Hr. Georg Heinr. Klippel, aus Großen-Lengden, gewesenes Mitglied des homilet. Semin., dessen Abhandlung die Facultät gedruckt zu sehen wünscht; das zweyte Accessit Hr. Carl Joh. Phil. Spitta aus Hannover.

Um den Prediger-Preis hatten sich achte beworben; von diesen erhielt den Preis Hr. Joh. Friedr. Aug. Woltmann aus Göttingen; das erste Accessit Hr. Friedrich Wilhelm Heicke, aus dem

Braunschw.; das zweyte Accessit Hr. Arnold Carl Conr. Hoelty aus dem Lüneburgischen, alle theils gegenwärtige, theils gewesene Mitglieder des Königl. homilet. Semin.

Der juristische Preis konnte nicht ertheilt werden, weil die eingelaufenen zwey Abhandlungen nicht genügend ausgefallen waren.

Der medicinische wurde Hrn. Ernst August Wilhelm Himly aus Braunschweig zu Theil.

Von den philosophischen Preisen, deren dießmal zwey waren, konnte nur der eine der Abhandlung über das Alter der Orphischen Mysterien zuerkannt werden, welche Hrn. Georg Heinr. Bode aus Northeim, Mitglied des philol. Semin., zum Verfasser hat.

Die neuen Aufgaben für den 4. Jun. 1824 sind folgende:

Von der theologischen Facultät: ut eloquentiae, tam in genere spectatae, quam in tradenda potissimum religione christiana conspicuae, notione recte demonstrata ac stabilita, singula ea, in quibus eloquentia Jesu Christi praecipue eminuit, sigillatim exponantur, exemplis illustrentur, et, ubi licuerit, ad hodiernum sermones sacros habendi usum transferantur.

und als Thema zur Preispredigt 1. Petri 2, 21-25.

Von der juristischen Facultät; de principiis, a quibus pendet legum sibi contrariarum auctoritas, si quae variorum locorum constitutiones colliduntur ob singularem causae, de qua agitur, indolem et naturam; in primis de usu regulae "locus regit actum" recte determinando.

Von der medicinischen Facultät: quo sensu dicatur, vulnera per primam intentionem curare? sitne quod solida corporis humani, vi

mechanica soluta, sensu strictiori glutinentur saltem, sitve, quod pus in vulnere secretum novas materies, sic dictas granulationes formet?

Von der philosophischen Facultät: An et quomodo M. Tullius Cicero bene meritus sit de philosophia ejusque partibus?

## Leipzig.

Bey Johann Ambrosius Barth 1822: Allgemeine Aetiologie der Krankheiten des menschlichen Geschlechts. Zu academischen Vorlesungen entworfen von Carl Ludwig Klose, außerordentlichem Professor zu Breslau. XXVIII. und 542 S. in 8.

Indem seit Gaub's Zeiten das Streben nach einer gründlichen, wissenschaftlichen Bearbeitung der Pathologie immer sichtbarer wurde, und man allmählich die rechte Bedeutung der Physiologie und Chemie, der vergleichenden und pathologischen Anatomie für das Studium der Heilkunst erkannte, mußte nothwendigerweise ein gewisses Mißverhältniß zwischen dem Vorrath der zu bearbeitenden Materialien und der gewöhnlichen academischen Lehrzeit entstehen, da man im Allgemeinen auf den deutschen Universitäten nicht geneigt war, das herkömmliche Triennium zu überschreiten. Unter diesen Umständen geschah es, daß gewisse, dem frühern medicinischen Studium unerläßliche Disciplinen in ihrem Ansehen, wenigstens als gesonderte Zweige, mehr und mehr sanken, zumal da eine umfassendere, allgemeine Pathologie den Uebelstand einer solchen Sonderung nicht verhehlte. So wurden die Hörsäle der Diätetik, der Semiotik, ja selbst der Heilmittellehre, theils aus jenem äußern, theils aus innerm, dem Stande und der Richtung der Wissenschaft zuzuschreibenden Grunde, weniger besucht. Die Aetiologie, von der einen

Seite an die Nosologie, von der andern an die Diätetik zu nahe streifend, hat als gesonderte Doctrin sich eigentlich niemals das Bürgerrecht erworben, und gewiß mancher akademische Lehrer möchte sie sich nicht aus seinen Vorlesungen über allgemeine Pathologie, welche er gleichwohl in Einem Semester vollendet, ausscheiden lassen. Der selige Elsner trug sie inzwischen als besonderes Collegium vor, und der Verfasser des anzuzeigenden Buches, ein ehemaliger Schüler des verdienten Königsberger Lehrers, hofft durch seine Arbeit Veranlassung zu geben, daß die Aetiologie der Krankheiten, öfter, als bisher geschehen, als Gegenstand eigener akademischer Vorlesungen benutzt werde. Rec. glaubt, seine Meynung rücksichtlich dieses Zweckes in den obigen Zeilen hinlänglich ausgesprochen zu haben; dessen ungeachtet nahm er mit gespannter Erwartung das vorliegende Compendium zur Hand. Wer fühlte es nicht, in welchem Dunkel für uns noch der eigentliche Proceß des Erkrankens liegt? wer sagt es, worin jene Prädisposition besteht, welche von vielen, unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen sich Befindenden nur diesen oder jenen erkranken läßt? wer fragte nicht nach Aufklärung über das Wunder der Ansteckung? In einer allgemeinen Aetiologie der Krankheiten suchen wir sie mit Recht; aber die Formeln der Schule geben uns keine Befriedigung, davon überzeugen uns die Leistungen vieler Jahrhunderte, und nur diese Ueberzeugung halten wir für den ersten Schritt zum Vorwärtskommen. Richtig hat der Verf. erkannt, was Noth sey, doch scheinen uns die Mittel zum Zwecke zu furchtsam gewählt. Allerdings müssen wir vorzugsweise bey Bearbeitung der Aetiologie zur Erfahrung zurückkehren, aber zu einer Erfahrung, die mehr als sinnliche Wahrnehmung ist, und dennoch, selbst sicherer als jene, des vorgezeichneten Schemas der Schule nicht bedarf. Diese Beschränkung aber hat

der Verf. nicht überall zu sprengen gewagt, und deshalb scheint er mit seiner Ueberzeugung in einen Widerspruch gerathen zu seyn, dessen Einwirkung Rec. bis zum letzten Blatte deutlich genug zu erkennen meint. Ohne Zweifel gehört die Untersuchung über die s. g. nächste Krankheitsursache zu den schwierigsten Aufgaben der Aetiologie, und der Verf. verhehlt diese Schwierigkeit nicht; schon das auffallende Mißverhältniß zwischen der Seitenzahl, auf welche diese Untersuchung sich beschränkt, in Vergleich zu derjenigen, welche der Betrachtung der Krankheitsanlage und der Gelegenheitsursache gewidmet ist, giebt sie zu erkennen. Hatte indessen der scharfsinnige Reil wirklich so großes Unrecht, wenn er nach manchen Bemühungen, die in seinen Schriften nachzuweisen sind, die ganze Untersuchung über die nächste Ursache für Sophisterey erklärte? Rec. gesteht, daß er keine Definition kennt, durch welche das Wesen der nächsten Ursache hinlänglich characterisirt, und namentlich von der Krankheit selbst genügend unterschieden wird. Auch des Verf. Erklärung, "sie bestehe in dem Acte, durch welchen die Umänderung des gesunden Lebensprocesses in einen kranken geschehe (S. 13.), oder sie sey diejenige Thätigkeit des Organismus, welche dem Zwecke der Gesundheit nicht mehr entspreche, und die eben sowohl die Krankheitszufälle nach sich ziehe, als sie selbst Product der Anlage und Gelegenheitsursache sey (S. 466.)", ist doch kaum anders, als sophistisch, zu nennen, da wir nicht einsehen, wie selbst in der Theorie jener Act, der den gesunden Lebensproceß in einen kranken umwandelt, oder jene Thätigkeit, welche den Zwecken der Gesundheit nicht mehr entspricht, von der Krankheit selbst zu unterscheiden sey. Eben so unbegreiflich, und mit Theorie und Erfahrung unvereinbar, scheint uns daher auch die Behauptung des Verf., daß eine Zeitlang, nachdem Anlage und Gelegenheitsursache mit einander in

Verbindung getreten ſind (alſo die nächſte Urſache ausgebildet iſt), noch ein Zuſtand relativer Geſundheit beſtehen könne, und wir überzeugen uns immer mehr, daß die Schwierigkeit obiger Unterſuchung eine ſelbſtgeſchaffene, oder vielmehr Folge einer theoretiſchen Spitzfindigkeit, und die ganze Lehre von der ſ. g. nächſten Urſache, d. h. von dem letzten Grunde der Krankheitsſymptome, der Noſologie anheim zu ſtellen ſey. — Für unerſpießlich halten wir die Eintheilung der Anlagen in Anlagen des Organismus als phyſiſchen, belebten und beſeelten Körpers, und in der einzelnen Anwendung muß dieſes augenblicklich fühlbar werden; ſind z. B. diejenigen abnormen Zuſtände, welche der Verf. unter dem Namen Hypertonie und Atonie als krankhafte Anlagen des phyſiſchen Körpers beſchreibt, nicht ebenſowohl, und vielleicht mit größerm Rechte, auf den Organismus, als belebten Körper zurückzuführen? — Nur mit vorſichtiger Einſchränkung möchten wir den Satz S. 93) unterſchreiben, daß Krankheiten bey Individuen von ſchwacher Conſtitution meiſtens die Merkmale verminderter Lebensthätigkeit an ſich tragen, wenigſtens würde vorläufig eine Definition des Begriffes von ſchwacher Conſtitution zu fordern ſeyn; dasſelbe gilt von der Behauptung, daß eine ſtarke Conſtitution vorzüglich Anlage zu Entzündungen beſitzen ſoll. — Mit Recht bemerkt der Verf. S. 209, daß nicht alle ſchädliche Einflüſſe durch Reizung Krankheit hervorbringen, aber die Lehre desſelben, daß dieſes geſchehe, indem ſie bald die Lebensthätigkeit vermehren, bald vermindern, bald hauptſächlich ihre Wirkung auf das Verhältniß der todten Kräfte des Organismus äußern, bringt uns dennoch wenig weiter, und den letzten Satz derſelben halten wir für völlig unſtatthaft. Das Verhältniß der ſ. g. todten Kräfte des Organismus kann einzig und allein vermittelſt der Lebensthätigkeit desſelben verändert werdrn — eine Behauptung, die

nur wegen des übel gewählten Ausdruckes: todte Kräfte des Organismus, vielleicht paradox klingen mag. Die Modification der Lebensthätigkeit ist aber niemals eine rein quantitative; es ist endlich Zeit, daß wir aufhören, das individuelle Leben als eine gegebene Summe zu betrachten, zu der man nur addiren, oder von welcher man nur subtrahiren könne. Nur, wenn sich eine Krankheit der einfachsten Fiber nachweisen ließe, dürfte man bey ihr eine rein arithmetische Vermehrung oder Verminderung der Lebensthätigkeit annehmen, aber die erste organische Zusammensetzung macht eine solche Annahme schon unzulässig. Denn da jeder constituirende Theil eines Organes sein specifisches Leben lebt, und also auch eigenthümlich von den äußern Einflüssen afficirt wird, so erhellt, daß nicht einmal die Affection eines einzelnen Organes, geschweige denn des ganzen Organismus, eine überall gleichmäßige seyn könne. Dieser Ansicht zufolge wird man freylich auch den Versuch aufgeben müssen, alle Arzneimittel unter die beyden großen Kategorieen von erregenden und schwächenden, stimulirenden und contrastimulirenden u. s. w. zu subsumiren, und vielmehr die specifische Wirkung eines jeden zu erkennen sich bemühen.

S — a.

## Serampore.

In der Missionsdruckerey: Flora Indica; or descriptions of indian plants by the late W. Roxburgh. Edited by W. Carey. To which are added descriptions of plants more recently discovered by N. Wallich, Superintendent of the Botanic Garden, Calcutta. V. I. 1820. 493 Seiten in 8.

Der leider zu früh verstorbene Verfasser hinterließ bey seiner Abreise von Ostindien seinem Freunde,

Hrn. Carey, eine genaue Abschrift seiner ostindischen Flora, und als er auf Ceylon Gelegenheit fand, noch einige Zusätze zu machen, übersandte er sogar auch diese im Manuscript dem Herausgeber. Das Werk war vollendet und für den Druck bestimmt. Das Wenige, was der Herausgeber beyzufügen nöthig fand, besonders verschiedene neuere Synonyme, ist unter den Text gedruckt. Die Nachträge von Hrn. Wallich sind zwar ihres Orts eingeschaltet, aber gewissenhaft mit dessen Namen bezeichnet. Vorliegender Band umfaßt die vier ersten Linneischen Classen und beynahe 700 Arten. Die Sprache ist durchgängig die Englische, sogar in den Gattungscharacteren. Diese sowohl als die Diagnosen der Arten sind nur selten von andern Schriftstellern entlehnt, erstere oft durch Analyse des Saamens befestigt. Im Ganzen bemerkt man das heutzutage so seltene Bestreben, so wenig Gattungen und Arten als möglich zu unterscheiden. Unter den Synonymen findet man meistens auch die Namen der Pflanzen im Sanscrit und in den übrigen Sprachen Ostindiens; sogar Persische und Chinesische Namen kommen vor. Die Beschreibungen sind sehr ausführlich.

So viel über die Einrichtung dieses wichtigen und seltenen Werks: eine Kritik desselben wird man von einem Deutschen Botaniker nicht erwarten; und ein Auszug, selbst wenn der Raum dieser Blätter ihn gestattete, wäre sehr überflüssig, nachdem Hr. Hofrath Schultes alles Bedeutendere aus diesem Werke in die Mantisse zum ersten Bande seines Systema vegetabilium, dem die Mantissa zum zweyten Bande nächstens folgen wird, wörtlich übertragen hat.

E. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1823.

## Halle.

Neues Archiv des Criminalrechts ... Dritter Band I u. XIV. Spangenberg über das Verbrechen des Kindermords und der Aussetzung der Kinder. (Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Gesetzgebung über diesen Gegenstand, wobey wir jedoch ungern die Griechische, und bey den S. 380 angeführten Völkern die Anzeige der Quellen vermissen). II. Kleinschrod merkwürdiger Rechtsfall eines zweifelhaften Kindermords. (Ein Weibsbild ist überwiesen, ihre Schwangerschaft und Niederkunft verheimlicht und ihr neugebohrnes Kind in einen Brunnen geworfen zu haben. Das Urtheil erkennt — Lossprechung von der Instanz und wegen des Werfens des Kindes in den Brunnen wird die Sache zur polizeilichen Bestrafung verwiesen. Die Gesetzgebung nach welcher dieses Urtheil Statt finden konnte, wird nicht genannt). III. Ueber die neuesten Entwürfe eines Russischen Criminal-Gesetzbuchs mit Bemerkungen. (Höchst lehrreich. Von dem Criminal-Codex für Rußland, den die kaiserliche Gesetzgebungs-Commission entwarf und die gesetzgebende Abtheilung des Reichsrathes genehmigte

wird S. 54 bemerkt, es scheine, daß die Geistlichen (doch wohl nur der Griechischen Kirche) auf Abfassung derselben einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt haben. Wie ungeistlich derselbe gewesen sey, zeigt u. a. die auf Lästerung des heiligen Kreuzes oder der Heiligen gesetzte Todesstrafe). IV. Roßhirt über den Begriff des Römischen furtum und des Deutschen Diebstals in einer vergleichenden Gegeneinanderstellung. V. und XII. Weber Bemerkungen über den künstlichen Beweis in doctrineller und legislativer Hinsicht. (Ein schätzbarer Beytrag zur Untersuchung einer höchst schwierigen Materie, bey welcher, wie sich der Verf. ausdrückt, das Meiste dem verständigen Ermessen des Richters überlassen bleiben muß. Welches auch die Bestimmungen der von ihm angeführten neueren Gesetzbücher seyn mögen, so ist es schwer zu verkennen, daß nach der Karolina (Art. 22 u. 62) schlechterdings keine Verurtheilung zu peinlicher Strafe auf bloße Vermuthung oder Anzeigung Statt findet). Mittermaier über Begriff, Arten und Strafbarkeit des Urhebers. VII. Tittmann: Kann dem sogenannten Gerichtsstande des begangenen Verbrechens ein Vorzug vor dem Gerichtsstande des Wohnorts und der Ergreifung gesetzlich zugeschrieben werden? (Der Verf. räth, alle drey gemeine Gerichtsstände gelten zu lassen und die Transportirung eines Verbrechers von dem Orte der Ergreifung oder des Aufenthalts nur dann zu gestatten, wenn sich davon ein Vortheil erwerben lasse, der die Beschwerde der Transportirung und die mit der Untersuchung an einem dritten Orte verbundene Unbequemlichkeiten überwiege). VIII. Kurze Rechtsfälle und practische Beobachtungen; 1. über die bey Brandstiftern vorkommende Geisteskrankheit; 2. über das Recht des Defensors, dem Angeschuldigten den Inhalt der Acten mitzutheilen. (Die Nichtgestattung dieses Rechts findet der Verf. in jener tadelnswerthen List und Geheimnißkrämerey unsers deutschen Processes, in welchem man den Angeschuldigten immer nur

zu fangen sucht und dadurch die Würde und die Offenheit der Justiz verletzt). 3. über die nachtheilige Abkürzung und Beschränkung des summarischen Verhörs. (Sehr wahr wird S. 174 bemerkt, es sey unzweckmäßig, wenn im Criminal-Prozesse eine einzige unabänderliche Form für alle Fälle und wenn besonders die Art zu fragen gesetzlich vorgeschrieben werde). 4. Spangenberg merkwürdiger Criminalfall zur Warnung für Criminalrichter. IX. XIII. XXIII. XXXI. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Oerstedt über die Grundregeln der Strafgesetzgebung. — Schröter Handbuch des peinl. Rechts u. s. w.) X. Gravell über die Theorie der Injurien, der Schmähschriften und der Nothwehr. (Der Verf. berücksichtigt vorzüglich das Preußische Criminalrecht, in welchem, wie er bemerkt, diese Materie eine der dürftigsten und unvollkommensten ist. XI. Die neuesten militairischen Strafgesetze für die Königl. Würtembergischen und die Kurhessischen Truppen. Im Auszuge mit Bemerkungen. (Viel Merkwürdiges über einen in den meisten Abhandlungen des Criminalrechts entweder ganz übergangenen oder höchst oberflächlich vorgetragenen Gegenstand. XV. Kleinschrod Beytrag zur Lehre von der Nothwehr, in zwey Rechtsfällen. XVI. Mittermaier über den Einfluß des Mangels an Thatbestande auf das Strafurtheil. (Sehr beherzigungswerth für diejenigen, welche Indicien mit Beweisen verwechseln. Das Folgewidrige mehrerer Gesetzgebungen rücksichtlich auf diesen Gegenstand wird im hellsten Lichte gezeigt und die Meinung: daß zur Anwendung eines kleinern Strafübels weniger Beweis nöthig sey als zur Anwendung eines großen, in ihrer ganzen Blöße dargestellt. XVII. v. Schirach Versuch eines Beweises, daß es sowohl nach positiven Gesetzen als nach allgemeinen Grundsätzen in Ansehung der Strafbarkeit keinen Unterschied zwischen dem Urheber des Verbrechens und dem Gehülfen bey demselben gebe. (Der Verf. hält den Unterschied zwischen Urhe-

bern und Theilnehmern, nahen und entfernten, vorhergehenden und gleichzeitigen Gehülfen für willkührlich und zeigt, daß fast alle Gesetzgebungen ältrer und neuerer Zeit denselben verwerfen). XVIII. Mittermaier Bemerkungen über Duellgesetze und den Zusammenhang derselben mit den Gesetzen über Ehrenverletzungen. XIX. Roßhirt über den Zweykampf. (Beide Verfasser gehen vom dem Grundsatze aus, daß dieses Uebel nicht plötzlich, sondern nur durch Zusammenwirkung angemeßner Maaßregeln nach und nach ausgerottet werden könne. Beide stimmen für die Errichtung von Standes- oder Ehrengerichten. Wenn jedoch der letztgedachte Verf. vorschlägt, dieselben in einigen Fällen, wo des Mannes Selbstständigkeit und Berufsfähigkeit auf andere Art nach den gegenwärtigen Ansichten nicht wohl gerettet werden könne, Duelle auf die Waffe des Schwerts zu gestatten, so glauben wir in dieser Bestimmung einen Rückschritt ins Mittelalter zu bemerken, den schwerlich irgend eine neuere Gesetzgebung sich aneignen wird). XX. Tittmann über die Gründe warum Wahrnehmungen und Zeugenverhöre mit nicht mehr als Einer, und Confrontationen mit nicht mehr als zwey Personen auf einmal geschehen dürfen. XXI. Gesterding über Verbrechen, besonders Todschlag, aus Irrthum in Ansehung der Person. XXII. Konopak über den künstlichen Beweis in peinlichen Straffällen. (Der Verf. hält es für eine offenbare petitio principii, wenn man behauptet, der Beweis aus Indicien berechtige nach Art. 22 der Karolina nur dann nicht zu einem Erkenntniß auf peinliche Strafe, wenn er ein unvollständiger sey, denn das sey eben die Frage, ob ein solcher Beweis nach den Gesetzen je ein vollständiger seyn könne. Unwiderleglich scheint ihm die Bemerkung, daß nach dem Inhalt dieses Gesetzes in keinem Falle ein Erkenntniß auf peinliche Strafe gegründet werden solle. Seine Ansicht über die Artikel 176 und 195 hingegen, dürfte großem Widerspruch ausgesetzt seyn. Denn 1. ist dort

nicht von Menschen die Rede gegen welche kein vollständiger Beweis hat geführt werden können, sondern von rein polizeilichen Sicherheitsmaaßregeln gegen Personen von denen man, wie es in der Ueberschrift des erstgedachten Artikels heißt: "Uebels und Mißethat warten muß"; 2. bezieht sich die den Criminalgerichten jener Zeit ertheilte Berechtigung: auf Sicherheitsmittel zu erkennen, auf die damals noch nicht erkannte Nothwendigkeit einer Absondrung der Polizei- und Justiz-Behörden, die nach den hellern Einsichten unsrer Tage zwar an einander gränzen, aber nicht sorgfältig genug von einander geschieden werden können. Wie viel hat sich nicht seit Karl V. auch in Rücksicht auf Staats-Gestaltungslehre geändert!) XXIV. Kleinschrod über verneinende Zeugnisse im Criminal-Processe. XXV. Mittermaier über die Ausdehnung der Criminaluntersuchung. XXVI. Loß über das Untersuchungs- und Bestrafungsrecht der Polizei-Behörden. ("Noth thut es — dies ist das Resultat dieses lehrreichen Aufsatzes — daß die Polizei zurückgewiesen werde in ihre natürliche Gränze. Mag sie bey der gerichtlichen Verfolgung von sogenannten Polizeiübertretungen den öffentlichen Ankläger machen, dies ist mit ihrem Charakter sehr wohl zu vereinbaren; allein den Richter zu machen, dieses widerstrebt durchaus ihrem Wesen"). XXVII. Ueber die neuesten Fortschritte der Criminaljurisprudenz in Frankreich. (Das Urtheil des Französischen Rechtsgelehrten Berenger: nos lois pénales sont à mille siècles de l'époque où nous vivons ist ein lebhafter Ausdruck desjenigen, was der Verfasser mit der Bemerkung andeutet, daß man den Vorwurf der Härte von dem Französischen Strafgesetzbuche nicht abwenden könne. Aber schon die Freyheit Urtheile dieser Art öffentlich auszusprechen, verbürgt eine mildere Zukunft). XXVIII. Dabelow: Wie dachten die Alten über das Strafrecht des Staats, sind ihre Vorstellungen richtiger als die der Neuern,

und in wiefern können oder müssen wir sogar noch davon Anwendung machen? XXIX. Emmrich von der Verbindlichkeit des Erben eines Verdächtigen die Kosten der General-Untersuchung zu tragen, während welcher ihr Erblasser verstorben ist. (Der Verf. unterscheidet mehrere Fälle, der von ihm analogisch angeführte Art. 405. Th. II. des Baierischen Strafgesetzbuchs setzt augenscheinlich ein Endurtheil voraus das bey einem vor dem Untersuchungs-Schlusse gestorbenen Angeschuldigten nicht gedacht werden kann). XXX. Spangenberg über Stimmenmehrheit in Criminal-Sachen. (Enthält einen Gesetzes-Entwurf des Grafen Barbecovi aus dessen opuscules appartenants à legislation. Vol, I. Milan 1818).

Neues Archiv des Criminalrechts ... Vierter Band. I. Mittermaier über den Unterschied vollendeter und versuchter Verbrechen, und über die Grade des Versuchs. II. Weber über das geendigte Verbrechen (delictum perfectum) und dessen angemessene Bestrafung. III. und XV. G. W. Böhmer über die Wahl der Todesstrafen. IV und XVII. Mittermaier über den neuesten Zustand der Criminalrechtswissenschaft in Deutschland V. und XII. Walther über Ehre und Injurien nach Römischem Recht. VI. XIII. XXII. u. XXVIII. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Berenger de la justice criminelle en France— Mittermaier Anleitung zur Vertheidigungskunst in deutschen Criminal-Prozessen und in dem auf Oeffentlichkeit und Geschwornengerichte gebauten Strafverfahren u. s. w.). VII. Mittermaier über die neuesten Fortschritte der Criminal-Gesetzgebung in Deutschland. (Gelegentlich von S. 162—173 eine Aufzählung der vorzüglichsten materiellen Abweichungen des Oldenburgischen Criminalgesetzbuchs von dem Baierischen). VIII. Kleinschrod über den Widerruf eines Geständnisses. (Sehr richtig wird bemerkt, daß das gemeine peinliche Recht zur vollen Beweiskraft des Geständnisses die

Beharrung bey demselben nicht erfordere; um volle Wirkung zu haben, müssen durch dasselbe Umstände angegeben seyn, welche durch weitere Untersuchung Bestätigung erhalten hätten und ein solches Geständniß könne durch einen bloßen Wiederruf nicht geschwächt werden, hier werde vielmehr der Mangel der Beharrlichkeit durch die Gründe ersetzt, welche das Geständniß bewahrheitet hätten; selbst das Baiirische Gesetzbuch fordre nur in so fern Beharrlichkeit im Geständnisse, daß es wiederholt abgelegt seyn müsse, es fordre nicht, daß der Gestehende bis zur Vollstreckung des Strafurtheils dabey verharre; werde es nun in der Folge wiederrufen, so soll der Wiederruf die Gültigkeit des Geständnisses nur dann aufheben, wenn er durch glaubwürdige erweisliche Gründe unterstützt ist). IX Tittmann Beyträge zur Lehre von der Vollstreckung der Strafen. X. Stelzer: Einige Erinnerungen über die Zurechnung tödlicher Verletzungen. XI. Mittermaier über die Fortschritte der Criminaljurisprudenz in Frankreich. XIV. Kleinschrod: Kann bey einem Komplotte der Verschworne, welcher bey Vollziehung der That abwesend war, mit der ordentlichen Strafe belegt werden? (Verneinend beantwortet). XVI Ebenderselbe über den Thatbestand bey Tödtungen mit Hinsicht auf eine neuere über diesen Gegenstand erschienene Schrift (Kausch über die neuen Theorien des Criminalrechts und der gerichtlichen Medizin, nebst Vorschlägen zur Verbesserung beider Disciplinen. Züllichau 1818. 8.). XVIII. v. Oppen Befugnisse der Geschwornen bey Beurtheilung von dolus und culpa. Durch einen Rechtsfall erläutert. XIX. Puchta über zweckwidrige Beschränkungen der freien Thätigkeit des Inquirenten bey dem ersten Verhör des Angeschuldigten. (Sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über die das richterliche Verfahren beym ersten Verhör eines Angeschuldigten beengend vorzeichnenden Bestimmungen einiger neuerer Criminalgesetzbücher. Der Verf. Be-

merkt, das erste Verhör sey unstreitig einer der folgenreichste Momente für die ganze Untersuchung, und zweckwidrig sey es, den günstigen Augenblick zu verabsäumen, wo sich das Herz des Angeschuldigten dem Richter aufzuschließen bereit sey. Il est precieux, sagt in dem nämlichen Sinne ein Französischer Schriftsteller, de suivre les traces de la vérité dans le premier instant où elle se declare sans préparation et sans detour. Die Scheingründe welche diesen so einleuchtenden Grundsatz dem Auge des Gesetzgebers entrücken konnten, werden gebührend gewürdigt. Lächeln muß man jedoch, wenn der Verf. im Vorbeygehen S. 449—451 es der Bairischen Legislation zum Vorwurf zu machen scheint, daß sie dem durch die Last der Beschuldigungen niedergedrückten Inculpaten erlaubt, sich vor seinem Richter niederzusetzen. Man muß es dem Verf. zugeben, daß der Sprachgebrauch an das Stehen vor Gericht erinnert, aber erinnert nicht die Armesünderbank an das Gegentheil?) XX. Ueber die Verwaltung der Criminaljustiz in England. (Ein Auszug aus Cottu de l'administration de la justice criminelle en Angleterre. Par. 1820. 8.). XXII. Loß über das Verhältniß der Polizei zur Criminaljustiz. (Jene hat es mit bevorstehenden Gesetzübertretungen zu thun, diese mit wirklich zu Stande gekommenen und verübten). XXIII. Spangenberg über Unterlassungsverbrechen und deren Strafbarkeit. (Ein schätzbarer Versuch, diesen oft nur sehr oberflächlich behandelten Gegenstand auf Rechts-Grundsätze zurückzuführen). XXIV. Kleinschrod über den zusammengesetzten Beweis in Criminalsachen. XXV. Mittermaier und Asher über den neuesten Zustand der Gefängnisse in England und Frankreich. XXVI. Weber von den Hauptforderungen an eine zeitgemäße Strafproceß-Ordnung mit besondrer Hinsicht auf die Bairische und Französische Gesetzgebung. (Rhapsodische Betrachtungen über Strafproceß-Gegen-

stände größtentheils aus den Vorarbeiten zu einem von dem Verf. auf höhere Veranlassung bearbeiteten Gesetzentwurfe über das Strafverfahren. 1. Hauptaufgabe jeder Proceßordnung. 2. Wesentliche Verschiedenheiten der neuern Strafproceßordnungen. 3. Ueber den Anklage- und Untersuchungs-Proceß. 4. Von dem Geschwornen-Gericht. 5. Vom öffentlichen und mündlichen Verfahren. 6. Unterscheidung der General- und Special-Untersuchung. 7. Verschiedenheit des Verfahrens nach Verschiedenheit der Gesetzübertretungen. Wir werden in dem folgenden Bande auf diesen Aufsatz zurückkommen. Schon aus der vorliegenden Hälfte desselben ergibt sich, daß derselbe zu viel Materie umfaßt, um auf eine erschöpfende Behandlung Anspruch machen zu können. Jede dieser auf 18 Blätter zusammengedrängten Erörterungen hätte wo nicht ein eignes Werk, so doch einen eignen allseitig prüfednen Aufsatz erfordert, um den Weg zu einem sichern Resultate zu bahnen. So gern man dem Verf. in seinen bescheidenen Untersuchungen folgt, so dankbar man das Lehrreiche derselben erkennt, so läßt es sich gleichwohl nicht in Abrede seyn, daß sie hin und wieder das Gepräge der Einseitigkeit an sich tragen. Man sehe z. B. S. 607 u. 608 die Würdigung des Instituts der Staatsanwaltschaft, von welchem der Verf. bemerkt, man könne darin das leicht zugängliche Instrument einer wenigstens indirecten Cabinetsjustiz nicht wohl verkennen. Hier entsteht eine doppelte Frage: 1. was ist indirecte Cabinets-Justiz? 2. Wie will der Verf. seine Behauptung beweisen? Beides Fragen, deren Beantwortung ihn in nicht geringe Verlegenheit setzen könnte.) — XXVII. Merkwürdige practische Beobachtungen und Rechtsfälle; 1. über den Einfluß der Schwangerschaft auf die Zurechnung; 2. merkwürdiger Fall eines Kindermords; 3. paßt der Begriff eines strafbaren Gehülfen auf die Secundanten bey einem Duell? 4. von Auswandrungs-Verboten).

Fünfter Band. I. Kleinschrod über die verschiedenen Arten lossprechender Urtheile im Criminal-Processe. II. Spangenberg das Chinesische Strafgesetzbuch im Auszuge. III. Mittermaier die Militärstrafgesetze für die Schweizerschen Truppen, mit Bemerkungen. IV. Hofacker über das Verbrechen der Brandstiftungen. (Ein neuer, viel versprechender Versuch, die Theorie dieser schwierigen Lehre auf dem Wege der historisch-dogmatischen Erörterung zu berichtigen. Der vorliegende Aufsatz enthält außer einer allgemeinen Einleitung nur das erste Capitel mit einer beurtheilenden Darstellung der wenigen uns übrig gebliebnen Bruchstücke des Griechischen und der ungleich vollständigern Bestimmungen des Römischen Rechts). V. Stelzer über die Detention der Verbrecher nach erlittener Strafe. (Der Verf. verkennt keineswegs das Recht des Staats, den Verbrecher nach ausgestandener Strafe durch die Polizey schärfer als jeden andern Bürger beobachten zu lassen, nur soll die Beobachtung die Natur der Strafe nicht annehmen, und folgewidrig scheint ihm die Detentionsmaxime, wie sie in dem Preußischen, dem Bairischen und dem Oldenburgschen Criminal-Gesetz vorliegt). Konopak Beytrag zur Lehre vom Raube; (vorzüglich zur Erläuterung des 126. Art. der P. G. O.). VII. XIV. XXI. u. XXVIII. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Werner Handbuch des peinl. Rechts — Feuerbach über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege. — Böhmer critische Geschichte der Guillottine u. s. w.) VIII. Mittermaier die neuesten Nachrichten über den Zustand der Gefängnisse in Frankreich. (Aehnliche Nachrichten über den Zustand der vaterländischen Gefängnisse würden nicht minder willkommen seyn. Manches Fehlerhafte, aber auch des Guten nicht wenig geschieht hier im Stillen, beydes verdient bekannter zu seyn). IX. Loß über das Verhältniß der

Polizey zur Criminaljustiz. (Beschluß). X. Henke über einige der wichtigsten Gegenstände der Strafrechtswissenschaft. (Abgerißne Bemerkungen, unter denen N. 5. über die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Strafanstalten und über die Geschichte der seit 1788 von den Engländern an der Küste von Neuholland in der Nähe von Port Jakson erbauten Verbrecher-Pflanzstadt, Sidney genannt, die interessanteste seyn dürfte. Auch über Geschwornen-Gerichte, Zurechnung, Freyheit u. s. w. Von der letztern bemerkt der Verf. Ablaugnung derselben führe nothwendig zur Aufhebung aller eigentlichen Strafe, selbst in der Form eines psychologischen Zwanges der ja ohne Freyheit ganz bedeutungslos sey). XI. Kleinschrod Beytrag zur Lehre vom sichern Geleit. (Zweifel gegen die von Stübel mit einem großen Aufwand von Scharfsinn vorgetragene neue Theorie dieser Lehre). XII Ueber die Auslieferung der Verbrecher mit Bezug auf den neuesten Entwurf einer Uebereinkunft der eidgenossischen Cantone über diesen Gegenstand. XIII. Mittermaier über den Zwang zur Herausgabe von Urkunden im Strafprocesse. XV. und XXV. Oerstedt über das Nothrecht als ein einflußreiches Princip in die Strafrechtspflege. (Das Nothrecht wird hier mit vielem Scharfsinn unter einem sehr erweiterten Gesichtspuncte dargestellt. Der Verf., einer der ersten jetzt lebenden Dänischen Rechtsgelehrten ist bereits in unserm Vaterlande durch sein Werk über die Grundregeln der Strafgesetzgebung rühmlichst bekannt). XVI. Merkwürdiger Rechtsfall vorgetragen von * * *. (Ein Kindermord, dessen Erzählung drey volle Bogen ausfüllt). XVII. Mittermaier Resultat der im Waatlande aufgestellten Preisfrage über Einführung der Geschwornen-Gerichte. XVIII. Hofacker Beyträge zur richtigen Erklärung des 104. und 105. Artikels der peinlichen Gerichtsordnung. XIX. Mittermaier neueste Fortschritte die Criminaljuris-

prudenz in Frankreich mit besonderer Beziehung auf die Schrift von: Bavoux leçons préliminaires sur le code pénal. XX. Gesterding wiefern kann Wiederholung eines Verbrechens einen Grund enthalten, die Strafe zu schärfen, besonders auch von Bestrafung wiederholter Diebstähle. XXII. Weber von den Hauptforderungen an eine zeitgemäße Strafproceßordnung. (Beschluß. 8.) Von der Verhaftung des eines Verbrechens Angeschuldigten oder Verdächtigen. 9) Von dem Vertheidigungsverfahren. 10) Von der gesetzlichen Beweislehre. 11) Von den Rechtsmitteln gegen Criminal-Urtheile). XXIII. Kleinschrod Versuch des Mords eines ehlichen Kindes. Ein Criminalfall. XXIV. Böhmer über die Wahl der Todesstrafen. (Zweyte Fortsetzung). XXVI. Die neueste Stimme gegen das Geschwornen-Gericht in Frankreich. (Auszüge aus der Schrift von Mezard du principe conservateur ou de la liberté considerée sous le rapport de la justice et du Jury. Par. 1820. 8.). XXVII Regenherz über die culpa dolo determinata, erläutert durch einen Criminalfall. — Noch bemerken wir, daß mit dem vorliegenden Bande ein dreyfaches Register zu den sieben ersten Bänden dieser Zeitschrift erschien, deren erster bekanntlich noch dem vorigen Jahrhunderte angehört. Unsre Leser sehen schon aus der vorstehenden Anzeige, wie reichhaltig auch das neue Archiv die Mühe des Forschers belohnt, eigne Einsicht wird sie überzeugen, daß selbst solche Aufsätze mit deren Inhalt sie nicht völlig einverstanden sind, durch Anregung des eignen Nachdenkens Interesse für sie gewinnen können. Deutscher Fleiß hat sich auch hier auf einer achtungswerthen Seite gezeigt und das Gegebene ist Unterpfand der schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Sind uns in Rücksicht der letztern einige allgemeine Wünsche erlaubt, so dürften es folgende seyn: 1) Den criminalpolitischen Gesichtspunct

bey keiner Materie, welche desselben empfänglich ist, ganz zu vernachlässigen. Nicht bloß für den theoretischen und practischen Rechtsgelehrten, auch für den Staatsmann und Gesetzgeber ist, wo wir nicht irren, dieses Archiv angelegt, und mehrere Abhandlungen der vorliegenden Bände haben im Beyspiele gezeigt, daß eine glückliche Vereinigung des dogmatischen, historischen und litterärischen Gesichtspuncts mit dem rechtsphilosophischen bey Gegenständen von Wichtigkeit allerdings möglich sey. 2) Einigen der wichtigsten Lehren sowohl des allgemeinen als des practischen Criminalrechts einen höhern Grad von Aufmerksamkeit zu widmen, als es in den bisherigen fünf Bänden, vielleicht wegen Ueberfluß an anderweitigen Materialien, der Fall seyn konnte. Wir rechnen dahin, um nur einige Beyspiele zu geben, Discussionen über die Begriffe von Verbrechen und Strafen — über den Werth oder Unwerth einer Abtheilung der erstern in eigentliche Verbrechen, Vergehen, schwere und leichte Polizey-Uebertretungen — über Freyheit und Zurechnung — über die Grundsätze nach welchen die äußre Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit fehlerhafter Handlungen bestimmt werden muß — über die Sucht mancher Gesetzgebungen, Verbrechensbestimmungen auf Verbrechensbestimmungen zu häufen — über den vielfach bestrittenen Unterschied zwischen General- und Special-Untersuchung — über die Resultate einer prüfenden Vergleichung des Anklags- und Untersuchungs-Processes — über den Werth oder Unwerth öffentlicher und geheimer Gerichte, des mündlichen Vertrages, der Reinigungs-Eide u. s. w. Einige dieser Lehren sind in den vorliegenden Bänden hin und wieder berührt, keine derselben aber, wie es uns scheint, auch nur einigermaaßen erschöpfend behandelt. Man könnte zwar einwenden, die Mitarbeiter haben sich der Discussion über diese und ähnliche Gegenstände enthalten, weil dieselbe bereits in einer

Menge großer und kleiner Schriften geführt worden sey. Allein dieses ist auch bey den meisten andern in den vorliegenden Bänden wirklich enthaltnen Untersuchungen der Fall und beweist folglich nichts — weil es zu viel beweist. So lange die Meinungen über Gegenstände dieser Art und dieser Wichtigkeit noch so auffallend getheilt sind, können neue Discussionen nicht anders als wünschenswerth seyn, vorausgesetzt, daß sie nicht schlechtweg neue, unveränderte Ausgaben der frühern sind. 3) Bey der, mit weiser Sparsamkeit vorzunehmenden, Mittheilung von Criminalfällen die trefflichen Bemerkungen über die zweckmäßige Bearbeitung derselben im zweyten Bande des ältern Archivs f. d. Crim. Recht (St. 2. N. 7.) nicht aus den Augen zu verlieren. 4) Bey der Beurtheilung der neuern Schriften die neuen Ausgaben einiger der gangbarsten Criminalrechtsbücher nicht mit Stillschweigen zu übergehen. 5) Die höchst schätzbaren Mittheilungen über den criminalrechtlichen Zustand des Auslandes nicht, wie es in den vorliegenden Bänden geschieht, auf eine kleine Anzahl auswärtiger Staaten zu beschränken. 6) Die Register zu diesen Bänden mit größrer Schnelligkeit als die zu den sieben vorhergehenden, zu liefern, und künftig, nach dem Beyspiel gegenwärtiger gelehrten Anzeigen, jedem Jahrgange unmittelbar sein eignes Register folgen zu lassen. 7) Latinismen mit etwas größerer Sorgfalt als es von einigen der Mitarbeiter geschehen ist, zu vermeiden.

## Stuttgardt.

Bey Meßler: Ueber Ehescheidungen bey den Römern. Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Karl Wächter, Kgl. Würtemb. Oberjustizassessor, Dr. d. R. X u. 268 S. in gr. Octav.

Das vorliegende, in jeder Hinsicht wohlgerathene, Werkchen erhielt im Jahre 1819 von der Juristenfacultät zu Tübingen den Preis, und erscheint gegenwärtig, nach vorheriger nochmaliger Durchsicht im Druck. Ein sehr sorgfältiges Quellenstudium, in dessen Hinsicht auch die nicht juristischen Classiker benutzt sind, liegt demselben zum Grunde; vorzüglich genau sind die aus den juristischen Classikern ausgehobenen Stellen beurtheilt, und die daraus genommenen Resultate, frey von aller Anmaßung, klar und deutlich vor Augen gelegt. Ueber einzelne Ansichten mit dem Verf. zu rechten, ist hier der Ort nicht, da dieses die Entwickelung eines Details voraussetzen würde, wie dieselbe die Gränzen dieser Blätter nicht gestatten; Ref. muß sich darauf beschränken, das Werkchen im allgemeinen, und ganz besonders jüngern angehenden Rechtsgelehrten zur Nachahmung und zum Beyspiel zu empfehlen.

## Bologna.

Ant. Bertolonii Lucubrationes de re herbaria. 1822. 40 S. u. 1 Kupft. in Quart.

Diese Schrift besteht aus zwey von einander ganz unabhängigen Abtheilungen. In der ersten — de iconibus Panphytonis Siculi — sucht Hr. B. die von Franciscus Cupanius abgebildeten Pflanzen zu erläutern. Die Seltenheit des Panphyton Sicul. selbst in Italien, die Wichtigkeit dieses Werks für italiänische Flora, und der vorzügliche Beruf des Hrn. Verf. zu einem so schwierigen Unternehmen machen diese Arbeit höchst dankenswerth.

Die zweyte Abtheilung — de plantis minus cognitis — handelt von einer Decade meistens westindischer Pflanzen, deren Saamen oder getrocknete Exemplare der Vf. durch Balbis von dessen Schüler, Hrn. Bertero erhielt. — 1. Salvia occidentalis, — 2.

Viola stricta, wozu Hr. B. die Viola linarii folia Vahl. als Varietät zieht, doch aber nach Angabe der Unterſchiede noch ungewiß fragt: an hae plantae specie diversae? — 3. Rhexia alata Radd. Quarant. piant. nov. del Bras. Rexia Fontanesii Kern. Hort. semperv. — 4. Polygonum flagellare Bertol. apud. Sebast. et Maur. Verſchieden davon iſt das Pol. romanum Jacq. (non Gusson.), welches wahrſcheinlich zu Pol. serratum L. gehört, durch folia serrata und flores geminati. — 5. Hyptis racemosa. — 6. Odonia tomentosa Bertol. Hierzu die Kupfertaf. Dieſe neue Gattung ſchließt ſich an Glycine. Der Character iſt: Calyx quadripartitus, corolla brevior, laciniis indivisis subaequalibus. Vexillum erecto-patulum. Alae superne basi unidentatae. Carina inferne bipartita. deflexa, a vexillo remota. Legumen uniloculare suboctospermum. Eine Beſchreibung des Fruchtknotens, in deſſen Windung bekanntlich der Hauptcharacter von Glycine liegt, vermißt man ungern. Das Vaterland iſt Domingo. — 8. Sebastiania heterophylla Bertol. So nennt Hr. B. die Verbesina mutica L. zum Andenken des leider zu früh verſtorbenen Ant. Sebaſtiani, bedenkt aber nicht, daß Richard bey Perſoon ſchon vor funfzehn Jahren eben dieſe Art unter dem Namen Chrysanthellum zur eignen Gattung erhoben hat. — 9. Xanthium occidentale Bertol. ein neuer Name für X. orientale L. welches ſchon ſo oft umgetauft worden. — 10. Thelephora Pavonia. Was Agardh (species algar. I. p. 141) über dies merkwürdige Gewächs ſagt, konnte Hrn. B. noch nicht bekannt ſeyn. E. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.
Den 30. Junius 1823.

## London.

A Treatise on Diseases of the Nervous System. Part the first, comprising Convulsive and Maniacal Affections, by J. C. Prichard M. D. late of Trinity College, physican to St. Peters's Hospital and the Bristol Infirmary. Oxford. 1822. 425 Seiten in Octav.

Der Verf., Arzt an einem Spitale, wo Nervenkrankheiten oft vorkommen, wählte aus einer zehnjährigen Praxis, die merkwürdigsten Fälle aus, welche eine besondere Erläuterung zu verdienen schienen, und erläutert die darüber mitgetheilten Tagebücher durch Bemerkungen. Chap. I. Physiological Survey of the Functions of the Nervous System. Bichat's Zusammenfassen der natürlichen und vitalen Functionen unter der Benennung fonctions organiques sey unstatthaft, physical functions dagegen die passendste. Gemeiniglich bemerke man, daß Wahnsinnige richtig raisonnirten nach falschen Prämissen. Bichats Vermuthung, daß die Ganglien des sympathischen Nerven in der Brust und dem Bauche der Sitz der Leidenschaften wären, sey eine durch keine

gegründete Thatsache unterstützte Hypothese. Die Griechen suchten die meisten Leidenschaften in der Leber, der Milz und dem Zwerchmuskel, die Hebräer in den Därmen und Nieren, wir lediglich im Herzen. Ihm schiene, daß sie von der Seele oder einem immateriellen Principe ohne Mitwirkung einer körperlichen Structur abhingen. Dem gemäß erklärt er Gall's Craniologie für eine Irrlehre. Er hoffe jedoch, daß man einstens zur Einsicht der Natur der Gehirn- und Nerven-Functionen gelangen werde, denn bis jetzt müßten wir gestehen, kein einziges dahin gehöriges Factum zu besitzen. Inzwischen könnten wir mit Sicherheit schließen, daß die bey solchen Gelegenheiten in der Nerven-Structur erfolgende Veränderungen chemische oder mechanische seyen. Ch. 2. Pathologische Uebersicht der Krankheiten des Nervensystems. Somnambulismus habe mehr als ein Gegenstand der Neugierde, als der Pathologie Aufsehen erregt. Dr. Darwin habe zuerst den Gedanken über die Verwandschaft desselben mit der Epilepsie geäußert. Ch. 3. Beschreibung der Epilepsie im Allgemeinen. Der Verf. unterscheidet drey Formen derselben. 1) Convulsive Epilepsy. 2) Tetanic E. und 3) Epileptic Leipothymia. Seiner vielfältigen Erfahrung zufolge sey keine Epilepsia von so gänzlichem Verluste des Bewußtseyns und des Gefühles begleitet als die E. uterina, ungeachtet Sauvages und Ferriar das Vorhanden seyn des Bewußtseyns, bey dieser Epilepsie für characteristisch halten. Während des Schlafes müsse eine Besonderheit (peculiarity) im Zustande des Gehirns statt finden, welche epileptische Anfälle sehr begünstigt. Unter allen andern Krankheiten scheine die Epilepsie am nächsten mit der Manie verwandt. Die unmittelbare Ursache eines Anfalls derselben, scheine ihm ein widernatürlicher Andrang des Blutes in die Gefäße des Gehirnes, oder eine ungewöhnliche Fülle in irgend einem Theile des Gefäßsystemes dieses Organes.

Ch. 4. Allgemeine Beschreibung des Wahnsinnes. Eine von Pinel angenommene Species der Manie ohne Delirium scheine ihm unstatthaft. Ch. 5. Fälle von Epilepsie und Manie, welche von den Functionen des Uterus abhängen. Diese Fälle werden ganz naturgetreu, nach vielfältiger eigener Beobachtung geschildert, und der Nutzen des Aderlassens und der Abführungen besonders durch Terpenthin und Ricinus-Oel in denselben dargethan. Als die wirksamsten emmenagoga zeigten sich Terpenthinöl und Tinct. Melampodii, Eisen dagegen unpassend. Ch. 6. Fälle von Epilepsie und Manie, welche von Metastasis entstehen, oder von Translation of morbid action from other structures to the brain. Z. B. nach geheilten Geschwüren, nach Zurücktretung von Ausschlägen, Gicht, Rheumatismus, wassersüchtiger Entzündung des Gehirns, oder nach weggeschafften Geschwülsten. In drey Fällen bewürkte ein contagiöses Fieber dauerhafte Heilung des Wahnsinns. Aderlassen ist in allgemeinen Fällen, wo Metastasis Wahnsinn veranlaßt, nicht so anwendbar als in Fällen von mania uterina, dagegen Abführung heilsam, die wichtigste Indication ist, diejenige Krankheit, welche versetzt worden, wieder hervorzubringen. Queckssilber bewies sich heilsam. Ch. 7. Fälle von Epilepsie und Manie, welche von Unordnungen im Darmkanale abhängen, und vom Verf. Enteric Mania benannt werden. Nach Seite 262 und 303 bewies sich auch hier rectificirtes Terpenthinöl am nützlichsten. Ch. 8. Fälle von Epilepsien und Manien, welche mit Krankheiten der Leber und anderer Eingeweide des Unterleibes zusammenhingen. Ch. 9. Fälle von Gehirnkrankheiten, welche Erscheinungen von Epilepsie oder Manie bewirkten; und veranlaßt wurden, durch direct aufs Gehirn und das Nervensystem wirkende Schädlichkeiten. Nach des Verf. eigener Beobachtung: S. 378. Religious madness is

now comparatively rare among those who adhere to the catholic ordinances. But this has not always been the case and some of the preaching orders have been accustomed to adopt in their harangues a terrific and impassioned style. In dieſen Perioden ſey Verrücktheit (lunac) nicht ſelten geweſen. Als im allgemeinen die Reformirte Kirche in Schottland und England die Heftigkeit in den Kanzelvorträgen unterließ, ließ auch die religious insanity nach. For the English church has never abounded in that species of oratory, which is graced with trophies of this description. Beſonders habe Dr. Burows in ſeinem neueſten Werke Inquiry relative to Insanity merkwürdige Thatſachen über religiöſen Wahnſinn geſammelt. Es wäre zu wünſchen, daß Deutſchland dermalen weniger Beyſpiele lieferte und die religiöſe Policey auf den neueſten Wahnſinn mancher Prediger aufmerkſam würde. Ch. 10. Von örtlichen Zuckungen oder partial Epilepsy. Ch. 11. Of convulsive Tremor oder Rigor. Ch. 12. Of Somnambulisme or Ecstasis. Hofmann ſey ſeines Wiſſens der erſte, welcher, das bloß für eine Curioſität gehaltene Schlafwandeln richtig für eine Krankheit erklärte, welche man ſeit Darwin für einen in Unordnung gerathenen Zuſtand des Gehirns und mit der Epilepſie zunächſt verwandt anſieht. Dem Verf. ſcheinen somnambulismus und Incubus ähnliche (similar) Krankheiten, da er ſie mit einander wechſeln ſah. The exercise of perception is much more completely suspended in the case of the somnabulism than in that of the mad man. Ecstasis ſcheine das Mittelglied zwiſchen Epilepsia und Mania, und in jungen Frauenzimmern gemeiniglich mit Krankſeyn des Uterus verbunden, müßten alſo auf gleiche Weiſe behandelt werden.

## Paris.

B. Picard Dubois: Mes voyages aux environs de Paris. par J. Delort. 1821. 8. 1 Vol. VI. 322. 2 Vol. 335 S.

Auch diese Schrift ist in dem schon bezeichneten jetzigen französischen Geschmack: mit Studium der Alten, mit Forschungsfleiß, mit Sorgfalt auf fehlerfreye, zierliche Sprache und mit Zartgefühl gearbeitet; aber der Vf. scheint gefühlt zu haben, daß man mit allen diesen guten Eigenschaften doch langweilig werden könne, wenn nicht die schöpferische Freyheit der Einbildungskraft noch hinzukommt. Er sucht seine Erzählung durch Einmischung von Versen lebhafter zu machen, wovon er bescheiden sagt, daß die Leser sie völlig streichen würden, wenn sie es damit wie Freron mit Rousseau's Schriften machten. Sie werden wohl ihre Lust nicht, wie dieser, daran haben, versteckte Sprachfehler unter Schönheiten aufzusuchen, und nicht so glücklich als er darin seyn, indessen doch vielleicht die Verse wegwünschen, und für die übrige ernsthafte Unterhaltung zu tändelnd finden. Für sehr angemessen dürften sie halten, daß ihnen in Reisebeschreibungen vorgelegt wird, was in den Umgebungen von Paris über jeden Ort aus Urkunden, einer reichen Belesenheit, und örtlichen Untersuchungen von seinem Alter, seiner Geschichte, seinen Denkmälern, und seinen berühmten Einwohnern gesammelt ist. Man reiset mit den Leuten und Sachen von jetzt zu den Leuten und Sachen von sonst, und so hat man zu vielen Betrachtungen beide vor Augen, auch belebt sich so die Rückerinnerung noch mehr, wenn man erst vor kurzem zu Paris war. Eine Erinnerung anderer Art ist eine Hauptabsicht und die edele unter den edeln gewesen; nämlich eine Erinnerung an Hülfe für verdienstvolle Männer, die jetzt Noth leiden. Nun meint Schelling zwar, Jedermann stürbe eigentlich den Hungertod (Ueber das Leben S. 174), aber macht

den nicht unwesentlichen Unterschied, daß es bey dem einen aus Mangel und bey dem andern mitten im Ueberfluß geschieht, welches freylich Moliere's neugewordener Edelmann übersieht, nach dessen Belieben Jedermann zufrieden seyn soll, wenn er selbst gut gegessen und getrunken hat. Der Vf. trägt seinen Abscheu vor der Revolution nicht in schwülstigen Redensarten zur Schau, sondern theilt ihn durch Andeutung ihrer Verwüstungen mit: so z. B. zeigt er die umgestürzten Grabsäulen von Favart und seiner Gattin zu Belleville, dem Lieblingsaufenthalt von Voisenon, und in dem benachbarten Menilmontant eine Anzahl von Gasthäusern, Pasetenbäckereyen und Weinhäuser auf der Stätte des abgetragenen Schlosses. Beyläufig erwähnt er, daß er die Eroberer nicht leiden möge. Die vielen beygefügten Briefe von namhaften Personen und der königlichen Familie: von Franz I. Heinrich IV. u. s. w. fac simile scheinen größtentheils aus den Häusern Vendome und Colbert zu stammen. So freygebig bekanntlich viele große Herren mit Küssen gewesen sind, so muß doch Heinrich IV. wohl der kußreichste gewesen seyn: Er schreibt an kein Frauenzimmer ohne eine Million Küsse beyzufügen. Den Gegensatz der Freygebigkeit nicht mit Küssen sondern mit Geldern soll eine diplomatisch genaue Abschrift des Briefes von dem Herzog Gesvres zu Paris 20. Sept. 1677 beurkunden. Me trouvant oblige de randre unne bonne party de largan que mais anfant ont pris de peuis quil sont an campane Monsieur cela moblige a vous suplier tres humblement — — que lon me pay la capitenery de mousaux etc. Es sollen nun noch zur Bezeichnung des Gehalts der Schrift ein paar Auszüge folgen, so wie sie die Gelehrten bey dem Lesen eines Werks zu machen pflegen: die Glasmalerey soll in Frankreich am Schluß des zehnten Jahrhunderts getrieben seyn. Condorcet stirbt im Gefängniß zu

Bourg-la-Reine 28. März 1794. wahrscheinlich an Gift, welches er in einem Eye von Elfenbein an der Uhr trug und das sich von dem bekannten Arzt Barthez herschrieb. Vincennes hat seinen Namen von vicenae, weil es zwanzig Stadien, oder 2500 Fuß, von Paris entfernt war; auch haben zwey Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts Rigard und Wilhelm le Breton diese Namensableitung. Sie ward in der Sitzung der Academie am 22. May 1744 bestritten, und man glaubte nicht, daß die Franken das Stadium als Längenmaß gekannt hätten. Dieses veranlaßte Foncemagne's Untersuchungen, welche für Vicenae stimmten. Ludwig VII. ließ im Holz von Vincennes mehrere Jagdstände bauen, Philipp August den Wald mit einer Mauer umgeben, und den Grund zu dem Schlosse legen, dessen erster Gouverneur der Graf Tancarville war. Der Bau des Zwingers fing 1333 an, und vollendete sich unter Johann und Karl V., welcher dort gebohren ward und starb. Ludwig XI. machte es zum Staatsgefängniß. Als der große Conde daraus nach Havre von dem Grafen Harcourt gebracht wurde, fand er ein Spottliedchen, das er auf ihn gemacht:

Cet homme gros et court,
Si connu dans l'histoire,
Ce grand comte d'Harcourt
Tout couronné de gloire,
Qui secourut Casal et qui reprit Turin
Est maintenant recors de Jules Mazarin.

Mirabeau ist nach einem beygefügten Schreiben aus Vincennes an seine Schwester reuevoll und zärtlich, also gar nicht so schlecht gegen seine Familie, als man ihn geschildert. Ein Auszug aus Fontanieu's Manuscripten besagt, daß Mazarin kurz vor seinem Tode Aussicht hatte, Papst zu werden (Flassan meldet nichts davon, obgleich er aus den Archiven schöpfte; und Mazarin war dem Römischen Hofe

nichts weniger als hold, er starb 1661, Pabst Alexander 1667). Wilhelm Budee, der berühmte Rechtsgelehrte und Hellenist, war auch Dichter und besang die Rückkehr von Franz I. aus Spanien: die Verse sind abgedruckt. Das Rosenfest soll St. Medard Bischoff von Noyon unter Klodwig gestiftet haben, der erste Preis seiner Schwester verliehen seyn. Dem Einsiedlerwesen ist seit dem Concordat von 1810 wieder nachgesehen. Als Lebrun die Malereyen zu Versailles übernahm, erbat er sich von Colbert einen Gelehrten zum Rathgeber und erhielt den Abbé Tallemant. Karl IX. hörte einst insgeheim die Parlementsverhandlungen zum Erkenntniß über einen zehnjährigen Rechtsstreit zwischen zwey Kaufleuten, und verordnete darauf zur Verhütung solcher Rechtsverzögerung und Verkehrstörung Handelsgerichte (juges consuls) aus Kaufleuten in den größeren Städten. Es scheint, daß die Pariser sich jetzt ihre Gräber viel kosten lassen: certains personnages assés obscurs ont l'air de vouloir rivaliser avec les anciens rois d'Egypte. Oublient ils que les Romains poussèrent si loin la magnificence des tombeaux, que césar se crut obligé de la réprimer par une loi expresse? Beyläufig wird bemerkt, daß die Inschriften auf neueren Denkmälern schnell unlesetlich werden, während sie sich auf den Griechischen über 2000 Jahr erhalten haben, und es wird gefragt: ob unser Wetter oder unsere Steine daran Schuld sind? Das Wetter wird die Schuld tragen, da die alten Denkmäler desto weniger verwittert sind, je reiner und trockner die Luft ist, z. B. weniger in Armenien als in Griechenland. Plan und Register sind dankenswerthe Zulagen dieser schätzbaren Schrift, wenn auch der Plan sauberer seyn könnte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. 106. Stück.
Den 3. Julius 1823.

## Göttingen.

Bey Dieterich: Das diesjährige Pfingstprogramm enthält auf 32 Seiten in 4. den dritten Theil von Berengarii Turonensis liber de sacra coena adversus Lanfrancum, von dem C. R. Stäudlin aus der Wolfenbüttelschen Handschrift herausgegeben.

## Berlin.

G. Reimer: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Friedr. Schleiermacher I. Band 1821. 350 S. II. B. 1822. 708 S. gr. 8.

Dieses Buch soll nach der eigenen Erklärung des Verfassers, nur ihm selbst als Leitfaden bey Vorlesungen dienen, wenn er seine dogmatischen Vorträge noch öfter wiederhohlen könne, wo er dann den Inhalt desselben bey den Zuhörern voraussetzen und dadurch Zeit zu Erörterungen, welche sonst hätten unterbleiben müssen, gewinnen würde. Sonst aber zeigt schon der Umfang desselben, daß es zum Lehrbuche nicht geeignet ist. Zunächst arbeitete zwar der Verf. für seine bisherige und künftige Zuhörer, aber, mitten unter der Ausarbeitung, dachte er, daß auch noch manche Andere nach diesem Buche, als nach einer dem theologischen Publicum abgelegten Rechenschaft über seine Lehrart greifen würden, und daß er sich solchen

Lesern nicht in der Kürze verständlich machen könne. Und so ist ganz gegen die ursprüngliche Absicht ein sehr ausführliches Werk entstanden. Litteratur ist verhältnißmäßig wenig angeführt, und was sich darüber findet, ist meist aus älteren theologischen Schriften und aus kirchlichen Symbolis. Nach ausdrücklicher Erklärung soll dies Buch das erste seyn, welches eine Glaubenslehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche aufgestellt, als ob sie Eine wäre; es soll zeigen, daß keine dogmatische Scheidewand zwischen beiden Kirchengemeinschaften besteht, daß das Wesen der evangelischen Glaubens- und Lebensansicht, in seinen eigenthümlichen Grenzen, in beiden Confessionen dasselbe ist, aber dennoch die sonstige Verschiedenheiten in denselben nachweisen, welche in der, äußerlich doch nicht ganz vollzogenen Einheit der evangelischen Kirche, neben einander bestehen können und vielleicht müssen.

Das Werk ist mit Ruhe, Würde, Unpartheylichkeit, Vielseitigkeit, mit einer billigen Behandlung Andersdenkender und mit tiefer Verehrung gegen das Christenthum geschrieben. Er ist hier keiner von den neuen Rationalismen aufgeführt, um das Christenthum in denselben umzuwandeln oder durch denselben zu kritisiren, zu meistern, zu läutern und zu etwas Unbedeutendem und sehr Unvollkommenen herabzuwürdigen. Das Christenthum ist vielmehr in seiner Originalität und Positivität, in seiner Hoheit und Vollkommenheit gefaßt, entwickelt und gewürdiget. Das aber geschieht auf eine ganz neue Weise; es ist hier fast auf eine gänzliche Umkehrung des Alten angesehen. Ordnung, Abtheilung, Sprachgebrauch, Principien, Ableitung weichen von dem Bisherigen gar sehr ab. Ueber die Religionsgeschichte finden sich manche feine und neue Bemerkungen, und eben so über den exegetischen Grund der Dogmen.

Ein Buch, wie dieses, erschöpfend und durchgreifend anzuzeigen und zu beurtheilen, ist in diesen Blättern kein Platz. Außerdem müssen wir gestehen, daß uns der Sinn desselben in gar vielen Stel

len und Abschnitten, bey aller angewandten Anstrengung nicht deutlich geworden ist, und lassen wir es dahingestellt seyn, ob die Schuld an uns oder an dem Buche liegt. Wir haben viele metaphysische, scholastische, mystische Schriften gelesen, aber solche Dunkelheiten, Seltsamkeiten, Spitzfindigkeiten, solche sonderbare Fragen, auf welche es entweder keine Antwort giebt oder sie sich von selbst versteht, sind uns sonst entweder gar nicht oder doch nicht leicht vorgekommen. Wir waren daher mehrmals nahe dabey, den Entschluß, dieses Buch zu recensiren, gänzlich aufzugeben. Da wir es aber einmal zu diesem Zwecke mühsam durchlesen hatten, und da uns doch auch viele Theile desselben vollkommen klar geworden waren, so wollten wir nicht unterlassen, das Unsrige beyzutragen, um das Urtheil des Publicums über dasselbe zu erleichtern. Andere, welche die allgemeine Philosophie, die hier zum Grunde liegt, besser kennen und verstehen, mögen auch das Ihrige thun, den Inhalt des Buchs aufklären und vertheidigen oder ihn, sammt jener Philosophie, bestreiten. Wir bedauern sehr, daß wir die, während der Herausgabe dieses Werks im Drucke begriffene, dritte Auflage der Reden über die Religion nicht haben gebrauchen können, müssen aber gestehen, daß die von uns gelesene erste Ausgabe jener Reden uns nicht mehr Licht über das vorliegende Werk gegeben hat. Wir beschränken uns darauf, die vornehmsten Eigenthümlichkeiten desselben theils anzugeben, theils auch in der Kürze zu beurtheilen. In der Einleitung, welche 172 Seiten einnimmt, wird zuerst der Begriff der dogmatischen Theologie so bestimmt: "Sie ist die Wissenschaft von dem Zusammenhange der in einer christlichen Kirche zu einer bestimmten Zeit geltenden Lehre". Was zur Rechtfertigung und Erklärung dieses Begriffs vorgebracht wird, wollen wir in möglichster Kürze zusammenstellen. Die räumliche Beschränkung auf eine bestimmte christliche Kirchengesellschaft ist zwar nicht allgemein gültig, indem es nicht immer Trennungen

gegeben hat und auch nicht alle Trennungen durch die Lehre beſtimmt ſind. Für die gegenwärtige Zeit aber iſt dies Merkmal unentbehrlich, indem unmöglich, eine dem Proteſtantismus angehörige Dogmatik für den Katholiken oder Griechen denſelben Werth haben kann und umgekehrt. Die Beſchränkung in der Zeit aber iſt unleugbar: denn jede Darſtellung der Lehre, wie umfaſſend und vollkommen ſie auch ſey, verliert mit der Zeit ihre urſprüngliche Bedeutung und behält nur eine geſchichtliche, es gehen unmerkliche Veränderungen mit der Lehre vor. Die Lehre, welche die Dogmatik darſtellen ſoll, muß auch öffentlich gelten und der Dogmatiker muß in der Darſtellung zugleich ſeine eigene Ueberzeugung ausdrücken und die Lehre in einen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang bringen. Man könnte zwar einwenden, daß auf dieſe Art keine weitere Entwickelungen und Berichtigungen in das Lehrgebäude eingetragen werden können. Aber alle neue Lehrbeſtimmungen ſind immer aus den öffentlichen gottesdienſtlichen Verhandlungen entſtanden, und alſo ganz dieſer Erklärung gemäß aufgenommen worden; und alle Abweichungen von dem, was zu jeder Zeit allgemein anerkannt und gültig iſt, haben doch nur Bedeutung, ſofern ſie in jenen Verhandlungen vorkommen und gehören mit in den Umfang jener Definition, indem alles als geltend angeſehen werden kann, was, ohne Zwieſpalt und Trennung zu bewirken, in einzelnen Theilen und Gegenden der Kirche öffentlich gehört wird. Was aber in ſo mannichfaltigen Geſtalten erſcheint, wird immer nur ein kleiner Theil ſeyn, gegen das was übereinſtimmend vorgetragen wird. Wogegen ein Gebäude von lauter ganz eigenthümlichen Meinungen und Anſichten, welches an die kirchlichen Ausdrücke und Mittheilungen der Frömmigkeit gar nicht anknüpfte, auch gewiß nicht leicht als eine dogmatiſche Darſtellung würde angeſehen werden können, ausgenommen in der wohl durch keine Erfahrung beſtätigten Vorausſetzung, daß ſich eine gleichgeſinnte Geſellſchaft um dieſe Darſtellung ſammeln werde.

Eine solche Beschränkung der Dogmatik aber widerspricht sowohl allem bisherigen Sprachgebrauche, als auch der Natur der Sache. Dogma bezeichnet bald eine Meinung, bald einen gewissen, entschiedenen Lehrsatz. Diejenige, welche den Ausdruck dogmatische Theologie oder Dogmatik erfunden und emporgebracht haben, nahmen die Dogmen in dem letzten Sinne. Sie verstanden unter der Dogmatik einen zusammenhängenden Inbegriff von Glaubenslehren, welche deswegen gewiß und entschieden seyen, weil Gott sie geoffenbart habe. Sie dachten dabey nicht an die verschiedenen Meinungen, welche die Christen und die verschiedene Kirchen vom Christenthum hatten, sondern an ursprüngliche, rein christliche Lehrsätze, an das Dogmatische, Geoffenbarte, Gewisse im Gegensatze gegen bloß menschliche Meinungen und das Ungewisse. Nicht irgend eine bestimmte, in Zeit und Raum beschränkte, Kirche, sondern etwas, was über ihr ist, Christus und seine Lehre, schwebte ihnen dabey vor. Und es ist gar nicht einzusehen, warum man nicht die reine Glaubenslehre Jesu in ihrem Zusammenhange dargestellt Dogmatik heißen sollte. Wie man aber auch die Sache nennen mag, es giebt eine rein evangelische Glaubenslehre, die sich über die Lehre einzelner Kirchen erhebt, wiewohl sie auch in ihr enthalten, ja mit ihr identisch seyn kann. Wer irgend einen sichern Erkenntnißgrund, eine Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums annimmt, der muß dies gelten lassen. Wenn Dogmatik immer nur die Wissenschaft der in einer christlichen Kirche zu einer bestimmten Zeit geltenden Lehre wäre, so würde es eben so viele verschiedene Dogmatiken, als verschiedene Kirchen geben, das Ganze der Dogmatik würde sich in Historie auflösen, es würde gar keine allgemeine Dogmatik mehr geben, die Bestrebungen ächter Dogmatiker, einen vollkommenen christlichen Lehrbegriff aufzustellen, der in allen Kirchen geltend werden und sie einigen könnte, würden gar nicht dogmatisch seyn. Freylich ist nicht jede Dogmatik für jede Kirche, daraus folgt aber nicht, daß es nicht eine allgemeine

reine chriſtliche Dogmatik gebe, und daß man nicht dahin ſtreben müſſe, ſie aufzuſtellen. Die dogmatiſche Darſtellungen verlieren freylich mit der Zeit ihre Bedeutung und verändern ſich, aber wie kann daraus folgen, daß jede Dogmatik nur auf eine gewiſſe Zeit beſchränkt ſeyn müſſe, daß es nicht auch eine ſolche geben könne, welche zu allen Zeiten gelten ſollte? Oeffentlichkeit kann nicht zum Weſen einer Dogmatik gehören und ihren Werth nicht beſtimmen, die Dogmatik kann öffentlich und dennoch falſch und unzuſammenhängend ſeyn. Nicht alle neue Lehrbeſtimmungen ſind von kirchlichen Verhandlungen ausgegangen, ſie waren oft bloß Folge von Privatunterſuchungen und Schriften der Lehrer. Das Uebereinſtimmende machte nicht immer den größeren Theil der öffentlichen Lehre aus, ſondern gar oft das Abweichende. Ein Gebäude von lauter ganz eigenthümlichen Meinungen und Anſichten, ohne alle Verbindung mit kirchlichen Ausdrücken und Mittheilungen, macht freylich keine Dogmatik aus, wohl aber eine Darſtellung rein chriſtlicher Glaubenslehren, die in der heil. Schrift ihren Grund haben und auf Objectivität Anſpruch machen, auf kirchliche Ausdrücke und Mittheilungen kommt es hier nicht an, ſondern auf reine Chriſtlichkeit. Jeſus ſelbſt hat zwar inſofern keine Dogmatik gelehrt, als man ſich bey dieſer zugleich eine gelehrte, philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Darſtellung denkt, allein er hat doch das gelehrt, was die Grundlage, das Weſentliche, den Hauptinhalt, das Wichtigſte der ganzen Dogmatik ausmacht, ſeine Religion, ſeine Glaubenslehre, in welcher der innigſte Zuſammenhang herrſcht. Der Verfaſſer ſelbſt erkennt im Grunde eine ſolche urſprüngliche Dogmatik an, welche der Kirche hergeht, und über ihr ſteht. Er geht oft auf ſie zurück, entſcheidet durch ſie, nimmt aus ihr die Hauptideen und die Gründe der Eintheilung her.

Ein anderer, das Weſen und den Inhalt der Dogmatik betreffender Grundſatz, der in dieſem Werke angenommen iſt, beſteht darin, daß man in derſelben

keine philosophische Beweise anbringen und keine Philosophie mit ihr vermischen soll. I. 10. f. "Der Zustand der Vermischung war auch ein unvollkommener Zustand für beide und wegen Vermischung der Ansprüche ein Zustand mannichfaltiger Verwirrung. Wenn nun die Weltweisheit sich von der christlichen Theologie hat frey zu machen gewußt, so muß auch die christliche Theologie suchen von der Weltweisheit immer mehr frey zu werden und besonders sich von der Gemeinschaft mit demjenigen Theile derselben, den man die natürliche Theologie zu nennen pflegt, frey zu machen. Denn diese Gemeinschaft unterhält noch immer zum größten Nachtheil jene Verwirrung, daß theologische Lehrsätze für philosophische und umgekehrt gehalten werden. — Nur wenn die dogmatische Theologie auf ihrem eigenen Grund und Boden so fest stehen wird, als die Weltweisheit, so daß von jenen wunderlichen Fragen, ob etwas in der Theologie wahr seyn könne, was in der Philosophie falsch ist u. u. gar nicht mehr die Rede ist, und so, daß jeder Satz, welcher der Theologie angehört, auch gleich an seiner Gestalt für einen solchen erkannt und von jedem analogen philosophischen unterschieden werden kann, wird die Trennung von beiden Seiten gleich vollendet und wie sicher seyn, sowohl vor der Verwerfung ächt theologischer Lehrsätze aus Mangel einer Begründung nach Art der Weltweisheit, als auch vor den vergeblichen Bestrebungen theils nach einer solchen Begründung, theils nach einer Verarbeitung aller Ergebnisse der Weltweisheit in Ein Ganzes mit der Betrachtung und Zerlegung der Zustände des frommen Gemüths, daß aber alles dogmatische Denken in Begriffen und Sätzen nichts anders ist, als eine solche zerlegende Betrachtung der ursprünglichen frommen Gemüthszustände, geht daraus hervor, daß alles, was wir Dogmatik nennen, nie anders als im Zusammenhange mit einer frommen Sinnesart erscheint, wogegen weltweisheitliche Sätze über Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott auf eine ganz andere Weise im Zusammenhange mit dem Denken über das endliche Seyn

und deſſen Veränderungen zu Stand kommen" S. 153. f. "Jeder Einzelne zwar, deſſen ſpeculatives Bewuſtſeyn erwacht iſt, muß ſich der Uebereinſtimmung zwiſchen den Ausſagen von dieſem und den Erregungen des frommen Gefühls bewuſt zu werden ſuchen, weil er ſich nur in der Harmonie dieſer beiden Functionen die höchſte Stuffe ſeines Daſeyns bilden, der höchſten Einheit ſeiner ſelbſt bewuſt werden kann. Allein weder die chriſtliche Kirche überhaupt, noch die proteſtantiſche beſonders ſind in dieſem Sinn, ſondern nur für das religiöſe Gebiet, abgeſchloſſene Einzelweſen. Denn es giebt keine beſondere proteſtantiſche und beſondere katholiſche Philoſophie, ſondern die an demſelben Syſtem etheilnehmen, können zu verſchiedenen Kirchen gehören und in derſelben Kirche laufen mehrere Syſteme neben und durch einander. Schon um deswillen kann es der Dogmatik nicht obliegen, hier die Zuſammenſtimmung nachzuweiſen, vielmehr muß ſie ſich dafür hüten, um nicht klare dogmatiſche Sätze denen zu verdunkeln, die zu einer andern philophiſchen Schule gehören. Dagegen iſt der Dogmatik, wenn ſie ihre eigentliche Beſtimmung erfüllen ſoll, nämlich den verworrenen Zuſtand des Denkens über fromme Gemüthszuſtände aufzuheben und es von anders entſtandenem Denken, welches auf denſelben Zuſtand hinausläuft, zu unterſcheiden, eine möglichſt ſtrenge wiſſenſchaftliche Geſtaltung unerlaßlich, weil nur an dem völlig Beſtimmten und Organiſirten das Unbeſtimmtere und unvollkommner Gebildete kann gemeſſen und geſchätzt und danach rectificirt werden. — Dieſe Wiſſenſchaftlichkeit aber kann nur in den angegebenen beiden Stücken ſich zeigen, indem weder das Eine ohne das Andere hinreicht, noch auch zu beiden ein Drittes gedacht werden kann. Fähig aber iſt die Dogmatik einer ſyſtematiſchen Anordnung, ſofern ſie ein in ſich geſchloſſenes Ganze bildet, und eines ſtreng dialektiſchen Ausdrucks, ſofern ſowohl das Gebiet, in welchem die zu beſchreibenden Thatſachen vorgehen, als auch diejenigen Verhältniſſe, worauf die Beſchreibungen ſich beziehen, wiſſenſchaftlich bearbeitet ſind.

Und jedes von beiden dient dem andern zur Ergänzung. Denn je richtiger das Einzelne ausgedrückt ist, um desto leichter muß es seyn, durch die Verwandtschaft der aufgestellten Begriffe die beste Anordnung zu finden, und je richtiger die Anordnung angelegt ist, um desto weniger wird sich etwas Unangemessenes im Ausdruck einschleichen können".

Wir können auch hier nicht beytreten. Der Verfasser dieses Werks selbst mischt ungemein viel Philosophie in seine Dogmatik ein. In die kirchliche Lehrbegriffe, die er zum Gegenstande dieser Wissenschaft macht, ist viel Philosophie gekommen, namentlich Aristotelische und scholastische. Im N. T. schon liegen Ideen und Lehren, die wahre Philosophie sind und zum Theil selbst mit Vernunftgründen unterstützt werden. Die Betrachtung und Zerlegung der frommen Gemüthszustände ist selbst eine philosophische Operation. Mögen philosophische Sätze über Gott in einem anderen Zusammenhange mit dem Denken stehen, als dogmatische mit einer frommen Sinnesart, warum soll man nicht in der Dogmatik diesen zweyfachen Zusammenhang ins Licht setzen? Und wenn die Aussagen der Speculation und der frommen Bewegungen ganz übereinstimmen, warum soll man in der Dogmatik nicht zeigen, wie sie auf verschiedenen Wegen zu demselbigen Ziele leiten? Der Dogmatik liegt es ob, die christliche Glaubenslehre zu begründen, sie in ihrer Vernunftmäßigkeit, Wahrheit und Göttlichkeit, so wie in ihrem Zusammenhange darzustellen und dazu wird nothwendig auch Philosophie erfordert. Von allgemeiner, nicht von Sectenphilosophie ist hier die Rede. Und wenn auch Dogmatik sich auf die Aussagen des frommen Gefühls beschränken und dennoch in eine strenge wissenschaftliche Gestaltung gebracht werden soll, so ist dies ohne Anwendung philosophischer Methode, und selbst ohne Einschiebung philosophischer Lehrsätze gar nicht möglich, wie der Verfasser mit seinem eigenen Beyspiele beweißt. Wir können nichts dawider erinnern, sondern finden es vielmehr sehr nützlich und bildend, wenn in dogmati-

schen Vorlesungen der Unterricht in der Religionsphilosophie und in der christlichen Glaubenslehre verbunden wird, aber so, daß jeder ihr eigenes Gebiet und ihr Verhältniß bestimmt wird. So wird Einseitigkeit vermieden, der Blick über das Ganze der Religion und des Christenthums ausgedehnt, Vernunft und Herz zugleich befriediget und der Schüler vollkommen überzeugt. (Der Beschluß folgt in nächster Woche)

## London.

Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia etc. During the Year 1817, 1818, 1819, 1820. by Sir Robert Ker-Porter; with numerous engravings of portraits, costumes, antiquities etc. in two Volumes. Vol. I. XXIII u. 717 S. Vol. II. 870 S. gr. 4. 1820.

Wenn gleich die Länder auf welche sich die vorliegende Reise bezieht, in den letzten Jahren durch Mortier, Malcolm, Rich u. a. große Aufklärungen erhalten haben; so bieten sie doch noch einen reichen Stoff zu Untersuchungen dar und die Kunde derselben ist durch das vorliegende Werk in mancher Rücksicht erweitert und berichtigt worden. Der Verfasser derselben machte sie auf eigne Kosten; wobey seine Verbindungen in Rußland, wo er sich längere Zeit aufhielt, und auch sich verheyrathete, ihm zum Theil zu Statten kamen. Er erscheint, wenn auch nicht als eigentlicher Gelehrter, doch als ein durch alte und neue Lectüre gebildeter Mann; vor Allem aber als vortrefflicher Zeichner; worin er wohl seine Vorgänger sämmtlich übertrifft. Wir werden, indem wir ihm auf seinem Wege folgen, dasjenige herauszuheben uns bemühen, was ihm eigenthümlich ist; und worauf deshalb der Werth seines Werkes vorzüglich beruht.

Die Reise beginnt von Petersburg aus am 6. Aug. 1817 nach Odessa, von wo aus der Vf. Willens war nach Constantinopel zu gehen. Wegen der herschenden Pest gab er jedoch diesen Vorsatz auf: und nahm seinen Weg östlich über Nicolajef, Cherson nach dem Don, und so weiter nach Caucasien. Von dem Uebergang über den Caucasus giebt er eine interessante Schilderung. Die Unsicherheit vor den Räubervölkern, besonders den Tschetzinzen, war noch damals so groß, daß nicht nur eine starke militairische Bedeckung, von 146 Mann, selbst mit Geschütz, erforderlich war, sondern auch Niemand sich auch nur um ein Geringes entfernen oder zurückbleiben durfte, ohne

Gefahr als Gefangener weggeschlept zu werden. Ansichten des Caucasus, dessen höchste Gipfel der Elborus und der Kasibek sind, und eine genaue Zeichnung der Uebergangsroute sind beygefügt. Die Höhe des Kasibek beträgt 14400 Fuß über dem schwarzen Meer; er erhebt sich also weit über die Schneelinie. Mit wie vielfachen Gefahren und Mühseligkeiten, auch abgesehen von der Unsicherheit, der Uebergang über den Caucasus verbunden ist, lernt man hier am besten. Endlich erreichte man den Gipfel, den ein Kreuz bezeichnet, wo eine Familie der Ossetinen eine Wohnung inne hat, die als ein Hospiz durch Kayserliche Freygebigkeit erhalten wird. Das Herabsteigen war aber noch weit mühseliger und gefahrvoller als das Hinaufsteigen. Die Flüsse Cur und Rion, (der Cyrus und Phasis der Alten) müssen nach ihren Berichten weiter hinauf schiffbar gewesen seyn als jetzt. Der Cur ist für größere Fahrzeuge gegenwärtig nur bis zu seiner Vereinigung mit dem Aras schiffbar. Die jetzige Hauptstadt von Georgien Tiflis, ward erst im Jahr 1063 gebaut. Warme Quellen, die sich in der Nachbarschaft finden, gaben die erste Veranlassung dazu. Das Gouvernementshaus, das Arsenal, einige Kirchen und andere Gebäude erinnern noch an Europa; alles übrige ist Asiatisch, und nichts weniger als einladend: die Wohnungen klein und niedrig; die Thüren und Fenster, schmal; letztere nicht von Glas sondern Papier. Der Bazar ist eine lange und enge Straße. Indessen that der Gouverneur, General Jermolef Alles um Verbesserungen einzuführen. Seit den Zeiten des Rußischen Besitzes sind die höhern, und noch mehr die niedern Volksclassen mehr europäisirt. — Die Circassier wollen sich von den Arabern ableiten. Ihre Verfassung hat mit der der alten Deutschen in der That große Aehnlichkeit. — Die Naturerscheinungen des Caucasus sind nicht weniger furchtbar als die anderer hohen Gebirge. Von dem Kasibek und Elborus stürzen Lavinen herunter, die ganze Dörfer verschütten, und die Flüsse in ihrem Laufe aufhalten. Der Vf. erzählt ein furchtbares Beyspiel davon aus dem Jahre 1815. — Die weitere Reise von Tiflis auf Tabriz (Tauris) ward zu Pferde am 7. November angetreten. Sie gieng über die südlichen Gebirge des Caucasus, von denen ein anschauliches Bild gegeben wird, stets unter der Escorte von Cosacken bis zur Russischen Grenze. Nach neun Tagen gelangte der Reisende in die Ebne, wo der Ararat sich erhebt. Er bietet einen der erhabensten Anblicke dar. Seine beiden Gipfel, der große und kleine Ararat, sind durch eine Vertiefung getrennt. Sie sind nie erstiegen; die allgemeine Sage läßt auf ihnen die

Arche Noah lancen. Neben demselben liegt das Kloster Etchmiazin, der Sitz des Armenischen Patriarchen, eines ehrwürdigen Greises von 70 Jahren, der auf seiner Reise in Asien, er war in Calcutta gewesen, sich viele Kenntnisse erworben hatte. Das Kloster liegt nur 20 Werste von Eriwan. Diese Stadt bietet einen ähnlichen Anblick dar, wie die andern Persischen Städte, sie liegt halb in Ruinen, und hat nicht über 15000 Einwohner. Der Persische Stadthalter (Sardar) verschafte dem Vf. alle Erleichterung zur Fortsetzung seiner Reise; vor allen einen Memandar oder Dollmetscher, der für Alles zu Sorgen hatte. Man versicherte ihm in dem Reiche des großen Königs herrsche solche Sicherheit, daß man keines bewaffneten Geleits bedürfe. Der Weg ging nun durch Armenien, wo die Ruinen der alten Hauptstadt Ardschir Gefühle erregen, die nicht zu beschreiben sind. So weit das Auge reicht sieht es eine Stadt die einstens war, aber nicht mehr ist! Alles war aus Backsteinen gebaut; man sieht ganze Hügel und Hügelreihen die nur aus ihnen bestehen. Tabreez (Tauris) die Hauptstadt von Aderbitschan, war di Residenz des Persischen Thronerben, Abbas Mirza; der sie neu hat befestigen lassen. Der Prinz mit seinem Harem war damals abwesend, dieß gab dem Vf. Gelegenheit, das Innere seiner Residenz sich zeigen zu lassen, dessen Beschreibung einen anschaulichen Begriff vom Persischen Luxus giebt. Die Erziehung der vornehmen Perser, und besonders der Prinzen, hat seit etwa funfzig Jahren sich sehr verändert. Sie werden nicht mehr im Harem erzogen; sondern genießen eines zweckmäßigen Unterrichts in Kenntnissen und Fertigkeiten, deren sie bedürfen. Als Abbas Mirza zurückkam, ward der Vf. ihm vorgestellt, auf das huldreichste empfangen, und selbst eingeladen den Prinzen zu seinem Vater nach Teheran zu begleiten. Diese Reise ward am dritten März angetreten; ihre Beschreibung ist sehr interessant. Das Land war anfangs noch mit Schnee bedeckt; aber die Sonne zeigte schon ihre Kraft. Allein die oft einfallenden scharfen Ostwinde sind sehr empfindlich und der Gesundheit nachtheilig. Man kam durch den Paß, wo der berühmte Brittische Reisende Browne ermordet wurde. Es geschah durch ein Paar Räuber. — So wie man weiter südlich kam, verschwand der Winter, und der Frühling zeigte sich in seiner ganzen Pracht; besonders in der reizenden Ebne von Casbin. Die jetzige Residenz Teheran ist keine alte Stadt. Am 21 März, dem Persischen Neujahrsfest, sah hier der Vf. den Persischen Hof in seinem vollen Glanz. Die ausführliche Beschreibung versetzt uns die Zeiten der Cyropädie. Der Anblick des Schach

war höchst imposant; er war mit Edelsteinen gleichsam bedeckt. Das Fest dauert sechs Tage. Der Vf. erhielt die Erlaubniß den Schach abzuzeichnen. Die Beschreibung des Innern dieser Herrscherfamilie ist sehr einladend. Schon gegen Ende Aprils ward in Teheran die Witterung unerträglich heiß. Nach einem Abstecher zu den Ruinen von Rey (Rages) verläßt der Vf. Teheran am 13. May, um die südlichen Provinzen des Reichs zu besuchen. Der Weg gieng nun auf Ispahan; dessen unabsehbarer Umfang früh am 26sten beym Aufgang der Sonne entdeckt ward. Fast immer war der Weg durch Ruinen gegangen, die desto häufiger wurden, je mehr man der vormaligen Hauptstadt des Morgenlandes sich näherte. Diese Verwüstungen sind nicht Folgen der Zeit, oder von Naturbegebenheiten; die Kriege allein haben Alles gethan! Unter der jetzigen Regierung sucht man zwar Ispahan wieder aufzuhelfen; doch hat es kaum ein Zehentheil seiner vorigen Volksmenge. Nur als Residenz kann es wieder aufblühen. Noch steht der königliche Pallast mit seinen Umgebungen, das Persische Versailles, ein wahres Feenschloß, gleich einer magischen Erscheinung aus Tausend und Einer Nacht! Für den jetzigen Beherrscher ist noch ein neues prachtvolles Gebäude errichtet, wenn es ihm belieben sollte herzukommen. Die Vorstadt Julfa mit der großen Armenischen Handelscolonie ist jetzt zu einem Bordell ausgeartet, wo die Mütter ihre eigenen Töchter feilbieten. Zu Anfang Junii verläßt der Vf. Ispahan. Die Reise gieng nun südlich in das vormalige Hauptland des Persischen Reichs, die Landschaft Pars (Fars) durch ihre Denkmäler sowohl aus der Altpersischen Periode, als aus der der Sassaniden so merkwürdig. Den darauf sich beziehenden Untersuchungen ist der größere Theil dieses Bandes, von S. 484 bis S. 684 gewidmet. Bey der Unmöglichkeit hier ins Einzelne zu gehen, was Recenem andern Orte um so mehr aufbehalten muß, da seine eignen Forschungen bald beyfällig, bald davon abweichend erwähnt werden; muß er sich begnügen die großen Verdienste des Hrn. Porters im Allgemeinen zu würdigen. Unter diesen stehen seine genauen Abbildungen der Bildwerke, und Copien der Inschriften oben an. Seine Arbeiten umfassen sowohl die Denkmäler der Sassaniden, als die von Persepolis oder Tschilminar. Unter den Reisenden, die jene Gegenden besuchten, ist Hr. Porter ohne Zweifel der größte Zeichner. Er machte sich Treue der Darstellung, ohne irgend etwas zu verschönern oder zu ergänzen, zum ersten Gesetz. Er ward nicht wie seine Vorgänger durch die Zeit gedrängt, sondern hatte Muße zu arbeiten. So erscheint denn freylich jetzt Manches in diesen Abbildun-

gen in anderer Gestalt als bey jenen. Besonders aber ist bey dem Copiren der Inschriften mit so diplomatischer Genauigkeit verfahren, daß ihre Erklärung jetzt mit größerer Sicherheit wird unternommen werden können. Der Entzifferungen des Hrn. Grotefend, deren Richtigkeit man in England nicht mehr bezweifelt, geschieht wiederholt auf das ehrenvollste Erwähnung. Die Lage des alten Pasargada in der Ebne von Merghaub ist jetzt außer Zweifel gesetzt; und die bereits von Morrier aufgestellte Meinung, daß das dort befindliche Denkmal kein anderes als das von Arrian beschriebene Grabmal des Cyrus sey, so wahrscheinlich gemacht, als es sich nach der Natur der Dinge erwarten läßt. Bey den Alterthümern von Persepolis sind über die Bedeutung der Wunderthiere mehrere Meinungen aufgestellt, auf deren Erörterung wir uns hier nicht einlassen können. Die Ruinen des Palastes werden genau untersucht. In der Gegend, wo nach der Anlage des Ganzen die zu großen Festen bestimmten Säle seyn mußten, fand Hr. P. einen Haufen von Trümmern. Stand hier das Gebäude das Alexander vom Trunk erhitzt in Brand steckte, und sind dies die Ueberbleibsel desselben, so erklärt es sich, wie man keine Spuren des Feuers an den übrigen wahrnimmt. Vom 13ten bis zum 30ten Juli hielt sich Hr. P. auf diesem classischen Boden auf; die letzten acht Tage bloß zu Persepolis, wo in dem benachbarten Dorfe Kanara sein Quartier war. Am ersten Juli 1818 verließ der Vf. diesen Ort; eine erstaunliche Menge Dörfer, aber großentheils unbewohnt, bedeckte die Umgegend. Erkrankt kam er nach Shiras, das durch Kerim Khan, der seine Residenz hier aufschlug, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts so sehr aufblühte; aber auch nach seinem Tode sofort wieder verfiel. — So weit der erste Band.

Der zweyte enthält zuerst die Rückkehr nach Ispahan, (wegen der nicht zu ertragenden Hitze); jedoch auf einem andern Wege über Gebirge und durch Pässe die nur im Sommer gangbar sind; und nicht ohne große Gefahren von Räubern. Am 31. August ward Ispahan wieder verlassen, um nördlich nach Medien zu gehn. Auch jetzt blieb die Hitze fast unerträglich; kein Tropfen Regen, keine Spur von Gewölk milderte sie. Erst als man in das Thal von Hamadan herabstieg, wo es nicht an Bewässerung fehlt, veränderte sich die Scene, und das Land glich einem Garten. Man kann nicht zweifeln daß Hamadan das alte Ecbatana ist (34° 53′ B. 40′ O. L. v. Greenwich). Auch das jetzige Hamadan liegt an einem sich erhebenden Hügel; und man sieht viele Ueberreste alter Festungswerke. Jetzt ist Hamadan wenig mehr als eine Ruine, Armuth und Elend blicken allenthalben hervor.

Doch ist es noch ein Ziel für die Wallfahrten der Juden, weil hier das Grab von Esther und Mardochai gezeigt wird. Das Clima ist hier, selbst im Sommer, gemäßigt. Der Weg gieng von hier nach Bisutun und Kermanschah; und auch von den dortigen Felsendenkmälern und Inschriften werden genaue Abbildungen und Copien gegeben, und zwar nicht blos von den aus den Zeiten der Sassaniden; sondern auch von dem so merkwürdigen weit ältern Relief mit Keilschrift an den Felsen zu Bisutun. Von dort gieng die Reise durch Irak Arabi (Mesopotamien) nach Bagdad. Noch im Anfang Octobers war die Hitze in Irak Arabi kaum auszuhalten; und doch sind im Winter die Nächte so kalt, daß Wasser in den Häusern friert. Am 14. October ward Bagdad erreicht; wo der Vf. bey dem berühmten Brittischen Residenten Hrn. Rich die freundschaftlichste Aufnahme fand. Die Stadt, zu beiden Seiten des Tigris ist von einer Mauer von Backsteinen umgeben, die etwa 5 E. Meilen im Umfange hat; die Volksmenge kann nicht über 100000 geschätzt werden. Wie tief auch die Stadt gesunken ist, so wird sie durch ihre Lage an den wichtigsten Handelsstraßen doch immer als das große Emporium Asiens angesehen. Am 7. Nov. brach der Vf. in Begleitung des Hrn. Bellino von Bagdad auf, um die Ruinen von Babylon zu besuchen. Der Weg gieng durch die weite Ebne von Babylonien; der Königscanal war damals trocken. Schon am 10ten erreichte man die Ruinen, und erblickte den Euphrat. Die genaue Untersuchung des Locals und der Ueberbleibsel des alten Babylons, mit den Ansichten und Plänen, ist eins der großen Verdienste von Hr. P. Wir können hier nur das Hauptresultat anführen, daß die genaue Erforschung des linken Euphratufers zeigte, daß einst hier Alles voller Gebäude war, und der alte Thurm von Babel, die Birs Nimrod, (was von Rich bezweifelt ward) allerdings in einer Abtheilung der alten Stadt lag. So ist auch hier Herodots Beschreibung vollkommen gerechtfertigt. Ueber Bagdad gieng nun der Vf. nach Susa, das noch von keinem neuern Reisenden beschrieben ist; indeß erhielt Hr. P. von Hr. Macdonald Kinneir dessen Bemerkungen. Die Gegend von Susa ist jetzt eine Wildniß. Die Trümmer bieten einen ähnlichen Anblick dar wie die von Babylon; nämlich Hügel von Backsteinen; unter denen besonders zwey hervorragen. Ein Stein mit Hieroglyphen und Keilschrift, (dessen Abbildung gegeben wird) ist die größte Merkwürdigkeit, die hier gefunden ist. Von hier nahm Hr. P. seinen Weg wieder nördlich, um das noch so wenig bekannte Curdistan, das Land der Carduchi zu besuchen. Sulimania die Hauptstadt des südlichen Curdistans wird auf 15000 Einwohner geschätzt. Von da kam man bald in das Gebirg, von jeher,

so wie noch jetzt die Schutzwehr der Freyheit für seine Bewohner; denn die seynsollende Herrschaft der Türken u. der Perser ist nur Namenherrschaft. Die Sitten dieser Bergbewohner sind so unveränderlich wie ihre Felsen. Mitten zwischen den rauhesten Gebirgen erschienen nicht selten lachende Thäler, mit Dörfern bedeckt. Mit der größten Gastfreundschaft ward der Vf. empfangen; Alles rief die Erzählungen von Xenophon bey seinem Rückzuge durch eben diese Gegenden zurück. Die Weiber werden nicht eingeschlossen gehalten. Die Männer tragen noch die alten Waffen; Bogen und Spies; Schilde; einige auch Panzerhemde. Der Vf. besuchte den See Urmia, und auch die östlichen Theile von Curdistan. Ueber Taurus nahm er dann seinen Weg durch Klein-Asien über Angora; wo Tausende der durch die Feinheit ihres Haares berühmte Ziegen weideten nach Constantinopel, und von dort durch die Wallachey und Moldau nach Rußland.

Wir sind dem Vf. auf seiner Reiseroute gefolgt, weil sich dadurch der Umfang seines Werkes am besten übersehen läßt. Es ist zu reichhaltig, als daß es möglich gewesen wäre, in dem uns vorgeschriebenen Raum alle von ihm berührte und erläuterte Gegenstände auch nur anzudeuten. Es war dies um so weniger möglich, da der Vf. hier keiner andern Ordnung folgt als der, in welcher die Gegenstände sich ihm darboten. Wenn gleich die Denkmähler des Alterthums ihn vorzugsweise beschäftigten, so ist er deshalb nicht minder offen für die ihn umgebende Gegenwart. Ueber die Sitten und Lebensart der Völker sind allenthalben die interessantesten Nachrichten gegeben. Vorzüglich hat er einen offenen Sinn für die Schönheit und die großen Scenen der Natur. Die Beschreibungen derselben gehören zu den schönsten Theilen seines Werks; und stellen unverkennbar die Eindrücke des Augenblicks dar. Bey dieser Mannigfaltigkeit und steter Abwechselung, wozu nun noch die Menge und Schönheit der bildlichen Darstellungen kommen, ermüdet sein Werk nicht, ungeachtet seines bedeutenden Umfangs. Indem wir aber die Vorzüge desselben bereitwillig anerkennen, können wir auch nicht umhin die große Uncorrectheit bemerklich zu machen, die sich in der Rechtschreibung der alten und neuen Namen findet. Sie mag zum Theil ihren Grund in dem Umstande haben, daß der Vf. nicht selber den Druck seines Werkes dirigirte; und auch die Schwierigkeiten, welche die Englische Rechtschreibung bey der Schreibung fremder Namen in den Weg legt, mag vieles entschuldigen; doch aber wäre es höchlich zu wünschen gewesen, daß das Manuscript einem kundigen Manne vorher wäre zur Einsicht mitgetheilt worden.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1823.

## Kopenhagen.

Bey Schubothe: Bornholm beskreven paa en Reise i Aaret 1815. Med et geognostisk Kort og et Landskab. 1819. 274 Seiten in Octav.

Die kleine und von Reisenden selten besuchte Insel Bornholm, ist seit einem halben Jahrhundert der Gegenstand vielfältiger Untersuchungen gewesen, die zum Theil von Privatpersonen, ganz besonders aber auf Veranlassung und auf Kosten der für die Beförderung alles Guten und Nützlichen so ausgezeichnet thätigen dänischen Regierung unternommen wurden. Dadurch ist gegenwärtig jene entlegene, aber in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Insel beynahe vollständiger, als irgend ein anderer Theil von Dänemark, bekannt geworden. Die neuesten und schätzbarsten Nachrichten über dieselbe enthalten die vier Schriften, welche wir hier in der Ordnung anzeigen wollen, in welcher sie in kurzer Zeit nach einander erschienen sind. Die erste derselben, welche obigen Titel führt, hat, der Vorrede zufolge, die Herren Rawert und Garlieb zu Verfassern, von denen letzterer jetzt Director der

Copenhagener Porzellanfabrik iſt. Sie beſchreibt Bornholm in naturhiſtoriſcher, geographiſcher, ſtatiſtiſcher, ökonomiſcher, technologiſcher Hinſicht und befolgt dabey die Ordnung, welche die Bereiſung der Inſel an die Hand gab; theilt aber zuletzt die Reſultate der Unterſuchungen, in einer gedrängten, allgemeinen Ueberſicht mit.

Die Reiſenden konnten wegen widrigen Windes nicht auf dem kürzeſten Wege von Kopenhagen nach Bornholm gelangen. Ein heftiger Sturm nöthigte ſie, bey Stubbekjöbing auf Falſter anzulegen und einige Tage daſelbſt zu verweilen. Dieſem Mißgeſchick verdanken wir nun mehrere intereſſante Nachrichten über jenen Ort, ſo wie über Falſter überhaupt; welche Inſel zu den fruchtbarſten, volkreichſten und ſchönſten Theilen von Dänemark gehört. Es findet ſich hier, wie auf den übrigen däniſchen Inſeln, eine große Menge zerſtreuter Granitblöcke, über deren unzweydeutige Abſtammung aus dem Norden, unſere Verfaſſer die von Anderen bereits geäußerte Meinung theilen; wogegen ſie die zugleich vorkommenden Feuerſtein-Gerölle gewiß ſehr richtig von Möen, Stevnsklint und Rügen ableiten.

Die Wanderungen durch Bornholm wurden von Nexö aus unternommen; einem an der Südoſtküſte der Inſel gelegenen Orte. Die zuerſt mitgetheilten Nachrichten, betreffen daher dieſe kleine Handelsſtadt und ihre Umgegend. Eigentliche Fabriken und Manufacturen ſind hier eben ſo wenig, als an irgend einem anderen Orte auf Bornholm; aber mancherley Waaren erzeugt der Hausfleiß, die nicht allein zum eigenen Verbrauch, ſondern ſelbſt zum auswärtigen Handel dienen, wozu beſonders leinene, wollene und, ſeit dem letzten Kriege, auch baumwollene Zeuge gehören. Große Sandſteinbrüche in der Nähe der Stadt, die auf Königliche Rechnung betrieben werden. Der jetzige Inſpector derſelben, Peterſen, der in der

Nähe der Brüche wohnt, wo ihm Land zur Urbarmachung ausgewiesen worden, hat sich um die Landwirthschaft der Insel verdient gemacht, indem er auf seinem kleinem Landgute eine wohlgeordnete Wechselwirthschaft, so wie den Gebrauch Englischer Ackergeräthschaften eingeführt hat; welches Beyspiel in dortiger Gegend bereits Nachahmung gefunden. — In der Nähe von Nexö gewinnt man die bestimmteste Ueberzeugung, daß das Meer einst die Oberfläche bedeckt und allmälig sich zurückgezogen hat. Aber die dortige Küste liefert zugleich den Beweis, daß die Abnahme des Meeres sich auf die vorgeschichtliche Zeit beschränkt. Die aus der heidnischen Zeit herstammenden sogenannten Bautasteine, die hart am Strande stehen, und über deren Errichtung selbst die Sage schweigt, geben deutlich zu erkennen, daß das Meer seit undenklicher Zeit keinen höheren Stand als gegenwärtig hatte. Auch wird solches durch keine Tradition auf Bornholm bestritten. — Nicht sehr fern von Nexö tritt das Urgebirge unter dem Sandstein hervor. Granit bildet den sogenannten Paradis-Bakken. — Svannike, eine andere kleine Handelsstadt, zwischen Granitklippen erbaut und mit einem neu angelegten, in Granit gesprengten Haven. Urgebirgsarten verbreiten sich von hier gegen Nordwest über den größten Theil der Insel; wogegen an der Süd- und Südostküste Sandstein und eine Gebirgsart angelagert sind, welche die Verfasser Schieferthon nennen. Dieser wechselt hin und wieder mit Lagern von Cämentstein ab, der, gebrannt, besonders zum Wasserbau sehr geeignet ist und nach der Analyse des Herrn Justizrathes Manthey in 100 Theilen enthält: 45,5 Kalk. 33,0 Kohlensäure, 5,8 Kieselerde, 3,2 Talkerde, 3,8 Thonerde, 2,7 Eisenoxyd, 3,7 Wasser. — Rönne eine Handelsstadt mit einem Haven, an der Westküste von Bornholm, wo zu den Hauptgegenständen des Erwerbes, seit 1750, die Verfertigung von Uhren gehört; die sich von

dem gleichen Industriezweige in der Schweiz dadurch unterscheidet, daß sie dort nicht fabrikmäßig betrieben wird. Verschiedene Thonarten in der Nachbarschaft bieten das Material für viele Töpfereyen dar. Südlich von Rönne und nördlich bis über Hasle hinaus, bestehet die Küste aus abwechselnden Lagen von Sand und Thon mit vielen Einlagerungen von Kohlen, die unsere Verfasser für Braunkohlen halten. Sie berichten über die mannigfaltigen, auf Befehl der Regierung angestellten, zum Theil sehr kostbaren Versuche, einen Bergbau daselbst in Gang zu bringen und geben ihr Gutachten dahin ab: daß es am vortheilhaftesten seyn dürfte, wenn die Regierung keine eigene Unternehmungen in dieser Hinsicht mache, sondern sich auf die Unterstützung von Privatpersonen beschränke. Dabey würde doch aber wohl Bedingung seyn müssen, daß die Regierung die oberste, durch sachverständige Personen zu führende Leitung des Bergbaues sich vorbehalte, indem viele Erfahrungen in verschiedenen Ländern lehren, daß ein von unkundigen Privatpersonen willkührlich betriebener Bergbau, nur zu leicht in Raubbau ausartet, wobey ein großer Theil der Schätze, die gewonnen und benutzt werden könnten, für den Staat verloren gehet und eine frühe Erschöpfung erfolgt. Die Kohlen welche gegenwärtig gewonnen werden, benutzt man sowohl zur Ofenfeurung, als auch in Brauereyen und Branntweinbrennereyen, so wie zum Brennen des Kalkes. — An der südöstlichen Gränze des Bornholmer Granitdistrictes, findet sich an einer Stelle wirkliche Porzellanerde, die für die Kopenhagener Fabrik gewonnen wird. — In den Gegenden der Insel, in welchen Urgebirgsarten anstehen, kommen hin und wieder kesselförmige Torflager vor, die man zu den Salzwassergebilden zählen darf, indem die darinn befindlichen vegetabilischen Theile, offenbar von Zostera marina herrühren; wiewohl die Höhe jener Lager über dem Meere, mindestens 25 Ellen beträgt. — Der höchste Strich

der Insel führt den Namen Almindingen. Hier sind unter der Leitung des Försters Römer, die ersten Versuche gemacht, eine geregelte Forstwirthschaft auf Bornholm einzuführen. Ein bedeutender Forstbezirk ist eingehegt und Besaamungen und Pflanzungen von verschiedenen Laub- und Nadelholzarten sind angelegt, die ein gutes Gedeihen zeigen.

Die von den Verfassern zuletzt mitgetheilte, allgemeine Uebersicht von Bornholm, giebt die Größe der Insel zu 10,307 Quadratmeilen an. Davon soll das Urgebirge 7,0941, das Flötzgebirge 2,3822 und das aufgeschwemmte Land, 0,8307 Quadratmeilen einnehmen. Das Urgebirge besteht nach den Verfassern aus Granit und einem gneusartigen Gestein. Uebergangsgebirgsarten fehlen nach ihrer Meinung gänzlich. Den dortigen Sandstein sehen sie für jüngeren Flötzsandstein an, ohne jedoch seine Formation genauer zu bestimmen. An zwey Punkten kommt in muldenförmigen Vertiefungen des Sandsteins ein Gestein abgelagert vor, welches die Verfasser für Schieferthon ausgeben, der hin und wieder in Alaunschiefer übergehen und mit dem Alaunschiefer von Andrarum in Schoonen Aehnlichkeit haben soll. Es wechseln damit Lager von Stinkkalk und Cämentstein ab. Die jüngeren, Kohlenführenden Lager vergleichen die Verfasser mit denen an der Preußischen Küste und erklären sich gegen die Meinung derer, welche jene Kohlen für wahre Steinkohlen halten; indem sie für ihre Meinung u. A. das Vorkommen von Börnstein anführen, der sich in den Bornholmer Braunkohlen eingesprengt finden soll. —

Die zweyte Bornholm betreffende Schrift ist zu

Frankfurt a. M.

in der Hermannschen Buchhandlung erschienen, unter dem Titel: Die Insel Bornholm, in geo-

gnostischer Hinsicht, von Vargas Bedemar. 1819. V. u. 38 Seiten in Octav.

Sie liefert eine kurze, aus eigenen Beobachtungen geschöpfte Darstellung der geognostischen Verhältnisse der Insel, welche in manchen Stücken von den in der vorhergehenden Schrift enthaltenen Angaben abweicht. Der erste Abschnitt handelt von der allgemeinen Ansicht und Erstreckung der Insel; vom Abfalle des Landes; den Höhen; dem Streichen und Fallen der Schichten; der Wasserscheide; den Thälern; der Gestalt der Landschaft. Darauf folgt die Darstellung des Grundgebirges, welches nach dem Verfasser hauptsächlich aus Gneus bestehet. Der charakteristische Gneus gehet durch den granitartigen in Granit über, der nach des Verfassers etwas undeutlichem Ausdrucke (S. 11) "aus dem Gneuse entstehend, alle "von diesem hinterlassene Zwischenräume am nördli"chen und nordwestlichen Rande des Hochlandes und "dessen östlichen und südlichen Abfalle ausfüllt". Der Verf. hat ohne Zweifel hierdurch nur den Uebergang und die Einlagerung des Granites in den Gneus bezeichnen wollen. In dem Gneuse sollen Gänge eines schwarzen basaltartigen Gesteins aufsetzen, welches nach der davon gegebenen Beschreibung, wohl für dichten Grünstein zu halten seyn dürfte. Unmittelbar an den Granit stößt Grauwacke und Grauwacke-Sandstein in verschiedenen Abänderungen. Darüber liegt in einigen Gegenden Thonschiefer — das Gestein, welches die Verfasser der ersten Schrift Schieferthon nannten — der nach den von dem Herrn Grafen Vargas Bedemar mitgetheilten Beobachtungen, unzweydeutiger Uebergangs-Thonschiefer ist und in allen Eigenschaften mit dem in Norwegen und Schweden übereinstimmt, indem er u. A. auch wie dieser, Alaunschiefer, Stinkkalkmassen und Kiesnieren einschließt und unter den Petrefakten besonders Orthoceratiten enthält. In Mergelnieren, die ebenfalls in

jenem Thonschiefer vorkommen, finden sich klare Bergkrystalle, die unter dem Namen der Bornholmer Demanten bekannt sind.

Auf diese Gebilde folgen abwechselnde Lagen von Sand, mergelartigem und kalkartigem Sandstein, Thon und Mergel mit Eisenstein und Braunkohlenlagern. Der Sandstein macht die untersten Schichten des Sandgebildes. Ein merkwürdiger grüner Sand findet sich in einer geringen Erstreckung dem gewöhnlichen Flug- und Mahlsande eingelagert. —

Am Vollständigsten und Genauesten lernt man die geognostischen Beschaffenheiten von Bornholm und den Mineral-Reichthum dieser kleinen Insel durch folgende zwey zu

## Kopenhagen.

in der Schulzischen Officin gedruckte Schriften kennen: Beretning om en Undersögelse over Bornholms Mineralrige, udfört 1818 efter Kongelig Befalning gjennem Rentekammeret, af Professor H. C. Oersted, Ridder af Dannebrogen, og Justitsraad L. Esmarch, Comptoirchef i det Kongelige Rentekammer. 1819. 97 Seiten in Octav. Mit zwey Charten.

Beretning om en Undersögelse over Bornholms Mineralrige, udfört 1819 efter Kongelig Befalning gjennem Rentekammeret, af Prof. H. C. Oersted og Justitsr. Esmarch. 1820 81 Seiten in Octav.

Diese beiden Berichte enthalten die Resultate der Untersuchungen, welche auf Königlichen Befehl der berühmte Professor Ritter Oersted in Verbindung mit dem Justizrathe Esmarch, in zwey nach einander folgenden Jahren auf Bornholm unternahmen;

wobey der damalige Studioſus, jetzt Doctor Forchhammer Hülfe leiſtete. Da die zweyte dieſer Schriften, der erſteren zur Ergänzung dient, ſo können wir die Anzeige ihres Inhaltes hier paſſend zuſammenfaſſen.

Nach der zuerſt gegebenen, allgemeinen Ueberſicht der geognoſtiſchen Beſchaffenheit des Landes, beſtehet der nordöſtliche Theil der Inſel aus Urgebirge; der ſüdliche, aus Uebergangsgebirge, und die Weſtküſte aus Flötzgebirge. Ueberall zeigen die geognoſtiſchen Verhältniſſe die größte Analogie mit denen im ſüdlichen Schweden. Wie hier, ſo beſtehet auch auf Bornholm die Hauptmaſſe des Grundgebirges nicht, wie man früher annahm, aus Granit, ſondern aus Gneus, der oft zwar als ein granitartiger erſcheint und Einlagerungen von Granit beſitzt. Der höchſte Punkt den das Grundgebirge erreicht, iſt der ſogenannte Ryterknaegt, deſſen Höhe über dem Meere, nach einer Barometermeſſung 496 Fuß beträgt. Der Gneus nimmt zuweilen Hornblende auf und nähert ſich dadurch dem Syenite. Häufig kommt Grünſtein in gangähnlichen Maſſen darin vor, die aber zum Theil vielleicht richtiger als Lager anzuſehen ſind. Ihr Verhalten iſt ſo, daß man ſie auf jeden Fall für gleichzeitig mit dem Gneuſe gebildet halten muß. Es findet ſich darin zuweilen Magneteiſenſtein, Titaneiſenſtein, Eiſenglanz, Kupferkies, Schwefelkies, und von nicht metalliſchen Mineralkörpern, Kalkſpath, Thallit, Prehnit, edler Serpentin. Auch verſchiedene andere Maſſen bilden Gänge im Gneuſe, z. B. Feldſpath und Quarz, zuweilen mit Molybdän, Hornſtein, Porphyr. Zu den intereſſanteſten mineralogiſchen Auffindungen gehört die von Kieſelſpath, (Albit) Ytterocerit, Flußſpath und flußſauren Cerium, die auf Bornholm an ein Paar Stellen auf ähnliche Weiſe zuſammen brechen, wie in der Gegend von Falun. Auch dort iſt eine Lagerſtätte von Kupfererzen in der Nachbarſchaft jener Foſſilien.

Bornholms Uebergangsgebirge gleicht nicht minder als das dortige Grundgebirge dem Schwedischen. Es ist durch die hier mitgetheilten Untersuchungen außer allen Zweifel gesetzt, daß der den Gneus unmittelbar deckende Sandstein, eine Uebergangsgebirgsart ist. Die Aehnlichkeit des Bornholmer älteren Sandsteins mit dem von Cimbrishamn in Schoonen, erstreckt sich selbst bis auf das Vorkommen von Bleyglanzgängen. Er gehet in Grauwacke über. Auf dieser Gebirgsart ruhet in einigen Gegenden die Schiefermasse, die aus Thonschiefer, Alaunschiefer und Wahlenbergs Graptolithschiefer zusammengesetzt ist und Einlagerungen von Wetzschiefer, vermuthlich auch von Kieselschiefer, Lager und Nieren von Kalkstein und Anthraconit enthält. Das ganze Verhalten dieses Uebergangs-Schiefergebildes gleicht auf das Vollkommenste der von Andrarum in Schoonen. Auch wurden dieselben merkwürdigen Petrefacten, die für die analogen Gebirgsarten in Schweden, so besonders characteristisch sind, z. B. Trilobiten, Orthoceratiten, auf Bornholm darin gefunden. Von den Verfassern angestellte Versuche, den dortigen Alaunschiefer auf Alaun zu benutzen, haben ein günstiges Resultat gegeben.

Das Flötzgebirge auf Bornholm bestehet der Hauptmasse nach aus Sand und Sandstein, der oft eisenhaltig ist und bedeutende Einlagerungen eines trefflichen Eisensteins hat, der zum Sphärosiderit gehört und nach der damit vorgenommenen chemischen Analyse in 100 Theilen enthält: 77,3290 kohlensaures Eisen 4,5312 kohlensauren Kalk 16 Kieselerde 2,1398 Wasser und Kohle. Der Sand hat zuweilen eine grüne Färbung. Er gehet an einigen Stellen in einen mergeligen Sand und durch diesen in Mergel über, der die oberste Lage ausmacht. Von Versteinerungen kommen Belemniten, Echiniten, Ostraciten, Pectiniten darin vor. Gemeiniglich bildet Flugsand die oberste Decke. In jenem

Sandgebilde kommen Flötze von Thon, Schieferthon und Kohle vor. Von letzterer finden sich an manchen Stellen mehrere Flötze über einander, die bey zweckmäßigem Betriebe des Bergbaues vielleicht bedeutende Ausbeute geben könnten. Die Verfasser halten die Kohle für wahre Steinkohle und vergleichen ihre Flötze mit denen der älteren Kohlenformation in anderen Ländern. Wenn wir das was hier über die Eigenschaften und das Vorkommen jener Kohle mitgetheilt worden, mit den ist den zuvor angezeigten Schriften befindlichen Angaben zusammen halten, so scheint sie uns in jeder Hinsicht das Mittel zu halten, zwischen vollkommner Schwarzkohle und eigentlicher Braunkohle; so wie das Sandgebilde, welchem sie auf Bornholm untergeordnet ist, uns zu der Flötzformation zu gehören scheint, welche die Geognosten Englands mit dem Namen Green Sand zu belegen pflegen; die bekanntlich reich an Eisenstein ist, an manchen Orten Kohlen führt, in denen zuweilen Börnstein eingesprengt vorkommt; und welche die Unterlage der eigentlichen Kreideformation bildet. Damit würde denn auch die Ansicht vollkommen übereinstimmen, welche die Herren Oersted und Esmarch von den obersten Flötzlagen auf Bornholm mitgetheilt haben, indem sie solche als der Kreideformation angehörig betrachten. Allerdings scheint daraus das für andere Theile von Dänemark wichtige Resultat hervorzugehen, daß man da, wo sich Gebirgsarten der Kreideformation zeigen, die Hoffnung nicht aufgeben dürfe, in der Tiefe vielleicht ebenfalls Kohlen zu finden. — Der praktische Werth der beiden vorliegenden, höchst lehrreichen Schriften, wird noch besonders erhöhet durch die darin enthaltenen Vorschläge zur Benutzung mancher auf Bornholm sich findenden Producte des Mineralreichs, die bisher Theils ganz übersehen, Theils nicht gehörig gewürdigt wurden.

London.

Bey Mawman: Voyage of his Majesty's ship

Rosamond to Newfoundland and the southern coast of Labrador, by Lieut. Edward Chappel, royal navy. 1818. S. XIX. 270 in Octav mit zwey Kupfern.

Lieutenant Chappel, der Verfasser einer früher erschienen Reisebeschreibung nach der Hudsons-Bay, verdient um so mehr unsern Dank für das vorliegende Buch, als dasselbe Gegenden behandelt, von denen, wie er ebenfalls bemerkt hat, wir seit den Zeiten der Königin Elisabeth großentheils durchaus gar keine und selbst damahls nur einige unvollkommene und mit unter absichtlich verfälschte Beschreibungen erhalten haben, welches namentlich mit Neufoundland der Fall ist, wiewohl der Verkehr mit demselben in mancherley Rücksicht, vorzüglich als eine Schule der englischen Seeleute, von höchster Wichtigkeit ist. Dem Verf. ist es nicht sowohl um Unterhaltung als Belehrung zu thun, daher hat er auch nicht eben das hervorgehoben, was seine Leser vorzugsweise hätte belustigen können, wohl aber eine Menge den See- und Kaufmann, den angehenden Colonisten, den Naturforscher und Geographen interessirende Bemerkungen beygebracht. Auf der vom Ende des Aprils bis zum 18. May 1813 dauernden Hinreise, die die Rosamond von Portsmouth oder vielmehr von Cork aus, mit einer zahlreichen Convoy machte, begegnete dem Verfasser, bis auf einige der in der Nachbarschaft von Neufoundland häufigen Windstöße, nichts Bemerkenswerthes. Bey ihrer Ankunft an der Küste fanden sie die ganze Insel, so weit das Auge reichte, mit Treibeis umgeben, das ihnen jedoch, da es bekanntlich so oft und so schnell seine Lage verändert, nicht lange den Zugang zu derselben versperrte. Gefährlicher drohten ihnen die in jenen Gewässern in der Nähe der Küsten ebenfalls häufigen Nebel, wegen der vielen Klippen, Sandbänke und treibenden Eisberge, zu werden; allein wiewohl die Convoy während eines solchen Nebels gänzlich zerstreut ward, fand sie sich dennoch bald größten-

theils wieder in dem Hafen von St. John, der Hauptstadt der Insel, zusammen. Den Anblick von Newfoundland beschreibt der Verf. als wenig erfreulich, schrosse Felsen, Moräste und dichte Wälder bedecken die Insel, des urbaren Bodens ist wenig, vielmehr ist derselbe größtentheils steinig und unfruchtbar, auch ist das Clima der Kultur wenig günstig. Die Ehre, die Insel entdeckt zu haben, ist zwischen John Cabot und dessen Sohne Sebastian streitig; unter Heinrich dem 7ten, im Jahre 1497, ward sie zuerst von den Engländern gesehen, unter seinem Nachfolger, Heinrich dem achten, ward der Stockfisch zuerst Handelsartikel und seit der Zeit wurden vornemlich die Sandbänke bey Neufoundland, alljährlich von Engländern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen und Italiänern zahlreich besucht. Im Jahre 1583 nahm, von der Königin Elisabeth gesendet, Sir Humphrey Gilbert zuerst von einem Theile der Küste, wo jetzt St. John steht, im Namen der Krone von England förmlich Besitz, und die dadurch für die englischen Fischer bewirkte größere Sicherheit hatte zur Folge, daß schon im Jahre 1615 die Zahl der in dem Fischfange beschäftigten englischen Fahrzeuge auf 250, die der Seeleute auf 5000 stieg. Unter Jakob dem ersten betrieb dessen Sekretär, George Calvert, die Colonisation der Insel; zuerst in dem Bezirke von Avalon, bald aber von dort aus, auf der ganzen Ostküste wurden feste Niederlassungen von den Engländern angelegt, indeß die Franzosen die Nord- und Südküste in Besitz nahmen, wo Placentia ihre Hauptniederlassung ward, bis der Frieden von Utrecht die Engländer zu alleinigen Herren der Insel machte und den Franzosen nur die beiden Inselchen St. Pierre und Miquelon ließ. St. John hat zwar nur eine enge ungepflasterte Straße, dagegen aber einen geräumigen Hafen, wie denn überhaupt die Insel einen Ueberfluß an trefflichen Häfen und Rheden besitzt; hier leben die mehrsten begüterten Einwohner, während die Plätze längs der Küste, oder die sogenannten Out-Harbours, größtentheils nur von Fischern bewohnt sind; wie denn auch die Küste selbst aller Orten mit Gerüsten zum Trocknen und Salzen des Stock-

fisches oder, wie sie hier genannt werden, mit Fish-Flakes bedeckt ist. Gouverneur der Insel ist jedesmahl auf drey Jahre ein Viceadmiral, dessen Gerichtsbarkeit sich zugleich über den Theil der Küste von Labrador vom Cap Charles bis Mount Joli und über die kleinen benachbarten Inseln erstreckt; während seiner Abwesenheit, indem er den Winter gewöhnlich in England zubringt, übt der Militärcommandant und falls dieser mit Tode abgehen sollte, der Oberrichter von St. John die höchste Gewalt. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Fischfang, sowohl auf den Sandbänken, als, vorzüglich in den letztern Jahren, an den Ufern der Insel selbst, wo außer dem Stockfisch auch Seehunde und Lachse gefangen werden. Die Einwohner leben theils beständig auf der Insel, theils kehren sie im Herbste nach England und Guernsey, von wo aus Neufoundland und Labrador vorzüglich zahlreich besucht wird, zurück und ihr Gewerbe ist eins der einträglichsten; jedoch gilt dies freylich nur von den Fischerey-Herren, die Fischer selbst dagegen und die übrigen Arbeiter, größtentheils Irländer von der niedrigsten Klasse, befinden sich in einer sehr bedaurungswürdigen Lage, indem sie gewöhnlich schon gleich bey ihrer Ankunft für den Preis ihrer Ueberfarth bey ihren Herren in Schulden gerathen und da sie alle ihre Bedürfnisse zu ungeheuren Preisen ebenfalls von denselben kaufen müssen, sehr häufig nicht nur nichts erübrigen, sondern auch, trotz der mühseligsten Arbeit, noch immer tiefer in Schulden gerathen und endlich in ihrem Alter aller Hülfsmittel beraubt sind. — Die Ausfuhr der Insel besteht beynah einzig in dem Ertrage des Fischfanges und etwas Pelzwerk, die Einfuhr dagegen in Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Salz, Fischerey-Geräthschaften und einigen Colonialwaaren. An wildem Geflügel hat die Insel einen außerordentlichen Ueberfluß und das Clima, obgleich, im Winter vorzüglich, außerordentlich rauh, ist dennoch nichts weniger als ungesund. Außer von Europäern, wird die Insel noch von einigen eingewanderten Indianern und den wenig zahlreichen Ur-

einwohnern bewohnt. Erstere sind von dem Stamme der Micmac Indianer, die einem ihrer Anführer, der zur Belohnung seiner im Amerikanischen Kriege geleisteten Dienste, von den Engländern einen Strich Landes auf der Insel geschenkt erhalten hatte, folgten seit welcher Zeit sie jedoch größtentheils, wenigstens dem Namen nach, zum Christenthume bekehrt sind, und sich so sehr mit den Europäern vermischt haben, daß bey der Anwesenheit des Verfassers, nur etwa noch funfzig reine Indianer, die Weiber und Kinder ungerechnet, vorhanden waren; übrigens leben sie vollkommen unabhängig, bezahlen keine Abgaben und ihr Oberhaupt selbst hat nur ein sehr schwankendes Ansehn. Die einzige Abgabe der europäischen Einwohner besteht jährlich in sechs Pence, welche jeder Bootsbesitzer zum Unterhalte des Greenwich Hospitals beytragen soll; allein so groß ist der Mangel an baarem Gelde, da beynah aller Verkehr durch Tausch, oder durch die von den wohlhabendern Einwohnern ausgegebenen Noten betrieben wird, daß selbst diese unbedeutende Steuer nur mit der größten Mühe erhoben werden kann. Die Ureinwohner oder die sogenannten rothen Indianer, haben sich in das beynah gänzlich unzugängliche Innere der Insel zurückgezogen und die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die sie von den ersten Colonisten erfuhren, haben sie zu den unversöhnlichsten Feinden der Weißen gemacht; wenigstens sind alle Versuche, die man in den neueren Zeiten gemacht hat, um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu eröffnen, vergeblich gewesen. Die der Insel gegenüberliegende Küste von Labrador, die durch die Straße von Belle-Isle von Neufoundland getrennt ist, wird außer von Englischen und Guernsey Colonisten, im Norden hauptsächlich von Esquimaux bewohnt, die mit den Colonisten Handel treiben und sich beynah ausschließlich vom Fischfang nähern, während das Innere das Land von Berg- oder Jagd-Indianern, einem gänzlich verschiedenen Stamme, bewohnt wird; beide Völker sind durch Missionarien

von Canada und der mährischen Brüder zum Theil zum Christenthume bekehrt. Von den Europäern pflegen die Engländer in Labrador selbst zu überwintern, die Bewohner von Guernsey dagegen im Herbst in ihre Heimath zurückkehren. Die Beschreibung des Verfahrens bey dem Fange und der Zurichtung des Stockfisches (S. 122 - 230), verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden, da sie keinen Auszug zuläßt. Im Handel werden übrigens drey Arten von Stockfisch unterschieden, der beste oder der sogenannte merchantable Fisch, die zweyte Sorte oder der Madera Fisch, der vorzüglich nach Spanien und Portugall ausgeführt wird und endlich der westindische Fisch, der schlechteste, der zu einem gewöhnlichen Nahrungsmittel der Neger in den westindischen Colonien dient. — Im Anfange des Novembers gieng die Rosamunde, die einige Zeit lang in der Straße von Belle-Isle und längs der Küste von Labrador gekreuzt, wiederum nach St. John und von dort, nachdem der Verf. noch mehrere Küstenplätze besucht, von denen er beyläufig das Bemerkenswerthe mitgetheilt hat, in Begleitung einiger andern Kriegsschiffe und einer zahlreichen Convoy, am 14ten December nach England unter Segel, wo sie, wiewohl nicht ohne mancherley Fährlichkeiten, und nach einigen ausgestandenen Stürmen, glücklich auf der Rhede von Spithead anlangte. F. S.

## Berlin und Stettin.

Bey Nicolai: Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. Von Eduard Henke (Prof. zu Bern). Erster Theil. 1823. XXII. u. 632. S. in gr. Octav.

In diesem hochwichtigen Werke führt der Vf. dasjenige weiter aus, was er in seinem Lehrbuche der Strafrechtswissenschaft. Zürch 1815. über die Begründung des Strafrechts gesagt hatte; so wie sich dann auch das vorliegende Buch als ein erweiterter und berichtigter Commentar über jenes Lehrbuch darstellt. Da der Ref. dasselbe in

diesen Blättern, Jahrg. 1821. St. 148. S. 1480 angezeigt, die Grundansicht des Verf. dargelegt, und dieselbe gewürdigt hat, so darf er sich der Kürze halber auf sein dort gefälltes Urtheil, von welchem er auch noch jetzt keinen Grund hat, abzugehen, beziehen. Dieses vorliegende Werk ist auf vier Theile berechnet. Der erste jetzt erschienene umfaßt die allgemeinen Lehren des Criminalrechts; der zweyte und dritte wird die besondern Lehren, der vierte, den Criminalproceß und ein ausführliches Sachregister enthalten. Dieser erste Theil zerfällt in sechs Abtheilungen: I. Begründung des Strafrechts und des Strafgesetzes; II. von der Wissenschaft des Strafrechts und der Criminalpolitik; III. von der Natur des Verbrechens, und zwar: 1) Bestimmung des Begriffs der Verbrechen und der Bedingungen der Strafbarkeit menschlicher Handlungen im allgemeinen, 2) von der objectiven Beschaffenheit der Verbrechen und den sich daraus ergebenden objectiven Verschiedenheiten derselben, 3) von der subjectiven Beschaffenheit der Verbrechen, und den sich daraus ergebenden subjectiven Verschiedenheiten derselben, 4) von den Eintheilungen der Verbrechen. IV. Von der Natur der Strafe, und zwar: 1) von den Strafen überhaupt und den Eintheilungen derselben, 2) von den einzelnen Strafmitteln; V. Von dem Verhältnisse der Strafe zu den Verbrechen, oder von dem Maaßstabe der Strafbarkeit; VI. Von dem Strafgesetze, und zwar: 1) von dem Verhältnisse des Gesetzgebers zum Strafgesetze, 2) von dem Verhältnisse des Richters zu demselben. So viel von der Anordnung des Werks; in Hinsicht der Ausführung bevorwortet der Verf., daß das Streben, für die zahllose Mannichfaltigkeit des Concreten die Entscheidung bereit zu halten, ihm fremd geblieben sey, und, daß er nur gesucht habe, überall nur allgemeine Grundsätze aufzustellen, die den Rathbedürftigen zum sichern Leitfaden dienen könnten. Nichtsdestoweniger ist doch in dem Werke ein reiches Detail enthalten; man findet gar Manches darin, welches man in andern Handbüchern der Strafrechtswissenschaft vergebens sucht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1823.

## Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Gesellsch. der Wissenschaften am 31. May verlas Hr. Hofr. Tychsen eine Abhandlung: de numis Graecis et Barbaris in Bochara nuper repertis, inprimis numo Demetrii Indiae regis. Sie betraf einige alte Münzen, die vom Hrn. Baron v. Meyendorf, Obersten in der kaiserl. Garde zu St. Petersburg, bey seinem Aufenthalt in Bochara, wo sie eben ausgegraben waren, erkauft und vom Untergange gerettet worden. Abdrücke davon hatte derselbe unserm Hrn. Hofr. Heeren mitgetheilt, der sie dem V. zur Erläuterung und Bekanntmachung freundschaftlich mittheilte. Vier dieser Münzen, wahrscheinlich von Kupfer, haben einen Kopf mit dem Costume eines Persischen Königs. Die Kehrseite von zweyen zeigt einen stehenden Mann mit flachem, macedonischem Helm, in der Rechten einen Speer haltend. Auf einer lassen sich noch die griechischen Buchstaben ΛΟ. ΗΔ. erken-

nen. Zwey andere haben auf der Kehrseite einen stehenden Mann, in Persischer Tracht, vorwärts gekehrt. Hinter ihm steht ein Stier; von Inschrift ist keine Spur. Diese Münzen müssen, wie die griechischen Inschriften zeigen, nach der Errichtung der griechischen Herrschaft in Asien geprägt seyn, und da sie in dem flachen Gepräge und Perlenrande mit den Sassaniden M. übereinkommen, und der Kopf rechts sieht, so scheinen sie von einem Vasallen der Seleuciden oder Sassaniden geprägt zu seyn, obgleich sich die Gegend, und die Bedeutung des Stiers nicht angeben läßt. Vier andre Münzen sind griechisch; von diesen sind 3 sich ganz ähnlich, indem sie auf einer Seite einen unbärtigen Kopf mit königlicher Binde haben, auf der andern einen sitzenden Hercules, der die mit der Rechten aufgehobene Keule auf das Knie lehnt; mit der linken stützt er sich auf den verzierten Sitz. Hinter ihm, zur Rechten, sind griechische Buchstaben, wovon sich auf einer ΑΣΣΙΣ, auf der andern ΑΣΙΣ. auf der dritten ΣΙΣ. kaum erkennen läßt, da die Münzen am Rande gelitten haben. Links stehen auf zweyen 8 fremde Buchstaben, auf einer nur 4, die von jenen verschieden sind. Man würde geneigt seyn, diese für Seleucidenmünzen zu halten, mit welchen sie große Aehnlichkeit haben, und das ΑΣΙΣ als Ueberbleibsel von βΑΣΙΛεως Σελευκου zu erklären. Allein die Buchstaben sträuben sich dagegen. Der Zug, der auf der am besten erhaltenen M. dem ΑΣΣΙΣ vorhergeht, ist kein B. und die nach Σ folgenden Buchstaben lassen sich nicht ελ lesen. Nicht zu gedenken daß sonst immer βασιλεως vollständig ausgeschrieben vorkommt. Die fremden Buchstaben zur linken geben auch keinen Aufschluß über den Prägeort; dem V. der sie anfangs für phönicisch hielt, ist es nicht gelungen sie zu erklären, weil sie ganz eigene und unter sich fast ganz ähnliche Züge enthalten, daher er bezweifelt ob sie phönicisch sind. Vermuthlich würde sowohl die griechische als die fremde Inschrift auf den Münzen

selbst sich eher erkennen und enträthseln lassen. Bey der Unleserlichkeit der Schrift muß man sich also nur an das Bild der Kehrseite halten. Hercules kommt bekanntlich nicht nur oft auf Macedonischen Münzen vor, sondern auch auf M. des Seleuciden Antioch. II. des Euthydemus von Bactrien, und des Tiräus und Ertapanus, Adinnigäus und Monnöses, nach Visconti, Könige von Characene. Mit den letztern haben die in Bochara gefundenen so große Aehnlichkeit, auch in der Größe, daß der V. sie auch dahin zu rechnen geneigt ist. Sie müßten dann einem der ersten Fürsten dieser kleinen, ursprünglich Arabischen, Dynastie beygelegt werden, und das ΑΣΙΣ könnte ein arabischer Name أصيص, أشيش, seyn. Die ähnlichen Münzen mit dem Namen Adinnigaus, Monnöses ꝛc. darf man nicht den Bactrischen Königen beylegen, da sowohl die barbarischen Namen als die Zeitrechnung entgegen sind.

Die merkwürdigste dieser Münzen ist eine sehr schön erhaltene Tetradachme mit der Inschrift βασιλεως Δημητριου und einem Monogramm, daß die Buchstaben PKA enthält. Auf der Vorderseite ist ein noch jugendlicher Kopf, mit der Kopfhaut eines Elefanten bedeckt; auf der Kehrseite ein junger Hercules, der sich mit der Rechten einen Kranz aufsetzt, die linke hält die gehobene Keule und die Löwenhaut. Obgleich das Gepräge im Ganzen dem der Seleucidenmünzen ähnlich ist, so kann man doch die M. weder Demetrius I. oder II. noch dem Demetr. Poliorcetes beylegen. Nicht nur die sehr deutlich ausgedrückten, eigenthümlichen Gesichtszüge sind von denen dieser Fürsten gänzlich verschieden; sondern auch der Kopfzierrath mit Elefantenrüssel paßt auf keinen derselben. Dieser nämlich, der auf alten Münzen nicht ganz selten ist, bezeichnet immer Africa oder vielmehr einen Sieg über Africa, das, als ein an Elefanten reiches Land, treffend durch dieses Symbol konnte

dargestellt werden. So kommt es zuerst auf einer M. des Agathocles von Syracus, als Erinnerung an einen in Africa erfochtenen Sieg vor. Dann auf M. Ptolemäus IX. der Cleopatra Gemahlin Alex. I. des Seleuciden, die eine ägyptische Princessin war, ferner öfters auf Münzen von Alexandria unter den R. Kaisern, wo es bloße Nachahmung ist. Nach derselben Analogie kann dieser Kopfschmuck Indien, das so reich an Elephanten ist, bezeichnen. Aber weder in Africa noch in Indien hat einer von jenen Demetriussen Thaten verrichtet; die spolia Elephanti wären also ganz unschicklich. Daß auf einigen Seleuciden M. Elefanten oder Vordertheile von Elefanten vorkommen, gehört nicht hieher; diese bezeichnen einen durch Hülfe der Elefanten erhaltenen Sieg, oder die Menge dieser Thiere im Heere, so wie die Pferdeköpfe die Reuterey. Man muß sich also für diese M. nach einem andern Demetrius umsehen, und dieser ist schwerlich ein andrer als Demetrius, Sohn des Bactrischen Königs Euthydemus. Dieser Demetrius, der von Menander aus Bactrien verdrängt wurde, eroberte einen Theil von Indien, und errichtete daselbst ein Griechisches Reich, führte dann Krieg mit dem Nachfolger des Menander, Eucratides, der ihn zuletzt besiegte, und sein Reich in Besitz nahm. So dunkel die Geschichte dieses Fürsten ist, so kann man doch aus den Angaben des Justin folgern, daß die Zeit seiner Blüthe zwischen das Jahr Sel. 107 und 139 vor Chr. 204-172 falle. Legt man die Münze diesem Demetrius bey, so ist alles deutlich. Der Elefantenkopfschmuck bezeichnet den Besieger Indiens, so wie der jugendliche Hercules der sich den Kranz aufsetzt; und dieser Kranz scheint aus Lotusblättern zu bestehen. Das Monogramm, das die Buchstaben PKA enthält, scheint die Jahrzahl anzudeuten, 121 nach der Seleucid. Aera. Um diese Zeit muß Demetrius auf dem Gipfel seines Glücks gewesen seyn. Die Jahrzahl durch ein Monogramm ausgedrückt, ist zwar eine

Seltenheit, aber doch nicht ohne Beyspiel, vergl. Visconti Icon. gr. III. pl. 47. 10. Doch ist der Umstand nicht zu übersehen, daß diese Münze an Größe genau mit den Bactrischen übereinkommt, die an Umfang die Seleuciden Münzen bedeutend übertreffen. Es werden also künftig zwey neue Münzclassen aufzunehmen seyn, Characenisch und Indische, und die letztern vielleicht durch unterrichtete Reisende mit mehrern Exemplaren bereichert werden.

In einem Corollar äußerte sich der V. noch über eine neulich dem K. Antigonus v. Asien beygelegte Münze, wo der König auf einem Wagen in Persischem Costüme erscheint, und zeigt, daß sie schwerlich von diesem Könige seyn könne, weil die Griechen überall ihre Sitten und Sprache beybehielten, so daß noch zu Seneca's Zeit in Indien und Persien griechischredende Städte waren. Griechische Sprache und Sitte ward von barbarischen Königen aufgenommen, wie die Münzen der Parthischen, Thracischen, Pontischen ꝛc. Könige zeigen; aber einen griechischen König in barbarischer Tracht hat man noch auf keiner entdeckt. Die Münze gehört, wie mehrere ähnliche, dergleichen der V. in der Com. II. de num. pers. beschrieben hat, in die Zeit der Persischen Oberherrschaft, und scheint in Sidon unter Artaxerxes Ochus, auf dessen siegreichen Feldzug gegen Aegypten und Phönicien geprägt zu seyn.

## Bonn.

Typis regiis Arabicis in officina Thormanni: Carmen Abu'l Tajjib Ahmed Ben Alhosain Almotenabbii, quo laudat Alhosainum Ben Ishak Altanuchitam, nunc primum cum scholiis edidit, latine vertit et illustravit (ad impetrandos summos in philosophia honores) Antonius Horst, Agrippinensis, Theol.

Stud. 59 S. und 8 S. Arabischer Text in 4. Zwar nur ein Gedicht aus der Nachblüthe der Arabischen Poesie, erst aus dem vierten Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung; aber dennoch ein angenehmes Geschenk durch Inhalt und Bearbeitung. Denn das goldne Zeitalter der Arabischen Poesie dauerte, so weit wir sie aus Proben kennen, nur zwey Jahrhunderte, ein Jahrhundert vor, und eines nach dem Propheten. Schon im zweyten Jahrhundert nach ihm gieng die Reinheit der Arabischen Sprache durch Vermischung mit Ausländischem nach und nach unter; der poetische Geist ward durch die unter den Abbasiden aufgenommene Gelehrsamkeit geschwächt; die kurze, starke, kühne, oft derbe Sprache voll ungeheuchelter Empfindungen der Wahrheit von jenen, wurde bey diesen, ihren Nachfolgern, feiner, vornehmer, wortreicher, feiler und schwächer: zum Singen durch den Genuß fremder Wohlthaten blos erwärmt, wurden sie nicht vom Feuer eigenen Geistes durchströhmt; sie strengen sich an, ahmen nach, schmeicheln, übertreiben: wer könnte nun in Motenabbi im vierten mohammedanischen Jahrhundert (geb A. H. 303. Chr. 916, erschlagen A. H. 353 Chr. 965.) etwas mehr, als künstlichen Nachhall alter Poesien erwarten? Der Recensent hat zwar die beyden Bände seiner Poesien nie gesehen; aber in den gedruckten Proben, die er von diesem Dichter kennt, tritt er völlig in der beschriebenen Gestalt auf. Unstreitig war er ein vorzüglicher Kopf, nicht ohne poetische Talente: doch konnte erst eine gut besetzte Tafel seine poetische Ader recht in Fluß bringen. Nach Beschaffenheit derselben wechselte er die Höfe in Syrien; auf sie kam es an, ob die Fürsten gepriesen, oder ob sie durch Satyren, nicht sehr feiner Art, gegeisselt werden sollten. Gesunkene Freygebigkeit trieb ihn von Seifoddaulah zu dem verschnittenen Mohren Kafur nach Aegypten und von diesem wieder zu dem Bui-

den Azadoddaulah. Wie er Gnadenäußerungen als Dichter erwiederte, mag das vor uns liegende Gedicht bezeugen. Es enthält das Lob Hosain's Ben Ishak, eines (wie der Verf. wahrscheinlich macht) der Geschichte bisher unbekannt gebliebenen, winzig kleinen Fürsten von Laodicea; was er an seinem Helden lobt, ist durch das ganze Gedicht in einer übertriebenen Sprache dargestellt; am Ende ist ihm gar Hosain's Wohnung eine Welt, und Hosain selbst das Universum.

Wenn wir nun gleich in dem Gedichte selbst die Ueberspannung eines Schmeichlers finden, so finden wir dagegen in der Bearbeitung desselben eine academische Schrift von wahrhaft gediegenem Werth, das seinem Lehrer und dessen Schüler bleibende Ehre macht. Es ist alles zur Erklärung des Dichters geleistet, was man irgend von einem Orientalisten, der im Begriff ist, seinen academischen Cursus zu schließen, erwarten kann, und nur wenige von sich erwarten lassen. Die historischen Notizen von dem Dichter, der in einer Probe erscheinen sollte, und von dem Fürsten, den er besang, sind so weit des Verf. Quellen reichten, beygebracht; der Arabische Text des Dichters und seines Scholiasten ist bis auf einige Kleinigkeiten sehr correct gedruckt, (was bey den in Deutschland im Arabischen wenig geübten Setzern viel sagen will); die lateinische Uebersetzung von beiden Arabischen Texten läßt wenig zu wünschen übrig; die Erläuterungen der Worte, Sachen und Dichterbilder sind so reich, daß, wenn sie hie und da kürzer wären, den Verfasser kein Tadel treffen würde. Mit allen seinen Erklärungen sind wir zwar nicht einverstanden (wir wollen nur davon V. 6. 15. 16. als Beyspiele anführen); bey manchen Dichterbildern, die zwar durch Parallelen erläutert sind (wie z. B. V. 7. 8.) hätte auch noch ihr Ursprung entwickelt werden können. Allein es ist so viel Vorzügliches in die-

ser Schrift geleistet, daß wir der Arabischen Litteratur zu diesem ihrem neuen Liebhaber aufrichtig Glück, und den vorzüglichen Gelehrten, die sie gegenwärtig in Deutschland mit Erfolg bearbeiten könnten, den Besitz der Hülfsmittel wünschen, die bisher deutschen Gelehrten mangelten, um mit dem Auslande in diesem Fache gleichen Schritt zu halten.

## Marburg und Cassel.

Bey Krieger: Die Vorzeit, ein Taschenbuch für das Jahr 1823. XII. u. 324 S. in 8. Gleich seiner frühern Brüdern würdig, auch in andern Jahren, als in dem seiner ersten Bestimmung der lesenden Welt zu dienen, weshalb auch unsre Anzeige nicht zu spät kommen wird. Von Herrn D. Justi, dem Herausgeber, ist der Frauenberg, eine Ritterburg bey Marburg, historisch geschildert und in seinen Ruinen durch einen Steindruck versinnlichet. Von demselben Verfasser sind auch Züge aus dem Leben der h. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, und noch in zerstreuten Aufsätzen andere Merkwürdigkeiten von Hessen dargestellt. Rauschnick forscht über die Entstehung und erste Begründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, und über St. Hanno und die Bürger zu Cöln. Dahl beschreibt das alte kayserliche Palatium zu Seligenstadt und das Grabmahl des Pfalzgrafen Siegfried von Orlaminde, jenes durch ein Kupfer, dieses durch einen Steindruck versinnlichet. Von Gehren erzählt die Hochzeitsgebräuche auf den Färöerinseln, nach einem Dänischen Aufsatz, und von Gersdorff das Leben Gero's, des ersten Markgrafen der Lausitz. Auf den Umschlägen sind Abbildungen der Ruinen von Sonnenberg bey Wiesbaden, und des Heidelberger Schlosses angebracht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. 110. Stück.

Den 10. Julius 1823.

## Leipzig.

Bey Brockhaus: Charakteristik der französischen Medicin [illegible] vergleichenden Hinblicken auf die englische von J. L. Casper, Dr. 1822. XXII. und 603 S. gr. 8. Mit 1 Kupfertafel.

Mit Vergnügen und Belehrung hat Referent dieses Werk gelesen, welches eben so sehr den großen Fleiß, mit welchem der Verf. gesammelt hat, als dessen gesunde richtige Beurtheilungskraft beurkundet und dem Leser, welchen es mit der hohen medicinischen und medicinisch-polizeylichen Stufe, auf welcher sich die Hauptstadt Frankreichs, einer der vorzüglichsten Brennpuncte der Europäischen Cultur, befindet, auf eine anziehende Weise bekannt macht, eine interessante Lectüre darbietet. Bedauert hat es daher Ref. auch sehr, daß der vielleicht zu kurze Aufenthalt des Verf. in England demselben nicht zahlreichere Puncte der Vergleichung mit dem jetzigen Standpuncte der brittischen Medicin erlaubt hat, so wie Ref. auch ungern bemerkte, daß der Verf. den bey weitem interessantesten Theil der französischen Medicin, nämlich die eigentliche Chirurgie, mit größerer Kürze bearbeitet hat, da

es doch gewiß ein hohes Interesse gewährt hätte, die jetzigen verschiedenen Ansichten, Operationsverfahren und Behandlungsweisen der französischen Wundärzte mitgetheilt, geprüft und mit denen anderen Nationen verglichen zu sehen. Auch den Naturwissenschaften widerfährt von dem Verf. nicht das Recht, welches ihnen als Hülfswissenschaften der Medicin in einem solchen Werke gebühret, und zwar um so mehr gebühret, als Paris, und in Paris der wundervolle, von dem Verf. kaum eines Worts gewürdigte Jardin des plantes mit einigem Rechte als die Wiege der von den Franzosen mit besonderer Vorliebe cultivirten Naturwissenschaften angesehen werden kann.

Erstes Capitel. Geist der Pariser Schule. (S. 1). Die Franzosen sind der Metaphysik abhold und verehren dagegen den Condillacschen Sensualismus. Die Sinne, sagt Condillac, sind der erste und letzte Grund aller unserer Vorstellungen und folglich aller unserer Kenntnisse; nihil est in intellectu, quod non antea in sensu; von dem Studium der sinnlichen Erscheinungen müssen daher unsere Kenntnisse ausgehen. Diesen Grundsätzen gemäß cultiviren daher die Franzosen auch vorzugsweise die Naturwissenschaften und diejenigen Fächer, die auf sinnlich wahrnehmbarer Erscheinung beruhen, als Anatomie, pathologische Anatomie u. s. w. Wie aber diese Tendenz das Wesen der Krankheit vom sensualistischen Standpuncte aus zu erfassen, zu weit gehen kann, beweisen schon jetzt einige ihrer Untersuchungen, die überall das Product der Krankheit in die Krankheit selbst zu verwandeln streben. Die Vorliebe der Franzosen zum Materiellen begründete die frühzeitige Cultur der Chirurgie bey ihnen, durch sie wurde ihre Physiologie eine rein experimentale, aus ihr gingen ihre Ansichten über die Geisteszerrüttungen, ihre meist nur symptomatische Cur und der Mangel einer allgemeinen Pathologie hervor.

Zweytes Capitel. Der öffentliche medizinische Unterricht. S. 11. Der Verf. theilt das Wesentlichste

der neuen Reform der Universitäten und des medizinischen Studiums aus Actenstücken mit.

Drittes Capitel. Der praktische Arzt. S. 39. Eine kurze Beschreibung der Verhältnisse der brittischen und französischen Aerzte, Wundärzte und Apotheker zu ihren vorgesetzten Behörden und zum Publicum.

Viertes Capitel. Hospicien und Hospitäler. S. 51. In Paris nehmen 100,000, in London sogar 240,000 Hülfsbedürftige die Fürsorge der Behörden und ihrer Mitmenschen in Anspruch. Die Anzahl der wohlthätigen Gesellschaft betrug in London schon im Jahre 1799, 1600. Hier thut der Bürger mehr für den Hülfsbedürftigen, während in Paris die Hälfte mehr von den Behörden ausgeht. Arme Kranke finden in Paris in den Hospitälern, durch die Secours à domicile, mehr oder weniger auch in den Hospicien durch die société philantropique mit ihren Dispensaires und in dem maison de santé Hülfe und Unterstützung. Auch leihet man Leuten die lange krank gelegen haben und verarmt sind, ohne Zinsen kleine Summen von 15–20 Francs zum Ankauf von Utensilien, Waaren u. s. w. In den Hospicien war am 1. Jan. 1820 der Bestand an Gebrechlichen und Alterschwachen 9470. Die wichtigsten dieser Hospitien sind: das Hospice de la maternité und das Findel-Hospital, das H. des incurables hommes, des incurables femmes, des menages für alte Eheleute, die Maison de retraite à Montrouge, Institution de sainte Perine, das Asyle royale de la providence, Hospice de la Salpetrière mit 3900 Invaliden 740–800 Wahnsinnigen und 360 kranken Weibern, Hospice de Bicètre und de Charenton. In den Hospitälern werden jährlich 35,000 Kranke behandelt. Diese Hospitäler stehen unter der Administration générale des hopitaux et hospices civiles de la Ville de Paris gerade im Mittelpunct der Stadt unter der außer den Hospitälern auch die Hospicien und andere Wohlthä-

tigkeitsanstalten stehn. Eine Section dieser Administration bildet das Bureau central d'admission, bey welcher vier Aerzte und Wundärzte angestellt sind und sich bis auf wenige Ausnahmen alle Kranke die in ein öffentlich Hospital aufgenommen seyn wollen, melden müssen. Von hieraus werden dieselben in die verschiedenen Anstalten dirigirt. Außerdem werden Kranken, deren Aufnahme ins Hospital nicht nöthig ist, von diesem Bureau central unentgeltlich Consultationen, Bruchbänder u. s. w. ertheilt und beläuft sich deren Anzahl noch jährlich auf 10-11,000 Individuen. In London hingegen hat jedes Hospital seine eigene von den übrigen getrennte Verwaltung. Auch findet in London keine solche Trennung der Kranken statt, indem alle Krankheitsformen außer in den Irrenhäusern und in dem Hospital für Venerische) in allen Hospitälern aufgenommen werden. Die Londoner Aerzte besuchen ihre Hospitäler nur zwey bis drey Mal in der Woche. In der Zwischenzeit bleibt dem im Hospital wohnenden Apotheker die Behandlung überlassen. — Die nähere Sorge für die Verpflegung und Wartung der Kranken ist in allen Hospitälern, Hospicien, Gefängnissen und Armenanstalten von Paris der unermüdeten und bewunderungswürdigen Sorgfalt der barmherzigen Schwestern überlassen. In allen Hospitälern gibt es eine Anzahl Elèves externes und internes, von denen die ersteren nur meistens Handlanger, die anderen aber wahre Assistenten sind, besoldet werden und im Hospitale wohnen. Vor der Revolution hatte Paris 48 Hospitäler und Hospicien, jetzt finden sich deren nur von jeder Classe 12, welche 15,000 Kranke auf einmal fassen können. Die Einnahme der Administration generale zur Bestreitung der Kosten beläuft sich auf 8-9 Millionen Franken. Alle öffentlichen Vergnügungsorte, Theater, öffentliche Gärten, Marionettenspieler, Seiltänzer, Concerte, Bälle, Maskeraden müssen hierzu ihr Schärflein geben, eben so das große Leih- und Versatzhaus.

Außerdem besitzt diese Hospitaladministration auch liegende Gründe und erhält Einnahmen aus dem Octroi, aus Collecten, Geschenken, Vermächtnissen u. s. w. In London sind die Einnahmen der verschiedenen Hospitäler sehr verschieden, von 1300 L. bis zu 30,000 L. — Hospital St. Louis S. 113. Unter 1100 Bettstellen sind 900 bis 1000 für Hauskranke bestimmt. der Vf. vergleicht die Alibertsche und Batemansche Classification der Hautkrankheiten und gibt der letzteren den Vorzug. Das Cardinalmittel sind der Schwefel und Bäder. 2000 Stadtkranke sollen hier jährlich 150,000 Bäder frey erhalten und überdieß werden noch 9000 jährlich im Hospital Aufgenommene gebadet. Die Schwefeldampfbäder werden nicht mehr so häufig als in den früheren Jahren verordnet. Der Verf. schildert schließlich die beiden Aerzte des Hospitals Alibert und Biett, von denen Letzterer mit gebührendem Lobe erhoben wird. Hotel Dieu. S. 131 mit mehr als 13000 Betten. Die Mortalität ist hier wie 1 : 4—5; dieß liegt an der ungünstigen Lage des Hospitals über der Seine in der Mitte der Stadt und daran, daß in diesem Hospitale die meisten schweren Fälle, die meisten plötzlich Verunglückten aufgenommen werden. Nach einer kurzen Beschreibung des Hospitals geht der Verf zur Schilderung seines ersten Wundarztes, des Hrn. Dupuytren über, an dem er wie billig die großen chirurgischen Talente rühmt, mit Recht aber auch sein inhumanes Betragen gegen Kranke und Schüler rügt, von dem auch Ref. die auffallendsten Beyspiele aufstellen könnte. Von den vielen genialen Behandlungs- und Operationsweisen dieses großen Wundarztes erwähnt der Verf. nur wenige. Bey einem Nasenpolypen schlitzte D., um besser ankommen zu können die Nasenflügel auf; in zwey Jahren verrichtete D. fünfmal den Steinschnitt wegen abgebrochener Catheterstücken in der Blase (Ref. war in einer Sitzung der Faculté de médecine gegenwärtig, in welcher Hr. Béclard, der eine ähnliche Erfahrung gemacht

hatte, diesen Gegenstand zur Sprache brachte und dieß Ereignisse den zum Theil schlecht verfertigten Catheterm, die statt aus Seide aus Hanf bereitet würden, zuschrieb). La Charité. S. 152. Le Roux Fouquier und Lerminier sind die Aerzte, Boyer und Roux die Wundärzte dieses Hospitals. Hopitals des Veneriens S. 162 enthält 650 Bettstellen. Die Cullerier's, Oheim und Neffe, sind die Aerzte. Verbunden mit dieser Anstalt ist die kleinere — Maison de santé pour les maladies syphilitiques für einige 60 Kranke, in welcher die Kranken die Cur und Pflege bezahlen. Hopital des enfans malades. S. 165. enthält 550 Betten. Jadelot und Guersent sind dessen Aerzte. Hopital St. Antoine. S. 169. Eins der besten mit 250 Betten. Kapeler (ein Deutscher) Lullier-Winslow sind die Aerzte, Beauchêsne der Jüngere der Wundarzt der Anstalt. Hopital de la pitié. S. 175 mit 600 Betten. Kleinere sind das Hospital Necker, Beaujon und Cochin. Größer ist das Hospital Val-de-Grace. S. 177 ein Militair-Hospital mit beynahe 1500 Betten. Desgenettes, Baidy und Broussais sind die bekanntesten Aerzte dieser Anstalt. Hopital militaire de la garde royale. S. 178. Larrey, der erste Wundarzt, wird treffend geschildert. Die hohe Idee, welcher der Ausländer von ihm mitbringt, wird ungemein verkleinert, wenn man ihn persönlich kennen lernt und handeln sieht. Auch wird er in Paris nicht so hoch geachtet, als man glauben sollte. Egoismus, Eitelkeit, Sucht zur Uebertreibung (Ref. setzt hinzu, große Einseitigkeit, mangelhafte Diagnostick und Oberflächlichkeit) stechen nicht selten in Hrn. Larrey hervor, dagegen zeichnet er sich durch Gutmüthigkeit und Theilnahme für seine Kranken aus.

Fünftes Capitel. Zur practischen Medizin. S. 189. 1. Epilepsie. Das Glüheisen auf den Scheitel oder die Wirbelsäule gesetzt und das salpetersaure Silber sind die beliebtesten Mittel. Durch den Gebrauch des

letzteren, Jahrelang zu 8 Gran täglich gebraucht, war die Haut eines Kranken wie die eines Amerikaner gefärbt. Indessen hatte sich diese Farbe bereits wieder an einigen Stellen verloren. 2. Krätze. 3. Die Anwendung des Arseniks in Hautkrankheiten ist besonders im Hopital St. Louis gebräuchlich, äußerlich als Cosmisches Pulver, beym Herpes exedens, innerlich im Arsemate d'Amoniaque oder in den pilules asiatiques. Der Verf. sah diese Behandlung mehrmals wirksam. 4. Tinea. Gewöhnlich wird in den Pariser Hospitälern das Arcanum der Gebrüder Mahson, die vom Gouvernement dafür besoldet werden, angewandt, die Pechhaube verwirft Alibert gänzlich. 5. Ueber die Paracentése des Schädels beym Wasserkopf. 6. Syphilitische Krankheiten. Allgemein nimmt man in Frankreich an: daß Tripper und Chancre durch dasselbe Gift entstehe, der Mercur durch Erregung eines Fiebers das Contagium aus dem Körper treibt, daß der Sublimat das sicherste Mittel (die Hungercur ist nicht bekannt, die Schmier-Cur nicht gebräuchlich), daß die Salivation nicht nothwendig zur Cur, vielmehr zu verhüten sey, daß die schweißtreibenden Mittel auch ohne Mercur die inveterirtesten Fälle heilen können und besonders da indicirt seyen, wo früher der Pat. bereits durch den Gebrauch des Mercurs erschöpft ist; daß auf das Gold als antisyphlitisches Mittel wenig zu rechnen u. s. w. Das gemeine Volk heilt die chorda beym Tripper durch einen heftigen Faustschlag auf den Penis, durch welchen eine Blutung veranlaßt wird; man nennt dieß: rupture de la corde! 7. Laennec's Stethoscop. Das classische Werk des Hrn. Laennec ist bereits den Deutschen bekannt. 8. Fouquiers Anwendung des Bleyzuckers in der Schwindsucht. Nach Fouquier's Erfahrungen hat der Bleyzucker eine specif. Kraft die colliquative Schweiße zu vermindern; er kann ohne Gefahr bis zu 12 Gran täglich mehrere Tage lang gegeben und dessen Gebrauch wiederholt werden. 9. Bleycolik. In der

Charité und in Paris überhaupt wird ein bestimmtes Verfahren, das traitement de la Charité gegen diese Krankheit angewandt, in Deutschland bereits aus Orfila's Rettungsverfahren bekannt. 10. Moxa. Der häufige Gebrauch und Mißbrauch derselben ist bereits aus Larrey's Memoires de chirurgie 1821 bekannt.

Sechstes Capitel. Broussais und seine Lehre. S. 259. Der Dünkel des Hrn. Broussais, die Einseitigkeit und großen Irrthümer seiner Lehre werden vom Verf. critisch beleuchtet. Das Mortalitätsverhältniß der von Broussais behandelten Kranken spricht in Vergleich zu dem der anderen Aerzte keineswegs zu Gunsten seiner Lehre.

Siebentes Capitel. Ophthalmologie. S. 293. Ein Gemälde des schlechten Zustandes, in welchem sich dieser Zweig der Medicin in Frankreich befindet. Dupuytren, Roux und Guillié gelten für die berühmtesten Oculisten. Lächerlich erscheint das Bild von Hr. Guilliés Privat-Augenclinik, die gewöhnlich von Deutschen, Schülern Beer's, dirigirt wird. Die Keratonyxis wird erst jetzt bekannt. Dupuytren stellt sie im Allgemeinen der Depression durch die Sclerotica nach. (Ref. sah Dupuytren immer die Kranken im Bett hinter den Gardienen und bey einem brennenden Talglichte operiren. Die Augenkranken liegen mit anderen chirurgischen Kranken bunt durch einander und oft der Zugluft ausgesetzt). Die Nachbehandlung ist höchst tadelswerth. Roux und Guillié ziehen die Extraction vor. Das Resultat der von Hr. Guillié operirten ist nicht sehr glänzend. Bey der Keratonyxis gelangen von 11 Fällen 3 vollkommen, 4 unvollkommen, 3 verunglückten u. s. w. Hr. Guillié brachte das Secret der contagiosen Augenentzündung in andere amaurotische Augen, und bey keinem verfehlte es seine Wirkung. — Der Verf. spricht dagegen mit großem Lobe von der unter der Leitung von Lawrence, Farre und Travers in London bestehenden ambulatorischen Augenclinik. — Achtes Capitel. Geisteskrankheiten und Ir-

renhäuser. S. 317. Pinel legt den primitiven Sitz der Geisteszerrüttung in die epigastrische Gegend als Centrum, von welchem sich die Geistesverwirrung weiter fortpflanze; Esquirol dagegen nimmt gewisse Geisteszerrüttungen an, welche nur von der Verletzung der Lebenskräfte des Gehirns abhangen; Georges endlich, ein Schüler beider, setzt den Sitz der Geisteszerrüttung immer ins Gehirn. Die Franzosen nehmen vier Classen dieser Krankheit an. Mania (Geisteszerrüttung mit großer Excitation der Lebenskräfte, Raserey, Verrücktheit), Monomanie (fixer Wahn), Demence (Narrheit, Tollheit), Idiotisme (angeborne Geistesschwäche, Blödsinn, Cretinismus). Ein Axiom ist es leider, daß die Geisteszerrüttung ein specifisches Prädicat der Civilisation ist; daher wird Europa vorzugsweise von ihr heimgesucht, und in Europa soll Spanien dessen Bewohner sich noch durch originale Sitten und durch Mäßigkeit auszeichnen, die geringste Anzahl von Geistesverwirrungen aufweisen (in despotischen Staaten z. B. denen des Orients hat man die Geistesverwirrung seltener beobachtet. Druck und unwissende Barbarey mögen auch in Spanien ähnliche Wirkungen gehabt haben und dürfte man daher gewärtig auch in dieser Hinsicht bald entgegengesetzte Resultate in Spanien erhalten, wo Freyheitsschwindel, Enthusiasmus und Politik gegenwärtig so tief ins bürgerliche Leben und in den Geist der Nation eingreifen, Ref.). Schwer ist es indessen, sichere allgemeine Resultate über das Verhältniß der Geisteskranken zur Population in den verschiedenen Nationen zu erhalten, indem Clima, Lage, (Religion, Nationalcharacter) polizeiliche Einrichtungen (und so manche andere Umstände) hier in Betracht kommen. Die größere oder geringere Anzahl der Geisteskranken in beiden Geschlechtern in verschiedenen Ländern richtet sich nach dem moralisch-politischen Standpunkte, auf welchen die Geschlechter gestellt sind. Daher mag es kommen, daß in Frankreich, wo das Weib eine wichtigere Rolle spielt, die Anzahl der gei-

steskranken Weiber, in England hingegen die der Männer größer ist. In der Salpetriere verhalten sich die öffentlichen Dirnen zu der Zahl der übrigen Kranken, wie 1: 8; die der Onanie ergebenen zu den übrigen etwa wie 1 zu 50; die Trinksucht bey Weibern wie 1: 27, bey Männern wie 1: 10. Die Pariser Irrenanstalten heilen im allgemeinen $0,44\frac{9}{17}$, die brittischen $0,37\frac{2}{5}$ Geisteskranke. Die Sterblichkeit differirt in England und Frankreich zwischen $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ der Aufgenommenen. Die Manie giebt die günstigste Prognose, Wahnsinn mit Epilepsie oder Paralyse verbunden, ist unheilbar. Die Behandlung der französischen Aerzte hat gar nichts besonderes; die Heilung beruht vorzüglich auf zweckmäßiger Einrichtung der Anstalten und moralischer Behandlung. Geißel, Knute und Ketten sind allenthalben verbannt. Fast das einzige Zwangsmittel der Pariser Anstalten ist die Zwangsjacke. Außerdem wendet man bey Wüthenden wohl Entziehung des Lichts mittelst einer um den Kopf gebundenen Schürze an. Selten wird in der Salpetriere ein Aderlaß gemacht, dessen Mißbrauch früher viele Kranke in Blödsinn warf. Bey 1200 Leichen fand Esquirol nie einen auffallenden Organ Fehler im Gehirn. Dagegen fand er fast immer eine Ungleichheit der Schädelhälften; meistens ist die Gehirnsubstanz weicher als gewöhnlich. Selten ist das Rückenmark verändert. Eine abnorme Lage des Colon transversum kömmt nach Esquirol häufig vor. Nach einer kurzen Characteristik Pinel's und Esquirol's geht der Verf. zur näheren Beschreibung der drey öffentlichen Pariser Irrenanstalten, die Salpetriere, das Bicêtre und Charenton über, in welchen 2000 Geisteskranke befindlich sind. Der Beschluß dieses reichhaltigen Abschnitts macht eine kurze vergleichende Darstellung der brittischen Irrenanstalten und insbesondere des kürzlich erst vortrefflich eingerichteten Bethlem's und seiner Aerzte Wright und William Lawrence. Die Einrichtung der brittischen Irrenhäusern überhaupt, welche bisher in

vieler Hinsicht mangelhaft und tadelnswerth war, hat bekanntlich erst neuerlich eine große Reform erlitten.

Neuntes Capitel. Gebär- und Findelhäuser S. 486. 1. Societé de la charité maternelle, eine Privatgesellschaft, welche im Durchschnitt 700 Kreisende jährlich unterstützt. 2. Hospice de l'accouchement mit 130 Betten. Dubois hat die Direction, unter ihm die sage femme en chef, früher die als Schriftstellerin bekannte Mad. Boivin, später die geschickte Lachapelle. Unter 20,517 Geburten kamen innerhalb 10 Jahren nur 116 künstliche und zwar 96 Zangengeburten, 16 Perforationen, 2 Schambeinfugenschnitte, 2 Kaiserschnitte vor. Arzt des Gebährhauses ist der berühmte Chaussier. In London bestehen außer einem ähnlichen Privat-Verein mehrere öffentliche Entbindungshäußer Unter 1200 Geburten waren nur zwey Zangengeburten. 3. Hospice des enfans trouvés. In den Jahren 1774-1790 starben von 101,000 aufgenommenen Kindern 86,000 also 6 von 7. Im Jahre 1819 dagegen starben nur 6 von 23. Die Kinder werden fast sämmtlich von Ammen auf dem Lande, über welche eine eigene Aufsicht geführt wird, ernährt. Nur kranke Kinder bleiben in der Anstalt. Gegen die Zellgewebs-Verhärtung haben sich die Dampfbäder am bewährtesten gefunden. Die Einrichtung des Londoner foundling-hospital ist dem Pariser ähnlich. Es sollen gegenwärtig nun 6 von 72 Kindern daselbst sterben.

Zehntes Capitel. Zur medicinischen Polizey S. 510. 1. Apotheken, Pharmacie centrale. In Paris sind gegenwärtig 214 Apotheken. Alle Civilspitäler, öffentliche Versorgungsanstalten, Gefängnisse, Armenanstalten empfangen ihren Arzeneybedarf sowohl in Paris als in den Provinzen aus der zu Paris errichteten vortrefflichen Pharmacie centrale 2. Bevölkerung und Consumtion in Paris. 3. Oeffentliche Abtritte. Eine Beschreibung der beiden verschiedenen in den öffentlichen Gebäuden u. s. w in Paris eingeführten geruchlosen Abtritte. 4. Anstalten für

gewaltsam Verunglückte. 5. Medicinische Charlatanerie, eine interessante Schilderung derselben in Paris und in London, wie sie zum Glück nicht bey uns gefunden wird. — Eilftes Capitel. Dictionnaire des sciences medicales Einige treffende critische Bemerkungen über dieses Werk. Anhang. Varietäten. — W.

## Göttingen.

Bey Rud. Deuerlich: Ueber die Essentialität der Fieber. Ein pathologischer Versuch von Heinrich Spitta, der Med. und Chir. Dr. und Privatdocenten. 1823. 8. IV und 99 S.

Der Verfasser des, im 208 St. dieser Blätter vom Jahre 1822, angezeigten Abrisses der Broussais'schen Lehre, versprach bedingungsweise in der Vorrede zu jener Schrift eine Kritik der neuen Doctrin. Ermunternde Aufforderungen, die an sich schon einladend gewesen wären, verstärkten seinen bereitwilligen Vorsatz, und so versucht er in der vorliegenden Abhandlung eine kritische Analyse des wichtigsten Lehrsatzes des französischen Systematikers. Lebhaft die schwankende Lage der heutigen theoretischen Medicin empfindend, glaubte er sich vorläufig den Standpunct selbst bilden zu müssen, von welchem er die Untersuchung seines Gegenstandes zu führen habe, und somit darf er seine ausgesprochene Meinung um so weniger als die Stimme der deutschen Kunst gegen die Neuerungen des Arztes von Val-de-Grâce betrachten, je deutlicher er sich bewußt ist, wie sehr jener Ausspruch durch rein subjective Bedürfnisse und Ansichten motivirt wurde. Er gefiel sich in dem Versuche, die in Frage stehende Aufgabe so zu erwägen, wie sie vielleicht der offene Sinn desjenigen Unbefangenen, der sich von dem Einflusse der Scholastik der Zeit frey zu halten gewußt hätte, lösen könnte, und kein Tadel würde daher von ihm so tief empfunden werden, als die Misdeutung, welche in jenem Bestreben einen, gewiß verfehlt zu nennenden, Versuch eines neuen Systems zu entdecken meinte. S—a.

## Genf und Paris.

Bey Paschoud: Essai sur la Raison, considérée principalement sous le rapport de son indépendance de toute autorité étrangère. par Henri — Ferd. de Larsche. 1822. XXXII und 282 Seiten Octav.

Mit dieser Schrift, die einen neuen Versuch enthält, eine Philosophie, die aus Deutschland stammt, in Frankreich einzuführen, hat der Verfasser seine kaum angetretene litterarische Laufbahn schon geendigt. Sein früher Tod, in der Blütenzeit seines Lebens, hat mit Recht das Bedauern derer erregt, die ihn näher kannten. In Neufchatel geboren, war er mit der Philosophie Bonnets vertraut geworden, hatte sich dann nach Zürich gewandt, um Deutsch zu lernen; hatte sich nun immer lebhafter für die philosophische Litteratur der Deutschen interessirt; war zu uns nach Göttingen gekommen; studirte hier unter mehreren Lehrern mit dem größten Eifer die Wissenschaften, die zur eigentlichen Philosophie gehören, oder sich zunächst auf sie beziehen. Ohne Anmaßung, ohne Schwärmerey, ruhig und bescheiden schritt er fort. Trefflich ausgerüstet mit den Kenntnissen, deren er bedurfte, um die Philosophie unter seinen Sprachgenossen sich verdient zu machen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, arbeitete die vor uns liegende Schrift aus, und machte weit aussehende Entwürfe, durch einen cours de philosophie in mehreren Bänden das Seinige zu thun, um eine Reform der in Frankreich geltenden Philosophie zu bewirken, und die empirische Ideologie zu bestreiten. Ob er das Ziel erreicht haben würde, um das es ihm aus wahrem Vernunftinteresse zu thun war, läßt sich bezweifeln. Wo der Sensuallsmus so tief eingewurzelt ist, und so beredte Wortführer hat, wie in Frankreich, wird man sich nicht so leicht an eine entgegengesetzte Art, zu philosophiren, gewöhnen. Aber etwas würde der Verfasser, wenn er länger gelebt hät-

te, unstreitig dazu beygetragen haben, die Schwäche und Einseitigkeit derjenigen Philosophie, die sich in Frankreich die gesunde nennt, mehreren ihrer Anhänger begreiflich zu machen, und die Anmaßungen des Sensualismus niederzuschlagen. Der Essai sur la raison, der zugleich des Verfassers dankbare Erinnerungen an Göttingen ausdrückt, ist schon durch seine Form dazu geeignet, in Frankreich mehr Leser zu finden, als eine schulgerechte Abhandlung. Wir dürfen deswegen auch diese Form nicht nach den Forderungen beurtheilen, die man in Deutschland an ein wissenschaftliches Werk zu machen gewohnt ist. In der Vorrede erklärt sich der Verfasser zuerst darüber, daß er keiner Schule unbedingt huldige, also auch gar nicht darauf ausgehe, die Lehren irgend einer deutschen Schule zu verbreiten. Aber die Wahrheit, die er gesucht, habe er vorzüglich in der neuern Philosophie der Deutschen gefunden. Man dürfe jetzt unbedenklich im Allgemeinen von einer deutschen Philosophie sprechen; denn so weit auch die deutschen Philosophen in ihren Meinungen über mehrere wesentliche Punkte von einander abweichen, seyen sie doch fast alle einverstanden über andere wesentliche Punkte, durch die sich die in Deutschland jetzt geltende Philosophie von dem Lockischen Empirismus und der französischen Ideologie unterscheidet. Bey dieser Gelegenheit mustert er summarisch die bekanntesten Anhänger der jetzt gewöhnlich so genannten Naturphilosophie, die ihn, den Verfasser, zwar sehr interessirt, aber keinesweges für sich gewonnen habe. Dann erwähnt er der Göttingischen Lehrer, mit deren Grundsätzen die seinigen am meisten übereinstimmen. Entschuldigen müsse er aber, daß das Studium der deutschen Schriftsteller seinen Styl ein wenig verderbt habe. Doch dieß sey ja bey bey philosophischen Untersuchungen Nebensache. Mit allgemeinen Betrachtungen über die Vernunft fängt er seine Untersuchungen an. Autonomisch nennt er die Vernunft, erstens in so fern, als sie aus sich selbst Erkenntnisse schöpft, die aus der sinnlichen Wahr-

nehmung sich nicht ableiten lassen; und zweytens in so fern, als sie, theoretisch sowohl, als praktisch, keine Autorität über sich erkennt. Um die Aufklärung dieser Autonomie der Vernunft habe zuerst Kant sich ein vorzügliches Verdienst erworben. Nach der Kantischen Ansicht, die jetzt die meisten Psychologen in Deutschland, auch wenn sie übrigens keine Kantianer sind, folgen zu müssen glauben, theilt auch der Verfasser die menschlichen Geistes- oder Seelenkräfte in ein Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Begehrungsvermögen. Dadurch verwickelt er sich aber auch sogleich in nicht unbedeutende Weitläuftigkeiten, den Begriff von der Sinnlichkeit betreffend, die nach der Terminologie der Deutschen doch nicht ganz einerley mit dem sogenannten Gefühlsvermögen seyn soll, im Französischen aber nicht anders als faculté de sentir oder sensibilité genannt werden kann, was denn zugleich Gefühlsvermögen bedeutet. Wir besorgen, daß die Erklärungen, die der Verfasser über diesen Punkt zu geben sucht, seinem Versuche, die deutsche Philosophie in Frankreich beliebter zu machen, mehr hinderlich, als förderlich, seyn werde, besonders da er auch den innern Sinn (sens interne) auf eine solche Art von der Vernunft unterscheidet, als ob die Vernunft ohne diesen innern Sinn, der ein Element des Bewußtseyns ist, von sich selbst etwas wüßte. Besser ist ihm in dem folgenden Capitel gelungen, den Unterschied zwischen Vernunft und bloßem Verstande aus einander zu setzen, wobey ihm besonders der Ausdruck zu Statten kommt: La raison n'est pas le raisonnement. Aber wo er nun weiter die Vernunft la faculté des idées nennt, kann er sich in seiner Sprache nur mit Mühe verständlich machen, weil alle Vorstellungen im Französischen wie ehemals auch im Deutschen, Ideen heißen, und man sich nicht leicht daran gewöhnen wird, die Vorstellungen, die keine reine Vernunftvorstellungen sind, représentations zu nennen. Ueberhaupt scheint uns der Verfasser die Seite verfehlt zu haben, von der man die französische Ideologie angreifen muß, wenn

man ihre Schwäche und ihre eiteln Anmaßungen aufdecken will. Und anstatt die verwickelten Untersuchungen über dasjenige, was eigentlich Vernunft im menschlichen Geiste ist, fortzusetzen, theilt er in einem Anhange, der länger als eins der vorhergegangenen Capitel ist, seinen Lesern die Geschichte seiner eigenen philosophischen Studien mit. Doch gerade dieser Sprung kann französischen Lesern gefallen. Dann kehrt er in der zweyten Abtheilung des Werks zu der Autonomie der Vernunft zurück, um zu zeigen, daß die Vernunft auch in Beziehung auf Theologie und Politik keine Autorität über sich erkenne. Was er hierüber sagt, wird manchem Theologen und Politiker auffallen, von vielen andern Lesern aber, die den Rechten der Vernunft auch in Glaubens- und Staatssachen nichts vergeben wollen, gern unterschrieben werden, auch wenn sie übrigens weit von dem Rationalismus des Verfassers entfernt sind. In den Zusätzen zum Ganzen (notes additionnelles) finden sich noch mehrere interessante Bemerkungen über verschiedene Systeme, besonders in Beziehung auf den französischen Sensualismus. Was für eine Art von Autoritäten in Frankreich sich der Philosophie des Verfassers entgegenstellen werde, hat er auch nicht unbemerkt gelassen. Er erinnert daran, daß ein bekannter und beliebter französischer Schriftsteller längst den Ausspruch gethan hat, alle guten Köpfe in Europa (tous les bons esprits) wären einverstanden über die Grundlehren der französischen Ideologie; woraus dann folgt, daß die deutschen Philosophen aus der Gesellschaft der guten Köpfe ausgeschlossen werden müssen. Noch kräftiger hat ein Andrer, dessen Stimme etwas gilt, gesprochen: "Was der Mensch überhaupt unter den lebendigen Geschöpfen, das ist der Franzose unter den Menschen". Die deutschen Philosophen, die der französischen Ideologie nicht huldigen können, weil ihre Vernunft es ihnen nicht erlaubt, müßten sich also wohl einen Platz in der Nähe der Neuholländer, oder der Pescherä's, gefallen lassen. Ainsi va le monde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 12. Julius 1823.

## Berlin.

Reimer: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche — Von Schleiermacher 2 Bände. (Fortsetzung und Beschluß von St. 105 106).

Das Ganze enthält eine Darstellung des christlichen Glaubens, nach den Grundsätzen der lutherischen und reformirten Kirche, im Zusammenhange. Dabey ist das Bestreben dahin gerichtet, zu zeigen, daß beide Kirchen im Wesentlichen Eins seyen und eine evangelische Kirche ausmachen. Ihre Lehrbegriffe werden theils vertheidiget und gerechtfertiget, theils kritisirt und getadelt. Beides geschieht durch eine gemeinschaftliche, höhere Philosophie und da ist es merkwürdig, daß gar Vieles und wohl das Meiste in jenen Lehrbegriffen durch jene Philosophie gerettet wird, was durch andere Arten von Philosophie verworfen wird. Aber die wirklich angenommene Philosophie läßt sich nicht so leicht angeben, noch weniger mit einem bestimmten Namen bezeichnen; von dem Verfasser selbst ist es nicht geschehen.

Wir wollen zusammenstellen, was sich darüber zerstreut in dem Buche vorfindet oder aus demselben ab-

nehmen läßt. Das Gemeinſame aller frommen Erregungen, alſo das Weſen der Frömmigkeit iſt dieſes, daß wir uns unſerer ſelbſt als ſchlechthin abhängig bewußt ſind d. h. daß wir uns abhängig fühlen von Gott I. 33. Wenn in dem die frommen Erregungen auszeichnenden Geſetztſeyn einer vollkommenen, ſtetigen, alſo auf keine Art von einer Wechſelwirkung begrenzten oder durchſchnittenen Abhängigkeit, die Unendlichkeit des mitbeſtimmenden nothwendig mitgeſetzt iſt, ſo iſt dies nicht die in ſich getheilte und endlich geſtaltete Unendlichkeit der Welt, ſondern die einfache und abſolute Unendlichkeit und das iſt der Sinn des Ausdrucks, daß ſich ſchlechthin abhängig und ſich abhängig fühlen von Gott einerley iſt 36. Polytheiſtiſcher Pantheismus läßt ſich eben ſo gut denken als monotheiſtiſcher. Denn das Ganze, ſofern es Gott ſeyn ſoll, kann als Eines oder Vieles angeſehen werden. — Dann aber muß auch, den Pantheismus einheitsmäßig gedacht und an der gewöhnlichen Formel ἓν καὶ παν feſtgehalten, zugegeben werden, daß die Frömmigkeit eines Pantheiſten völlig dieſelbe ſeyn kann, wie die eines Monotheiſten und daß die Verſchiedenheit des Pantheismus von der allgemein verbreiteten Vorſtellung ganz auf dem ſpeculativen Gebiete liegt. Sofern der Pantheismus nur wirklich ein Theismus iſt, ſind ihm ebenfalls, wie im Monotheismus, Gott und Welt zuſammengehörig und zugleich im Gedanken, wie im Gefühl, geſchieden. Der Unterſchied aber zwiſchen außer- oder überweltlichen und einem innerweltlichen iſt wunderlich, weil der Gegenſatz von innerhalb und außerhalb etwas auf Gott unanwendbares iſt und die Aufſtellung deſſelben immer die göttliche Allgegenwart gefährdet. Die Verſchiedenheit beider Vorſtellungsarten iſt alſo nur in dem Grade oder der Art des Auseinanderhaltens beider zuſammengehöriger Gedanken und dieſe Verſchiedenheit iſt nicht in dem höheren Selbſtbewußtſeyn ſelbſt, ſondern nur eine verſchiedene Methode des

höheren Betrachtung 68. Indem im unmittelbaren Selbstbewußtseyn wir uns als schlechthin abhängig finden, ist darin mit dem eigenen Seyn als endlichen das unendliche Seyn Gottes mitgesetzt und jene Abhängigkeit ist im allgemeinen die Weise, wie allein beides in uns als Selbstbewußtseyn oder Gefühl Eins seyn kann. — Die unfromme Erklärung dieses Gefühls, als sage es eigentlich nur die Abhängigkeit eines einzelnen Endlichen von der Ganzheit und Gesammtheit alles Endlichen aus, und beziehe sich in Wahrheit nicht auf die Idee: Gott, sondern auf die Idee: Welt, kann denen, welche das fromme Gefühl in sich tragen, nicht zusagen. Denn sie kennen dieses im Selbstbewußtseyn Eins seyn mit der Welt auch, aber als ein anderes. Wenn man nämlich beide Ideen auf irgend eine Weise auseinander halten will, so ist doch mindestens Gott die ungetheilte absolute Einheit, die Welt aber die getheilte Einheit, welche zugleich die Gesammtheit aller Gegensätze und Differenzen ist. Dies Einsseyn mit der Welt im Selbstbewußtseyn ist das Bewußtseyn seiner selbst als mitlebenden Theils im Ganzen 173. f. Die Anerkennung, daß jenes Abhängigkeitsgefühl eine wesentliche Lebensbedingung sey, vertritt für uns die Stelle aller Beweise vom Daseyn Gottes. — Es gibt auch im Gebiete der Philosophie keine Stelle für sie. Wenn Gott uns nicht unmittelbar gewiß ist, so müßte dasjenige unmittelbar Gewisse, woraus Gott bewiesen werden könnte, uns Gott seyn. Denn nur das unmittelbar Gewisse kann das seyn, woraus alles Andere seine Gewißheit ableitet. 179.

Wie sich diese Lehre zum Sittlichen verhält, kann man theils aus dem, was angeführt worden ist, schon abnehmen, theils erhellt es aus demjenigen, was von den göttlichen Eigenschaften und Werken, und von der Freyheit des Menschen, von seinen sittlichen Kräften, von Sünde und Tugend vorkömmt. Alles dies auseinanderzusetzen, würde einen weit grö-

ßeren Raum erfordern, als uns hier vergönnt ist. Wir bemerken also nur Einiges. I. 259. In Bezug auf die Abhängigkeit von Gott entsteht kein Unterschied des Mehr oder Weniger daraus, ob einem endlichen Wirkenden der höchste Grad der Lebendigkeit, die Freyheit, zukommt, oder ob es auf dem niedrigsten, dem sogenannten Naturmechanismus zurückgehalten ist. 261. f. Es ist ein Mißverstand, daß die Natur als das Gebiet des Mechanismus und die Geschichte als das Gebiet der Freyheit jedes etwas für sich sey, und daß die freyen Ursachen in das Gebiet des Mechanismus, wie es von Gott geordnet ist, eingreifen können. — Dieses Gegensatzes können wir ganz überhoben seyn, wenn wir in dem ganzen Umfang des endlichen Seyns nur dasjenige als ein Besonderes für sich setzen, dem in irgend einem, wenn auch noch so untergeordneten Sinne, Leben zukommt, also auch nur dem Ursächlichkeit zuschreiben, was als ein selbstthätiges in der Abhängigkeit von Gott besteht. — Wir finden in Bezug auf die allgemeine Abhängigkeit von Gott keinen specifischen Unterschied zwischen den Thätigkeiten, welche dem geistigen Leben angehören und denen einer untergeordneten Art, sondern die einen wie die andern sind abhängig von Gott eben insofern als, und deshalb, weil sie abhängig sind von dem Lebendigen, von welchem sie ausgehen, und welches mit seinem Maaße zugleich sowohl in seinem Fürsichgesetztseyn als in seinem Befaßtseyn unter die allgemeine Wechselwirkung von Gott geordnet ist. Denn dieses muß freylich feststehen, wenn das fromme Gefühl nicht wirklich soll vernichtet werden, daß auch die geistigen endlichen Wesen mit ihrem Maaß zugleich von Gott geordnet und nicht etwa vermöge des Willens unendlich und unermeßlich sind. Wir nehmen also unter denen Wesen, von welchen in Wahrheit etwas abhängig ist im Gebiete des Naturzusammenhangs nur Abstufungen an, nicht aber einen Gegensatz und der Ausdruck

Naturmechanismus ist nur mit Vorbehalt gebraucht' daß auch auf diesem Gebiete Leben gesetzt werde. II. 684. Das Bewußtseyn des Gesetzes, worauf sich das sittliche Gefühl bezieht, ist ein Durchgangspunct in der göttlichen Mittheilung, also nichts anders, als die göttliche Liebe, auf einem bestimmten Entwickelungspuncte betrachtet. Daher auch der verderblichste und ruchloseste Skepticismus sich gar leicht entwickelt, wenn man die Gewalt des Gesetzes als etwas ewiges geltend machen will, und der christliche Glaube spricht deshalb laut, daß der Mensch in dem Reiche der Gnade aufhören soll, unter dem Gesetz zu stehen. Denn die Frage ist nicht abzuweisen, wie Gott wohl habe können dem Menschen ein Gesetz ins Herz schreiben, welches er nicht vermögend sey zu halten und es ist nichts anderes darauf zu antworten, als daß auch aus dem Sittengesetz als solchem, wie aus allem positiven, die nur Ausflüsse desselben sind, nur Erkenntniß der Sünde komme und Gott alles beschlossen habe unter der Sünde, bis das kraftlose Bewußtseyn des Gesetzes sich verwandeln könne in den fruchtbaren lebendigmachenden Geist.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele endlich lesen wir in diesem Buche folgendes: Betrachten wir die Sache aus dem Gesichtspuncte der natürlichen Erkenntniß, ohne irgend befangen zu seyn, so müssen wir wohl gestehen, daß dieser Glaube nicht mit Unrecht immer aufs neue ist angefochten worden. Denn die sogenannten Vernunftbeweise für die Unsterblichkeit haben wenig siegende Kraft, weil sie ohne Ausnahme auf unerweislichen Voraussetzungen ruhen. Auch ist wohl offenbar, daß die Ueberzeugung nie auf diesem Wege entstanden ist, sondern daß diese Beweise nur Uebertragung der auf einem andern Wege entstandenen Ueberzeugung in eine andere Form seyn können. — Wenn von einigen die Frage aus dem philosophischen Gebiet in das religiöse, aber auf eine ganz allgemeine Weise, hinübergezogen

wird, indem man behauptet, daß zugleich mit unserem inneren Gottesbewußtseyn auch der Glaube an unsere Unsterblichkeit schon gegeben sey, so gibt es freylich ein irreligiöses Leugnen der Unsterblichkeit, welches nämlich die geistigen Thätigkeiten für ein Erzeugniß derjenigen materiellen Zusammensetzung ansieht, in Verbindung mit welcher sie uns vorkommen und also, da es eben so gut sich anders verhalten kann, den Geist schlechthin dem Stoff unterordnet, mit welcher Unterordnung immer verbunden ist, daß das Gottesbewußtseyn als ein mindestens verdächtiges Nebenerzeugniß betrachtet wird und sie ist zugleich, das Wort im strengeren Sinne genommen, unsittlich, weil ihr wesentlich ist, die Sittlichkeit zu sensualisiren. Allein es gibt offenbar auch eine ganz andere Entsagung auf die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode, eine solche, die, weit entfernt, den Geist dem Stoffe unterzuordnen, indem sie gar keinen eigentlich todten Stoff annimmt, sondern alles in irgend ein Gebiet des Lebens versetzt, eigentlich den Geist als die den lebendigen Stoff hervorbringende und sich anbildende Kraft ansieht und wegen dieser schöpferischen Natur des Geists auch zum Grunde legt, daß das Gottesbewußtseyn das Wesen jedes im hohen Sinne sich bewußten oder vernünftigen Lebens constituire. Dennoch aber die einzelnen Erscheinungen überall der lebendigen Kraft unterordnend und bedenkend auf der einen Seite, daß wir keine größere Gewißheit haben können über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, als über ihr Vorhergewesenseyn vor dem Anfang des Lebens, auf der andern Seite, daß jedes einzelne menschliche Leben eben sowohl von seiner geistigen Seite, als Seele, wie von seiner sterblichen Seite, als Leib angesehen, einer bestimmten Region in dem menschlichen Gebiet und einem bestimmten Entwickelungspunct angehöre, außerhalb dieser Grenzen aber seine Bedeutung verliere und folglich nur für diese Zeit, also als eine vergängliche Erscheinung, gebildet sey, betrachtet sie

den gemeinsamen Menschengeist, die Quelle der einzelnen Seelen, als die wahre lebendige Einheit, welcher Ewigkeit und Unsterblichkeit zukommt, die einzelnen Seelen aber als deren vorübergehende Actionen, die sich zu jener höhern Lebenseinheit verhalten, wie sich in unserem geistigen Leben die einzelnen auch vorübergehenden und nicht wiederkehrenden Momente zu der Einheit desselben verhalten. Mit einer solchen Entsagung auf die Fortdauer der Persönlichkeit kann sich eben sowohl die Herrschaft des Gottesbewußtseyns im Allgemeinen vertragen, wie sich die reinste Sittlichkeit und die höchste Geistigkeit des Lebens damit verträgt. Und wie es außer einem alle Frömmigkeit aufhebenden, auch einen frommen Unglauben an die persönliche Fortdauer geben kann, so muß man auch zustehen, daß es neben einem frommen auch einen unfrommen Glauben an die Unsterblichkeit gibt. Denn wie sollte der fromm zu nennen seyn, der seiner ganzen Gestaltung nach nur von dem Interesse an dem sinnlichen Gehalt des Lebens ausgeht, und Frömmigkeit und Sittlichkeit in diesem Leben nur als Mittel behandelt, um zu einer Glückseeligkeit dort zu gelangen, die doch immer mehr oder weniger sinnlich vorgestellt wird? Demnach ist dieses auf jede Weise zu viel behauptet, daß der Glaube an Gott den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit schon in sich schließe II. 622–624.

Aus den bisher angeführten Stellen läßt sich hinreichend ersehen, wie die Religionslehre des Verfassers beschaffen sey, auf welchem Grunde sie ruhe, wohin sie führe, wie sie die Hauptpuncte, auf welche es in der Religion ankömmt, Gott, Freyheit und Unsterblichkeit der vernünftigen Geschöpfe, bestimme. Die Religionslehre des Rec. ist eine ganz andere, allein es ist hier nicht der Ort, sie der des Verf. entgegenzustellen und diese zu bestreiten.

Man kann nun auch schon vermuthen, wie die Anwendung auf das Christenthum ausfallen werde,

Alle christliche Glaubenslehren sollen nur bestimmte Modificationen des Abhängigkeitsgefühls und frommen Selbstbewußtseyns seyn. Auf Beweise kommt es auch hier nicht an, sondern nur darauf, daß dem Christenthum sein bestimmter Ort im Gefühle angewiesen werde. Man muß auf jeden andern Beweis für die Nothwendigkeit und Wahrheit des Christenthums verzichten, als den jeder in sich selbst trägt, indem er sich bewußt ist, daß seine eigene Frömmigkeit keine andere Gestalt annehmen kann, als diese, und indem er sich in deren geschichtlichem und inneren Zusammenhang befriedigt fühlt und das ist der Beweis des Glaubens I. 91. f. Daß die Entstehung des Christenthums in Verbindung steht mit Weissagungen, Wundern und Eingebung, ist nur für diejenigen, welche glauben, ein Beweis der Wahrheit desselben. 112 ff.

Doch läßt sich natürlich nicht Alles, was hier vom Christenthum und seiner Eigenthümlichkeit gelehrt wird, aus der angenommenen allgemeinen Gotteslehre abnehmen. Wir wollen also noch einiges dahingehörige auszeichnen. I. 124. Der christlichen Glaubenslehre liegt ob, die frommen Gemüthszustände, welche im christlichen Leben vorkommen, so zu beschreiben, daß die Beziehung auf Christum den Erlöser in der Beschreibung in dem Maaße erscheine, wie sie im Gefühle hervortritt und sie so zusammenstellen, daß ihre Vollständigkeit daraus erhelle 164. Da die christliche Frömmigkeit beruht auf dem gefühlten Gegensatze zwischen der eigenen Unfähigkeit und der durch die Erlösung mitgetheilten Fähigkeit das fromme Bewußtseyn zu verwirklichen (oder zwischen Sünde und Gnade) dieser Gegensatz aber nur ein relativer ist, so werden wir den Umfang der christlichen Lehre erschöpfen, wenn wir das fromme Gefühl betrachten sowohl in den Aeußerungen, worin der Gegensatz am stärksten, als in denen worin er am schwächsten ist, und wir theilen daher die gesammte christliche

Lehre in die Betrachtung des frommen Gefühls abgesehen von dem Gegensatz und in die Betrachtung desselben unter dem Gegensatz 164. Alle dogmatische Sätze können außerdem, daß sie Beschreibungen menschlicher Zustände sind, noch in einer zwiefachen Gestalt vorgetragen werden, als Begriffe von göttlichen Eigenschaften und als Aussagen vom Beschaffenheiten der Welt 169. (Diese Eintheilung wird hier der ganzen christlichen Glaubenslehre zum Grunde gelegt. Der sogenannte Gegensatz bildet die zwey Haupttheile und in jedem einzelnen Theile kommt er wieder neben den zwey andern gedachten Begriffen vor. Diese Abtheilung ist weder klar genug gemacht, noch gerechtfertiget, es wird selbst zugestanden, daß der Gegensatz nur ein fließender und relativer sey und nie ganz verschwinde. Es wird auch nicht dargethan, daß nur die Erlösung durch Christum der Mittelpunct der ganzen christlichen Glaubenslehre sey. Manche Lehren enthalten eine unerwartete Stelle oder werden ohne ihre Schuld zurückgesetzt. Das Ganze wird fließend und oft verworren). Jeder frommen Gemeinschaft, welche auf einer eigenen Geschichte ruht und in der die frommen Gemüthszustände eine gemeinsame Eigenthümlichkeit an sich tragen, also auch der christlichen kommt zu, Positives zu enthalten und geoffenbart zu seyn. Allein dieses kommt nicht zu dem Natürlichen hinzu. Das Positive ist das ursprüngliche und unmittelbar gegebene, und das Natürliche ist nur eine durch zusammenstellende Betrachtung mehrerer Gemeinschaften entstandene Abstraction, welche in dem Mannichfaltigen die Einheit nachweisen soll. Der gewöhnliche Gegensatz zwischen dem Positiven und Natürlichen auf dem Gebiete der Glaubenslehre ist ganz unrichtig. Denn redet man im Ganzen von positiver Religion und natürlicher, so gibt es nicht in demselben Sinne eine natürliche Religion, wie es viele positive giebt, indem jede positive eine Gemeinschaft ist, die natürliche aber keine

Redet man aber im einzelnen von positiven Lehren und natürlichen, so ist, sofern die Lehre Aussage seyn soll über das unmittelbare Bewußtseyn, beides nirgends getrennt, sondern überall das Natürliche im Positiven und das Positive im Natürlichen 92. f. Das Geoffenbarte im Christenthum ist nur auf die Person Christi zu beschränken, diese Offenbarung ist dem Christenthum ausschließlich eigen. Der specifische Unterschied zwischen dem Christenthum und anderen Glaubensweisen betrifft nicht den Begriff der Offenbarung, sondern den eigenthümlichen Unterschied Christi von andern Religionsstiftern 97. ff. Die göttliche Offenbarung in Christo kann weder etwas schlechthin Uebernatürliches, noch etwas schlechthin Uebervernünftiges seyn 196. ff. 246 - 254.

Was von dem Wunderbaren in der Person Jesu, von seiner übernatürlichen Erzeugung, von seiner Auferstehung und Himmelfahrt vorkommt, wollen wir in der Kürze ausziehen. Indem die Förderung des höheren Lebens in dem Bewußtseyn der Christen auf den Erlöser zurückgeführt wird, so bezieht sich dieses auf das Geschichtliche und Urbildliche in seiner Person als unzertrennlich vereint. Beides ist nothwendig, wenn sich in einem Einzelnen der Begriff eines Erlösers durch Stiftung eines christlichen Gesammtlebens realisiren und wenn die Entstehung eines solchen Lebens erklärt werden soll. Die Vereinigung des Geschichtlichen und Urbildlichen in der Person Jesu wirklich zu denken, hat aber seine große Schwierigkeiten. Da die Sünde Gesammtthat der Menschen ist, so kann sich auch aus ihrem Gesammtleben nichts Urbildliches entwickeln. Es widerstrebt auch unserem Begriff von dem Urbildlichen, daß es in einer einzelnen Erscheinung sollte enthalten seyn, da jedes Einzelwesen nur ein Complement zu dem Daseyn aller übrigen ist. Daher ist mit dieser Vereinigung wesentlich das Wunderbare in der Person des Erlösers fixirt. Wer dieses vermeiden will, kann nicht an-

ders, als das Christenthum so auflösen, daß sich nicht länger begreifen läßt, wie es ein in sich selbst abgeschlossnes Ganzes seyn kann. Denn ist Christus, ohne jenen urbildlichen Character ein gewöhnlicher Mensch, nur durch mehr und weniger von andern unterschieden, so muß er aus dem vor ihm bestandenen Gesammtleben und seine Lehre aus dem Judenthum begriffen werden. Wollte man sagen, Christus sey nur in der Vorstellung und dem Glauben vieler Menschen urbildlich gewesen, so müßte man der menschlichen Seele auch im Zustande der Sündhaftigkeit das Vermögen zuschreiben, ein reines Urbild zu erzeugen II. 180 ff. Was nun die Erzeugung Jesu betrifft, so treten freylich den Erzählungen davon die Geschechtsregister Jesu, das Stillschweigen des Johannes und die Meinung der Bekannten und Landsleute entgegen, woraus man schließen kann, daß unter den ursprünglichen Jüngern Jesu kein großer Werth auf diesen Umstand gelegt worden und keine feste und allgemeine Ueberlieferung darüber vorhanden gewesen sey. Insofern kann man den Glauben an eine übernatürliche Erzeugung Jesu nicht als wesentlich im Christenthum fordern. Wenn man aber erwägt, daß dem Erlöser eine von der natürlichen Abstammung losgerissene Ursprünglichkeit nothwendig zukomme, daß Wunderbares in seiner Erscheinung unerläßlich sey, und daß die Sündhaftigkeit jedes Einzelnen in dem früheren Geschlecht begründet sey, so folgt, daß die natürliche Erzeugung nicht konnte den Erlöser hervorbringen, und daß eben die unmittelbare schöpferische Thätigkeit, auf welcher die Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur bey seiner Entstehung beruht, auch mußte den eine Theilnehmung an der allgemeinen Sündhaftigkeit bedingenden Einfluß der Erzeugung aufheben und dieses beides zusammengenommen gibt schon den Begriff einer übernatürlichen Zeugung. Allein der Antheil der sündigen Mutter an

seiner Erzeugung würde doch noch übrig bleiben und daher bildete sich die Vorstellung, daß auch Maria von der angestammten Sündhaftigkeit frey gewesen seyn müsse, man müßte sie aber alsdann auch von der wirklichen Sünde freysprechen, deren Keim sie sonst doch ihm mitgetheilt haben würde, und ihre eigene sündlose Erzeugung würde unbegreiflich seyn; sie ist auch in keiner früheren Lehre oder Ueberlieferung gegründet. Daher bleibt es in dieser Hinsicht unzureichend und überflüssig, das Uebernatürliche in der Erzeugung Christi auf die Abwesenheit der männlichen Thätigkeit in derselben zurückzuführen. Es bleibt aber doch der allgemeine Begriff übernatürlicher Erzeugung wesentlich und nothwendig, wenn der eigenthümliche Vorzug des Erlösers unverringert bleiben soll; für die nähere Bestimmung jedoch von Erzeugung ohne männliches Zuthun bleibt keine andere Begründung als jene evangelischen Erzählungen, welche diese Bestimmung machen, weil sie sonst nur auf eine freventliche Weise, die unter Christen nie hätte gehört werden sollen, ergänzt werden können. Wenn nun jemand jene Erzählungen nicht als buchstäbliche Geschichte verstehen oder ihnen, wenn sie auch so gemeint sind, kein kirchliches Ansehen zugestehen will, so hat er das mit den Grundsätzen der Kritik und Auslegungskunst auszumachen; unchristliches ist nicht darin, sofern er nur eine mit der Erzeugung Christi verbundene göttliche Thätigkeit annimmt. Eben deshalb aber wäre es vergeblich, jenen Erzählungen ihren buchstäblich geschichtl. Character bloß deswegen abzusprechen, damit man nicht eine Erzeugung ohne männliches Zuthun annehmen müsse, da man ja eine wunderbare Erzeugung doch annehmen muß II. 210 - 217. Die Thatsachen der Auferstehung und Himmelfahrt Christi stehen mit der eigentlichen Lehre von seiner Person in keinem unmittelbaren und genauen Zusammenhang. Aber jeder Zusammenhang dieser Thatsachen mit der Lehre von Christo soll deswegen nicht geleugnet werden. Es ist nicht

einzusehen, wie man die Auferstehung Christi als buchstäbliche Thatsache leugnen kann, ohne zugleich die eigenthümliche Würde Christi zu leugnen; deshalb nämlich, weil seine nächsten und unmittelbarsten Jünger davon, als von einer äußeren Thatsache reden. Sollten sie nun hierin geirrt haben, so bekommt ihr ganzes Zeugniß von Christo dadurch eine solche Unzuverläßigkeit, daß Christus, als er sie wählte, nicht muß gewußt haben, was in dem Menschen war. Oder sollte Christus selbst es nicht gewollt oder veranstaltet haben, daß sie innere Erscheinungen mußten für äußere Wahrnehmungen halten, so ist auch dies seiner höheren Würde nicht angemessen, daß er soll genöthiget gewesen seyn, ein unentbehrliches Motiv des Glaubens auf eine Täuschung zu gründen. Mit der Himmelfahrt verhält es sich in dieser Beziehung anders, weil wir nicht hinreichende Ursache haben, zu behaupten, daß von derselben, als einer äußeren Thatsache ein unmittelbarer Bericht eines Augenzeugen und am wenigsten eines apostolischen vorliege II. 251.

Den Vernunftbeweisen für die Unsterblichkeit der Seele hat der Verf., wie schon gezeigt ist, alle Kraft abgesprochen, dagegen aber sagt er II. 621. 624 f. In dem Glauben an die ewige Fortdauer der Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Person des Erlösers ist der Glaube an die ewige Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit überhaupt schon mit enthalten. Wenn jemand Alles, was der Erlöser von seinem Fortwirken nach seiner Erhöhung und von seiner geistigen Gegenwart und persönlichen Wiederkunft sagt, auf eine solche Weise deuten wollte, daß seine persönliche Fortdauer nicht dabey vorausgesetzt werden dürfe, sondern das eine sey nur bildlich und das andere nur von den Nachwirkungen seines früheren Lebens zu verstehen; die menschliche Seele des Erlösers habe auch aufge-

hört, als eine einzelne Seele dazuseyn und sey in den Urquell des Lebens zurückgekehrt, dem möchte wohl schwerlich etwas vorgehalten werden, was ihn bewegte, an die Fortdauer anderer menschlicher Seelen zu glauben, sondern er müßte ihnen ebenfalls nach dem Abschied aus diesem Leben die Rückkehr in Gott und also das Aufhören des persönlichen abgesonderten Daseyns anweisen. Allein, wenn auch einem solchen ein gewisser Glaube an die Erlösung durch Christum nicht geradehin müßte abgesprochen chen werden, so wäre dies doch niemals der Glaube der christlichen Kirche, wenn an den Erlöser nur als einen dagewesenen und nicht noch daseyenden geglaubt würde, denn unser Glaube hält ihn als immer gegenwärtig und lebendig.

Wir empfehlen noch die sehr feine und lehrreiche Untersuchung über die kirchlichen Lehrsätze von der Person Jesu, dem dreyfachen Amte Christi, der Taufe, dem Abendmahle, dem Amte der Schlüssel und der göttlichen Dreyheit. Es drückt sich darin auch überall gegen Christus, die heilige Schrift und ihre Lehre eine tiefe Verehrung aus, die wir von Herzen theilen und die in mehreren neueren Dogmatiken, die sich mit dem Namen, der über alle Namen ist, schmücken, nur zu sehr fehlt.

## Pisa.

Presso Niccolò Capurro: Catalogo ragionato dei libri d'Arte e d'Antichita posseduti dal Conte Cicognara. Tomo I e II. 1821. T. I. XIV. 415. II. 333. nr. LXXVIII. (Register) gr. 8.

Vorliegendes Buch macht nicht den Anspruch, ein vollständiges bibliographisches Werk über Kunst und Alterthum zu seyn, aber ist ohne Zweifel ein wichti-

ger Beytrag zu einem solchen, indem es die Titel von 4800 Werken dieses Fachs angibt, die Graf Cicognara in einer Reihe von Jahren gesammelt. Er bemerkt selbst, daß bey dem Bestreben Selteneres habhaft zu werden, manche bekannte und gangbare Werke übersehn worden sind, die man immer glaubte haben zu können. Vieles in dieser Sammlung ist erworben worden bey der Zerstreuung der in diesem Fache besonders ausgezeichneten Bibliotheken des Secretärs der Academie von Mailand Al. Bianconi, und des Künstlers Guiseppe Bossi; Andres stammt aus den Bibliotheken von Thuanus, Mariette, d'Agincourt, Villoison, Maffei. Am vollständigsten ist ohne Zweifel die Italienische und Französische Litteratur, auch von Englischen Büchern findet sich sehr viel; oft selbst kleine Pamphlets, die ihren Weg sonst schwer ins Ausland finden; vernachläßigt dagegen ist die Deutsche Litteratur. Die Anordnung des Ganzen ist diese. Th. I. Schöne Künste. Ueber die schönen Künste im Allgemeinen. Abhandlungen über Mahlerey. Ueber Kupferstich und Holzschneidekunst. Abhandlungen über Sculptur. Vorkenntnisse, Proporzionen, Anatomie. Abhandlungen über Baukunst. Neue Theater-Baukunst. Alte Theater-Baukunst. Perspective. Gebäude mancherley Art, Brücken, Straßen, Fontänen, Gärten u. s. w. Lehrgedichte über die Künste. Schriftsteller über das Schöne. Poemen, Dramen und classische Autoren mit Bildern. Fabeldichter. Briefe über Mahlerey und Alterthum. Beschreibungen, Berichte und Denkschriften. Reden über Mahlerey, academische Anordnungen, und Zeitschriften, Feste, Aufzüge, Triumphe, Schauspiele, Leichenbegängnisse. Miscellanea. Gewohnheiten und Sitten von allen Völkern alter und neuer Zeit, in Bezug auf ihren Putz, Tänze, Spiele, Waffen u. s. w. Embleme und Hieroglyphen. Götterbilder und religiöse Gebräuche aller Völker. Bilder-Bibeln,

Lebensbeschreibungen mit Abbildungen; Sammlungen alter und neuer Bildnisse u. dgl. Dictionäre und Wörterbücher. Biographie. Schriftsteller über Physiognomik. Zweyter Theil, der besonders Alterthümer enthält. Ueber das Alterthum im Allgemeinen. Arabische, Aegyptische, Indische u. dgl. Alterthümer. Etrustische und Italische Alterthümer vor den Römern. Griechische, Griechisch-Italische und Herculanische Alterth. Numismatik und geschnittne Steine. Inschriften. Mannigfaltige Gelehrsamkeit. Große Museen, Gallerieen und Mahler-Werke. Werke der Sculptur von allen Arten, antike und moderne, erklärt. Das alte und neue Rom. Ansichten der Stadt, Beschreibungen von Monumenten und Alterthümern in Rom. Angaben und kurze Erläuterungen der Merkwürdigkeiten in verschiednen Ländern Europas. Allgemeine Beschreibungen und Reisen durch Italien. Catalogs. Equitation. Einige Bücher über Bibliographie. Mythologie, Götterbilder und religiöse Gebräuche verschiedner Völker, Appendix. Man sieht, daß diese rohe Eintheilung mehr auf einem bequemen Zusammenfassen verschiedner einigermaßen gleichartiger Büchermassen, als aus einem wissenschaftlichen Plan entstanden ist, und am Ende ist es für den Zweck dieser Publication auch so am besten. Recht schätzbar sind die Bemerkungen, die dem Catalog den Namen eines räsonnirten geben, minder indeß wenn sie allgemeine Urtheile über den Werth der Schriften enthalten, als wenn sie vom Verdienste des Typographen und Chalkographen handeln; bey seltnen Büchern ist auch Angabe des Inhalts sehr nützlich, besonders wenn der Titel täuscht, doch vermißt man diese Bemerkungen bey vielen Werken. Ein alphabetischer Index der Autoren erleichtert sehr die Benutzung.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1823.

## Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Die Weihe der Universitätskirche zu Göttingen am 29sten Dec. 1822. Mit vorangeschickten historischen Notizen über die ehemalige und jetzige Universitätskirche daselbst. 1823. 54 S. 4.

Dem Cons. Rath Pott war vom Königlichen Curatorio die Weihe der jetzigen Universitäts- ehemaligen Nicolai-) Kirche, vom academischen Senate aber die Beschreibung dieser Weihe übertragen, um durch eine Denkschrift dieses, für die Universität in mehrfachen Beziehungen wichtige Ereigniß, welches sie der preiswürdigen Munificenz Sr. Maj. des Königs und der stets wachsamen Fürsorge ihrer hohen Curatoren verdankt, desto länger im dankbaren Andenken zu bewahren. Unter den vorangeschickten Notizen, welche zugleich in die Reformationsgeschichte Göttingens vielfach eingreifen, heben wir nur die beiden hervor, daß die ehemalige Univ. Kirche diejenige war, in welcher hier die erste protestantische Predigt gehalten wurde, und die jetzige den ersten hier förmlich eingeführten und angestellten evangelischen Pastor auf-

zuweisen hatte. Die Feyerlichkeit der Weihe selbst bestand in einer vom Cons. R. Pott gehaltenen Rede der Weihe und in der ebenfalls durch ihn vollzogenen Ordination des D. Hemsen. Beyde Handlungen wechselten ab mit paßlichen Gesängen und mit einer vom Musik-Director D. Heinroth gedichteten und componirten, und unter seiner Direction vom hiesigen Singvereine trefflich aufgeführten Cantate, wodurch die Feyerlichkeit ungemein gehoben wurde. Jene Reden und diese Cantate sind der Beschreibung angehängt, so wie auch die gehaltreichen, und die wahre Erbauung in dieser Kirche zum Voraus verbürgenden Antrittspredigten, welche der Superint. Ruperti als erster, und der D. Hemsen als zweyter Univ. Prediger an den beiden, der Weihe zunächst folgenden Sonntagen hielten. Möge das Institut, wozu die religiöse Sehnsucht unserer Studirenden und ihrer Lehrer den heiligen Grundstein legte, für die Universität auf immer im Segen bleiben!

## Jena.

In der Branschen Buchhandlung: Predigten auf alle Festtage des Jahrs von D. Joh. Gottl. Marezoll. 1821. 380 S. 8.

Schon der Name des, unter den ersten Kanzelrednern einen so hohen und ehrenvollen Platz behauptenden Verfassers, bürgt für die musterhafte Güte auch der vorliegenden Predigten. Ruhig forschend, und seine Zuhörer in seine Forschungen mit hineinziehend, nimmt der Verf. durch den Verstand den Weg zum Herzen und verfehlt ihn so desto weniger. Auf den Geist der Zeit nimmt er die nöthige, und die sein Gutes anerkennende und benutzende Rücksicht, ohne ihm, und seinen veränderlichen, schnell genug einander verdrängenden Systemen, blindlings und unbedingt zu huldigen. Fern von allem Haschen nach genialen und fremdartigen Hauptsätzen und Wendun-

gen, die oft der Phantasie mehr Belustigung als dem Herzen Erbauung gewähren, fern aber auch von unzeitigen Mystificationen, die den Wald vor Bäumen nicht sehen lassen, weiß er mit pragmatischem Scharfblicke dem Texte die echt practischen Wahrheiten des Christenthums abzugewinnen, diese klar zu entwickeln und in sanft fließender, ungekünstelter, und den biblischen Ausdruck, wo er verständlich ist, nicht verschmähender Sprache, die die nöthige Kraft vom Inhalte erborgt, ans Herz zu legen. Die Wahl wird zu schwer und der Raum ist zu eng, um unter lauter vorzüglichen Reden hier die vorzüglichsten auszuheben. Solcher Predigten haben wir noch immer nicht zu viele.

## R o m.

Nella stamperia de Romanis. Le antiche Camere Esquiline dette communemente delle terme di Tito disegnate ed illustrate da Antonii de Romanis architetto. 1822. 40 S. gr. Fol.

So berühmt die unterirdischen Gemächer, die man gewöhnlich — aber ohne gehörigen Grund — Bäder des Titus nennt, durch die sinnreichen, geschmackvollen und zierlichen Gemählde geworden sind, die zu den Hauptwerken des Decorationsstyls gehören, als dessen Erfinder Vitruv den Ludius nennt; und mit so glücklichem Erfolge sich Bellori und Mirri bestrebt haben, diese Mahlereyen durch treue und schön ausgeführte Copieen allgemein bekannt zu machen; so wußte man doch von der Anlage, Bestimmung und Epoche der Gemächer selbst lange Zeit sehr wenig, weil der Zustand der zum Theil verschütteten, zum Theil mit spätern Constructionen bekleideten Ruinen eine genauere Durchforschung derselben unmöglich machte. Erst seit im Jahre 1813 umfassende und regelmäßige Ausgrabungen veranstaltet wurden, die in einem Haupttheile des Gebäudes bis zu dem ursprünglichen Boden vorgedrungen sind, ist eine genauere Kenntniß des Locals und eine Unterscheidung des Spätern und Frühern möglich geworden, obgleich

noch viele Hauptpuncte, namentlich der Zweck der Anlage des Ganzen dunkel geblieben sind; auch sind dabey mehrere Gemählde, Inschriften, Architecturfragmente zum Vorschein gekommen. Die Resultate dieser Ausgrabungen nun beabsichtigt der Architect Ant. de Romanis durch das gegenwärtige Werk bekannt zu machen, von welchem die erste Lieferung vor uns liegt, die sich mit der Disposition des Bauwerkes insonderheit des neuausgegrabnen Theils, beschäftigt; die zweyte wird, laut der vorangeschickten Ankündigung, die noch unedirten Gemählde, Inschriften und Fragmente nebst antiquarischen Erläuterungen enthalten.

Der vorliegende Heft enthält außer einer Einleitung die Descrizione Architettonica, und zwar erstens die Idea generale della fabrica, dann den Indice della pianta ed elevazioni. Die Gemächer finden sich in dem Theil des Esquilin, der das Amphitheater beherrscht, eingeschlossen von Gewölben, die später zu dem Zweck gebaut waren, die Thermen welche man sonst dem Titus, jetzt dem Trajan zuschreibt, zu tragen; diese Gewölbe sind es aber, die durch ihre Festigkeit auch zugleich jene Gemächer vor dem Einstürzen geschützt haben. Diese Gemächer gehörten, nach Fortsetzungen der Ruinen zu schließen, einem größern Bauwerke an, dessen Zweck und Zusammensetzung noch unbekannt bleibt, und waren wahrscheinlich dessen Haupttheil. Der Zusammenhang derselben beginnt unter der Südseite des Theaters, das im Umkreis der Thermen liegt, und erstreckt sich 140 geometr. Schritte lang unter demselben, und noch 60 drüber hinaus (also im Ganzen 200 Schr. = 1000 röm. Fuß), doch liegt der letztere Theil fast ganz zerstört. Die Mauern des ursprünglichen Bauwerks unterscheidet man dadurch, daß sie aus nicht polirten Backsteinen mit viel Kalk dazwischen gebaut sind, wodurch sie geeignet waren auf der innern Seite mit Mörtel zu Mahlereyen bekleidet zu werden; die Mauern des Unterbaus der Thermen dagegen bestehen aus kleinern, geglätteten und mit dünnen Kalk-

schichten verbundnen Backsteinen. Man erkennt deutlich daß die Faßade der Gemächer parallel war mit dem natürlichem Abhange des Berges gegen S.; vor ihr war ehemals eine Säulenreihe und eine offne Area. Das Gebäude war in mehrere Abtheilungen getheilt durch Cortile's (Cavaedia) von denen aus die Gemächer ihr Licht erhielten. Die zuletzt ausgegrabne Abtheilung zeichnet sich vor dem Uebrigen durch Regelmäßigkeit und größere Verhältnisse aus; Zimmer und Säale liegen zum Theil symmetrisch um einen ehemals mit drey Säulenreihen versehnen, in der Mitte freyen Hof herum, in dessen Mitte ein Fischteich war; die Zimmer im rechten Winkel von der Faßade und längs des Hofes werden von einer sehr dicken starken Mauer aus Emplecton begränzt, die nach dieser Seite das Bauwerk abschloß. Der noch wenig zugängliche Theil dagegen erscheint sehr mannigfach zusammengesetzt, darum nimmt der Vf. an, daß dieser Theil in der Zeit, da das Ganze vernachläßigt wurde, von Privatversonen besessen und nach ihrem Bedürfniß umgebaut worden ist. Doch ist die ganze Anlage aus derselben Epoche, die Decken gleich hoch und wahrscheinlich auch die Fußboden, die in dem ausgegrabnen Theile aus opus tessellatum von Porphyr, Serpentin, Giallo bestehn, die Wände sind ganz oder zum Theil mit kostbarem Marmor bekleidet, die Decken und was sonst frey ist, überall aufs schönste gemahlt Von dem Styl und der Ausführung der Gemählde werden wir besser beym nächsten Heft zu sprechen Gelegenheit finden. Dem vorliegenden sind drey Kupfertafeln beygegeben, von denen die erste den Plan des Ganzen, so weit es bis jetzt bekannt, der Gemächer sowohl als des Unterbaus der Thermen, und einige Durchschnitte davon gibt; die zweyte den neulich ausgegrabnen Theil in größerem Maaße mit einem Prospect der Substructionen, durch welche man jetzt in die Gemächer eingeht. Die dritte Tafel gibt einen Durchschnitt von 15 Gemächern nach einer im vorigen Plan angezeigten Li-

nie. Eine Vignette am Schluß des ersten Abschnitts zeigt einen alten Calender mit Brustbildern von 6 Gottheiten, einem Thierkreise mit den Anfangsbuchstaben A. T. G. K. L. B. (für V.) L. S. S. K. A. P. und den Zahlzeichen bis auf XXX., alles ziemlich roh eingegraben auf die Wand der Faßade, an welcher später ein Oratorium der heiligen Felicitas eingerichtet wurde. Eine andre am Anfange desselben Kap. eine etwas rohe Mahlerey an der Wand eines Corridors hinter dem Cortile, mit zwey Schlangen um eine Schüssel, die bekanntlich den Genium loci darstellen, und der Inschrift: duodecim deos et dianam (so scheint es zu heißen) et iovem optumum maximum habeat iratos quisquis hic mixerit (sic) aut cacarit, eine treffliche Erläuterung zu Pers. Sat. I, 127. Pinge duos angues: pueri, sacer est locus, extra mejite.

## Padua.

Typis Seminarii. Steph. Antonii Morcelli Operum epigraphicorum Vol. I. de stilo inscriptionum latinarum lib. I. 1819. Editio altera auctior et emendatior Vol. II. ejusdem operis lib. II. 1820. Vol. III. ej. op. lib. III. 1822.

Diese neue Ausgabe geht aus derselben Officin hervor und ist von denselben Männern besorgt worden, die ein Jahr früher Morcelli's Parergon inscript. novissimarum erschienen ließen, und derselbe Gelehrte, der vor 3 Jahren den Appendix des Forcellini'schen Lexicon herausgab, hat auch bey diesem Werke dies Amt übernommen, sowohl was spätere Gelehrte namentlich Mearini und Eckhel über dieselbe Gegenstände erforscht, nachzutragen, als auch die Citate zu rectificiren und genauer anzugeben. Wie es Ref. scheint, hat das Buch dadurch sowohl an Aeußerem als an größerer Correctheit und Deutlichkeit der Citate gewonnen. Daß Morcelli's epigraphische

Werke, die Hauptwerke über Inschriften der Form nach, abgesehen von dem antiquarischen oder geschichtlichen Inhalt, neu aufgelegt zu werden verdienten, ist keine Frage. Das Parergon welches den Titel führt, Steph. Ant. Morcelli ΠΑΡΕΡΓΟΝ Inscriptionum novissimarum ab anno MDCCLXXXIIII Andreae Andreii Rhetoris cura editum, Patavii typis Seminarii 1818. XV. und 318 S. ist durch einen allgemeinen Titel zum IV. Theil dieser Opera Epigraphica gemacht worden. Da es ein völlig neues Werk ist, haben wir den Inhalt davon hier anzugeben. Die Vorrede enthält ein Brief Morcelli's an den Herausgeber, die sich über einige Grundsätze der Epigraphik verbreitet, z. B. daß eine ehrende Inschrift nie blos eine Inschrift seyn dürfe. Die mitgetheilten von Morcelli seit 1784 gearbeiteten tituli befinden sich, so viel wir gefunden, alle in Italien, meist in Oberitalien oder Rom; sie sind eingetheilt in I. Inscriptiones sacrae, 1. tituli dei immortalis caelitumque sanctorum. 2. Monumenta sacrorum. II. inscriptiones honorariae. III. epitaphia, 1. virorum, 2. feminarum, 3. puerorum ac puellarum. 4. sepulcrorum communium. IV. inscriptiones historicae, 1. fasti, 2. inscriptiones operum publicorum, 3. inscriptiones opp. privatorum. V. elogia. VI. decreta civitatum et collegiorum. VII. inscriptiones temporariae. 1. religionis votorumque caussa. 2. ad festos apparatus atque pompas. 3. funerum publicorum. VIII. inscriptiones poëticae. Die letzten sind nicht zahlreich, aber meist in demselben einfachen, edlen und gehaltnen Style, wie die prosaischen Inschriften, für welche Morcelli's Werk nun schon allgemeines Muster geworden ist; manche sind auch nicht ohne poetisches Verdienst, wie die auf einer Steintafel, die den Plan der von Pius VI. erneuerten Via Appia von Rom nach Terraci-

na zeigt: Aspice opus Pie te dignum, sic debuit orbi usque bonum ad patrem tuta patere via. K. O. M.

## Dresden.

Bey Hilscher: Selecta Disceptationum forensium capita. Scripsit ac decisiones Sax. Supremi provocationum tribunalis addidit D. Car. Aug. Gottschalk reg. Sax. a consiliis provocationum. 1816. XX. u. 348. S. in Octav.

Daß wohlausgeführte Rechtsfälle einen entschiedenen Nutzen auf die Rechtswissenschaft selbst haben können, leidet keinen Zweifel, denn die Anwendung des Gesetzes auf wirkliche Verhältnisse des Lebens gibt den besten Probierstein, um den Werth oder Unwerth desselben kennen zu lernen, ab. Aber auch in practischer Hinsicht sind Sammlungen von Rechtsfällen nicht zu verwerfen, denn der todte Buchstabe des Gesetzes wird erst durch jene Anwendung lebendig, und, wen sich das Recht überhaupt weniger durch jenen todten Buchstaben, als vielmehr durch die, durch jene Verhältnisse des wirklichen Lebens, veranlaßte Anwendung, fortbildet, so ergibt sich von selbst, wie nützlich es sey, Kunde von dieser Anwendung zu haben, um dieselbe in ähnlichen Fällen berücksichtigen zu können. Deshalb hat Ref. nie in das wilde Geschrey gegen sogenannte Präjudicien einstimmen können, denn nur die sinnlose Berufung auf dieselben, ebenso, wie jede sinnlose Berufung auf ein Gesetz, ist erbärmlich und tadelnswerth. — Das vorliegende Werk liefert einen sehr schätzbaren Beytrag zu diesem Zweige unserer Rechtswissenschaft; es ist mit vielem Fleiße, steter Berücksichtigung und Auseinandersetzung der zur Anwendung kommenden rechtlichen Normen, und in einem lateinischen Style abgefaßt, wie wir ihn bey den Sächsischen Juristen häufig, bey den übrigen, leider! selten genug finden. Wie reichhaltig der Inhalt sey, würde eine Aufzählung der darin entschiedenen Rechtsfragen darthun, wenn der Zweck dieser Blätter eine solche Weitläuftigkeit gestattete.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Julius 1823.

## Boston.

By Cumming and Hilliard: American me-
cal Botany. By Jacob Bigelow. Vol. II.
II. 1819. — p. 105-200. Vol. III. P. I. II.
20. 1821. — X und 198 S. in Octav.
Die drey ersten Hefte sind von einem andern Re-
enten in diesen Blättern (1819. St. 144. 145.)
ezeigt. Aeußere und innere Einrichtung sind in
Fortsetzung ganz unverändert geblieben. Wir
nen daher sogleich den Faden da wieder aufneh-
n, wo unser Vorgänger ihn fallen ließ.
Tab. 31. Liriodendron tulipifera. Erreicht
eilen 30 Fuß im Umkreise bey einer Höhe von
0 bis 130 Fuß. Die Rinde der Cascarille ähn-
; mit Nutzen angewandt gegen chronische Rheu-
tismen. — Tab. 32. Juglans cinerea Hr. B.
die innere Rinde, besonders der Wurzel, für
der gelindesten und dabey sichersten Abführungs-
tel. — Tab. 33. Veratrum viride. Der Ge-
uch ist schon bekannt aus Kalms Reise, der aber

freylich diese Pflanze noch nicht von V. album unterschied. — Tab. 34. Gentiana Catesbaei. Die erste Abbildung dieser mit G. Saponaria lange verwechselten Art, und zugleich eine der gelungensten dieses Werks. Soll als Arzneymittel der G. lutea wenig nachgeben. — Tab. 35. Laurus Sassafras. Außer dem bekannten Oel, welches vorzüglich in der Rinde enthalten ist, soll das Mark reichhaltig seyn an einem besonders milden Schleim, der sich dadurch auszeichnet, daß er vom Alkohol nicht niedergeschlagen wird. Man bedient sich desselben in den vereinigten Staaten bey Durchfällen, Katarrhal- und Steinbeschwerden so wie bey Ophthalmien. — Tab. 36. Apocynum androsaemifolium. Enthält, wie sich erwarten ließ, Kaoutschuk. Uebrigens eine der bittersten unter den nordamerikanischen Pflanzen. Daher will Hr. B. doch wohl mit Unrecht ihre emetische Wirkung ableiten, da diese Kraft beym Trockenen sich verliehren soll, und bekanntlich nichts fixer ist als das bittere Princip der Pflanzen. Wenn sie auch nicht, wie Kalm versichert, Hr. B. aber leugnet, ein dem Rhus Vernix ähnliches Gift ist, so darf man doch ein acre um so mehr vermuthen, da schon so viele Apocyneen als emetica bekannt sind. — Tab. 37. Dirca palustris. Wirkt den übrigen Thymeläen, namentlich dem Seidelbast, sehr ähnlich. Bey einer Vergiftung durch die Beeren sollen aber narkotische Wirkungen, namentlich Stupor, Empfindungslosigkeit und Erweiterung der Pupille eingetreten seyn. — Tab. 38 Rubus villosus. Die Rinde empfohlen als vorzügliches Adstringens. — Tab. 39. Cassia marilandica. Surrogat für Senna. In einer Anmerkung sagt Hr. B. daß weit mehr fol. Sennae aus Ostindien, als aus den Häfen des mittelländischen Meers nach den vereinigten Staaten kommen. Erstere fand Hr. B. stets rein; die ägyptischen (italiänischen?) häufig mit fremdarti-

gen Blättern vermengt. — Tab. 40. Nicotiana Tabacum.

Dritter und letzter Band. In der Vorrede vertheidigt sich Hr. B. gegen den Vorwurf, welcher ihm in einigen auswärtigen Kritiken (auch in diesen Blättern) gemacht sey, daß er in seinem Werke keine systematische Ordnung befolgt habe; und liefert hier, außer den Registern nach alphabetischer und Linneischer Ordnung, noch eine Uebersicht aller 60 im Werke enthaltenen Pflanzen nach ihren hervorstechendsten medicinischen Wirkungen. — Tab. 41. Gillenia trifoliata. Einer Entschuldigung bey Annahme dieser von Spiraea so gut unterschiedenen Gattung hätte es kaum bedurft. Wirkung emetisch, in größern Dosen der Ipecacuanha ähnlich, doch nicht so sicher. — Tab. 42. Rhus radicans. Die Form, welche Linnée, und neuerlich noch Elliot und Nuttal, unter dem Namen Rhus Toxicodendron unterschieden, Michaux und Pursch dagegen als bloße Varietät zu Rh. radicans zogen, und den wahren Rh. radicans versichert Hr. B. nicht selten an verschiedenen Schößlingen desselben Wurzelstocks beobachtet zu haben. Der frische Saft, der sich bekanntlich an der Luft schwarz färbt, soll, auf Leinewand gebracht, eine der dauerhaftesten schwarzen Tinten abgeben, und nur durch Kochen in Aether zerstört werden. Hr. B. ist sehr geneigt diesen Färbestoff als eignen nähern Bestandtheil in der Pflanzenchemie zu betrachten. Die Untersuchungen über eben diesen Stoff von Van Mons in den Ann. de Chemie scheinen dem Verf. unbekannt zu seyn. Aus der Materia medica will Hr. B. das Mittel gewiß mit Recht verbannen. — Tab. 43. Myrica cerifera. — Tab. 44. Juniperus communis. — Tab. 45. Juniperus virginiana. Surrogat für Junip. Sabina. — Tab. 46. Menyanthes trifoliata. In medicinischer Hinsicht der europäischen Pflanze gleich, in botanischer

noch genauer zu untersuchen. Hr. B. welcher europäische Exemplare verglichen, übersah deren Verschiedenheit nicht, erklärt sich aber für unfähig sie zu definiren. Ref. der aber keine amerikanische Exemplare sah, glaubt einen wesentlichen Unterschied darin zu erkennen, daß jenen die Kallositäten am Blattrande zu fehlen scheinen, welche die Blätter unserer Pflanze, wiewohl sie integerrima sind, gesägt erscheinen lassen. Dagegen sind jene subrepanda zu nennen, diese nicht. Auch scheint die ganze Form der Blättchen verschieden: jene scheinen ovalia utrinque acuta zu seyn, diese sind elliptico obovata apice rotundata. Ferner scheinen der Analyse zufolge bey der amerikanischen Pflanze die Wimpern der Korolle kürzer und stärker; die Antheren, die bey unsrer Pflanze unten tief gespalten, oben stumpf sind, bey jener unten nur wenig gespalten, oben spitz; das Stigma bey unserer deutlich zweylappig, bey jener kaum emarginat. Dazu kommt, daß Hr. B. selbst von der amerikanischen Pflanze sagt, sie sey "smaller" und blühe wenigstens einen Monat früher, als in England. — Tab. 47. Ranunculus bulbosus. Auch bey dieser Pflanze fragt sich sehr, ob sie mit der unsrigen identisch sey, wenn gleich Hr. B. behauptet, sie sey erst aus Europa nach Amerika mit vielen andern Unkräutern verpflanzt worden. Die Blumen sind fast doppelt so groß abgebildet, als Ref. sie jemals beobachtete; die petala sind nach Analyse und Beschreibung obcordata, der Queerdurchmesser übertrifft sogar die Länge, während unsre Pflanze stets nur petala obovata hat. Auch die carpella scheinen der Analyse nach etwas verschieden gebildet. Die große Wichtigkeit der genauesten Vergleichung amerikanischer und europäischer Pflanzenformen für Pflanzengeographie mag es entschuldigen, wenn wir bey ein paar einzelnen Arten zu lange verweilten. — Tab. 49. Aristolochia Serpentaria.

— Tab. 50. Aletris farinosa. A. aurea Mich. hält Hr. B. kaum für specifisch verschieden. An Bitterkeit soll die Pflanze selbst nicht von Aloe, Gentiana und Quassia, übertroffen werden. — Tab. 51. Rhododendron maximum. "This is certainly a poison". Barton's Amer. Mat. med. Hr. B. dagegen fand nur ein Adstringens darin. — Tab. 52. Euphorbia Ipecacuanha. Viele Versuche bewiesen, daß diese Pflanze unter den einheimischen vielleicht das kräftigste und sicherste Emeticum sey, die Ipecacuanha aber keineswegs ersetze. — Tab. 53. Euphorbia corollata. Noch weniger zu empfehlen. Und wenn es überhaupt schwer ist, gute Surrogate zu finden, selbst für reinere amara, aetherea, u. d. m. wie viel schwerer für die Ipecacuanha, deren wunderbar herrliche Wirkung nur in einer unerklärbaren Verbindung der verschiedensten Stoffe und Kräfte gesucht werden kann. — Tab. 54. Polygala rubella. Merkwürdig dadurch, daß sie, gleich einigen andern amerikanischen Arten dieser Gattung, polygamisch ist, und ihre fruchttragenden Stengel unter die Erde verbirgt. In medicinischer Hinsicht der P. amara ähnlich. — Tab. 55. Nymphaea odorata. Die drey letzten Pflanzen sind hier, soviel wir wissen, zum erstenmal abgebildet. — Tab. 56. Prinos verticillata. Ziemlich unbedeutend, so sehr auch Barton die Rinde als tonisch empfohlen. — Tab. 57. Sabbatia angularis. Surrogat für die verwandte Erythraea Centaurium. — Tab. 58. Erythronium americanum. Verliert seine Kraft im trocknen Zustande. — Tab. 59. Xanthoxylum fraxineum. Beliebt bey den Aerzten als diaphoreticum bey chronischen Rheumatismen. — Tab. 60. Humulus Lupulus. — So hat der Verfasser dies Werk beendigt, welches durch Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung leicht vergessen macht, was etwann die Abbildungen (besonders Tab. 11 — 60,

die gleich mit Farben abgedruckt sind), an Kunstwerth, die Analysen an Vollständigkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig lassen.

E. M.

## Caen, Paris und London.

Bey Poisson, Pluquet u. s. w. Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin, poète Normand de la fin de XIVme siècle, suivis d'un choix d'anciens Vaux-de-Vire, de Bacchanales et de chansons, poésies Normandes, soit inédites, soit devenues excessivement rares, publiées avec des dissertations, des notes et des variantes, par M. Louis Dubois, ancien bibliothécaire etc. 1821. 264 Seiten in Octav.

Ein interessanter Beytrag zur Geschichte der älteren französischen Poesie; interessant auch für den Geschichtsforscher, der übrigens solche Spiele des Witzes keiner ernsten Aufmerksamkeit werth achtet. Lustige Lieder, den französischen Vaudevilles ähnlich, finden sich freylich bey allen Völkern, aber doch wohl nirgends in solcher Menge, wie in Frankreich. Daß der Nationalcharacter der Franzosen in ihren Vaudevilles sich sehr bestimmt ausspricht, ist auch bekannt; aber nicht so bekannt, daß die Normandie das eigentliche Vaterland dieser Art von französischen Volksliedern seyn soll. Merkwürdig darf man es schon nennen, daß die Nachkommen der heroischen Söhne des Nordens so lustige Sänger wurden, und daß sich auch durch solche Lieder der Einfluß bewährte, den die Normanen auf die französische Sprache und Litteratur erhielten. Nach den Notizen, die in der Einleitung zu der vor uns liegenden Sammlung zusammengetragen sind, scheint uns nicht mehr zweifelhaft, daß auch das Wort Vaudeville aus der Normandie stammt, und keinesweges durch Verdre-

jung aus Voix de ville, sondern aus Vaux de Vire entstanden ist. In den Thälern (altfranzösisch aux, woraus nachher vallées) in der Gegend von Bire, einen Städtchen in der Normandie, lebte gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts der frühe Sänger Olivier Basselin, dessen Lieder sich in der ganzen Gegend verbreiteten. Von seinen Lebensumständen ist nur noch bekannt, daß er Eigenthümer einer Mühle, aber darum, wenn gleich kein eigentlicher Gelehrter, doch kein gemeiner Müller war; daß die ganze Nachbarschaft ihn liebte wegen seines Witzes und seiner gutmüthigen Heiterkeit; daß er von Herzen die Engländer haßte, die damals sein Vaterland mit Kriege überzogen und verwüsteten; und daß er zuletzt das Opfer seines Patriotismus wurde. Die Engländer brachten ihn ums Leben, man weiß nicht mehr, wie und unter welchen Umständen. Lange wurde er beweint, auch in Liedern die seinen Namen aufbewahrten. Aber diesen wackern Mann für den Erfinder der Dichtungsart, der sich nachher Vaudeville nannte, zu halten, finden wir noch nicht nöthig, obgleich der Herausgeber ihm diese Ehre zuerkennt. Es ist eben so möglich und, wie uns dünkt, wahrscheinlicher, daß ähnliche Lieder schon früher in der Gegend einheimisch waren, und daß diese Art von normännischer Volkspoesie durch Basselin nur einen neuen Schwung erhielt. Ob man sie schon früher Vaux de Vire nannte, ist eine andre Frage, an deren Beantwortung uns aber auch nur wenig gelegen seyn kann. Desto angenehmer würde es seyn, durch Kenner des nordischen Alterthums aufgeklärt zu sehen, ob vielleicht schon die echten scandinavischen Normänner, deren Nachkommen in Frankreich zu Normands wurden, dergleichen Lieder hatten, und ob eine witzige Lustigkeit, die man ihnen nicht zutrauen sollte, schon zu ihrem Nationalcharacter gehörte. Tapfere Zecher, wenn auch auf Bier und Meth beschränkt, müssen sie denn doch nach mehreren

Nachrichten gewesen seyn. Trinklieder sind aber auch fast alle Vaudevilles des lustigen Basselin; nicht so fein, wie die anakreontischen, aber kräftig und unerschöpflich an Modulationen desselben Thema's. Spottlieder, was die französischen Vaudevilles nachher fast ausschließlich wurden, sind die von Basselin nur theilweise; und wo der Zorn gegen die Engländer aus ihnen spricht, bleibt der Witz auch nicht immer lustig. Man darf also diese alten normanischen Vaux-de-Vire nicht für Vorbilder aller spätern französischen Vaudevilles halten. Sie scheinen vielmehr, ihrem ursprünglichen Tone nach, für die Normandie allein ganz national gewesen zu seyn. Derselbe Ton herrscht denn auch in den übrigen normännischen alten Liedern, die der Herausgeber sehr zweckmäßig mit denen von Basselin verbunden, aber besonders geordnet hat, theils aus alten, nur durch glücklichen Zufall erhaltenen Handschriften, theils aus sehr selten gewordenen alten Drucken. Neben der Trinklust spricht zuweilen auch die Liebe aus diesen Liedern, naiv und herzlich, aber gar nicht schwärmerisch wie aus den Gedichten des Troubadours. Auch der Frühling wird hier und da ganz artig von diesen fröhlichen Dichtern besungen. Dem Geschichtsforscher theilen alle diese normännischen Lieder mancherley Beyträge zur Sittengeschichte des vierzehnten Jahrhunderts mit. Die Verwüstungen und Bedrückungen der Normandie durch die Engländer müssen weit gegangen seyn. Der Haß des guten normännischen Volks gegen sie äußerte sich auch in Spott über ihre Tracht. Die Engländer heißen in diesen Liedern öfter die Zopfträger (les coués, von coue, woraus nachher queue), weil sie Haarzöpfe, nicht, wie die Normanen, rundes Haar, trugen. Haarzöpfe schon an Köpfen aus dem vierzehnten Jahrhundert, besonders an englischen, hatten wir nicht vermuthet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.
Den 19. Julius 1823.

## Stuttgardt.

In der J. B. Metzlerischen Buchhandlung: Eine auf Versuche gegründete Untersuchung über die Gesetze der Funktionen des Lebens, mit einigen Bemerkungen über die Natur und Behandlung der innern Krankheiten, nebst einem Berichte des Instituts von Frankreich über die Versuche von Le Gallois, von A. P. Wilson Philip, M. Dr. Mitglied der Königl. Gesellsch. von England, des Colleg. d. Aerzte zu Edinburg u. s. w. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. Jos. von Sontheimer, Oberarzt, Ritter des K. Würtemb. Civil-Verdienst-Ordens. 1822. XI u. 310 S. in Octav.

Gewiß darf der Herr Uebersetzer nicht fürchten, durch Bearbeitung dieses in jeder Hinsicht classischen Werkes, welches schon in weniger als neun Monaten in einer zweyten Auflage erschien, und mit gleichem Beyfall auch in Frankreich aufgenommen wurde, für deutsche Physiologen und Aerzte ein unverdienstliches Werk begonnen zu haben, gegentheils wird jeder ihm für die treue und gute Uebersetzung Dank wissen. Auf eine große Anzahl von Versuchen an lebendigen Thieren

geſtützt, ohne in Grauſamkeit, wie frühere Experimentatoren, zu verfallen, die mit größter Sorgfalt und Genauigkeit angeſtellt, und um jeder Täuſchung zu entgehen, mit gleichem Erfolg wiederhohlt wurden, verbreitet dieſes Werk ein neues Licht über die wichtigſten Puncte der Phyſiologie und die dunkelſten Functionen des Lebens, nämlich über die Beziehungen der Bruſt- und Baucheingeweide zum Nervenſyſtem, worüber unter den frühern Phyſiologen die größten Widerſprüche herrſchten, welche auch durch Le Gallois Entdeckungen, ſo vortheilhaft auch die geachtete Commiſſion des Inſtituts in Paris darüber urtheilte, nicht gehoben ſind. Die Abhandlung deren Haupttendenz auch die Unterſuchung und Widerlegung der Le Gallois'ſchen Sätze iſt, zerfällt in drey Theile. — Erſter Theil. Von dem Zuſtande unſrer Kenntniß in Betreff des Princips, von welchem die Thätigkeit des Herzens und der Blutgefäße abhängt, und die Beziehung zwiſchen ihnen und dem Nervenſyſtem. Im erſten Capitel führt Ref. zur deutlichern Verſtändlichkeit des Folgenden den Bericht der Claſſe der phyſ. und mathemat. Wiſſenſchaften über Le Gallois Werk an, und zeigt im zweyten Capitel die Widerſprüche dieſer Unterſuchungen, und was die Commiſſion völlig überſehen hat, woraus hervorgeht, daß die Reſultate und deſſen Unterſuchungen gänzlich fehlerhaft ſind. Zweyter Theil. Verſuche, in der Abſicht angeſtellt, um die Geſetze der Lebensfunktionen zu beſtimmen. Cap. 1. Von dem Princip, von welchem die Thätigkeit des Herzens und der Gefäße des Kreislaufs abhängt. Gegen Le Gallois Behauptung, daß die Verrichtungen des Herzens gänzlich vom Einfluß des Rükkenmarks abhängen, zeigen die hier erwähnten Verſuche, daß die Gefäße des Kreislaufes, wie das Herz nach der Wegnahme oder Zerſtörung des Hirns und Rükkenmarks ihre Kraft beybehalten, ihre Thätigkeit von einer in ihnen ſelbſt wohnenden Kraft abhänge, ohnerachtet eine gewiſſe Beziehung zwiſchen ihnen und

dem Nervensystem besteht. Diese Beziehung untersucht der Verf. im Cap. 2., in welchem durch verschiedentlich auf Hirn und Rückenmark angebrachte Reize (Alcohol, Opium, Taback) sich ergab, daß das Herz dadurch afficirt wurde, aber nicht wie Le Gallois behauptet, allein das Gehirn durch Vermittelung des Rückenmarks influire, sondern daß die Thätigkeit des Herzens eben so schnell Einfluß erleide durch auf den vordern Theil des Hirns als durch auf den Cervikaltheil des Rückenmarks angebrachte Reize. Cap. 3. Von dem Princip, von welchem die Thätigkeit der willkührlichen Muskelbewegung abhängt, und von der Beziehung, die sie zum Nervensystem hat. Die hiehergehörigen Versuche erwiesen, daß die Irritabilität ein Eigenthum des Muskels ist, allein daß sie durch auf das Nervensystem wirkende Veränderungen gänzlich zerstört werden könne, mithin mit den willkührlichen Muskeln es eine gleiche Bewandniß, als mit dem Herzen habe. — Cap. 4. Von den vergleichenden Wirkungen der an das Gehirn und Rückenmark angebrachten Reize auf das Herz und die Muskeln der willkührlichen Bewegung. Obgleich die willkührlichen wie die unwillkührlichen Muskeln den Wirkungen der auf Hirn und Rückenmark angebrachten Reize unterworfen sind, so sind doch die Gesetze, die diese Wirkungen bey den zwey Classen von Muskeln reguliren, verschieden. Aus den Versuchen ergab sich, daß chemische Reize auf Hirn und Rückenmark angewandt eine größere Macht aufs Herz ausüben, als die mechanischen Reize, und letztere umgekehrt mehr auf willkührliche Muskeln, als jene; daß ferner, wenn das Herz influirt werden soll, die Reize auf das Hirn und Rückenmark in größerer Stärke angewendet werden müßte, bey den willkührlichen Muskeln aber nahe am Ursprung der Nerven und des Rückenmarks. — Cap. 5. Die Untersuchungen des Verf. zeigten, daß auch die absondernden Gefäße gleich jenen des Kreislaufes vom Nervensystem unabhängig seyen, daß aber die

Absonderung aufhöre, wenn der Nerveneinfluß entzogen wird, nicht weil die absondernden Gefäße ermangeln, ihren Dienst zu verrichten, sondern weil die nothwendigen Umänderungen in den Flüssigkeiten, welche sie ersetzen, nicht mehr statt finden. — Cap. 6. Hinsichtlich der Unabhängigkeit der Thätigkeit des Nahrungscanals lehrten die Versuche, daß die Musculatkraft des Magens und der Eingeweide in ihnen selbst wohne, und gänzlich von jedem Einfluß des Nervensystems unabhängig sey, indem der motus peristalticus bey völliger Zerstörung des Rückenmarks ungetrübt fortdauerte. — Cap. 7. Von der Beziehung des Nahrungscanals zum Nervensystem. Ohnstreitig eins der wichtigsten Capitel des ganzen Werks, vorzüglich hinsichtlich des Einflusses der achten Nervenpaare und des Rückenmarks auf den Verdauungsproceß. Die Resultate sind, daß bey Kaninchen immer das frische Futter im Magen in der Mitte und vom alten schon mehr verdauten umgeben gefunden wird, das verdaute Futter in der portio pylorica trocken und fester, in der portio cardiaca flüssiger sich zeigt, auch in letzterer nur Löcher durch die Selbstverdauung des Magens gefunden werden, und nach der Durchschneidung des achten Nervenpaares nicht allein das im Magen zurückbleibende Futter immer unverdaut, sondern auch fast im nämlichen Zustande in allen Theilen des Magens bleibt, indem die Durchschneidung der Nerven die Absonderung des Magensaftes zerstört, da aber das Thier noch fortlebt, die gewöhnlichen Bewegungen des Magens, die vom Nerveneinfluß unabhängig sind fortdaueren, alles Verdaute gegen die Eingeweide hinschicken, nun aber das Unverdaute mit dem Magen in Berührung kömmt, wodurch dann eine unnatürliche Bewegung, die Anstrengungen zum Erbrechen erfolgen: daß endlich die Funktionen des Magens auch gestört werden, wenn wir ihn eines beträchtlichen Theiles des Rückenmarkes berauben, jedoch die Durchschneidung des achten Ner-

verpaart ihn nur mehr ergreift. — Cap. 8. Von der Ursache der thierischen Wärme. Der Verf. ist der Meinung, daß die thierische Wärme durch das nämliche Mittel entwickelt werde, nämlich durch den Nerveneinfluß auf das Blut, durch welchen die Absonderung von Flüssigkeiten bewirkt wird, und folglich daß sie als eine Absonderung zu betrachten sey. — Cap. 9. Von dem Nutzen der Ganglien. Die Ganglien sind ein secundäres Centrum von Nerveneinfluß, deren Nerven so ausgebreitet sind, wie jene vom Hirn und Rükkenmark ausgehenden; sie sind Mittel, durch welche der Einfluß eines jeden Theils des Gehirns und Rükkenmarks an die Theile verliehen wird, welche von jedem Theil dieser Organe Einfluß erleiden. Cap. 10. Ueber die Beziehung, welche die Lebenskräfte zu einander haben, und die Ordnung, in welcher sie beym Tode aufhören. Der Verf. nimmt sensorielle, nervöse und Muskularkraft an; erstere ist nicht gänzlich auf das Gehirn, die nervöse nicht auf das Rückenmark (wie Le Gallois meinte) beschränkt, da beide Kräfte in einem größern oder geringern Grade ihren Sitz in beiden Organen haben; die Eintheilung des Hirns in das große und kleine scheinen sich auf die sensoriellen Funktionen zu beziehen; das, was wir Tod nennen, ist allein Aufhören der sensoriellen Kraft, indem die nervöse und Muskularkraft immer noch fortbestehen: in den Funktionen des Athmens sind sensorielle, nervöse und Muskularkraft vereinigt, beym Aufhören des Athmens wird aber die Zerstörung der sensoriellen von der der nervösen und muskularen begleitet, und was immer die Ursache des Todes sey, werden die Funktionen in dieser Ordnung aufhören, wenn nicht das sensorielle oder nervöse System so gedrückt werden, daß alle Funktionen augenblicklich zerstört werden. Cap. 11. Wir haben nach dem Verf. Grund zu glauben, daß der Nerveneinfluß das galvanische Fluidum sey, gesammelt vom Hirn und Rückenmark und längs den Nerven abgeschickt; weil der Galvanismus nicht nur

allein von allen künſtlichen Mitteln, die Muskeln zu erregen, dasjenige iſt, welches für dieſen Zweck am beſten geeignet ſcheint, ſondern auch fähig iſt, die abgeſonderten Flüſſigkeiten zu bilden, als die Wärmeentwicklung aus dem Blute zu veranlaſſen, wenn der Nerveneinfluß entzogen wird. Die nervöſe Kraft iſt nicht mehr unterſchieden von der Muſkularkraft, als von der ſenſoriellen: die einzige für das thieriſche Leben weſentliche Funktion, in welcher die ſenſorielle Kraft betroffen iſt, iſt das Athmen; die ſenſorielle iſt die letzte, welche erzeugt, und die erſte, deren Wirkung aufhört. Im Cap. 10. wird eine Ueberſicht aller Folgerungen ertheilt. Dritter Theil. Ueber die Anwendung der vorhergehenden Verſuche und Beobachtungen zur Erklärung der Natur der Krankheiten und zur Verbeſſerung der Behandlung derſelben. Dieſe Bemerkungen beſchränken ſich auf zwey Claſſen von Krankheiten, die in einem Fehler im blutführenden Syſtem, und die in einem Fehler im Nervenſyſtem begründeten Krankheiten. Cap. 1. Ueber den Blutſchlagfluß. Nach dem Vf. wird dieſer durch die beſchwerlichere Reſpiration und Ueberfüllung der Lungen mit Lymphe aus gehindertem Nerveneinfluß auf die Lungen tödtlich. Ein galvaniſcher Strom durch die Lungen geleitet, welcher den Nerveneinfluß erſetzt, iſt im Stande das Leben zu verlängern, wenn der Galvanismus gleich nicht als ein Heilmittel im Schlagfluß gelten kann. Es verſteht ſich, daß das Geſagte nur vom Schlagfluß von bloßer Blutausdehnung der Hirngefäße gilt, nicht von dem durch Gefäßzerreißung. — Cap. 2. Ueber Entzündung. Dieſe beſteht in einer Schwäche der Haargefäße, welche von einer vermehrten Thätigkeit der größern Arterien begleitet iſt, und ſie wird durch Vertheilung geendigt, wenn die Haargefäße ſo weit aufgeregt, und die größern Arterien ſo weit geſchwächt werden, daß die Kraft der Haargefäße wieder in gehörigem Verhältniß mit der vis a tergo iſt. Das Fieber muß als ein Zuſtand der allgemeinen Entzündung betrach-

let werden, wo die der Entzündung eigenthümlichen Symptome in keinem bedeutenden Grade erscheinen, bloß weil die vermehrte vis a tergo, welche im Verhältniß zu der Zahl der geschwächten Gefäße, und dem dadurch gesetzten Widerstand viel geringer ist, als in der Entzündung, sie nicht bedeutend ausdehnen und folglich die mehr hervorstechenden Symptome der Entzündung nicht erregen kann. Die Behandlung des Fiebers ist auf dieselben Principen zu begründen, wie die der Entzündung, nämlich im ersten Stadio die vis a tergo zu bezwingen (durch Blutlassen, purgantia u. s. w.) und im letzten Stadio sie mehr zu unterstützen. Auch hier verspricht sich der Verf., zumal in den schlimmen Fällen des typhus viel vom Galvanismus, den er jedoch noch nicht angewandt hat. — Cap. 3. Vom Nervenschlag. Die Hauptzüge dieses setzt der Verf. darin, daß die Kraft der Herzens und der Blutgefäße, obgleich unabhängig vom Nervensystem, durch dieses System bey seiner gänzlichen Zerstörung Einfluß erleide. Im Blutschlag sind die Kräfte des Nervensystems geschwächt, allein jene des Blutgefäßsystems im Anfange der Krankheit unverletzt, und werden bloß durch den Mangel der Respiration und Absonderung ergriffen, im Nervenschlag leiden nicht bloß die Kräfte des Kreislaufes direkt von der dem Nervensystem beygebrachten Verletzung, sondern die Schwäche des Herzens und der Blutgefäße hat eine secundäre Wirkung auf das Nervensysten, die Hirn- und Rückenmarksthätigkeit hört wegen unvollkommnen Kreislaufes auf, und es gesellt sich ein synkoptischer Zustand zu dem durch die Ursache der Krankheit erzeugten. Wir müssen beym Nervenschlag daher den Wirkungen der schädlichen Ursache aufs Gehirn entgegenwirken, nothwendig den Kreislauf unterstützen, ohne jedoch eine krankhafte Ausdehnung der Gefäße des Kopfes zu veranlassen. Die einfachsten Fälle sind die von mechanischen Hirnverletzungen, Frakturen, Depressionen, Erschütterungen des Hirns; doch entsteht er auch aus innern Ursachen. Die günstigste Behand-

lung des letztern ist ein gelind reizender Plan, vereinigt, um Blutanhäufung im Kopf zu vermeiden, mit Mitteln, welche mäßig nach der Oberfläche hinleiten, und den Leib mäßig offen erhalten. — Cap. 4. Von den Krankheiten des Rückenmarks. Die Folgen des kranken Rückgrats sind Leiden des Magens und der Lungen, und hier wird der Galvanismus als Nervenreiz wirksam seyn. — Cap. 5. Vom Asthma und der Dyspepsie. Beide mit einander in Verbindung vorkommend, hängen vom Mangel an Nerveneinfluß ab, u. des Vf. vorzügliche Erfahrung von den Wirkungen des Galvanismus in der Dyspepsie hat sich auf Fälle eingeschränkt, wo sie mit Asthma verwickelt war; in vielen Fällen von habituellem Asthma schaffte er Erleichterung, im krampfhaften Asthma hat der Vf. indeß noch nicht Erfahrung genug gehabt. — Cap. 6. Ueber die Asphyxie. Auch hier, nämlich in der Asphyxie durch Ertrinken und durch gehemmtes Athmen soll der Galvanismus den Nerveneinfluß auf die Lungen ersetzen, und sie in den Stand setzen, ihre Funktion wieder zu verrichten. — So viel über den Inhalt dieses Theils, der, wie der Leser ersehen wird, hauptsächlich die Tendenz hat, dem Galvanismus ausgedehntern Eingang in die Medizin zu verschaffen, und dieserhalb nicht frey von Einseitigkeiten ist. Der dem Werke angefügte Anhang hat den Zweck, gegen die Beschuldigung der an Thieren verübten Grausamkeit, die einige an dem Verf. getadelt haben, sich zu vertheidigen. —

## Gotha.

Bey Justus Perthes: Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberflaeche. Ein Versuch von Karl Ernst Adolf v. Hoff, Ritter des weißen Falken-Ordens, u. Herzog. Sächs. Goth. geheimen Assistenz-Rathe. I. Theil. Eine von der Königl. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Mit einer Charte von Helgoland. 1822. 489 S. in 8. Den Inhalt dieser vortrefflichen Schrift haben diese Anzeigen schon gegeben Jahrg. 1821. S. 1892.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1823.

## London.

A Geographical, statistical and historical description of Hindostan and the adjacent countries, in two Volumes, by Walter Hamilton Esq. 1820. 4. Vol. I. 766 S. Vol. II. 830 S.

Das Werk, welches wir hier anzeigen, ist eines der wichtigsten sowohl in Beziehung auf seinen Gegenstand, als auf die Ausführung. Der Brittische Staat in Indien ist jetzt zu einem Reiche erwachsen, das an Umfang kaum von ein paar andern, an Bevölkerung und Reichthum seiner Producte von keinem übertroffen wird. Es sind jetzt über dreyßig Jahre daß der Vater der Geographie und Statistik des neuern Indiens, Colonel Rennell, sein Memoir und seine Charten, herausgab. Aber wie viel hat sich seit dieser Zeit dort geändert; wie sehr ist Brittische Herrschaft erweitert worden; und welche Fortschritte haben die geographischen Forschungen und Entdeckungen gemacht! Allerdings ist seit dieser Zeit in so manchen theils historischen theils geographischen Werken vieles in Indien aufgeklärt worden; allein wir ent-

behrten doch ein Hauptwerk, welches als eine allgemeine Statistik des dortigen Brittischen Reichs angesehen werden könnte, und dieß schenkt uns der Verfasser. Er war selber zehen Jahre in Indien; und nach seiner Rückkehr standen ihm die Archive der Ostindischen Compagnie offen. Jede Präsidentschaft nemlich muß jährlich einen officiellen Bericht, begleitet mit allen nöthigen Belegen, an den Court of Directors nach England schicken, worin von Allem was sich auf die Verwaltung der Präsidentschaft bezieht, und von allen bedeutenden Vorgängen Nachricht gegeben wird. Zu diesen kommen viele andere theils handschriftliche, theils gedruckte Quellen, so daß es dem Verfasser an glaubwürdigen Nachrichten, so weit diese der Natur der Dinge nach erwartet werden können, nicht fehlen konnte. Außerdem ist auch noch am Ende des Werks eine genaue litterarische Notiz davon gegeben.

Dem Werke ist zunächst eine Einleitung vorangeschickt, in welcher eine Uebersicht des jetzigen Indiens, besonders in so fern es unter Brittischer Herrschaft steht, und der getroffenen Einrichtungen, gegeben wird. Auf diese folgt die specielle Beschreibung der einzelnen Provinzen des Brittischen Indiens nach ihrer jetzigen Eintheilung; und in der letzten Hälfte des zweyten Bandes auch noch der angrenzenden Länder. Wir werden unsern Lesern zuerst das Wichtigste aus der Einleitung mittheilen, von dem Uebrigen können wir nur einzelne Notizen herausheben.

Unter der Benennung von Indien werden die Länder des Südöstlichen Asiens zwischen 8° bis 35° N. B. und 68° bis 92° O. L. von Greenwich begriffen. Ihr Flächeninhalt wird auf 1,280000 E. oder 60000 geographische □ Meilen geschätzt. Das Ganze zerfällt in die vier Theile: 1) Nordindien, oder das Nord-Indische Gebirgsland. 2) Das eigentliche Hindostan; von dem Fuß der nördlichen Gebirge bis zum Nerbudda Fluß. 3) Decan, von dem Nerbudda bis zum Fluß Krischna. 4) Südindien, oder das Land süd-

lich vom Krischna. In geologischer Rücksicht bilden die Hauptheile: die Hochländer des Himalaja Gebirgs; die große Ebne der Gangesländer; die Sandwüsten am Indus; und das Hochland der Ghautgebirge. Unter den Strömen soll der Indus den längsten Lauf haben, von 1700, der Burramputra von 1680, der Ganges und Jumna jeder von 1500 E. Meilen. Die Erndte (Reiserndte) im eigentlichen Hindostan ist zweymal im Jahr; die eine im September und October, die andre im März und April. Alles hängt dabey von der Bewässerung ab. Die arbeitende Classe in Indien hat kaum ein anderes Bedürfniß als ihre Nahrung, diese besteht in Reis. Daher sofort Hungersnoth wenn die Reiserndte misräth. Die Hindus waren allerdings schon im Alterthum ein handelndes Volk; dies erhelt aus dem Zins-Gesetze des Menu. Die Hauptgegenstände ihrer Ausfuhr waren Gewürz, Edelsteine und Perlen, nebst Seide; (nicht auch Baumwolle?); stets gieng viel Silber nach Indien; weil die Einwohner viel verkauften und wenig kauften. Die Grundsprache des alten Indiens ist das Sanscrit; aus dem das Prakrit, das Bali, und das Zend herstammen. Neunzehntheile der Wörter der jetzigen Indischen Dialecte haben ihren Ursprung aus dem Sanscrit. Das Verhältniß der Hindu Religion zu den Bekennern des Islam ist wie 7 zu 1. Obgleich jetzt eine christliche Macht in Indien herrscht, so breitet doch der Islam sich weiter aus. Die Zahl der Christen, d. i. der einheimischen (nicht der Europäer) mag eine halbe Million betragen. Sie stehen bey Hindus und Mahomedanern in geringer Achtung, wegen mancher Eigenheiten in Beziehung ihrer Nahrung und Reinlichkeit; ihre Europäischen Brüder sehen tief auf sie herab. Es ist deshalb auch nicht zu erwarten daß das Christenthum große Fortschritte dort machen werde. Es müßte erst erlaubt werden, daß Europäer und ihre rechtmäßigen Kinder in Indien ansäßig werden, und Landeigenthum erwerben könnten. Jetzt können es nur

die natürlichen Kinder. Das vorgeschlagene Colonisirungssystem kann dabey nur langsame Fortschritte machen. Die große Masse des Volks hat gar keine Anhänglichkeit an irgend eine Regierungsform; sie weiß nichts von dem was wir Patriotismus nennen; Alles beschränkt sich auf das Wohl der einzelnen Person, und des Dorfs; die Dorfverwaltung allein ist es, die dem Despotismus einigermaßen Grenzen setzt. Der Hindu ist dem Herrn, dem er dient getreu, wie irgend jemand, so lange er ihn bezahlt; unsere Ideen von Staatsverbrechen sind ihnen dagegen fremd. Es giebt keinen erblichen Adel; Titel und Ehren werden nur mit Land ertheilt; von bloßen Titeln hat der Hindu keinen Begriff. Der reiche Mann kann sich Rajah nennen lassen, wenn er will; ein anderer würde den Titel nicht geltend machen können, selbst mit einem Patent. Landbesitz ist in Indien die Hauptquelle des Einkommens; daher ist es auch nicht möglich, die ungleiche Vertheilung der Grundsteuer durch andere Steuern hier auszugleichen. Auf die Regulirung des Steuerwesens und der Verwaltung ist seit 1784 unglaubliche Mühe verwandt worden; und die Einwohner wissen den Schutz den ihre Personen und ihr Eigenthum gegenwärtig genießen, zu würdigen. Die Hauptlinge und Gemeinheiten drängen sich seitdem dazu des Brittischen Schutzes theilhaftig zu werden. Seit dem Jahre 1814 sind in den politischen Verhältnissen große Veränderungen vorgegangen. Durch den Krieg von 1817 und 1818 ist die Macht der Maratten auf immer gebrochen, so wie auch die der Nepalesen. Der Peischwa ist als Herrscher vernichtet, und seine Besitzungen mit Ausnahme vom Matara sind dem Brittischen Reiche einverleibt. Der Raja von Nagpur (der Bunsla) ist jetzt ganz unbedeutend; Holcar hat sein Gebiet südlich vom Nerbudda abtreten müssen. Scindia ist ganz isolirt. Eine beygefügte Tabelle gibt den Flächeninhalt und die Bevölkerung, nach den wahrscheinlichsten Datis, in runden Zahlen an. Die Präsidentschaft von Bengalen hat diesem zufolge 57½

Million Einwohner; die von Madraß 15 Mill., die von Bombay 2½ M. Einige 1815 eroberte Districte, die noch zu keiner Präsidentschaft gehören, 8 Mill.; so daß zusammen 83 Millionen unter Brittischer Herrschaft stehen! Die der Länder der verbündeten Fürsten zusammen 40 Mill. Die der noch unabhängigen Staaten von Nepaul, Lahore, Sind ꝛc. 15 Millionen; also die ganze Bevölkerung des diesseitigen Indiens 134 Millionen. Von den einzelnen Städten wird die Volksmenge von Benares uf 60,000, von Calcutta nur auf 500000, von Madraß auf 300000, von Bombay auf 170000 angegeben. Die Armee besteht aus Europäischen Truppen: königliche 22550 Mann; Compagnie Truppen 7700. Einheimische: Reuterey 11011 Mann, Fußvolk 132815 Mann, Artillerie 8759 Mann. Ueberhaupt die ganze inländische Macht 152585 Mann; die regelmäßigen Truppen überhaupt 182838 Mann, mit den unregelmäßigen und Invaliden 213454 Mann. Im Jahr 1818 belief sich die anerkannte (aggregated) Schuld der Präsidentschaft auf 34 Millionen Pf. St. Sie ist nicht so groß, daß sie die Industrie niederdrückte. Durch die letzten Eroberungen sind die Brittischen Besitzungen bis zu den natürlichen Grenzen ausgedehnt; und dadurch die Vertheidigung erleichtert. Die Brittische Herrschaft ist für die große Masse des Volks wohlthätig geworden; wiewohl die höhern Classen von aller Theilnahme an den obern Staatsstellen ausgeschlossen blieben. Die Brittische Herrschaft in Indien hat jetzt einen größern Umfang, als die der Mogolen oder Tataren ihn je gehabt hat.

Nach diesen allgemeinen Nachrichten geht der Verf. ins Einzelne; und zwar nach den Provinzen, in welche gegenwärtig die oben bemerkten Theile Indiens zerfallen. Der ganze übrige erste Band ist dem eigentlichen Hindostan gewidmet; und beginnt mit Bengalen. Die Provinz ist wiederum in 17 Districte getheilt. Reis ist das Hauptproduct der südlichen Theile; nördlich aber Weizen und Roggen. Die Flüsse

ändern oft ihren Lauf; und dies ist eine Hauptquelle der Verwirrung in der Specialgeographie des Landes. Der Ganges ist jetzt beynahe bis zu seinen Quellen entdeckt; es ist nicht mehr zweifelhaft, daß dieselben an der Südseite der hohen Kette des Himmalaja Gebirges zu suchen sind. Die Quellen des großen Tibetanischen Flusses, des Brahmaputra sind noch unentdeckt; es ist wahrscheinlich daß sie in demselben Hochlande, nicht sehr weit von denen des Ganges, Indus und Sutuleje zu suchen sind. Die periodischen Winde werden durch den Lauf der großen Ströme sehr modificirt; im Süden von Bengalen ist ihre Richtung meist N. und S., in Bahar W. und O. Ueber die verschiedenen Arten der Producte; über die Art der Cultur des Bodens, werden genaue Nachrichten gegeben. Die Fruchtbarkeit hängt hauptsächlich von der Bewässerung ab; woran die starken Regengüsse es nicht leicht fehlen lassen. Es muß aber für die trockne Jahrszeit aufbewahrt werden; und daher das Bedürfniß der Teiche in Indien. Sclaverey im strengsten Sinne ist in Bengalen unbekannt. Die Landarbeiten geschehen durch Tagelöhner. In einigen Districten sind die Pflüger gewissermaßen Eigenthum der Bauern; werden aber von ihren Herrn als erbliche Diener behandelt. Taback ist jetzt allenthalben in Indien angebaut. Gleichwohl erhellt aus einer Proclamation des Kayfers Jehangir, daß er erst zu Anfange des 17ten Jahrhunderts in Indien bekannt ward. Allerdings aber bediente man sich schon vorher des Hanfsaamens und anderer Kräuter als berauschendes Räucherwerk; woraus die schnelle Verbreitung des Tabacks sich erklärt. Baumwolle war von jeher in Indien zu Hause; die beste wird von Nagpur in Decan nach Mirzapur in Benares gebracht, wo der Hauptbaumwollmarkt ist. Für Seide und Seidenwaaren hat das Sanscrit eigene Benennungen. Es giebt zwey Cassen, von denen sich die eine mit der Seidenwurmzucht, die andere mit dem Seidenspinnen beschäftigt. Indigo war von

den ältesten Zeiten her in Indien zu Hause. Es giebt auch wilde Seidenwürmer, die auf verschiedenen Baumarten leben. Es giebt jetzt keine Kunststraßen in Bengalen. Einst lief eine solche von dem Deva Fluß zum Buramaputra 400 E. M. lang. Ueber den Handel genaue Tabellen. So auch über die Bevölkerung; sie wird in der Provinz Bengalen (mit Bahar und Benares) auf beynahe 40 Millionen angegeben. Gleichfalls über die Finanzen. Die sämmtlichen Einkünfte von Bengalen betrugen $18\frac{6}{7}$ nicht weniger als 11,789,511 Pf. St. Die Lasten 8,025,980 Pf. so daß ein reiner Ueberschuß von 3,763,531 Pf. St. war. Die Schulden betrugen damals nahe an 30 Mill. Pf. Ueber das Landeigenthum (jetzt werden die Zemindars als wahre Landeigenthümer betrachtet, statt daß sie einstens nur die Beamte des Beherrschers als allgemeinen Landeigenthümers waren); die Art der Verwaltung, Justiz, Polizey ꝛc. ausführliche Nachrichten. Der Court of Directors in London ernennt jährlich ungefähr 30 junge Leute zu Schreibern der Compagnie; die nach dreyjährigem Aufenthalt in Indien zu Stellen von 500 Pf., nach 6 Jahren von 1500 Pf., nach 12 Jahren von 4000 Pf. und darüber wählbar sind. Bereichert gehen sie mit ihren Schätzen nach Hause. Wie reich muß Bengalen seyn, daß es nicht gänzlich erschöpft wird! — Die einheimischen Bengalesen gehören entweder zu der Caste der Braminen oder der Sudra; was sich von den Ketri und Vaysia Casten findet, ist eingewandert. Der Zustand der einheimischen Litteratur ist schon im Sinken; weil sie keine Aufmunterung mehr bey den Großen des Landes, wie vormals, findet. — Der Vf. geht nun die einzelnen Districte durch, worin wir ihm nicht folgen können. Die zweyte Provinz ist Bahar, zu beyden Seiten des Ganges; ausgezeichnet durch ihre Bevölkerung. Die jährlichen Einkünfte betragen über $6\frac{1}{2}$ Million Rupien. Sie enthält die Hauptstadt Patna, die sich mit ihren Vorstädten und Gärten 9 E. Meilen längs

des Ganges hinzieht; und auf 312000 Einwohner geschätzt wird. Die dritte Provinz ist Allahabad. Sie enthält die Stadt gleiches Namens, so wie Benares. Die Bevölkerung wird auf 7 Millionen geschätzt. Die Stadt Benares enthält allein über eine halbe Million, zur Zeit der Wallfahrten aber ist die Menge unzählbar. Seit 1804 gehört zu dieser Provinz auch das damals von dem Paishwa abgetretene Bundelcund; ein hüglichtes Land durch seine Diamantgruben berühmt. Sie finden sich in der Gegend von Pannah. Ihr jetziger Ertrag soll unbedeutend seyn; die Compagnie bekümmert sich nicht darum; sondern überläßt sie den Eingebohrnen. Etwa 1000 Arbeiter sollen dabey beschäftigt seyn. Die vierte Provinz ist Oude. Am 10. Nov. 1801 ward mit dem Nabob von Oude ein Tractat abgeschlossen, durch welchen der größere Theil seines Gebiets mit $13\frac{1}{2}$ Mill. Rupien Einkünfte der Compagnie abgetreten ward. Im Jahr 1814 bey dem Kriege mit den Nepalesen schoß der Nabob 2 Mill. Pf. St. der Compagnie vor; wovon er die Interessen zieht. Er hat noch etwa drey Millionen Unterthanen; seine Tyranney hat öftere Aufstände verursacht. Er ist politisch unbedeutend. Die Provinz Agra ist im Verhältniß der vorigen schwach bevölkert; man giebt ihr etwa 6 Millionen Einwohner. Im hohen Alterthume enthielt diese Provinz Kanoga und Matura, die Sitze berühmter Dynastien. Einen Theil der Provinz macht das Duab aus; eigentlich das Land zwischen dem Junna und Ganges; wiewohl nur der südliche Theil so genannt wird. Die Provinz Delhi hat eine Volksmenge von etwa 8 Millionen. Seit 1803 gehört sie auch den Engländern. Ein Theil derselben ist zum Unterhalt der Familie des großen Mogul bestimmt, der in der Stadt wohnt; die Einkünfte dieser Districte betrugen 1813 145,754 Pf. St. und sind im Steigen. Die Aufsicht führt ein Brittischer Resident. Die Stadt ist das Bild der verschwundenen Herrlichkeit. Noch stehen die Paläste, die einst den Für-

sten des Reichs gehörten; jetzt verödet. Die Straßen sind eng; mit Ausnahme von zweyen; die Märkte schlecht versehn. Durch den Vertrag von 1803, als die Engländer den Groß Mogul von der Tyranney Scindias befreyten, der am 11. September von ihnen geschlagen ward, erhielt der Groß Mogul die erwähnten Districte in der Nähe der Stadt; zwar unter der Aufsicht eines Residenten, doch sollten die Einkünfte im Namen des Kaisers erhoben nnd verwaltet werden. Ueber die einzelnen Districte der Provinz sehr genaue Nachrichten. Die Provinz Lahore. Sie zerfällt in zwey fast gleiche Hälften; das Kohistan oder Gebirgland; und das Punjab oder die Ebne, mit den bekannten fünf Flüssen, die sich in den Indus ergießen. Dieser letztere Theil ist zwar der fruchtbarere; doch ist seine Fruchtbarkeit oft zu sehr gepriesen; mit der von Bengalen kann sie auch nicht entfernt verglichen werden. Ein großer Theil des Bodens ist sandig; die bessern Gegenden sind meist Weideland, und für die Pferdezucht geschickt. Der Handel mit dem übrigen Indien ist nicht sehr lebhaft; nach Persien wird Zucker, Reis, Weitzen und Taback ausgeführt. Grubensalz gibt es in großer Menge. Die Einwohner sind Seiks, Singhs, Radiputs; auch viele Mohamedaner; nach der N. W. Seite aber Afganen, die in befestigten Dörfern leben. Die Seiks sind sehr kriegerisch; sämmtlich Reuter, wiewohl sie auswärts auch als Fußvolk dienen. Die Stadt Lahore ist die Residenz ihres Raja. Sie ist groß, mit Mauern umgeben, aber in Verfall. Das berühmte Mausoleum von Jehangir liegt 2 E. Meilen von der Stadt. Es ist ein prachtvolles Gebäude. Die Provinz Cashmire. Ueber den Stoff und die Verfertigung der Shawls genaue Nachrichten. Der Hauptmarkt ist zu Amritsir, wo sie besser gewaschen und verpackt werden als in der Hauptstadt. Das Land gehört bekanntlich zu dem Reich Cabul; der Statthalter steht aber nur in schwacher Abhängigkeit. Etwa $1\frac{1}{2}$ Million Rupien kommen als reiner Ertrag in den Königlichen Schatz.

Die Hauptstadt, sonst Serinagur genannt, heißt jetzt Cashmere. Die Provinz Aimeer (Agimere) oder Rajputana. Sie steht unter mehrern kleinern Rajas; und gehört zu den am wenigsten bekannten Theilen von Indien. Die Hauptstadt Aimeer ist allenthalben von Sand umgeben; sie enthält aber das Grab des ersten Mohammedanischen Heiligen Khaja Mojen, und ist deshalb ein Hauptziel der Wallfahrten. Zu den Bewohnern gehören die Bhatties, meist ein rohes Hirtenvolk; wie denn überhaupt die Bewohner dieses Theils den Räubereyen ergeben sind. Ueber diese Völkerschaften und ihre Häuptlinge werden hier genauere Nachrichten gegeben. Zu einem derselben nach Jeypur flüchtete der Vezir Ali, der 1798 zu Benares den Herrn Cherry und einige andre Engländer ermordet hatte. Er ward aber ausgeliefert, unter dem Versprechen, daß er nicht sollte hingerichtet noch in Ketten gelegt werden. Er ward aber in den Casematten vom Fort William in eine Art von Käfig (cage) gesperrt; der von zwey Seiten offen war; in dem er auch 1817 sein Leben beschlossen hat. Die Provinz Multan, mit Sinde, gehört auch zu den am wenigsten bekannten Theilen Indiens. In dem Delta des Indus sieht man viele Gräber und Denkmäler; die beweisen, daß diese Gegenden einst sehr bevölkert waren. Jetzt sind sie meist verödet. Ob Tatta das alte Pattala sey, ist ungewiß; der Verf. ist eher geneigt Braminabad, dessen Ruinen seine vormalige Größe beweisen, dafür zu halten. Der jetzige Seehafen von Sinde heißt Cherry. Zuletzt die Provinzen Cutch, Guzerat, und Malva; wobey über die so bekannt gewordenen Pindaris, deren Vernichtung die Brittische Herrschaft Indiens befestigt hat, Nachrichten gegeben werden; wie denn überhaupt für die neueste Geschichte des Brittischen Indiens, seit 1814, hier die neuesten Notizen, hauptsächlich in militairischer Rücksicht, mitgetheilt sind.

Der zweyte Band, bey dessen Anzeige wir nach dem Raum unsrer Blätter uns kürzer fassen müssen, enthält zuerst das Deccan. Es zerfällt gegenwärtig

in neun Provinzen; nämlich Gundwane, mit Nagpur, das vormalige Gebiet des Bunsla; der bereits durch den Frieden von 1803 einen großen Theil seiner Länder verlor, und seit 1818 in völliger Abhängigkeit steht. Orissa, mit dem District von Cuttek, und der Pagode von Jagernaut. Die Provinzen der nördlichen Circars; eine der frühern Besitzungen der Britten. Die Hauptstadt Masulipatam, durch ihre Webereyen sonst so berühmt, ward 1759 von ihnen erobert. Die Provinz Khandish. Sie gehörte theils dem Peishwa, theils dem Scindia, theils der Familie Holcar; seit 1818 besitzen sie die Engländer. Berar; es gehörte sonst zur Hälfte dem Peishwa, zur Hälfte dem Bunsla; der jedoch 1804 seinen Theil dem Nizam abtreten mußte. Die Provinz Beeder; mit der Stadt gleiches Nahmens; so auch Hydorabad, das Gebiet des Nizam. Der District von Golconda, durch seine Diamanten berühmt, hat jetzt keine Gruben; und war auch sonst wohl nur wegen seiner Festung der Aufbewahrungsort. Die Provinz Aurangabad enthält die erstaunlichen Felsentempel von Ellore. Sie sind noch von keinem unterrichteten Europäer untersucht worden. In eben dieser Provinz liegt Bombay, über welches ausführliche Nachricht gegeben wird. Seit 12 Jahren werden hier selbst Linienschiffe aus Teak-Holz gebaut. Die Volksmenge wird auf 161550 angegeben. Genauere Nachrichten und Tabellen über den Handel. Die letzte Provinz ist die von Bejapur. Es enthält die Portugiesische Hauptstadt Goa. Seit 1814 lebte der Handel mit dem Mutterlande wieder auf; und der mit Brasil nahm sehr zu. — Von Deccan wird das südliche Hindostan, jenseit des Krishna Flusses unterschieden; welches die Provinzen Canara, Malabar, Cochin, Travancor, Mysare, Coimbatore, Salem, und das Carnatik enthält. Der Insel Ceylon ist ein eigner Abschnitt gewidmet, so wie dem nördlichen Indien und den angränzenden Ländern, mit Nachrichten aus den schon bekannten Werken von Pottinger, Turner,

und andern. Sehr vollständige Register erleichtern das Auffinden. Hn.

## Halle.

Rengerische Verlags-Buchhandlung: Kirchenhistorisches Archiv von C. F. Stäudlin, H. G. Tzschirner und J. E. Vater, Professoren zu Göttingen, Leipzig u. Halle. 2. Heft. 1823. kl. 8.

Stäudlin beschließt in diesem Hefte seinen "Grundriß der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts bis in das Jahr 1822". Es war noch die Geschichte der katholischen Kirche übrig, welche hier unter folgenden Titeln geordnet ist: I. Papstthum. II. Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken. III. Proselyten. IV. Das Mönchsleben. V. Züge aus der Geschichte der katholischen Kirche in einzelnen Ländern, nämlich: Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Pohlen, Irland, Schweiz, Deutschland. Ueberall ist die dahin gehörige Literatur angeführt. Dieser Grundriß ist im October 1822 geschrieben und zu Ende gebracht worden. Es wird in der Folge fortgesetzt werden, aber natürlich vor der Hand nur in einer Reihe einzelner Beyträge, bis nach einigen Jahren wieder ein Grundriß des Ganzen geliefert werden kann.

"Ueber den Zusammenhang der Forschungen der Kirchengeschichte, der Bibelerklärung und Bibelcritik von Vater" Σχολαζων Matth. XII, 44. wird aus Synod. Antioch. a. 341. can. 16. durch erledigt erklärt. Es wird aufmerksam darauf gemacht, wie die Apokalypse der Kirchengeschichte und diese wiederum jener Licht geben könne. Das Gleiche wird von den vier Evangelien gezeigt. Wir setzen die Hauptresultate her. Der Kirchengeschichte ist es wichtig, durch die Erklärung der Apokalypse sie in die Zeit vor der Zerstörung Jerusalem versetzt zu sehen und eben so aus dem exegetisch genommenen Inhalt von Matth. XXIV. und Luc. XXI. mit eben solchem

Rechte gefolgert zu sehen, daß hier nicht minder als in der Apokalypse nicht so von Jerusalem geredet seyn könne, wenn dieses zur Zeit der Abfassung oder, wenn man lieber möchte, Ueberarbeitung jener Kapitel bereits zerstört war. Das frühe Daseyn dieser Evangelien ist für den Bibelforscher und für den Kirchenhistoriker, für welchen Geltung und Gebrauch der heiligen Bücher in jedem Zeitalter einer der wichtigsten Gegenstände bleibt, gleich wichtig. Für dieses frühe Daseyn eröffnet die Kirchengeschichte, aber auch die Wort-Kritik neue Gründe. Diese reichen sich hier eben so die Hände, wie dort über der Apokalypse zum Verständniß derselben und zum Auffassen der Thatsachen ihres Zeitalters.

"Erläuterungen über die Veranlassung und Beschaffenheit der ältesten Passa Streitigkeiten in der christlichen Kirche von Cons. Rath Neander in Berlin". Unabhängig von früheren Forschungen wird hier ein Versuch gemacht, diesen Gegenstand zu beleuchten. Die aus Judenchristen bestehende Gemeinen fuhren in den ersten Zeiten fort, das ganze Jüdische Cärimonialgesetz zu beobachten, also auch die Jüdischen Feste zu feyern. Zugleich legten sie in die beiden Hauptfeste, Passah und Pentecoste, eine christliche Bedeutung. Wenn sie die Passahmahlzeit hielten, so war sie ihnen als Andenken an das letzte Mahl Christi mit seinen Jüngern besonders wichtig. Die Ebioniten feyerten nur einmal im Jahre das Abendmahl mit ungesäuertem Brode und Wasser zur Zeit des Jüdischen Passah. Dieses Mahl gab den Judenchristen den festen Punct in der Zeitrechnung. Der darauf folgende Tag war dem Andenken an das Leiden Christi geweiht und daher ein Buß- und Fasttag und der dritte Tag darauf das Auferstehungsfest. Die Berührung mit jüdischchristlichen Gemeinen veranlaßte, daß dieß Jahresfest auch in die Gemeinen der Heidenchristen übergieng. In den letzten hatte man Anfangs nur Wochen- keine Jahres-Feste. Der Sonntag

wurde wegen des Gedenkens an die Auferstehung Christi gefeyert, den Freytag betrachtete man als Fast- und Bußtag wegen des Leidens Christi. Indem man nun später Einen Sonntag und Einen Freytag im Jahre besonders hervorhob, entstand das Osterfest der Heidenchristen. Hier war die Hauptsache, daß das eine Fest jedesmal an einem Freytag und das andere an einem Sonntage gefeiert würde. An eine Passahmahlzeit wurde hier nicht gedacht. Doch Anfangs ließ jede Gemeine der andern ihren Gebrauch ohne sie zu verdammen. Man verlangte keine Einförmigkeit in äußerlichen Dingen, man wußte, daß die Apostel sie nicht angeordnet hatten. Diejenigen, welche aus Gemeinen Jüdischchristlichen Gebrauchs in Rom anwesend waren, hielten dort wie zu Hause ihre Passahmahlzeit. Das mußte aber um desto mehr auffallen, da sie sich mitten unter solchen Christen befanden, welche die Passahmahlzeit als etwas Jüdisches betrachteten und sie nicht feyerten. Doch wurden sie in Rom als christliche Brüder betrachtet und zur Theilnahme an der Communion zugelassen. Später aber brachen Streitigkeiten darüber aus. Die Hauptstreitfrage war die: Muß in christlichen Gemeinen die Passahmahlzeit beybehalten werden oder nicht? Den Gegnern der Beybehaltung war nicht bloß die Anschließung an das Jüdische Cärimonialgesetz bey dieser Sache anstößig, sondern wohl noch mehr, daß diejenigen, welche schon durch ein mehrtägiges Fasten auf die Passionszeit sich vorbereiteten, auf eine unschickliche Art ihr Fasten durch die Passahmahlzeit unterbrechen, und besonders, daß sie an einem andern Tage, als am Sonntage das Auferstehungsfest feyern sollten. Der Streit bezog sich auf die Bedeutung der letzten Passahmahlzeit Jesu. Die Anhänger des Jüdischen Gebrauchs behaupteten, daß Jesus ein eigentliches Passahmahl und zu derselben Zeit mit den Juden gehalten habe. Die andere Partey behauptete, daß Jesus keineswegs ein eigentliches Passahmahl habe hal-

ten wollen, wie daraus hervorgehe, daß er das letzte Mahl nicht am 14. sondern am 13. des Monath Nisan gehalten habe. Die Ersteren beriefen sich auf die alte Ueberlieferung in ihren Kirchen, auf den Matthäus und erklärte darnach auch das Johanneische Evangelium. Die andere Partey berief sich besonders auf dieses Evangelium

"Ueber Brian Waltons und Edmund Castells Leben und Schriften". Zu London sind im J. 1821 erschienen Memoirs of the life and writings of B. Walton by H. J. Todd. — 2 Voll. Man findet darin mehr als der Titel verspricht, namentlich Nachrichten von allen Mitarbeitern an der Londner Polyglotte, von dem Zustande der orientalischen Gelehrsamkeit in England vor und zu Waltons Zeit, von der daselbst beabsichtigten Revision der autorisirten Englischen Bibelübersetzung, wozu der Herausgeber der Polyglotte und einige seiner Mitarbeiter bestimmt waren. Der ganze zweyte Band enthält eine seltene und schätzbare Schrift von Walton selbst, worin er die Polyglotte wider die Angriffe des D. Joh. Owen vertheidiget, zu welcher Todd noch eigene Anmerkungen hinzugefügt hat. Man findet in diesen Denkwürdigkeiten über Waltons Leben und Schriften und besonders über die Geschichte der Polyglotte so viel und mancherley beysammen, wie sonst nirgends und auch manches Neue. Stäudlin hat in diesem Aufsatze ausgezogen und zusammengestellt, was Walton und Castell betreffend, für die Kirchengeschichte aufbewahrt und bekannt gemacht zu werden verdient. "Neueste Rationalisirung der Lehre vom Ausgange des heiligen Geists in der Russisch-Griechischen Kirche". Von Vater übersetzt aus den Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée, fondées sur l'expérience et la raison, suivies d'observations sur le beau, publiés par L. H. de Jacob d'après les manuscrits confiés par l'auteur. Hallé 1818. "Nachträge zu der Uebersicht der kirchenhistorischen Litteratur von 1822". "Kurze Nachrichten aus Briefen von Vater".

## Görlitz.

Bey Zobel: Anleitung die wildwachſenden Pflanzen auf eine leichte und ſichere Weiſe durch eigne Unterſuchung zu beſtimmen. Von P. F. Curie. 1823. XXXVIII. und 351 Seiten in Octav.

Als erſter Verſuch, die analytiſche Methode der Franzoſen auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ja ſogar als Erweiterung der ähnlichen ausländiſchen Arbeiten, indem jene Methode hier bis auf die Arten ausgedehnt iſt, verdiente dies Werk allerdings einer Erwähnung in unſern Blättern. Auch iſt das Streben in der Pflanzenkunde die wahrhaft unſägliche Mühe des Beſtimmens zu erleichtern, aller Ehren werth. Ob aber die analytiſche Methode an ſich hierzu diene, iſt eine andere Frage, welche Ref. aus eigener Erfahrung verneinen muß. Noch weniger dürfte dieſe Arbeit den Anfänger ſicher leiten, da viele der gemeinſten, über ganz Deutſchland verbreiteten, Arten, ja ſogar Gattungen, z. B. Blitum u. m. a. ausgelaſſen ſind. Ueberhaupt fehlt es dem Buche an einem feſten Plan. Urſprünglich für die Flora von Neuſchatel beſtimmt, fügte der Vf. hintendrein die Pflanzen hinzu, welche ihm "theils bey Barby an der Elbe, theils in der Oberlauſitz und dem angrenzenden Theil von Böhmen und Schleſien, und auf etlichen flüchtigen Excurſionen in die Schweizeralpen" bekannt geworden waren. Akotyledonen, Gräſer und Cyperaceen ſind, als zu ſchwer für den Anfänger, völlig ausgeſchloſſen. Daß der Vf. ſelbſt beobachtet habe, läßt ſich nicht verkennen, indeſſen ſcheint es ihm ſehr an literariſchen Hülfsmitteln gefehlt zu haben, und die Flore francaise viel zu kritiklos benutzt zu ſeyn, daher das Ganze ein wunderlich buntes Anſehn erhalten hat. Bey ſo vielen guten Seiten hätte Ref. den Tadel gern unterdrückt, wenn er es nicht für Pflicht hielte, gerade die Anfänger vor einem Buche zu warnen, welches ganz dazu geeignet iſt, die in Deutſchland leider immer mehr einreißende Oberflächlichkeit botaniſcher Studien noch weiter zu verbreiten.

E. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1823.

## leipzig.

Bey Joh. Ambr. Barth: Jeremias vates e versione Judaeorum Alexandrinorum ac reliquorum interpretum graecorum emendatus notisque criticis illustratus a M. Gottlieb Leberecht Spohn, Prof. Theol. design. in Acad. Viteberg. Volumen secundum. Post obitum Patris ed. Frider. Aug. Guilielm. Spohn, litterarum Graec. et lat. Prof. P. O. in Acad. Lips. mit der Jahrzahl 1824. 480 S. in 8. (Enthaltend Jerem. 25–52).

Einen lang gehegten Wunsch der biblischen Kritik hat die Pietät des Sohns gegen den zu früh verstorbenen Vater erfüllt. Im Jahr 1794 hatte der sel. Spohn die erste Hälfte des griechischen Jeremias als Probe herausgegeben, wie er einst den ächten hexaplarischen Text der Septuaginta vom ganzen A. T. herzustellen versuchen werde, wenn erst Holmes Vergleichung der Handschriften der Septuaginta erschienen und der ganze Variantenreichthum durch dieselbe zu übersehen seyn würde; er gab diese Probe, um die Stimmen der Gelehrten über sein Vor-

haben und die Art ſeiner Ausführung einzuhohlen. Das große, wichtige und ſchwere Penſum hatte an dem ſel. Spohn den rechten Mann gefunden, einen Gelehrten, des mühſamſten Fleißes fähig, mit ausgebreiteten Sprachkenntniſſen ausgerüſtet, und ausgebildet zur Uebung einer gewandten Kritik, daß es allgemein bedauert werden mußte, daß dem großen und ſchweren Unternehmen, zu deſſen Ausführung ein langes Menſchenleben des ausdauerndſten Fleißes erfodert wurde, in ſeinem erſten Beginnen der Mann geraubt wurde, der ſich vielleicht in mehrern Generationen nicht wieder ſo findet: denn er überlebte die erſte Hälfte ſeiner Probe kaum um einige Wochen. Glücklicher Weiſe hatte er zwar auch die Bearbeitung der zweyten Hälfte des hexaplariſchen Jeremias bereits zum Druck vollendet; aber ſie mußte wegen der gleich darauf eintretenden, allen ernſthaftern litterariſchen Unternehmungen ſo ungünſtigen Zeiten des franzöſiſchen Revolutionskriegs ſo lange im Pulte verſchloſſen bleiben, bis der hinterlaſſene zweyjährige Sohn des verewigten Gelehrten ſich ſelbſt zu einem berühmten Gelehrten ausgebildet hatte, auf den gegenwärtig alle Kenner des Alterthums mit geſpannter Erwartung wegen ſeiner ägyptiſchen Schriftentdeckungen hinblicken. In dem gegenwärtigen Augenblick, wo er mit den Vorarbeiten zu ihrer Bekanntmachung beſchäftiget iſt, konnte er zwar mit der Herausgabe des gelehrten Nachlaſſes ſeines verewigten Vaters ſich ſelbſt nicht befaſſen; aber wenn gleich eine bereits bekannte Litteratur des Alterthums billig Entdeckungen nachſtand, welche eine ganz neue Art alter Litteratur ahnen laſſen, ſo that er wenigſtens alles, was ihn nicht von ſeiner wichtigern Beſchäftigung abhielt, zur Beförderung dieſer Ausgabe; er erwarb ſich das Eigenthum der noch vorräthigen Exemplare des erſten Bandes, um ſie mit dem Mſc. des zweyten, dem gefundenen neuen Verleger zu übergeben, und ſorgte für einen orientaliſch-gelehrten

Freund, der die Aufsicht über den Druck führte, den er auch an dem Herrn D. Möbe, Privatdocenten in Leipzig, fand.

Obgleich der Raum fast eines ganzen Menschenalters seit der Erscheinung des ersten Bandes verflossen ist, bis ihm der zweyte damals schon zum Druck vollendete nachfolgen konnte, so war doch in dieser ganzen Zeit nichts Bedeutendes für den hexaplarischen Jeremias geschehen, daß das Msc., so wie es nachgelassen war, ohne neue Zusätze der Presse übergeben werden konnte. Es ist daher der hexaplarische Text dieses zweyten Bandes mit der Zuziehung derselben Hülfsmittel, wie beym ersten, festgestellt, mittelst der alten Uebersetzungen, die aus den Septuaginta geflossen sind, der Kirchenväter, der Handschriften, aus denen wir schon Auszüge besitzen, und wo diese Hülfsmittel nicht hinreichten, mittelst einzelner Conjecturen. Der Grabische Text liegt zum Grunde, folglich die alexandrinische Handschrift, aber da abgeändert, wo Grabe sie mit Unrecht verlassen hatte, oder es der bey dieser Recension gebrauchte kritische Vorrath verlangte. Unter diesem Text stehen die kritischen Anmerkungen. Diese legen aber nicht blos Rechenschaft über die mit dem Text vorgenommenen Abänderungen ab, sondern verbreiten sich auch über die Lesarten des hebräischen Textes, und die hexaplarischen Fragmente der übrigen griechischen Uebersetzer, und andere Nebenpuncte, auf die eine solche kritische Forschung führt. Die bekannten kritischen Zeichen der Hexaplen haben zwar auf keine neue Bestimmungen ihrer Anwendung geführt, doch ist ein neues hexaplarisches Zeichen gefunden und herausgehoben, für das aber noch die Erklärung fehlt — das Zeichen ⸗, das zweymahl Jerem., 26, 28. im hexaplarischen Syrer vorkommt.

Erforschungen des hexaplarischen Textes setzen häufig auch Erforschungen des antehexaplarischen voraus: und auch dieser Forderung ist Genüge geschehen, wo

dazu Veranlassung war, unter Beyhülfe der alten aus den Septuaginta gemachten Uebersetzungen, wie der Arabischen Version in den Polyglotten, und der Syrischen Hexaplen. Jene hat nicht selten noch den Text, den Origenes glaubte nach dem hebräischen Original in seiner bekannten Weise abändern zu müssen; und diese vereinigen zuweilen beide, die antehexaplarischen und hexaplarischen Lesarten, wie Jerem. 30, 15. 31, 8 u. s. w. Solche doppelte Texte kommen ordentlich da vor, wo die Septuaginta nach einer andern Wortabtheilung, oder Punctation oder Consonantenlesart eine ihnen eigenthümliche Uebersetzung gegeben haben, und Origenes schon in seinem Hebräischen Codex und in den für ihn gebrauchten Hülfsmitteln eine Wortabtheilung, Punctation, oder Consonantenlesart indicirt fand, welche mit unserm jetzigen Hebräischen Text verwandt oder übereinstimmend war, und er natürlich aus einem andern griechischen Uebersetzer borgen mußte, damit der Originaltext mit der ihn begleitenden Septuaginta übereinstimmen möchte. Nun läßt sich zwar leicht aus dem Genius solcher vereinigten Uebersetzungen wahrnehmen, welche von ihnen hexaplarisch, und welche antehexaplarisch sey; doch hat sich uns aus der Durchsicht dieses Bandes aufs neue bewährt, welch ein herrliches Hülfsmittel, die erste zu entdecken, in dem Codex Marshalianus erhalten worden: möge uns einst Holmes Ausgabe mehrere der Art kennen lehren! Indessen ob gleich der in diesem Bande verarbeitete kritische Vorrath dürftig gegen den zu nennen seyn wird, welchen einst Holmes Ausgabe, wenn sie erst bis zu Jeremias fortgerückt ist, liefern wird, so ist doch viel Vortreffliches damit geleistet; der Grabische Text ist durch den Verfasser in sehr vielen Stellen verbessert, und wenn gleich hie und da noch eine angenommene Aenderung bezweifelt werden könnte, so ist dem sel. Verf. doch die überwiegend größere Zahl unbestreitbar gelungen. Wie richtig ist Jerem. 34, 5 behandelt!

Statt ἕως ᾅδου hatte Grabe ὦ ἀδὼν aufgenommen; dies ist mit Recht verworfen, aber darneben auch die Unrichtigkeit von ἕως ᾅδου gezeigt. Durch die fortgehende Uebung in dieser Art von Kritik hatte sich in dem Verfasser eine Art von Tact für sie ausgebildet, daß er auch da richtig griff, wo er leicht durch Auctoritäten hätte können falsch geführt werden. Der Alexandrinische Codex hatte Jerem. 39, 3 Sarsarrabamag als Einen Namen, und der hexaplarische Syrer nach Norberg's Ausgabe stimmt darin mit ihm überein. Wir wissen nun zwar, was Spohn noch nicht wissen konnte, durch Bugati's Syrischen Daniel, daß letzteres ein Versehn der Abschrift ist, aus welcher der Syrische Jeremias abgedruckt ist, und der Syrische Codex deutlich den einen Namen in zwey Namen trennt. Von diesem Versehen ließ sich des sel. Verf. Kritik nicht irre machen, nach den früher gemachten Erfahrungen Sarasar und Rabamag als zwey getrennte Namen in den hexaplarischen Text aufzunehmen. Und aus diesem Tact, den bloß Aufmerksamkeit auf Erfahrungen geben kann, erklärt sich auch das glückliche Rathen bey Stellen, die blos nach Conjecturen geändert sind. Die Aufnahme der Lesart Τιμωρείμ statt τιμωρίαν Jer. 31, 21 ist eine glückliche Vermuthung der Art, die nicht leicht jemand verwerfen wird, wenn er sich auch nicht noch einen Grund aus der Zusammenstellung, der von dem Verf. noch nicht genutzt ist, hinzudenken könnte. Glücklich ist auch 29, 27 συνελοιδορήσατε in οὐκ ἐλοιδορήσατε (OTK aus CTN) nach einer Conjectur verwandelt. Es würde etwas Leichtes seyn, diese Bemerkungen mit reichen Beyspielen zu belegen, könnte es in der Kürze, ohne Darlegung des hebräischen Textes, und seine Vergleichung mit den Septuaginta und dieser mit den aus ihnen geflossenen morgenländischen Uebersetzungen und der Lesarten der vorzüglichsten Handschriften geschehen, da sich doch Lesern dieses Blattes nicht zumuthen läßt, eine Reihe von

Quartanten zum bloßen Verstehen dessen was zu sagen wäre, um sich herumzulegen. Und wie könnte eine solche Umständlichkeit in diesem Blatte zweckmäßig seyn? Wir schränken uns daher auf den Wunsch ein, daß der Herr Herausgeber auch die übrigen ausgearbeiteten und zum Druck fertig liegenden Aufsätze des sel. Gelehrten, diesem Werke noch nachfolgen lassen möge, wozu er Hoffnung macht.

## Leipzig.

Medicorum Graecorum Opera quae exstant. editionem curavit D. C. G. Kühn, Prof. Physiologiae et Pathologiae in Lit. Univ. Lipsiensi P. O. etc. Vol. I., (CCLXV. u. 694) 1821. II, (908) 1821. III, (939). 1822. IV, (822). 1822. Contin. Claudii Galeni Opera T. 1. 2. 3. 4.

Wir gehören keineswegs zu denen, die die Unternehmung des verdienstvollen Herausgebers zu kühn und die Hoffnung der Vollendung zu entfernt finden, sondern freuen uns daß in unserer Zeit, worin Werke des Alterthums von größerm Umfange verhältnißmäßig selten neu herausgegeben werden, da die Mehrzahl der Philologen auf einem eng umschriebnen Felde weniger mühselige Lorbern sucht, ein dazu wohl ausgerüsteter Gelehrter sich entschlossen, einem so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen als diese Ausgabe, ist. Freylich konnte gleich beym Galen, wenn die Ausgabe überhaupt erscheinen sollte, die Aufgabe nicht zu hoch gestellt werden, und eine bey der Menge der Verderbnisse und Lücken sonst überaus nothwendige Collation zahlreicher Manuscripte in den Bibliotheken Europa's, wie der ältern Ausgaben, deren besonders im sechzehnten Jahrhundert von einzelnen Büchern ungemein viel erschienen sind, war nicht Sache eines Lebens. Der Herausg. hat indeß benutzt, wozu er hat kommen können, eine Anzahl Hndschr. einzelner Bücher auf der Paulinerbibl. zu Leipzig, keine sehr alt, einen pergamentnen Codex der Therapeut. ad Glaucon. den er

selbst aus der Gruner'schen Auction besitzt, und bey dem sich eine Collation, wahrscheinlich eines Moscauer Cod., von Matthaei befindet, und manche andere, deren Aufzählung wir vor den kritischen Noten wohl zu erwarten haben. Dazu kamen eine Menge Bemerkungen Joseph Skaliger's, die sich am Rande einer Aldina des Galen in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befinden, und theils Varianten aus 3 bis 4 Handschr. wie es scheint, theils Conjecturen enthalten; dann Noten derselben Art eines unbekannten Gelehrten am Rande einer Aldina in Dresden, drittens Anmerkungen von Cornar in einem Exemplar derselben Ausgabe zu Jena, die Gruner zu Jena 1789, aber lange nicht vollständig, herausgegeben. Mit diesen Hülfsmitteln hat es der Herausg. unternommen den Text, der vorher sehr im Argen lag, durchweg zu verbessern, wozu ihn, da er vorher den Charterschen beibehalten wollte, besonders der Rath und der thätige Antheil Professor Schäfers bewogen hat. Auch erscheinen einige Schriften, die vorher blos in Lateinischer Uebersetzung bekannt waren, hier zuerst Griechisch, namentlich Galens Commentar zu Hippokrates de humoribus aus einem Pariser Codex. Von Fr. Jacobs empfing der Herausg. die Abschrift des vollständigen Schlusses des Werks ὅτι τὰ τῆς ψυχῆς ἤδη ꝛc." aus einem Münchner Codex.

Den ersten Band eröffnet die historia litteraria Claudii Galeni von Ackermann aus der Biblioth. Graeca von Fabricius u. Harles mit einigen Zusätzen und Verbesserungen des Herausg. zu denen der vortreffliche Bibliograph Ebert und Prof. Spohn Einiges beygetragen. Darauf beginnt der Text mit der aus der Charterschen Ausgabe genommenen aber verbesserten Latein. Uebersetzung darunter, welcher durch die vier vor uns liegenden Bände fortgesetzt ist. Da erst nach dessen Beschluß die kritischen Noten folgen, und erst diese uns in den Stand setzen werden, das Verdienst des Herausgebers an der Verbesserung desselben mit einiger Leichtigkeit zu bestimmen: so müssen wir hiermit diese vorläufige Anzeige schließen, die keinen andern Zweck hat als auch unsere Wünsche für den glücklichen

Fortgang dieses preiswürdigen Unternehmens auszusprechen.

K. O. M.

## Helmstädt.

Quintus Horatius Flaccus Oden und Epoden, Deutsch von K. F. A. Scheller. Helmstädt. 1821. In der C. G. Fleckeisenschen Buchhandlung. X und 210 Seiten in Octav.

Die Uebersetzung ist im Versmaaße des Originals, die zwölfte Ode des dritten Buchs ausgenommen, in welcher das im Deutschen zu schwierige Metrum der Jonici a minore mit achtfüßigen Trochäen vertauscht ist. Daß der Verfasser ein unverkennbares Talent zu dieser Arbeit mitbrachte, möchte man schon aus dem Umstande schließen, daß er als practischer Arzt in Braunschweig dreyzehn Jahre lang die Muße seiner Nebenstunden darauf verwandte, ohne andere Hülfsmittel als die des Gedächtnisses zu besitzen. Die Uebersetzung ist im Ganzen wohl gelungen zu nennen, und hat an vielen Stellen selbst vor der Vossischen den Vorzug leichterer Verständlichkeit. Sie ist bey jenem Mangel an litterärischen Hülfsmitteln ganz eigenthümlich und von fremden Arbeiten unabhängig ausgefallen; aber eben dieser Umstand hat doch auch veranlaßt, daß zuweilen theils der Sinn des Originals verfehlt, theils die Wahl der Deutschen Ausdrücke nicht glücklich ausgefallen ist. Fehler der ersteren Art würden sich durch Lectüre der Interpreten und Commentare, solche der letzteren Art durch Vergleichung der vorhandenen Uebersetzungen leicht verbessern lassen. Da das Werk außerdem durch Druckfehler etwas entstellt ist, so hat sich der Verfasser entschlossen, in einer neuen verbesserten Ausgabe nächstens sämmtliche Werke des Horatius in solcher Uebersetzung herauszugeben.

K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.
Den 24. Julius 1823.

## London.

Essays on Hypochondriasis and other Nervous Affections by John Reid, M. D. Member of the R. College of Physicians, London; the second edition, with considerable additions. 1821. 440 Seiten in Octav.

Dieses mehr für die große Welt als für Aerzte geschriebene Werk, enthält sehr angenehm und elegant vorgetragene Bemerkungen. Essay. 1. Ueber den Einfluß des Gemüths (mind) auf den Körper. Die Anatomie des Gemüthes und der Idiosyncrasien desselben sollte eben so gut als die des Körpers einen wesentlichen Theil der medicinischen Erziehung ausmachen, besonders für Aerzte, welche in einer volkreichen, schwelgerischen Stadt ihre Kunst auszuüben hätten. 2. Kraft des Willens. Es sey grausam und unnütz Hypochondristen auszulachen oder zu schelten. Der Ausdruck Imaginary sorrow dürfte abgeschafft werden, nicht nur als eine wörtliche Absurdität, sondern auch als zu Hartherzigkeit verleitend. Das untersuchende Messer des Zergliederers vermag nicht manche Fehler im Systeme der Empfindung zu entdecken. Der

Wille kann freylich vieles, nur nicht alles, oder etwas einem Hypochondristen wirklich Unmögliches bewirken. 3. Furcht vor dem Tode. Sonderbar genug sey Todesfurcht ein gewöhnliches Symptom der Hypochondrie, welche doch wenig Lebensgenuß gönnt, gerade wie Heimweh meist nur Leute aus öden Gegenden befällt. The love of life, one might fancy, in some cases, to be a product formed from the decomposition of its pleasures. So widersprechend es auch scheinen möge, so habe man doch zuverlässige Beyspiele, daß sich Leute, aus Todesfurcht sogar umbrachten. Beyspiele, daß Todesangst bisweilen den Tod bewirkt. Warnung an Aerzte den Kranken weder zu viel hoffen noch zu viel fürchten zu machen. Regelmäßige und thätige Beschäftigung ist gegen krankhafte Todesfurcht das beste Vorbauungsmittel. Kleinmüthige Aerzte lassen manchen Kranken sterben, um nicht in Verdacht zu gerathen, ihn umgebracht zu haben as if murders from omission left no stain upon the character, and inflicted no wound upon the conscience. 4. Pride. Gedemüthigter Stolz, verursacht leicht Wahnsinn. Egoismus ist an sich schon eine Krankheit, noch mehr wenn er sich mit Hypochondrie paart. Lob, ungehörig verwendet, wirkt als Gift auf einen schwachen Verstand. Absolute Souveraine, der Schmeicheley ausgesetzt, seyen daher die allerunglücklichsten Menschen. Ein Stoiker steht auf seinen Stelzen zwar höher, aber auch unsicherer. Die Befolgung von Dr. Priestleys vortrefflicher Predigt: Ueber die Pflicht, sich nicht selbst zu leben, könne dem Wahnsinn besser vorbauen als manche Lehren der Moral, oder Vorschriften der Heilkunst. 5. Remorse. Nicht immer sind Gewissensbisse Folgen übeln Betragens, denn oft werden sie von denjenigen am tiefsten gefühlt, die am wenigsten Ursache haben, sich selbst anzuklagen. Die hypochondrische Demuth ist am schwersten zu heben. 6. Einsamkeit. Burton

beschließe sein voluminoses Werk über Melancholie mit der kurzen Vorschrift, "Sey nicht allein, sey nicht müssig". Hypochondriasis ist weit davon eine Hauptstadt-Krankheit (metropolitan disease) zu seyn. Die Stimme der Leidenschaften wird in stiller Zurückgezogenheit von der Welt deutlicher vernommen, daher sind Laster in Mönchs- und Nonnenklöstern so recht eigentlich zu Hause. Hypochondrie-Geneigte sollten nicht mit Hypochondristen zusammen leben. 7. Uebertriebenes Studiren, oder Geistesanstrengung. What is called a learned man is often only a lazy man in disguise, with whom reading is a refuge from the more strenuous task of reflection. Abwechselung in der Geistes-Beschäftigung, so wie Vermeidung metaphysischer Speculationen und des dermalen modigen Romanenlesens ist besonders Hypochondristen zu empfehlen. Eine circulirende Bibliothek sey größtentheils mit einem Kästchen von Liqueuren zu vergleichen, worin sich nichtsnährendes oder stärkendes, sondern bloß reizendes und entzündendes befindet; der Geschmack an solcher Leserey, sey die Ursache der wirklich jetzt überhandnehmenden sogenannten Nervenkrankheiten. Das Studium der Naturgeschichte und Philosophie schütze dagegen. Ein großer Botanist dem ein lebhaftes Frauenzimmer äußerte, "Ich habe keinen Gefallen an Blumen, sie sprechen nicht" versetzte, "Sie sprechen zu mir". Als Beyspiele von verdorbenem Geschmacke und Talenten dienten die unglücklichen Weiber Mad. du Deffand und de Stael. 8. Vicissitude, als Ursache, und characteristisches Symptom einer Gemüthskrankheit. Ungeachtet ein gleichmüthiges, ruhiges Temperament meistens angeboren scheine, so dürfe doch Gleichmüthigkeit nicht als gänzlich unerreichbar betrachtet werden. Unverhältnißmäßige Aufwallungen ließen sich oft in früher Jugend so gut als körperliche Misbildungen verbessern. 9. Schlaf. Da während des Schlafes die Gegenstände unsrer Gedanken abwechseln, so sichert uns dieses einigermaßen vor der Ermüdung, wel-

che wir außerdem von anhaltendem Denken erleiden; denn der Verf. iſt der Meinung, daß Denken und Bewußtſeyn nicht ſo ganz während des Schlafes erlöſchen, als man gemeiniglich behauptet; auch ſey ja Denken im ſtrengſten Sinne des Wortes unabhängig vom Willen. 10. Mangel des Schlafes. Schlafloſigkeit während des Amerikaniſchen Krieges legte den Grund zu des Königes unglücklicher Krankheit. Der Verf., der oft, wegen Schlafloſigkeit, Hypochondriſten zu berathen hatte, fand nach allen angewandten mediciniſchen und diätetiſchen Opiaten, kaltes und warmes Bad von entſchiedenem Nutzen. Oft wird Schlafloſigkeit durch Verſtopfung der Haut-Poren veranlaßt. Eine reine Haut laſſe ſich rückſichtlich der Wirkung einem reinen Gewiſſen zunächſt an die Seite ſtellen. 11. Unmäßigkeit. Der große Nachtheil vom Genuſſe geiſtiger Getränke wird ſehr gründlich dargethan, auch vor dem Misbrauch hitziger Arzeneyen gewarnt, doch auf der anderen Seite bemerkt, daß man Hypochondriſten nicht Weintrinken unterſagen ſolle. Insbeſondere werden noch die ſchädlichen Folgen von der jetzt modigen Anwendung des Opiums gezeigt, welche mitunter ein Verlangen nach dem Tode bewirkt. Der Verf. iſt deshalb nicht der Meinung des Dr. Heberden, daß, weil man Opium leichter als Wein aufgeben könne, man in den Fällen, wo eines von beiden erforderlich ſchiene, man Opium vorzuziehen hätte. Prosperity often a source of inebriety. Man kann durch gute Neuigkeiten eben ſo berauſcht werden als durch Branntewein. 12. Excels of Abstinence. Auch zu große Enthaltſamkeit führe vor der Zeit ins Grab, a gratuitous abstinence is a species of practical impiety. 13. Morbid affections of the organs of Sense. Der Satz, daß Kränklichkeiten eines individuellen Organs, meiſtens eine allgemeine Affection des Nervenſyſtems ſeyen, wird trefflich erläutert. Eines der häufigſten Symptome bey Manie oder Hypochondrie, ſeyen Fehlen im Gehöre. Auch das Auge iſt ein treuer Zeuge des Ge-

müths. Ein berühmter Augenarzt, fand nach vierzigjähriger Erfahrung, daß das jetzt fast in allen Augenwassern befindliche Opium, mehr schädlich als nützlich auf dieses Organ wirke. 14. Physical malady the occasion of mental disorder. Die Paroxysmen der Manie seyen Zuckungen, die der Melancholie Lähmung der Seele. 15. Atmosphäre von London. Nicht sowohl die Hitze an sich selbst, als die mannigfache und angehäufte Verunreinigung mache die Atmosphäre Londons in den warmen Monaten der Gesundheit nachtheilig. Eben so nachtheilig ist das Leben nach der herrschenden Mode. Ist der Körper zu sehr geschwächt, so beschleunigt Seebaden, und Bristol nur das Ende seines Lebens. Die überfüllten Kirchhöfe verdürben auch die Luft in dieser großen Stadt. 16. Dyspeptic and Hepatic Diseases. Die Arbeit der Verdauung bewirke eben sowohl Ermüdung als irgend eine Arbeit. Die meisten Unverdaulichkeiten und gallichten Krankheiten kämen von Diätfehlern oder Schwelgerey. Anderseits sey gar zu pünktliche strenge Lebensordnung ebenfalls nachtheilig. Cornacos Character sey weder zu achten, noch sein langes Leben zu beneiden. Die dermalige Gewohnheit spät und viel zu speisen, sey sehr verderblich. Manches Hustens Ursache liegt im Magen, nicht in den Lungen. Unverdaulichkeiten durch Brechmittel abzuhelfen wird selbst lebensgefährlich, weniger schadet warmes verdünnendes Getränk. Theetrinken, in so fern es übermäßigen Weingenuß hindert, sey zu empfehlen, desgleichen Schonung der Zähne. Leberkrankheiten bleiben oft während des Lebens unerkannt. 17. Palsy, Idiocy, Spasmodic and convulsive affections. Der Verf. erzählt einige ihm vorgekommene interessante Fälle von Schlagflüssen und macht auf die oft als solche unbeachteten leisen Vorboten derselben aufmerksam, um heftigern Ausbrüchen derselben so wie der ebenfalls langsam herbeyschleichenden Epilepsie durch Aenderung in der Diät, Vermeidung von Leidenschaftlichkeit, oder Ablegung übler Gewohnhei-

ten zuvor zu kommen. Electricität bewies sich ihm nicht günstig bey Lähmungen, sie sey ein zu flüchtiges Agens um bey chronischen constitutionellen Uebeln dauerhaft zu wirken, sie nutze nur da, wo man eine Heilung durch heftige Bewegung des allgemeinen Systems bezweckt. Zum Schlusse dieses Abschnittes erzählt der Verf. einige Geschichten von ungemein erhöhter Empfindlichkeit. 18. The hereditary nature of Madness. In den stärksten Ausdrücken wird das verbrecherische nachdrücklichst geschildert, dessen sich ein seines Wahnsinns Bewußter schuldig macht, wenn er sich verheirathet, weil Scropheln, Gicht und andern erblichen Krankheiten doch noch vorgebeugt werden könnte, Wahnsinn aber fortgeerbt ganze Generationen ins Unglück bringt; auch wird nicht verkannt, daß Wahnsinn oft aus einem zu heftigen Antrieb zum Erhabenen und Schönen im Moralischen und Gewöhnlichen entspringt. 19. Old age. Betrachtung, ob es wünschenswerth sey, ein hohes Alter zu erreichen. It is a matter of surprise, that by a person of an unimpaired reason, longevity should ever be regarded as an object of ambition or desire. Noch weniger wünschenswerth sey ein artifical or premature old age. 20. Lunatic Asylums. Empfehlung einer milden Behandlung der Wahnsinnigen tenderness is better than torture, kindness more effectual than constraint. Es sey freylich leichter durch Stricke als durch anhaltende freundliche Theilnahme solche Unglückliche zu fesseln. Eine üble Behandlung in Irrenhäusern mache Manche erst vollends wahnsinnig, welche es vorher noch nicht waren Wegen der sichtbaren und reißenden Zunahme des Wahnsinns in England verdiene er täglich mehr den Namen English malady. Madness strides like a colossus over this island. 21. The importance of counteracting the tendency to mental disease. Ueber diesen Gegenstand sey noch viel zu thun übrig. Besonders aufmerksam und vorsichtig solle man den anfangenden Wahnsinn behandeln, denn

fast jedes Nervenleiden, ließe sich als ein annähernder Wahnsinn betrachten. Eine der wichtigsten Erfordernisse im Character eines Arztes sey die Fähigkeit die frühesten Rudimente, die kaum gebildeten Fäden einer Krankheit zu entdecken, und ihre Zunahme zu hindern. Auch die sogenannten lucida intervalla verdienten eine sorgfältige Beachtung, sowohl in gerichtlicher als ärztlicher Hinsicht. 22. Bleeding. Blutwegnahme schwächt die physische Kraft ohne den Wahnsinn zu schwächen und verwandelt oft Raserei in tiefe Melancholie oder in Blödsinn. Less slaughter has been effected by the sword than by the lancet — that minute instrument of mighty mischief. 22. Pharmacy. Treffende Bemerkungen über den Gebrauch von Arzeneyen bey Hypochondristen, und Kindern, davon so manche, mit Arzeneyen verschont, am Leben bleiben würden. 24. Ablution. Reinlichkeit trage zur Reinheit nicht nur des Körpers, sondern auch der Seele bey. Doch schade das dermalen modige kalte Baden unvorsichtig angewendet der Gesundheit mehr als man glaube und befördere die Schwindsucht. Warmes Baden dagegen wirke oft so beruhigend als Opium. 25. Bodily Exercise. Gegen Nervenkrankheiten ist Leibesbewegung eines der besten Mittel. Ein wegen glücklicher Heilung der Wahnsinnigen bewährter Arzt, ließ sie buchstäblich arbeiten wie Pferde. 26. Occupation. Die Nützlichkeit von Beschäftigung gegen Hypochondrie, beweist auffallend das Verschwinden derselben, während bürgerlicher Kriege und Rebellionen. In Spanien ist eine Irrenanstalt in welcher die Armen zu arbeiten angehalten und gemeiniglich geheilt werden, die Grandes dagegen mit Arbeit verschont und ungeheilt bleiben. 27. Real Evils, a Remedy for those of the imagination. Der Verf. erläutert, ungemein sinnreich diesen Satz durch verschiedene von ihm beobachtete Fälle. Im Appendix werden einige Noten von Hr. Dr. Heindorf aus dessen Deutschen Uebersetzung der ersten Ausgabe dieses trefflichen Werkes mitgetheilt.

## Paris.

Chéz l'auteur, au jardin du roi: Histoire naturelle des animaux sans vertèbres, présentant les caractères généraux et particulières des ces animaux, leur distribution, leurs classes, leurs familles, leurs genres et la citation des principales espèces, qui s'y rapportent etc. par M. le Chevalier de Lamark, Membre de l'Académie royale etc. Tome septième. 1822. 711 S. 8.

Die erſten ſechs Bände dieſes Werkes ſind bereits früher von einem Andern in dieſen Anzeigen ihrem Inhalt u. ihrer Einrichtung nach dargeſtellt worden. Es bedarf daher hier bloß einer kurzen Angabe deſſen, was dieſer ſiebente Band liefert, womit das Ganze geſchloſſen iſt. Er enthält nämlich die Gattungen: Ammonites, Ammoceras, Ancillaria, Argonauta, Baculites, Buccinum, Carinaria, Cassidaria, Cassis, Cerithium, Colombella, Conilites, Cristellaria, Cypraea, Eburna, Discorbis, Dolium, Fasciolaria, Fusus, Gyrogona, Harpa, Hipurites, Lenticulina, Loligo, Loligopsis, Marginella, Melonia, Mitra, Monoceros, Monodonta, Murex, Nautilus, Nodosaria, Nummulides, Octopus, Oliva, Orbiculina, Orthocera, Ovula, Phasianella, Placentula, Planaxis, Pleurotoma, Polystomella, Pterocera, Purpura, Pyrula, Renulina, Ricinula, Rotalia, Rotella, Sepia, Siderolites, Solarium, Spirolina, Spirula, Strombus, Struthiolaria, Terebellum, Terebra, Triton, Trochus, Turbo, Turrilites, Turritella, Voluta, Volvaria, Vorticialis, u. noch Nachträge zu Ampullaria, Auricula, Bulimus, Calyptrea, Cyclostoma, Delphinula, Helicina, Lymnea, Planorbis, Scalaria. Für die Purpurſchnecke der Alten hält der Vf. das Buccinum patulum Lin., welches er unter dem Namen Purpura patula — Pourpre antique aufführt; doch findet ſich auch ein Purpurſaft noch in andern verwandten Arten, namentlich in dem Buccinum lapillus Lin. Purpura Lam.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 27. Julius 1823.

## Jena.

Bey Friedr. Frommann: Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. Jonas Friedr. Christian Löffler 1803 - 1815. 8 Bände. 8.

## Hannover und Leipzig.

Bey den Gebrüdern Hahn: Magazin für christliche Prediger. Herausgegeben von Christoph Friedr. Ammon. 1816 - 1822. 6 Bände. 8.

Es sind bereits zwanzig Jahre verflossen, seitdem das von Teller herausgegebene neue Mag. f. Pred. unter des s. Löfflers und unter des Hrn. O. H. Pred. Ammon Leitung fortgesetzt wurde. Auch dieser hochverdiente Gelehrte ist jetzt bekanntlich von der Herausgabe desselben abgetreten. Da dieses nun nicht bloß seinem äußeren Auftreten, sondern auch seinem Geiste nach vollkommen den Namen einer Zeitschrift verdient, indem es recht eigentlich als ein Organ der Zeit angesehen werden kann und muß; so dürfte es den Lesern dieser Blätter nicht uninteressant seyn, gerade jetzt, wo dasselbe abermals einen neuen verdienstvollen Herausgeber erlangt hat, einen prüfenden Blick

auf dies Prediger-Magazin zu richten. Bekanntlich hat Löffler daſſelbe in dem Geiſte fortgeſetzt, in welchem es von Teller war geführt worden. Auch die Form blieb im Ganzen dieſelbe. Hr. D. Ammon aber kündigte gleich bey der Uebernahme des Magazins an: "daß er nicht auf den Grundſätzen der dialectiſchen Verſtandestheologie fortbauen könne, und daß eben deswegen nur wiederholte Aufforderung ihn vermocht habe, ſeine Bedenklichkeit zu überwinden". (S. Vorrede zum 1. B.). Schon der abſichtliche Zuſatz auf dem Titel: "für chriſtliche Prediger" ließ eine Abweichung vom Geiſte des Vorgängers vermuthen. Es ſind daher die Eigenthümlichkeiten des Magazins unter den letzten Herausgebern, welche wir hier etwas genauer ins Auge faſſen wollen. Die äußere Anordnung der verſchiedenen Aufſätze iſt in beiden Magazinen faſt unverändert geblieben. Doch finden ſich einige, wenn gleich keine weſentliche, Abweichungen. In dem erſten Stücke des Ammonſchen Magazins iſt ganz dieſelbe Ordnung beybehalten, wie wir ſie im Löfflerſchen finden; nämlich: I. Abhandlungen. II. Recenſionen. III. Predigten und Predigtentwürfe. IV. Kürzere Reden und liturgiſche Formulare. V. Miscellen. Aber ſchon im zweyten Stücke fand es Hr. D. Ammon angemeſſen, die zweyte Abtheilung zur vierten zu machen und ſie "kritiſche Ueberſicht der neueſten theologiſchen Litteratur" zu überſchreiben. Die einzelnen Recenſionen bilden dadurch ein Ganzes. Was die Anzahl der Abhandlungen und die Beſchaffenheit der einzelnen Abtheilungen im Allgemeinen betrifft; ſo giebt Löffler meiſtens in jedem Stücke zwey Aufſätze, Hr. D. Ammon dagegen regelmäßig nur einen. Außer den Zuſätzen zu den Abhandlungen anderer Verfaſſer finden ſich in den ſechzehn Stücken des Löfflerſchen Magazins nur ſechs Aufſätze vom Herausgeber ſelbſt, indem Hr. D. Ammon in jedem Stücke, mit Ausnahme des erſten, ſelbſt einen Aufſatz liefert. Die Recenſionen ſind im

Mag. ausführlicher, und daher weniger. Hr. D. Ammon theilt dagegen kürzere aber zahlreichere mit, welches bey dem großen Zuwachse der Literatur sowohl, als bey den obwaltenden Streitigkeiten über Rationalismus und Supernaturalismus, über Unionswesen, und bey dem allgemeinen Interesse für Bibelgesellschaften und Missionswesen allerdings zweckmäßig war. Die Uebersicht der einzelnen Recensionen wird sehr erleichtert durch die allgemeinen Eintheilungen derselben nach bestimmten Materien. Die Predigtentwürfe werden in dem Ammonschen Mag. schon im zweyten Stücke des ersten Bandes ganz von den Predigten abgesondert, und in eine besondere Abtheilung gebracht. Vom 2. St. des 2. B. an fallen sie ganz aus. — Die vierte Abtheilung enthält bey Löffler mit seltenen Ausnahmen, Katechesen und Materialien dazu, nebst Beyträgen zur Liturgik. Hr. D. Ammon dagegen theilt in seinem ganzen Magazin nur einen einzigen katechetischen Beytrag mit. (Bd. 2. St. 2. S. 505). Dagegen fehlen die liturgischen Formulare und kürzeren Amtsreden selten. — In der fünften Abtheilung findet man bey Löffler meistens ausführlichere Aufsätze und Mittheilungen; bey Hrn. D. Ammon aber fast nur kleinere Notizen und aphoristische Bemerkungen welche übrigens oft sehr interessant, selten ganz ohne theologisches Interesse sind, wie z. B. IV. 1. St. 3. 2. St. 2. VI. 1. St. 1. 2. St. 1.

Die abgehandelten Materien sind in beyden Magazinen merklich verschieden. Löffler nimmt, mit seltenen Ausnahmen, nur auf die Amtsführung des Predigers Rücksicht, und giebt daher a) homiletische (III. 1. a. III. 2. b. V. 1. c. VIII. 1. b. 2. a. b.) b) pastoralwissenschaftliche (I. 2. III. 1. a. b. IV. 1. a. IV. 2. b. V. 2. b. VI. 2. a. b. c. VII. 2. a. b.) c) liturgische (II. 2. III. 2. a. IV. 1. b. VI. 1. b.). d) zur practischen Religionswissenschaft gehörende Abhandlungen (V. 1. a. VI. 1. a. VII. 1. a.). Zu

jenen Ausnahmen gehören eine, die Verbildung des Geistlichen betreffend (I. 1.), eine kirchenrechtliche (V. 2. a.) drey religionsphilosophische (IV. 2. a. VII. 1. b. VIII. 1. a.) welche letzteren jedoch eine ganz practische Tendenz haben. Fast alle Aufsätze haben ein allgemeines Interesse, und einer IV. 1. a. "einige Ueberlegungen und Grundsätze für Prediger bey den Begebenheiten der gegenwärtigen Zeit" — wohin gerechnet werden: Krieg, Veränderung des Landesherrn und Verfassung der Kirche (im J. 1808.) — ein speciell zeitgemäßes Interesse. Hier nehmen wir jedoch nur auf die größeren Aufsätze Rücksicht, mit Uebergehung der kleineren, welche sich bisweilen in der fünften Abtheilung finden.

Die von Hrn. D. Ammon in den Abhandlungen besprochenen Gegenstände beziehen sich meistens auf Dogmatik. (II. 1. 2. III. 2. IV. 1. a. b. 2. V. 1. 2. VI. 2.) und auf Moral (III. 1. VI. 1.). Es findet sich nur eine homiletische (I. 1.) und eine archäologische (I. 2.) "über Christusköpfe". Die mehrsten haben ihre Veranlassung in der Zeit selbst, nämlich in den Streitigkeiten über älteres und neues System, über Rationalismus und Supernaturalismus, über Religions- und Kirchenlehre. Die Unionsversuche und der unglückliche Thesenstreit geben hierzu die ungesuchte Gelegenheit.

Was die practischen Arbeiten betrifft, so findet man in dem Löfflerschen Mag. am häufigsten ausführliche Entwürfe und Casualreden. Löffler war nämlich der Meynung, daß aus jenen der Prediger in Absicht der Kunst am meisten lernen könne, und diese bey den Zuhörern größere Aufmerksamkeit erregten. (Vorrede zu B. II.). Er wünschte daher auch, daß jede Predigt gewissermaaßen eine Casualrede seyn möge, und suchte ohne Zweifel durch die häufigere Mittheilung derselben dazu mitzuwirken. Man sieht leicht ein, daß der Wunsch in dem Bestreben seinen Grund hat, den Religionsvorträgen einen Reiz der

Neuheit zu verschaffen. Wir sind nun zwar der Meynung, daß jener Reiz allerdings berücksichtigt werden möge, wo dies mit der Hauptabsicht vereinbar ist, auf Wahrheit, Ehrwürdigkeit, und Anwendbarkeit religiöser Lehren von einer bisher unbeachteten Seite her, ein neues und wohlthuendes Licht fallen zu lassen, aber daß er an sich betrachtet nie ein Hauptaugenmerk für den Prediger werden dürfe. So bald er sich bloß von diesem in der Wahl der Materie und ihrer Darstellung leiten läßt, so möchte er schon den wahren und höheren Gesichtspunct, aus welchem eine Predigt betrachtet, und das richtige Gefühl, mit dem sie aufgefaßt werden soll, verlohren haben. Nicht zu gedenken, daß das Haschen nach Neuem, bloß des Neuen wegen, oft und leicht (die Geschichte der Homiletik ist des Zeugin), Fremdes, Flaches und Unwürdiges auf die Kanzel bringt, den Geschmack am reinen Geiste der Religion verscheucht und mehr die Neugierde befriedigt, und die Phantasie belustigt, als Läuterung der Einsicht und Gesinnung hervorbringt. Die sorgfältige Berücksichtigung des individuellen sittlichen Bedürfnisses der Gemeinde, diese gebe den Predigten für gewöhnlich den casuistischen Character, ohne besondere und einer religiösen Berücksichtigung würdige Vorfälle zu eigentlichen Casualreden unbenutzt zu lassen. — In der Folge theilte Lössler immer häufiger ganze Predigten und Homilien mit, da es den Verfassern derselben unangenehm war, bloß Auszüge zu liefern. (S. Vorr. z. II. B.).

Hr. D. Ammon zog es vor, ganze Predigten und Reden mitzutheilen, und ließ, wie schon erwähnt worden ist, die Entwürfe bald ganz weg. Am sichersten wäre wohl das Bedürfniß der Leser berücksichtigt, wenn das Eine geschehen und das Andere nicht unterblieben wäre. Vollständige musterhafte Predigten tragen mehr bey zur unmittelbaren Belehrung und zur Bildung des Geschmacks im Predigen; Entwürfe, die desto reichlicher gegeben werden konnten,

(und noch lieber, nur pragmatische Andeutungen, wie gewissen Texten diese oder jene Materie, ohne Künsteley und ohne auf Kosten ihres ursprünglichen Sinnes, abgewonnen werden möchten), leiten und schärfen desto mehr das eigne Nachdenken. Die mehresten Predigten wurden von Hr. D. Ammon selbst beygesteuert. Löffler hat weit seltener selbst Beyträge geliefert und in manchen Stücken seines Mag. gar keine. Sollte man wohl irren, wenn man den Grund dieser Verschiedenheit auch zum Theil in Löfflers Ansichten des öffentlichen Gottesdienstes überhaupt (S. Mag. III. 2. S. 19 ff. V. 1. S. 1 ff. und S. 32.) und in einer weniger strengen Auswahl der mitgetheilten Beyträge suchte? Wenigstens ist so viel gewiß daß die Ansicht Löfflers, nach welcher ihm das Lehren und Unterrichten Hauptsache der öffentlichen Religionsvorträge schien (Mag. III. 2. S. 23) auf die Wahl der Hauptsätze seiner Predigten den entschiedensten Einfluß hatte und haben mußte. Die Religion war ihm "ganz Sache des Verstandes" (Mag. I. 1. S. 68.), im Grunde also eine Klugheitsmoral, und wenn gleich er die Wahrheit der Religion eine göttliche nannte; so war sie ihm dies doch in keinem anderen Sinne, als etwa eine mathematische Wahrheit auch göttlich genannt werden dürfte, (Mag. VII. 1. S. 26.), da er dem Religionslehrer, welcher Glauben zu finden wünscht, die Regel als die höchste und einzige empfiehlt: "daß er das, was er lehrt und einschärft, dem Verstande der Zuhörer möglichst nahe bringe und begreiflich mache"; so konnte es nicht anders seyn, als daß er ausschließlich moralische Hauptsätze billigte und in sein Magazin aufnahm. Wenn daher auch bisweilen dogmatische Hauptsätze vorkommen, so findet man sie doch bloß aus dem moralischen Gesichtspuncte behandelt. Man sehe z. B. die Predigt von Löffler: "wann ist unser Glaube an Jesum ein ächt christlicher und beseligender Glaube?" (Mag. I. 1. S. 158 ff.) und ferner die von

Kochen: "wie dünket euch um Christo, weß Sohn ist er?" (VI. 2. S. 126 ff.) Christus erscheint da bloß als Mensch, der freylich viel besser als wir und ohne Sünde war, aber doch immer nur ein Mensch blieb. Eine Ausnahme von dieser Art von Predigten, macht die von Bail: "Jesus, der Weltheiland". (S. Mag. VII. 2. S. 60. besonders den dritten Theil und die Schlußanmerkung S. 71), aber es ist auch die einzige anderer Art, die uns in dem ganzen Magazin begegnet ist. Man vergleiche damit die Predigt von Löffler: "Erinnerung an die wichtigsten Theile des Verdienstes Jesu" (Mag. V. 2. S. 76). — Da Löffler die Predigten als "moralische Vorträge" betrachtete; so kann es auch nicht sehr auffallen, daß er es im Allgemeinen billigte, wenn man über Gegenstände, welche der Kanzel fremd scheinen, predigte, namentlich über Schußblattern, über die Bereitwilligkeit, als Soldat zu dienen, über die verbesserte Landwirthschaft durch Kleebau, Stallfütterung ꝛc. (Mag. III. 2. S. 83). Wirklich finden sich auch ins Magazin Predigten aufgenommen über Themata, wie folgende: von der Ausrottung der Blatternseuche von Schulz, (V. 2 S. 141 ff.) "wie gut es für den Taglöhner ist, wenn er mehr als eine Arbeit verrichten kann" von Wittekopf (II. 1. S. 87) "über das Verhalten beym Durchmarsche fremder Truppen" von Heydenreich (VII 2. S. 120) "über das unvorsichtige Baden" von Westermeyer (II. 2. S. 161) ꝛc. Ueber alle solche gemeinnützige Gegenstände bedarf besonders der Landmann allerdings der Belehrung, wozu der Prediger, bey übrigens gutem Willen sich wohl Gelegenheit verschaffen kann. Ins Besondere belehre er darüber die Jugend in der Schule, welche ein sorgsamer Prediger nicht dem Schullehrer allein überlassen wird, denn in der Schule und durch die Schule muß er sich seine Gemeinde heranziehen. Immerhin nehme er auch von solchen Gegenständen in seinen Predigten Beyspiele her, oder mache gelegentliche kurze

Anwendungen darauf, nur wähle er sie nicht zu Hauptsätzen ganzer Predigten, sonst verwandelt er die Kanzel in einen Lehrstuhl der Arzneykunde, der Oekonomie, der Polizeywissenschaft ꝛc. und er selbst hört für den Augenblick auf, als christlicher Prediger da zu stehen, dem es nur um Erbauung zu thun seyn muß. Eine ganz andere Richtung nahm in dieser Rücksicht das Magazin unter Hrn. D. Ammon Leitung. Der Herausgeber hat nicht selten nicht geringen Tadel darüber erfahren: "daß so oft dogmatische Hauptsätze von dem Magazin besprochen wurden". Er sagt hierüber selbst: "während man der moralischen Vorträge des Magazins mit Auszeichnung und Ruhm gedachte, wollte man jene (dogmatischen) Predigten mit einem Uebermuthe in den Staub treten, welcher schonungslos in der Miene einer gerechten Strenge gegen wiederkehrende Vorurtheile einherzieht. Ich bekenne frey, daß mich nichts so sehr gedemüthigt hat, als jenes Lob, und nichts so sehr erhoben, als dieser Tadel. Denn abgesehen von der allgemeinen Unvollkommenheit meiner Religionsvorträge, über die ich mit dem letzten meiner Zuhörer oder Leser immer zuerst einverstanden bin; abgesehen ferner von der Subjectivität eines jeden Glaubens, in so fern er hier durch den Character einer Particularkirche, dort durch die nothwendige Individualität des Redners bedingt wird, ist doch der Glaube nichts anderes, als das Erfassen der Idee, aus welcher die einzelne Pflicht und Tugend folgt; es ist namentlich der christliche Glaube nichts anderes als ein Hinzutreten zu der Quelle des Lichtes, aus welcher die Gerechtigkeit und Liebe fließt; es ist also auch jede religiöse Moral ohne den Glauben ein Fluß ohne Ursprung, und eine rein dogmatische Predigt bleibt daher nicht allein erbaulicher und fruchtbarer, als der abgeschnittene Kegel einer bloß moralischen Abhandlung, sondern sie setzt auch eine ungleich tiefere Forschung und eine höhere Anstrengung des Geistes voraus, als diese.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1823.

## Jena, Hannover und Leipzig.

Beschluß der Anzeige des Magazins für Prediger von Löffler und Ammon.

Man nehme nur, wie das schon vor uns mehrere französische und englische Redner versucht haben, die Lehren des christlichen Glaubens aus der langen Reihe der Kanzelmaterialien hinweg; so werden sich unsere Tempel bald in philosophische Hörsäle verwandeln und unsere Gemeinden werden sich zerstreuen, wie eine Heerde, die keinen Hirten hat" (Mag. VI. 2. S. 5 f.). Diese Außerungen gehören zu sehr zum Glaubensbekenntniß des Herausgebers über den erwähnten Gegenstand, und bezeichnen zu bestimmt den eigentlichen Divergenzpunkt zwischen den praktischen Arbeiten des Löfflerschen und Ammonschen Magazins, als daß wir sie nicht ganz hätten mittheilen sollen. Man sieht daraus mit der größesten Bestimmtheit, daß der, in den von Hrn. D. Ammon gelieferten Reden und Predigten, herrschende Geist, von dem oben angegebenen Löfflerschen in so fern sehr abweiche, als Löffler immer rein moralische Vorträge, ohne Berücksichtigung

des christlich-dogmatischen giebt; Hr. D. Ammon dagegen, sowohl in den dogmatischen als in den moralischen Predigten den eigentlich christlichen Standpunct nie verläßt. Einen überraschenden und zugleich characteristischen Unterschied wird man bemerken, wenn man z. B. die Ammonsche Predigt: "über das Hinneigen unserer Zeit zu einem Christenthume ohne Christus" (B. I. St. 2. S. 354 ff.) mit der schon oben angeführten Löfflerschen vergleicht: "wann ist unser Glaube an Jesum ein echt christlicher und beseligender Glaube"? (Mag. I. 1. S. 158 ff.). In jener wird überhaupt gegen den Irrthum geeifert, daß man sich nur an die allgemeinen Wahrheiten des Christenthums von Gott, dem Vater aller Menschen, von seiner weisen Weltregierung und einem künftigen Leben und namentlich an die reine Tugendlehre halte, dahingegen Jesum von Nazareth nur für einen weisen und menschenfreundlichen Lehrer gelten lasse (S. 358), daß man sich über die Lehren von Jesu dem Gekreuzigten und Auferstandenen, wie er vom Himmel gekommen und nach vollbrachter Erlösung der Welt wieder zum Vater zurückgekehrt ist, als über jüdische Meinungen und Vorurtheile, zu den allgemeinen Grundbegriffen, die das Christenthum mit der Vernunft gemein hat, erhebe, und in diesen allein und ausschließend das wahre Himmelreich des Glaubens, der Tugend und Versöhnung zu finden glaube (S. 359), daß die Kirche Jesu solcher für nichts mehr gelte, als für eine menschliche Anstalt zur Tugend und Sittlichkeit, die sich auch durch andere und bequemere Mittel ersetzen ließe. (361). In dieser dagegen wird der Glaube an Christum geradezu für nichts anderes erklärt, als für den Glauben an seine Lehre und in diesen die höchste Würde des Christen gesetzt (L. Mag. II. 1. S. 159); Christus hat uns einen allgemein faßlicheren und anwendbareren Unterricht gegeben über unsere Pflichten, als irgend ein Sittenlehrer im Juden- oder Heidenthume ꝛc. Hierzu nehme man die: "Erinnerung an die wich-

tigsten Theile des Verdienstes Jesu" (L. Mag. V. 2. S. 76) welches darin besteht: "daß er 1. die Abgötterey aus dem Theile der Welt verbannt, der seine Religion kennet; 2. Die Anbetung Gottes, des Einzigen, verbessert; und 3. der Tugend und Ruhe der Menschen nützlich geworden ist"; und man wird gestehen, daß man eine unzweydeutige Opposition gegen jene in Hrn. Ammons Predigt ausgesprochenen Grundsätze hat.

Auch in Rücksicht der Behandlung moralischer Grundsätze weichen beide Magazine merklich von einander ab. Man vergleiche die ihren Gegenstand textgemäß und christlich behandelnde Ammonsche Predigt: "der glorreiche Sieg eines guten Herzens über das gebildete Talent" (Mag. I. S. 46 ff.), oder: "wie wichtig für uns ein gründliches Nachdenken über unsere Sünden zur Zeit der öffentlichen Noth sey", (Mag. I. 2. S. 371 ff.) und Löffler: wider die ruchlose Gewohnheit vieler Christen, welche ihr Gewissen betäuben, um mit Ruhe sündigen zu können", (Mag. II. 1. S. 146 ff.) und: "die wahre Tugend ist bescheiden gegen Menschen und demüthig gegen Gott", und man wird finden, daß die oben angesprochenen, mit dem Wesentlichen des Christenthums so genau zusammenhängenden Grundsätze beider Herausgeber, auch auf die Behandlnugsweise der christlichen Sittenlehre den entschiedensten Einfluß äußerten.

Es scheint überflüssig die kleinen Reden und liturgischen Beyträge noch besondees zu characterisiren, da sie im Allgemeinen in demselben Geiste abgefaßt sind, wie die größeren Reden und Predigten. Es fiel uns übrigens auf, daß Beichtreden, bey Löffler so häufig, bey Ammon gar nicht vorkommen.

Der Vorwurf, welchen man dem Ammonschen Magazin gemacht hat, daß es sich der Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen widersetzt habe, kann das Löfflersche nicht treffen. Hr. D. Ammon vertheidigt sich gegen jenen Tadel selbst: "Soll dies, sagt er, so

viel heißen, als: der Herausgeber des Magazins habe es gemißbilligt, wenn man uns zumuthete, unsere Sacramente aufzugeben und uns das alte dualistische Netz über das Haupt werfen zu lassen; er habe es gemißbilligt, wenn man damit umgieng, zwey Kirchen von ganz verschiedenen Lehrbegriffen in eine große Gemeinde der Willkühr und Gesetzlosigkeit des Glaubens zusammen zu werfen; so ist die Anklage gegründet, in so fern der nämlich klagen darf, der sich durch einen ungerechten Angriff selbst das Urtheil spricht. — — Durchaus ungegründet hingegen ist dieser Vorwurf, wenn er ein eigensinniges Festhalten an den Schranken bezeichnen soll, welche Zeit und Willkühr um unsere Kirche gezogen hat. — — Der Herausgeber hat die große Union echtevangelischer Christen, zu der am Ende auch ihre Widersacher gegen ihren Willen mitwirken müssen, durch die Vertheidigung der Principien des christlichen Glaubens zu befördern gesucht: aufrichtig hat er es bedauert, daß die so glücklich angefangenen Verhandlungen über eine freye, gesetzliche Kirchenverfassung, der wir Protestanten so sehr bedürfen, durch die neuen Eingriffe einer willkührlichen und dem Himmelreiche immer abholden Politik gehemmt worden sind; mit brüderlicher Theilnahme hat er sich der Badenschen Union gefreuet, die, so viel zur Zeit von ihr bekannt ist, die streitigen Lehren beider protestantischen Kirchen mit biblischer Simplicität ausgeglichen und ihre Gemeinschaft auf eine nachahmungswürdige Einheit des Glaubens gegründet hat".

Löffler sah die Sache von einer ganz andern Seite an. Er gieng davon aus Mag. VII 1. S. 56), daß die oberste Staatsbehörde bey uns Protestanten auch die höchste Behörde der Kirche ist, und hielt die Erklärung des Regenten für hinreichend, um eine Vereinigung hervorzubringen. "Was fehlte, fragte er, dann noch zur Vereinigung, die doch nur darin bestehen kann, daß sie entweder die Verschiedenheiten aufhebt, oder sie für unwichtig und ohne Folgen erklärt".

(Diese Alternative wird man nicht leicht zugeben, indem der erste Ausweg der einzig mögliche scheint, wenn dem Indifferentismus nicht von oben herab Vorschub gethan, und derselbe nicht gleichsam decretirt werden soll). Ferner glaubte er, da, um diese Erklärung thun zu können, eine Zusammenstimmung der Lehrer beider Kirchen erforderlich sey, daß man diese als bekannt voraussetzen müsse, indem bey der förmlichen Sammlung von Stimmen, Widerspruch als möglich vorausgesetzt werde, der bey der ein Mal beschlossenen Vereinigung, doch nicht könne geachtet werden. (Eine solche Vereinigung würde nur eine nominelle seyn, und den Keim ihrer Zerstörung in sich selbst tragen). Löffler hielt die ganze Sache, indem das Glaubensbekenntniß für die vereinigte Kirche, nicht als ein christliches überhaupt, sondern nur als ein die vereinigten Protestanten von den Katholiken trennendes zu betrachten sey, für gleichgültig, und meinte daher, daß man ungeachtet der Vereinigung, die verschiedenen Ritus beider Kirchen, der lutherischen und reformirten, beybehalten könne, indem die bey jeder angestellten Lehrer an die Kirche gebunden bleiben und dem herkömmlichen Brauche folgen müßten. Er billigte es daher auch, daß man zu Würzburg bey der Feyer des h. Abendmahls, auf einem Teller Brodstücken und Oblaten zugleich darreichte, und jedem der Genießenden die Freyheit ließ, das eine oder das andere zu wählen. Am wichtigsten schien ihm eine gleichförmige Liturgie, welche der Proclamation der Vereinigung vorhergehen müßte. — Wir überlassen unsern Lesern selbst das weitere Urtheil über diese Ansicht der Confessionsvereinigung, und halten es für überflüssig die augenfällige Verschiedenheit derselben von der des Hrn. D. Ammon weiter bemerklich zu machen.

Richten wir nun noch einen Blick auf das verschiedene System, dem beide Herausgeber des Magazins zugethan waren, so wird uns der Geist der dasselbe belebte noch bestimmter vor das Auge treten. Beide

besaßen zu viele Freymüthigkeit und Geradheit, als daß sie sich nicht auf das Bestimmteste darüber hätten erklären sollen. Löffler spricht sich in dieser Hinsicht am entschiedensten und ausführlichsten aus in den beiden Abhandlungen: über die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung" (VII, 1. 8) und: "welche Offenbarung Gottes an uns ist die unmittelbare Offenbarung? die, durch unsere Natur und die Welt, oder die durch andere Menschen und ihre Schriften"? Obgleich er die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung Gottes nicht leugnet, so hält er doch die Wirklichkeit sowohl für subjectiv als objectiv unerweislich (VII, 1. S. 3–10), denn durch Wunder, sagt er, läßt sich nichts beweisen, da sie, man mag sie nun als Begebenheiten betrachten, oder als Urtheile prüfen, den größten Zweifeln unterliegen, und von Jesus selbst als Nebensache behandelt werden. (das. S. 18). Derjenige dahet, von welchem Glaube an Offenbarung gefordert wird, ist berechtigt, die strengsten Beweise zu verlangen, wenn er sich nicht des sträflichsten Leichtsinnes schuldig machen, wenn er sich nicht dem Vorwurfe aussetzen will, gegen die Regeln der Logik etwas geglaubt zu haben, und wenn er sich nicht Bösewichtern und Betrügern preisgeben will. (das. S. 19. 20). Da nun solche Beweise nicht möglich sind, so ist es vernünftig, auf den Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, die Andere gehabt haben wollen, in allen Punkten, die nicht durch die Vernunft erkennbar sind, Verzicht zu thun (das. S. 22). Aber eine solche Offenbarung heißt es weiter, wäre, wenn sie erkennbare Wahrheiten nur früher bekannt machte, eben so unmöglich, als nutzlos, indem man nie behaupten dürfte, daß es eine Zeit geben könne, in welcher ein Mensch von gewissen Lehrsätzen keine Ahnung hatte (?), und man den Nutzen nicht einsehe, wozu gewisse Wahrheiten, die Jeder, sobald sie ausgesprochen werden, dafür gelten läßt, geoffenbart worden seyn sollten (das. S. 23. 24). Da dem mensch-

lichen Geiste alles unterworfen ist, so darf er auch alles, wäre es auch durch Jahrtausende geheiligt, seiner Untersuchung unterwerfen (das. S. 25). Der didactische Werth des Glaubens an eine Offenbarung wird dadurch nicht aufgehoben, denn eine Wahrheit bleibt doch eine göttliche, wenngleich sie nur aus der Offenbarung Gottes in der Natur und durch die Vernunft bekannt wird (S. 26). Der Prediger braucht also seine Art von göttlichen Wahrheiten zu reden, nicht zu ändern, und je mehr er überzeugt, desto weniger bedarf er der Auctorität. Unsere Vernunft ist der Gott in uns, warum wollen wir ihn außer uns in fremden Stimmen suchen, die oft täuschend sind? (S. 27). Es folgt aus diesem allen, daß Jesus Christus in keinem anderen Sinne ein göttlicher Bote an die Menschheit war, als die Weisen Pythagoras, Socrates, Plato, Aristoteles, Zeno, u. A. (S. 31). In der zweyten Abhandlung (VIII. 1. S. 1 ff.) soll bewiesen werden, daß die Offenbarung durch die Natur die unmittelbare sey (S. 6). Daß dagegen die Offenbarung durch die h. S. nur aus Irrthum diesen Namen einer unmittelbaren erhalten habe und führe (S. 9), indem sie eine viel mittelbarere sey, als die durch die Natur ertheilte (S. 14). Diese hat daher auch als die allgemeinste, älteste und bleibendste einen größeren Werth als jene (S. 22 f.). Es versteht sich daher auch von selbst, daß die h. S. wie jedes andere alte Buch geprüft werden muß (IV. 1. S. 36), daß sie aber immerhin von dem Religionslehrer mit dem Unterrichte für die Offenbarung Gottes durch die Natur verbunden werden möge (VIII. 1. S. 29). — Wir erkennen in diesem Abrisse des Löfflerschen Systems unzweydeutig den naturalistischen Rationalismus, den er bekanntlich in seinen übrigen Schriften unumwunden darlegt, und der das ganze Magazin belebt.

Vergleichen wir nun damit das System, welches wir im Ammonschen Magazin finden. Der Herausgeber erklärt selbst (VI. 2. S. 9), daß er den Muth,

die menschliche Vernunft aus den Tiefen des Irrthums, in welche sie nach jeder Anstrengung zurückfällt, bis zu einer gewissen Höhe auszubilden und ihren klaren Horizont zu erweitern, achte, daß er ohne große Ueberwindung den Uebermuth vergesse, mit dem die vordringende Logokratey Jeden in die Schule zu nehmen versucht, der ihren kategorischen Imperativen die geforderte Huldigung versagt. "Aber setzt er hinzu, gerade deßwegen, weil sich meine Vernunft dem Morgenlichte höherer Weisheit so unverändert und freudig zuwendet, halte ich den vernünftigen Supernaturalismus für das einzige System, zu welchem sich der christliche Theolog bekennen kann" (S. 10). Indem er in dem Worte Rationalismus entweder eine Nachahmung oder eine Uebertreibung angedeutet findet, entscheidet er sich für jene, da sie in der Heranbildung unserer Vernunft an die göttliche, auf der uns vorgezeichneten Bahn der Natur, Geschichte und Weltordnung besteht. "Darin besteht gerade der Geist des Christenthums, daß wir den Gott und Vater, der sich uns so mannigfaltig und herzlich geoffenbaret hat, vernünftig erkennen und verehren". In der zweyten Bedeutung, nach welcher der Rationalismus dasjenige System ist, welches alle Religionslehren aus der menschlichen Vernunft, sowohl der reinen als empirischen schöpfen will, verwirft er diesen ganz. "Der Rationalist im ersten Sinne des Worts kann nicht nur, sondern er muß ein Supranaturalist seyn, weil er die menschliche Vernunft als ein Vermögen unseres Geistes betrachtet, das ein Gott, der sich uns überall als ein übernatürliches Wesen offenbaret, gepflegt, erzogen und zur Aehnlichkeit mit ihm herangebildet wird. Der Rationalismus im zweyten Sinne hingegen schöpft jede Religionserkenntniß nach Materie und Form einzig aus sich selbst; er erkennet keine andere Offenbarung an, als die seiner eigenen Vernunft; er räumt nicht ein, daß ihn Gott in ein bestimmtes Verhältniß des Glaubens und der Pflicht gesetzt, das heißt: sich als übernatürliche Causalität in der Natur geoffenbart habe, sondern er setzt

dies Verhältniß nach eigner Ansicht fest. Gleichviel, ob er hier als Naturalist, oder als Idealist spreche, ein geoffenbartes oder gegebenes Wort Gottes kann für ihn nicht vorhanden seyn, sondern entweder gar keines, oder nur ein selbstgegebenes und autonomisches. Die Rationalisten dieser Schule sind es, die wir bestreiten und der Uebertreibung beschuldigen, welche an den Namen ihrer Partey geknüpft hat" (S. 11). — Der Supranaturalismus ist Hrn. D. Ammon das System, nach welchem die Religionslehren auf Gott, als eine übernatürliche Causalität zurückgeführt werden. Er unterscheidet aber auch hier einen übertriebenen oder irrationalen Supranaturalismus von dem rationalen. Jener nimmt an, durch die Einwirkung Gottes werde die Ordnung der Natur, welche zugleich Ordnung der Vernunft ist, unterbrochen und aufgehoben, so daß die Wahrheiten der Offenbarung mit der Wahrheit unserer übrigen Erkenntniß gar nichts gemein haben; dieser setzt voraus, daß eine Religionslehre zwar göttlichen Ursprungs und theilweise, und dem Inhalte nach, der menschlichen Vernunft unerreichbar, aber doch ihren Gesetzen und Bedürfnissen angemessen sey, und sich an ihre natürliche Erkenntniß als ein zusammenhängendes Ganzes anschließe. Zu diesem rationalen Supranaturalismus bekennet sich auch der Herausgeber selbst aus voller Ueberzeugung (S. 11. vgl. II. 1. S. 12). Und wenn man vielleicht durch die "bittere Arzney" (Mag. II. 2. S. 1 f.) darüber hätte zweifelhaft werden können, wie es denn wohl einige noch sind, so muß man sich doch durch "die Abspannung und Ueberspannung der Vernunft in der Religion" (IV. 1. S. 191 f.) so wie durch die bestimmteste Erklärung in dem "rechten Standpunkt" (VI. 2. S. 14 f.) woraus mehreres mitzutheilen, der Raum dieser Blätter verbietet, vom Gegentheile überzeugen. Ganz consequent erscheint es nun auch, daß die Vernunft nach Hrn. D. Ammon (IV. 2. S. 234) "eine Schülerin ist, die von Gott nur allgemeine Kenntniß aus

der letzten und höchsten Offenbarung Gottes durch seinen Sohn, und findet in dieser allein die himmlische Kraft belebender Weisheit. Diese ist ihm das Licht, die Nahrung, das höchste Gut des menschlichen Geistes, die unerlaßliche Bedingung der Tugend und Frömmigkeit, indem die wahre Vernunft aus Gott durch Christus und seinen Geist kommt. (II. 1. S. 12). Er giebt allerdings zu, daß die allgemeine Religion, bloß aus der Vernunft geschöpft werden kann (IV. 1. S. 209); aber er läßt diese auch nur "für Compendien und Schulen" gelten, indem "die Religion des Lebens immer positiv war, und bleiben wird bis ans Ende der Tage" (IV. 1. S. 15). An dem Positiven des Christenthums hält daher das Ammonsche Magazin fest. 3) Eine gewisse Inconsequenz läßt sich in dem Löfflerschen Magazine nicht verkennen. In dem theoretischen Theile desselben wird die dialectische Verstandestheologie auf das entschiedenste vertheidigt, welche die heil. Schr. nur als jedes andere alte Buch gelten läßt, jede Auctorität der Wahrheit verwirft und selbst in gewissen Fällen beym Volksunterrichte für nachtheilig erklärt, (VII. 1. S. 27). In dem practischen Theile dagegen wird die Auctorität dennoch fortwährend angewandt, und Löffler scheint nicht leugnen zu wollen, daß man ihrer wenigstens aus didactischen Gründen nicht entbehren könne, (VII. 1. S. 26), und so hätte er dann die practische Unhaltbarkeit seines Systems gleichsam selbst eingestanden. Bey Hrn. D. Ammon stehen die wissenschaftlichen Untersuchungen durchaus im Einklange mit den practischen Vorträgen. Man vergleiche die Abhandlung II. 1. S. 1. ff. und die Predigt I. 2. S. 354. 4) Ganz in Uebereinstimmung mit seinem Systeme tritt bey Löffler ausschließlich das Menschliche in der Natur Jesu hervor und eine zuverläßige menschliche Geschichte des Lebens Jesu war das Ziel seiner Bestrebungen und Wünsche. (S. z. B. Mag. I. 1. S. 50). — Hr. D. Am-

mon legt überall der heiligen Geschichte des ersten Christenthums eine höhere Bedeutung bey, als der "gemeinen Weltgeschichte". (I. 2. S. 367) und tadelt es, "daß man namentlich die Christologie durch Verallgemeinern und Ausscheiden so sehr sichtet, daß von dem Korne des Glaubens nichts weiter übrig bleibt, als kritisch-historische Spreu, welche es kaum mehr verdient, in den Vorrathskammern heilsamer Erkenntniß aufbewahrt zu werden, und will, daß man die Geschichte Jesu, als eine in allen (?) ihren Puncten mit der übersinnlichen Welt zusammenhängende betrachten solle".

Durch diese mehr Relation als Recension glauben wir die uns gemachte Aufgabe, die Eigenthümlichkeiten beyder Magazine darzustellen, thunlichst gelöst zu haben. Im Ganzen scheint es uns für wissenschaftliche Wahrheit förderlich, daß der fragliche Gegenstand auch durch diese Schriften in mancherley Formen und Rücksichten, und in so schroffen Gegensätzen zur Sprache kam. Die goldene Mittelstraße bahnet sich dadurch für Andere ganz von selbst.

## Würzburg.

Beyträge zur ältern und neuern Chronik von Würzburg vom Legationsrath Carl Gottfr. Scharold. Erster Band. Mit Kupfern. 1821. gr. 8. S. 439.

Die Stadt Würzburg kann sich glücklich schätzen, daß seit mehreren Jahren, aus ihren wahrhaft gelehrten Bürgern sich einige ein besonderes Geschäft daraus gemacht haben, die Geschichte ihrer Geburtsstadt durch mannigfaltige Schriften aufzuklären. Wer kennt nicht die großen Verdienste des Herrn Domherrn Dr. Oberthür um die Geschichte Würzburgs? Was haben nicht die fleißigen Geschichtsforscher Oegg, und Schöpf gesammelt, andere zu geschweigen? An

diese würdige Männer schließt sich nun der Herr Legationsrath Scharold mit dem ersten Bande seiner Beyträge zur ältern und neuern Chronik von Würzburg an. Er liefert darin in 4 Heften sehr schätzbare Stücke, theils größere, theils kleinere, meistens aus dem Mittelalter, einige auch aus den letzten Zeiten. Alle sind gut gewählt, alle ohne Ausnahme belehrend; und jeder unbefangener Leser wird die Mühe und den Fleiß des Herrn Scharold, so verschiedene und zerstreuete Sachen zu sammeln nicht verkennen, und ihm den vollkommensten Beyfall schenken. Unter den größern Aufsätzen bemerken wir: die Feueranstalten aus dem funfzehnten Jahrhundert S. 17-26 und S. 95-110. Noch weitläufiger ist die Geschichte der Wehranstalten, vornehmlich des Schützen-Wesens, vor der ältesten bis zur neuesten Zeit. S. 110-154 und fortgesetzt S. 231-256. Unter den ältesten Polizey-Gesetzen kömmt beym Bettlersatz S. 218 folgende Stelle vor: "Item „arme Priester, die Gebrechen ihres Gesichts oder „Krankheit ihrer Glieder halber dem priesterlichen „Stande nicht genug vorseyn mögen, auch elende „fallende Priester, die sich eines priesterlichen Wesens „halten, mögen ziemlich vor den Kirchen das Almo„sen heischen; doch, daß sie davor anzeigen sollen, „daß sie Priester seyen". Einem jeden Leser wird es auffallen, wie man alte Priester, die Leibes-Gebrechen halber, ihren Dienst nicht mehr verrichten konnten, habe an den Bettelstab gerathen lassen. Denn nie durften Bischöffe einen Priester unbestimmt weihen, d. h. dieser mußte entweder von seinem eigenen Vermögen leben können, oder von einen geistlichen Beneficium. Weihete ihn der Bischoff dennoch ohne einen solchen Titel, so war er verpflichtet, ihn selbst zu ernähren.

Im vierten Hefte wird die Liebfrauenkapelle, ein herrlich Denkmal gothischer Bauart des Mittelalters,

S. 315 - 371 vorzüglich gefallen. Sie ist unter den vielen Kirchen in Würzburg das alleinige schönste Ueberbleibsel aus jener Blüthezeit des Mittelalters, in der die sogenannte gothische Baukunst den höchsten Höhepunct und mit diesem also einen geläuterten Geschmack völlig eigenthümlicher Art erreicht hat. Vergleicht man alle in dieser altehrwürdigen Kirche befindlichen Denkmale mit einander nach ihrem künstlerischen Gehalte, so findet man die augenscheinlichste Stufenleiter, auf der die hiesigen Künstler in verschiedenen Jahrhunderten gestanden, und man bemerkt genau die Scheidungslinie, da die ehrlichen Steinmetzen die Fertigung der Epitaphien der Zunft der Bildhauer überlassen haben. Deswegen verdiente auch die Kapelle so ausführlich beschrieben zu werden: 1) Erbauung des Langhauses; 2) Thurmbau; 3) Innere Einrichtung; 4) Altäre und Pfründe; 5) Stiftungen und Gaben; 6) Gottesdienst und Ablässe; 7) Reliquien; 8) Bruderschaften und Begräbnisse; 9) Epitaphien und Gedächtnißtafeln; 10) Schicksale und Veränderungen; 11) Kapellenpfleger; 12) Ansichten.

In demselben Hefte wird bey dem Bruderhof das in älteren Zeiten üblich gewesene Beußenfest erwähnt, welches die Klosterbrüder und nachherigen Domherrn daselbst jährlich um Martini (in vigilia S. Martini) feierten. Sonder Zweifel war dieses Fest ein Ueberbleibsel von den Gebräuchen der alten heidnischen Deutschen. Diese sollen, wie in der Note hier gesagt wird, der Sonne zu Ehren jährlich einen gemästeten "Eber geschlachtet und geopfert „haben, weil sie glaubten, der Sonnenwagen werde „„von einem Eber mit goldenen Borsten gezogen, „nach eingeführter christlichen Religion scheine man „den heidnischen Gebrauch eines Schmauses beybe„halten zu haben". Ob die alten Deutschen bey Würzburg dies vorgebliche Sonnenfest je gefeyert,

und bis auf die Zeiten des ersten Bischoffs dasselbst, des heiligen Burchard, fortgesetzt haben, daran ist wohl zu zweifeln, weil man in dessen Lebensgeschichte und hinterlassenen Schriften keine Spur davon findet. Ueberdies waren die ersten Geistlichen bey der Domkirche fremde, aus England gekommene fromme, eifrige Priester, die ein solches Ueberbleibsel der Abgötterey an ihrem Tisch, von dem heidnischen Volke nicht würden angenommen, und ihren Nachfolgern hinterlassen haben.

Höchst wahrscheinlich ist der Schmaus, den die Domherrn zu Würzburg bis 1552 am 10. November gehalten haben, durch die Advents-Fasten veranlaßt worden. Unsere alten Vorfahren haben eine besondere Fasten in der Adventzeit gehalten, um sich zum Weyhnachtsfest vorzubereiten. In Frankreich ist im 5ten Jahrhundert von dem heiligen Perpetuus, Bischoff von Tours eine dreytägige Fasten in der Woche nach dem Feste des heil. Martin angeordnet, und in der Synode von Macon 581 vorgeschrieben worden, welche sich auch nach Deutschland verbreitet hat, wie aus den Schriften des Raban Maurus und aus der Synode zu Seeligenstadt 1022 erhellet. Da man nun von Martini an bis zum 25. December sich vom Fleischessen, mit dreytägiger Fasten in der Woche enthielt: so ließen sich es viele, auch die Geistlichen an jenem Tage noch recht gut schmecken, und hielten eine kleine Fastnacht dabey, wie es noch in manchen Städten des ehemaligen Erzstifts Mainz bis jetzt geschieht, obgleich die Adventsfasten längst abgekommen sind.

Möchte doch der zweyte Theil der Beyträge zur Würzburger Chronik bald im Druck erscheinen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.
Den 28. Julius 1823.

## Paris.

Chez G. Dufour et D. Ocagne: Recherches sur les ossemens fossiles, où l'on rétablit les charactères des plusieurs animaux dont les révolutions du globe ont détruit les espèces; par M. le Baron de Cuvier, Commandeur de la legion d'honneur etc. Nouvelle edition entièrement refondue et considérablement augmentée Tom. IV. 1822. XXXVII planches. 514 Seiten in 8.

Der Verf. liefert in diesem Bande die raisonnirende Uebersicht über die bisher aufgefundenen fossilen Reste aus der Ordnung der Wiederkäuer und Raubthiere. Er bahnt sich den Weg hierzu zuerst durch eine ziemlich vollständige Uebersicht des Knochengerüstes der Wiederkäuer überhaupt, und dann der Hirsch- und Rinderarten insbesondre, auf welche beiden Gattungen sich die bisher entdeckten Reste wiederkäuender Thiere beschränken. Als wirklich noch vorhandene Hirscharten zählt der Verf. folgende auf: Cervus elaphus;

C. canadensis; C. dama; C. virginianus; C. axis; C. hippelaphus Arist. oder equinus Cuv. C. marianus; C. capreolus; C. muntjak; C. campestris; C. rufus; C. tarandus; C. alces; und berichtigt bey dieſer Gelegenheit mehrere durch ſchlechte Abbildungen in die Naturgeſchichte eingeſchlichene Irrthümer. So hält er den cerf-cochon des Büffon, Cervus porcinus Gm. für eine ſchlechte Abbildung des C. axis. Die Schwierigkeiten, die ſich einer ſcharfen Beſtimmung der Hirſcharten entgegenſtellen, liegen hauptſächlich in der außerordentlich verſchiedenen Bildung des Geweihes dieſer Thiere nach Maaßgabe des Alters, der Aeßung, des Aufenthalts und andrer Zufälligkeiten. Außer den ſchon früher bekannten Reſten der großen Hirſchart mit rieſenförmigem Geweihe, beſchreibt der Verf. auch noch die Reſte einer andern, die mehr unſerm Rennthier ähnlich geweſen zu ſeyn ſcheint; ferner eine, die unſerm Dammhirſch ähnlich geweſen ſeyn mag, und die Geweihe einiger andern zum Theil von kleinerer Statur, die jedoch nichts Auszeichnendes darbieten. — Eben ſo verdienſtlich iſt die vollſtändige Aufzählung der noch vorhandenen Rinderarten. Zuerſt widerlegt er mit ſiegenden Gründen die ältere Meinung, daß unſer zahmes Rind von dem Auerochſen abſtammen könne, und liefert über denſelben mehrere neue, ſehr willkommene Aufſchlüſſe. Die Stammraſſe unſers zahmen Rindviehs ſieht der Verf. für völlig erloſchen an, glaubt aber in einigen Ueberlieferungen der Alten, namentlich bey Ariſtoteles und Plinius, ſo wie auch in einigen foſſilen Reſten noch Spuren davon entdeckt zu haben. Dieſe raiſonnirenden Zuſammenſtellungen ſind jedoch keines Auszugs fähig. — Der Büffel kam erſt im ſechsten Jahrhundert, wahrſcheinlich aus Indien nach Italien, in Afrika ſcheint nur der Bos caffer allein wild zu ſeyn, aber auch ſich faſt über ganz Südafrika verbreitet zu haben. Außer dieſen erwähnt er

noch als Asien ganz eigenthümlich den Bos grunniens und den Zebu. Unter den fossilen Rinderschädeln finden sich viele, die unleugbare Aehnlichkeit mit dem des Auerochsen zeigen, andre gleichen mehr den Schädeln unsers zahmen Rindviehes, sind aber bedeutend größer und weichen in der Richtung der Hörner ab. Noch andre gleichen den Schädeln der canadischen Bisons. Den indischen und afrikanischen Büffelschädeln gleicht kein bisher gefundener fossiler Schädel. Ihr Fundort läßt schließen, daß diese Reste wenigstens eben so alt sind, als die der Elephanten und Nashörner, mit denen man sie öfters vermischt gefunden hat. Eine besondere Untersuchung widmet der Verf. den in dem Felsen von Gibraltar und an einigen andern Stellen des mittelländischen Meeres gefundenen Knochen, unter denen er vier Hirscharten, eine Antilope und mehrere kleine Nager nachweist. — Alle fossilen Reste von Raubthieren lassen sich auf noch vorhandene Gattungen zurückführen und zwar auf 18 - 20 Arten; zwey Hunde, ein Wolf, ein Fuchs, ein anderes größeres, fleischfressendes Thier vom Montmartre, eine Civette, eine Genette, drey Höhlenbären, noch ein Bär aus lockerem Boden, ein Höhlenvielfraß, eine Höhlenhyäne, zwey Katzen, ein Iltis, ein Wiesel, ein Beutelthier und eine Spitzmaus. — Vierhändige haben sich zur Zeit noch nirgend gefunden, wenn nicht mehrere in dem Felsen von Gibraltar entdeckte hierher gehören. So hätten wir denn, nach dem Schlußwort des berühmten Verfs., nur noch die fossilen Nager und Zahnlosen, sodann die Säugethiere des Meeres, und endlich noch die Vögel und Lurche zu erwarten, und wünschen zum Besten der Wissenschaft, daß Gesundheit und Verhältnisse denselben zur raschen Förderung und Vollendung des Werkes auf alle Weise begünstigen mögen.

## Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Neues vaterländisches

Archiv, oder Beyträge zur allſeitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und iſt. Begründet von G. H. G. Spiel, weil. Stadtſecretair zu Zelle; fortgeſetzt von E. Spangenberg, Hof- und Canzleyrathe daſelbſt. Erſter Band; mit einem Kupfer. 1822. XIV u. 352 Seiten. Zweyter Band; mit vier Steindrücken. 1822. XIV u. 406 Seiten in Octav.

Die erſte Reihefolge dieſer einzigen für die Verbreitung der Kunde unſers Vaterlandes angelegten Zeitſchrift, ſchloß ſich mit dem fünften Bande; der frühe Tod des verdienſtvollen Herausgebers, und der dadurch eingetretene Wechſel der Redaction der Zeitſchrift ſelbſt, machte eine neue Reihefolge nothwendig, welche jetzt unter dem obengedachten Titel erſchienen iſt. Daß der jetzige Herausgeber bemüht geweſen iſt, die urſprüngliche Anlage derſelben, nach Kräften zu befolgen, und zu vervollkommnen, möge eine kurze Ueberſicht der in den beiden vorliegenden Bänden, welche den Jahrgang 1822 umfaſſen, enthaltenen Abhandlungen, ergeben. Mit Uebergehung der kleinen Mittheilungen und Notizen, Anfragen u. ſ. w. enthält der erſte Band folgende wichtigere Aufſätze: — Feldzug der Braunſchweig Lüneburgiſchen Truppen in Morea 1685-1689, nach einer gleichzeitigen Handſchrift — Hiſtoriſche Nachrichten über das Amt und Städtlein Gifhorn, vom Amtm. v. Uslar — Die Hinbecker in Trefurt, vom Adv. Klinckhardt — Leben des ehemal. Miſſionars Borwing, vom Domprediger Rotermund — Geſchichte des Amts Neuhaus an der Oberelbe, vom Zöllner Maneke — Darſtellung der Armen- und Arbeitsanſtalten zu Hildesheim — Von dem Meierding zu Serſum unter Wittenburg, vom Obercommiſſair Weſtfeld — Chronik der Univerſität Göttingen von 1821-22 — Generalüberſicht der ſeit Errichtung des Landescollegii bis 1821 vorgenommenen Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen — Ueber die römiſche Brücke, welche 1818 im Königreiche Holland, in der

Nachbarschaft des Kreises Meppen aufgedeckt ist; vom Bürgermeister Behnes — Ueber die Meyerverfassung im Amte Herzberg — Geschichte und Verfassung des Lycei Ulrico Georgii in Aurich — Nachricht von den bey Abbruch des Franciscanerklosters zu Göttingen entdeckten Merkwürdigkeiten, (hiezu gehört das Kupfer) vom Reg. Rath Blumenbach — Versuch einer Fauna Goettingensis. Der zweyte Band dagegen: Lebensbeschreibung des Pastors von Brinken, Erfinders mehrerer Instrumente, durch welche die Meereslänge gefunden werden sollte, vom Dompredigter Rotermund — Brun, der erste ostfriesische Reformator, vom Pastor Gittermann — Justizwesen der Stadt Buxtehude, vom Stadtsecretair Mayer — Ueber einen in Ostfrieslands Mören ausgegrabenen uralten Leichnam, vom Canzleydirector von Bangerow (nebst einem Steindrucke, den dabey gefundenen Schuh abbildend) — Ueber die ehemaligen Großvögte in Calenberg, vom Geh. Rath von Spilcker — Geschichte des Kirchen- Schul- und Armenwesens der Stadt Münden, vom Pastor Schläger (hierin ein abgedruckter Brief Luther's) — Der Lauf der Weser, vom Regierungsrath Nauck (mit einer lithographirten Charte) — Das Bülzenbette, ein heidnisches Denkmal (mit einer Abbildung) — Uebersicht der Verhandlungen in der dritten Diät der zweyten allgemeinen Ständeversammlung — Ueber das Universitätsgericht in Göttingen, und andere zum Besten der Studirenden etablirten neue Anstalten, vom Universitätsrath Oesterley — Ueber ein in Brüssel befindliches Grabmal, das durch Inschrift und Wappen der Landesgeschichte anzugehören scheint, vom G. R. v. Spilcker — Geschichte und Verfassung des evangelischen Gymnasii zu Osnabrück — Beyträge zur Kenntniß des Lüneburgischen Wendlandes (mit einem interessanten älteren Manuscripte, dabey auch über ein teutschwendisches Wörterbuch, welches sich handschriftlich in der O. A. Gerichtsbibliothek zu Celle

befindet, und 2800 Wörter enthält, da früher hin nur 300 aufgezeichnet sind) — Historische Bemerkungen über die natürliche Rechtspflege älterer Zeiten, vom Amtm. v. Uslar — Skizzirte Geschichte des Landes Hadeln, vom Gerichtsverwalter Dannenberg — Uebersicht der vaterländischen Gesetzgebung des Jahrs 1821-22. — Ueber die ehemalige Reichsunmittelbarkeit der Stadt Verden, vom Senator Pfannkuche — Leben des Obersten Georg von Halle, vom Drosten v. Halle — Ueber das neuentdeckte Bad zu Hiddingen, im Amte Rotenburg — Noch etwas über die römische Brücke, vom Bürgermeister Behnes (mit einer Abbildung) — Nekrolog des Königreichs v. J. 1821-22. — Uebersicht der vaterländischen Litteratur, von 1821-1822. — Möge nun auch diese Zeitschrift besonders von Auswärtigen benutzt werden, welche in ihren statistischen Darstellungen unser Königreich berühren, um jene Darstellungen von Unrichtigkeiten frey zu erhalten, von welchen alles wimmelt, was bis jetzt über dasselbe, außerhalb des Landes, gedruckt ist.

## Rom.

De Romanis: Sancti Aurelii Augustini, Hipponensis episcopi, Sermones X. ex codice Cassinensi nunc primum editi, cura et studio D. Octavii Fraja Frangipane, monachi Cassinatis ejusque bibliothecae praefecti. 1819. IX u. 47 S. Groß Fol.

Indem der Herausgeber einen neuen Catalog der Handschriften der Bibliothek zu Cassino verfertigte, war er besonders aufmerksam auf solche, welche Predigten des Augustinus enthielten, die entweder noch gar nicht oder lückenhaft gedruckt wären. Er entdeckte wirklich solche Handschriften, zog aber über die Aechtheit der darin vorkommenden Predigten erst andere gelehrte Männer zu Rath. Er fand,

daß die Codices in anderen Stücken mit den schon gedruckten genau übereinstimmten und daß die von ihm neu entdeckten Sermones auch im Stile, Geiste und in den Grundsätzen Augustinisch seyen. Denjenigen, welche sich wundern möchten, daß die Mauriner in ihren Ausgaben dieser Sermonen nicht gedacht haben, hält er entgegen, daß diese Mönche die Casinische Codices bey ihrer Ausgabe gar nicht benutzt haben und derselben in ihrem Verzeichnisse nicht gedenken. Die Handschriften sind aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Vier der hier herausgegebenen Sermonen waren schon gedruckt, aber verstümmelt und mit Lücken, sechs erscheinen zum erstenmale. Die Handschriften sind sehr zierlich und schön, aber nicht correct geschrieben, der Herausgeber wendet Kritik an, um die wahren Lesarten zu bestimmen und zwar durch Vergleichung der verschiedenen Codicum und der schon gedruckten Stücke, bey welchen er auch durch besondere Buchstaben bemerklich macht, welche Stellen hier zum erstenmale erscheinen. Die Varianten, worin die Pariser Ausgabe von der gegenwärtigen abweicht, werden auch bemerkt. Jeder Predigt steht eine Einleitung voran und jede hat Anmerkungen unter dem Texte. Der Herausgeber hat alle mögliche Sorgfalt angewandt, die nur erwartet werden konnte. Die sechs Reden, welche hier zum erstenmale erscheinen, haben folgende Aufschriften: Sermo habitus Carthagine ad mensam b. Cypriani sexto idus Septembris de eo, quod apostolus ad Galatas dicit: Fratres, si praeoccupatus fuerit homo in aliquo delicto, vos qui spirituales ceb. — De pluribus martyribus. — De sancto Johanne Baptista 2 sermm. — De evangelio Lucae c. 17. Dimitte et dimittetur tibi. — In dedicatione ecclesiae. — Zum Theil sind die Reden abgekürzt, weil sie aus Lectionariis genommen sind, die zum Vorlesen in den Kirchen gebraucht wur-

den und in welchen ſolche Abkürzungen gewöhnlich waren. — Was den inneren Werth der Predigten betrifft, ſo iſt die letzte bey der Einweihung einer Kirche vortrefflich, echt chriſtlich gottſelig, ſittlich und beredt. Der Rec. hat nachgeforſcht, ob ſich nicht in dieſen Reden etwas Neues für die Geſchichte der Lehre und Kirche finde, hat aber nichts gefunden, als eine Stelle in der achten Predigt, welche ſich auf die abergläubiſchen noch heidniſchen Gebräuche der Chriſten in der Nacht vor dem Feſte Johannes des Täufers bezieht und welche er herſetzen will: Sed si volumus invenire ejus (Johannis) gratiam, non faciamus natali ejus injuriam. Cessent religiones sacrilegiorum, cessent studia atque joca vanitatum; non fiant illa, quae fieri solent, non quaedam jam in daemonum honorem. Sed adhuc tamen secundum daemonum morem. Hesterno die post vesperam putrescentibus flammis antiquitus more daemoniorum tota civitas flagrabat atque putrescebat, et universum aerem fumus obduxerat. Si parum attenditis religionem saltem injuriam cogitate commnnem. Scimus, fratres, haec a pauperibus fieri, sed a majoribus fieri prohiberi debuerant. Ait enim quidam: Qui non vetat peccare, cum potest, jubet quidem. Fratres in nomine Domini et Dei nostri Jesu Christi, quia proficit ecclesia per annos singulos, ista utique et omnis diminutio tendit ad nihilum, sed nondum ita consumpta sunt ut securi tacere possimus. Nihil est vetustas et novitas, nisi pervenerit ad debitos fines et vetus superstitio consumetur et, nova religio perficiatur.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. 122. Stück.

Den 31. Julius 1823.

## Erlangen.

Bey J. J. Palm: Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Joh. Friedr. Eusebius Loß. B. 2. S. XIV. und 390. B. 3. S. XIV. und 460 in Octav.

Die verspätete Anzeige der Fortsetzung dieses geschätzten Werks, enthebt uns der Mühe dessen Inhalt genauer anzugeben, da es bereits Allen bekannt seyn wird, welche an diesen Untersuchungen Theil nehmen: einige Worte in dieser Hinsicht können genügen. In den vorliegenden Bänden wird, in etwas von der frühern Eintheilung abweichend, nach einigem Allgemeinen über den Einfluß des bürgerlichen Gemeinwesens auf die Betriebsamkeit, den Wohlstand und Reichthum der Völker, ins Besondere von dessen Einwirkung auf die Erzielung und den Verbrauch der Güter, zuletzt von der sogenannten öffentlichen Consumtion gehandelt. Es ist hier nicht thunlich im Einzelnen dem Verf. zu folgen, obwohl es der Rec. wünschte, und er seine eigene, hier mehr als

durch den Grundbesitz mehrerer Vereine, ihre Unentbehrlichkeit vorausgesetzt, für deren Dauer sonst nicht wohl zu sorgen stände? Die Aufhebung der Substitutionen wird von der Franz. Schule aus dem Grunde einer widerrechtlichen Beschränkung des freyen Erwerbungsrechts Anderer gefordert, doch will man die Freyheit Aller erhalten wissen, wenn nur kein Verbrechen damit begangen wird. Aber ist es denn ein Verbrechen für seine entfernte Nachkommenschaft zu sorgen, und deren einen Theil gegen die Verschwendung Anderer zu schützen? Man muß nicht an den Adel und die Großen, sondern zugleich an die geschlossenen Bauernhöfe und die bey ihnen übliche Erbfolge auch denken. Doch für das Leben soll die Freyheit gelten, nicht aber nachher: warum aber will man alsdann nicht das Erbrecht lieber ganz aufheben? Entscheidet aber das Band, welches die Lebenden an die Nachkommen knüpft, dafür, warum soll das willkürlich festgesetzte neue Erbrecht allein gelten? Die Gesellschaft der Harmonie der Würtenberger am Wabash ist doch auch merkwürdig, obwohl, was für sie zu leisten stand, nicht für Alle, und selbst nicht für sie in der Zukunft zu behaupten möglich seyn wird, wenn die Gesinnung stirbt, die sie vereinte.

Bey den Familien-Fidei-Commissen muß Maß und Ziel gehalten werden, die damit verbundenen anderweitigen Nachtheile sind bekannt genug, die in Bezug auf den Anbau aus so übermäßigen Majorazgos oder vinculaciones wie in Spanien z. B. hervorgehen: aber es ist auch nicht wenig wichtig Grundbesitzer zu haben, die in Zeiten großer Gefahr mit uns aushalten müssen, ihren Grund nicht sogleich veräußern und bey Unglücksfällen unser Land sofort mit dem Rücken ansehen können. Auf diese Stetigkeit ging früher die Absicht der Germanischen Völker, und auch Napoleon führte für seine Majorate diesen Grund

an, wenn er auch andere damit verbunden haben sollte; auf jeden Fall schien es ihm Freude zu machen, die sogenannten Fr. Philosophen, die ihn als ihres Gleichen betrachteten, durch ganz entgegengesetzte Maßregeln von Zeit zu Zeit in Erstaunen zu setzen. Nicht minder merkwürdig aber ist es, daß eben diese größern Majorate wenig Beyfall in Frankreich auch selbst wenig bey den Ultra's finden, denn nicht nur ist Manches unwiederbringlich hinweggefallen, was früher mit ähnlichen Einrichtungen verbunden war, sondern auch deßwegen, wollen sie nicht gedeihen, weil die Begierde in diesem Leben zu erwerben und zu genießen, und für die Nachkommen weniger besorgt zu seyn, so große Fortschritte gemacht hat. Dieß Bestreben an sich dient zur Entwickelung der menschlichen Kräfte, es ist, von einer höhern Ansicht geleitet, bey der gegebenen Natur der Menschen, zuträglich: jedoch ist der Geist der in den Familien auf deren Dauer, durch Erhaltung der Sitte, und Wohlhabenheit unter ihnen sich regt, achtungswerth und für das bürgerliche Gemeinwesen nicht gleichgültig.

Mit Empfehlung des kleinen Grundbesitzes und der unbeschränkten Vertheilung desselben scheint es dem Rec. sich auf eine ähnliche Weise zu verhalten. Wenn man Alles gern zugibt, was von diesen kleinen freyen Besitzungen gerühmt wird, und die Nachtheile eines großen unveräußerlichen Grundbesitzes nicht übersieht, welcher ihn in Händen erhält, die um dessen Benutzung gar nicht bekümmert, und nicht dazu geschickt sind; so sind gleichwohl auch andere Rücksichten zu nehmen. Die Erfahrungen sind noch sehr jung, selbst in Frankreich, wo man diese Freyheit gesetzlich anerkannt hat, mit Ausnahme der neuen Majorate. Manches jedoch in dieser Beziehung, was der code Napoléon vorschreibt, hat, wie wir aus spätern Berathungen über denselben wissen, gleichwohl nicht durchgesetzt werden können, weil die

Gewalt der Umstände widerstrebte. Wenn im Norden unsers Vaterlandes bey den Landleuten geschlossene Höfe, in Südwesten schon längst eine freyere Zerstückelung und Theilung unter ihnen üblich war, so sind in diesen letztern Gegenden diesseit des Rheins dennoch die Familien-Fidei-Commisse der größern Besitzer eben so gut als im Norden vorhanden, und es gibt auch kleine nicht willkürlich zu veräußernde Grundstücke daselbst. Soll es keine Rücksicht verdienen, daß eine Uebervölkerung entstehen könne, die höchst verderblich wirkt, soll der drückende Mangel bey höchst mißrathenen Ernten, unbeachtet bleiben, wenn solche kleine Besitzer einmahl allein vorhanden wären, die keine Vorräthe aufsammeln können, sondern verzehren müssen, was sie im Jahr gewinnen? Wie unbekümmert der geringe und gemeine Mann wegen der Versorgung einer zahlreichen Nachkommenschaft sey, hat man oft genug besonders bey den Aermsten erlebt; nicht aus den Städten allein, auch aus dem platten Lande, wo diese freye Zerstückelung in großer Ausdehnung statt gefunden hat, gehen die Schwärme der Auswanderer hervor, und da ist die Noth in dem Jahre von 1816 auf 1817 am höchsten gestiegen; es hat die Zahl der Verbrecher in Ländern, die unter den gegebnen Verhältnissen so übervölkert waren, zugenommen, obwohl sie bey besserer Benutzung der verhandenen Quellen eine größere Bevölkerung würden erhalten können. Dagegen haben wir bey einigen Slavischen Völkern erlebt, bey welchen die Beschränkungen der Vertheilung des Grundeigenthums, die bey den Germanischen aus ältern Zeiten üblich waren, sich nicht finden, daß die ungeheuersten Besitzungen, durch Auskauf der kleinern Eigenthümer neben einer solchen Freyheit der Theilung entstanden sind, während von der andern Seite sich eine Zerstückelung gezeigt hat, wobey die kleinen Polnischen Adeligen nicht mehr be-

stehen konnten, und so haben wir bey dieser vollen Freyheit eine sehr drückende Aristocratie und den Untergang der höhern Freyheit, die Unterwerfung des Landes unter fremde Gewalthaber erfolgen sehen. Man braucht kein Freund eines allgemein festzusetzenden Maßes für den Grundbesitz zu seyn, da solche Vorschriften leicht umgangen werden, und da in der Nachbarschaft von Städten nicht nur, sondern auch auf dem Lande kleine und sehr kleine Besitzungen für Taglöhner u. s. nicht entbehrt werden können, da ferner der Himmelsstrich, der leichtere oder schwerere Anbau so viel entscheidet: allein der Gesetzgebung muß es überlassen bleiben, nach den gegebenen Verhältnissen, größere Freyheit zu verstatten oder Beschränkungen zu gebieten; wir möchten nicht sagen der Regierung allein, sondern der Gesetzgebung, die in mehreren Ländern in den Händen der Einsichtsvollern des Volks mit der Regierung zugleich ruht, und auf jeden Fall der richtigen Beurtheilung gegebener Verhältnisse gemäß lauten sollte.

Aehnliches möchte der Rec. bey der Aufhebung der Innungen und Zünfte anmerken und bey so manchem Andern, doch müssen wir dessen Verfolgung hier unterdrücken. Man kann um von Jenen nur ein Wort zu sagen, den ausschließenden Rechten welche sie sich anmaßen, ganz abgeneigt seyn, doch aber zugleich bedenken, daß durch die Verbesserung dieser Vereine, dem das tiefe Versinken der Genossen große Schwierigkeiten in den Weg legen mag, andere Zwecke bey ihrer Fortdauer vollkommner erreicht werden können, als durch ihre Aufhebung. Es könnte durch verbesserte Innungen das Ehrgefühl bey den Gliedern aufrecht erhalten, den Aermern unter ihnen eine Unterstützung verschafft werden, zweckmäßiger, als durch öffentliche Armenanstalten, es könnte für die Versorgung ihrer Wittwen und Waisen, für bessern Unterricht und häusliche Erziehung gesorgt

werden. Endlich aber ſind ſolche Vereine, nicht die der Handwerker allein, wir denken auch an andere und höhere, ein Mittel ſich der Allmacht einer willkührlichen Regierung zu widerſetzen, welches nicht zu überſehen iſt; die Brittiſche Freyheit ruht ganz eigentlich darauf, und den auch dabey entſtehenden Misbräuchen hat man auf anderer Seite vorzubauen geſucht. Dies iſt ein Ideal, allerdings: das Aufheben ſolcher Vereine iſt leichter, aber iſt es dauernd das Beſte? Zuerſt ſpürt man nur die guten Früchte der Abſchaffung oft gefühlter und damit verbundener Uebel; nachher zeigt ſich die Entſtehung anderer, und die vermehrte Allmacht der Regierung. Die Aufhebung der Innungen in kleinen Deutſchen Landſchaften iſt mit Leichtigkeit geſetzlich ausgeſprochen worden, in England würde Aehnliches eine allgemeine Empörung veranlaßt haben, es wäre dort unmöglich, und gleichwohl wird man den Kunſtfleiß und die Thätigkeit der Britten anerkennen; ſo Vieles hängt doch von der Geſtaltung dieſer Vereine, von ihrer Verfaſſung u. a. ab.

Wenden wir uns zum letzten Bande. Luxus-Geſetze fruchten Nichts, wir geben es gern zu; die Wirthſchaftlichkeit empfiehlt unſer Verf. mit Recht. Auch hier entſcheidet das Maß, das Urtheil der Einzelnen, ihre Achtung für Pflicht und Recht. Durch Geſetze läßt ſich nicht allem Uebel und auch nicht dem verderblichen Luxus abhelfen.

Bey der Lehre von Befriedigung der öffentlichen Bedürfniſſe, wird zunächſt das allmähliche Uebergehen aller Domainen, nicht allein der jährlich zu beſtellenden und zu benutzenden Oberfläche, in freyes Privateigenthum empfohlen, auch das Geben der Ländereien in Erbenzins, als Uebergang wird verworfen. Die wünſchenswerthe Benutzung dieſer Letztern, in Bezug auf die Befriedigung der öffentlichen Bedürfniſſe und den Volkswohlſtand iſt nahment-

lich in Ländern von bedeutendem Umfange, ohne das Uebergehen in Privat-Besitz oder Erbenzins kaum thunlich, und man mag gern dafür stimmen. Wird aber die Veräußerung als allgemein geltend ausgesprochen, so übersieht man vielleicht die besondere Lage kleiner Deutschen Landschaften. Es gibt dergleichen obwohl in sehr geringer Zahl, unter uns, welche fast gar keine Abgaben kennen, und wo man schwerlich die Zustimmung der Einsichtsvollern zur gänzlichen Veräußerung der Domainen zu erwarten haben würde, da sie die Lage ihrer Nachbaren, die unter der Last der Abgaben fast erliegen, leicht mit der ihrigen zu vergleichen im Stande sind. Wir unsers Theils wünschen nur die Achtung des Einzelnen und Besondern, und dessen Verbesserung im rechten, darauf gegründeten und ihm angemessenen Geiste. — Mögliche Sparsamkeit, deßhalb genauer Entwurf der Ausgaben nach dem Bedürfnisse wird empfohlen; Alle werden damit einverstanden seyn. Aber verschwendende Regierungen haben in großen und kleinen Ländern, England mit seinem Parlament ist nicht auszunehmen, Mittel gefunden mit und ohne Stände über dieß Bedürfniß hinaus Abgaben zu erheben. In kleinen Ländern sind die Stände selbst öfters zu solchem Zweck leicht gewonnen worden, da sie nicht selbstständig genug waren um sich zu widersetzen; wo man sich auf das Einkommen aus Domainen beschränkt sah, ist die Verschwendung zuweilen weniger thunlich gewesen.

Was die Regalien betrifft, so werden nicht alle und deren verschiedene Arten hier geprüft, sie werden meist verworfen. Münze und Post könnten jedoch in Ländern, wo Gewerbe blühen, große Unternehmungen leicht gedeihen, gegen Abgaben dem Volke auch hingegeben werden.

Der Verf. ist für die unmittelbare und gegen die entgegengesetzte Besteuerungsweise, jene soll allein

das reine Einkommen treffen. Wenn von dauernden Abgaben die Rede ist, kann man allerdings nur von diesem Einkommen den Beytrag nehmen, wenn man anders nicht die Quellen des Wohlstandes selbst zerstören will. Dieß Letztere beabsichtigen jedoch auch Die, welche eine unmittelbare Besteuerung zu Hülfe nehmen; wenn aber daraus geschlossen werden soll, daß die nach jenem reinen Einkommen unmittelbar angelegten Steuern allein zu rechtfertigen seyn, so muß bewiesen werden, daß dieß auch allgemein, der Idee gemäß, auszuführen möglich sey.

Herr Rear. Loß verkennt nicht die dabey eintretenden Schwierigkeiten, hält jedoch die Annäherung für das Einzige, was übrig bleibe, und er entwirft danach seine Lehre der unmittelbaren Abgaben. Th. III. S. 154 äußert er sich also: "Da nur eine Annäherung übrig bleibe, so sey das nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge von den verschiedenen Betriebsamen des Volks zu erwartende Einkommen Classenweise ins Auge zu fassen, und nicht zu sehr in das der einzelnen Steuerbaren einzudringen, jedoch da die Sache genau zu nehmen, wo ohne solches Eindringen die Verschiedenheit erkennbar sey, im entgegengesetzten Falle aber die Ausgleichung der etwa übrig bleibenden Ungleichheiten vom Gange des Verkehrs zu erwarten, welchem, wenn Jenes geschehen, man ohne Gewissensvorwürfe um so ruhiger werde zusehen können, da die sorgfältig berechnete Ausgleichung doch nur eine vorübergehende angebliche Gleichheit bewirken könne, welche das Verkehr jeden Augenblick zerstöre, wie denn der Landmann meist unter den schweren ihm aufgelegten Lasten längst schon hätte erliegen müssen, wenn er sie nicht in vielen Fällen auf die Städter überwälzte".

Dieß ist mehr zugegeben, als man von dem Vertheidiger einer ausschließenden unmittelbaren Besteue-

rung erwarten sollte, es zeugt von des Verf. Wahrheitsliebe und Einsicht in den Verkehr. Allein spricht nicht eben dieß auch für andere Steuerarten als die empfohlenen, um auch Die zu treffen, die unmittelbar kaum oder nicht gleich und gerecht zu besteuern sind, und doch ein reines Einkommen so gut als Andere haben? Sollen nicht andere Abgaben zu Hülfe genommen werden, um die Unterdrückung Derer zu vermeiden, welche bey großen Bedürfnissen durch die ihnen aufgelegte Last unter Umständen ganz zu Grunde gerichtet werden, weil sie dieselbe nicht wie bisher, unter den eingetretenen Verhältnissen von sich abzuwälzen vermögen, und nun auch über die unvermeidlichen Ungleichheiten zwischen ihren Leidensgenossen, die bey der größern Last um so drückender gefühlt werden, sich zur Empörung geneigt fühlen? Man hat nur zu beachten, was unlängst bey dem Sinken der Preise der rohen Erzeugnisse in vielen Ländern den der Grundsteuer Unterworfenen begegnet ist.

Es hat dem Rec. geschienen, daß der Verf. aus seinem Eifer für das Recht die Vorzüge mehrerer mittelbaren Abgaben nicht hinlänglich geschätzt habe. Es bleibt stets ein wesentlicher Punct bey allen Steuern, daß die Pflichtigen sie bey der Einforderung zu entrichten im Stande und dazu bereit sind; Zwangsmaßregeln sind bey den meisten mittelbar dem Einkommen aufgelegten Abgaben nicht erforderlich, und bey den schlechtesten derselben selbst, bleibt doch einiger Maßen noch Willkür, nahmentlich die Zeit wann der Steuerbare sich ihr unterwerfen will. Ueberall mag man die gleichen Abgaben nicht allen Ländern empfehlen; nicht auf die Gleichheit auf dem Papier sondern in der Wirkung kommt es an. Auf den Umfang, die Grenzen eines Landes, die Gewerbe desselben, u. dgl. ist Rücksicht zu nehmen. Kommt es nicht zum Theile daher, daß dieselbe gleichmäßig aufgelegte Abgabe in dem einen Lande, ja in dem einen Theile

desselben Landes ohne Beschwerde entrichtet wird, im andern allgemeine Unzufriedenheit veranlaßt? Vielleicht, daß das von unserm Verf. empfohlene Verfahren bey der Besteuerung in Ländern von kleinem Umfange, die nicht große Gewerbe haben, bey geringern öffentlichen Bedürfnissen anwendbar und nützlich ist, in den entgegengesetzten Fällen möchte man es für unausführbar halten. Hier verbirgt sich das reine, unmittelbar zu besteuernde Einkommen, welches nicht aus dem Grund und Boden gewonnen wird, der Maßen, daß man es auf diese Weise nicht wohl gleichmäßig besteuern kann. Nach unserm Verf. sollen aber nicht nur, im Gegensatze mit den Physiokraten, die Grundeigenthümer oder vielmehr die, welche den Boden bauen, sondern auch die Verarbeiter der rohen Stoffe, endlich die, welche ein abgeleitetes Einkommen haben, mit einem Worte alle Uebrige, jedoch mit Ausnahme der Grund-Renten-Inhaber, der Capitolisten, die ihr Capital an andere leihen und der öffentlichen Beamten, wenigstens Letztere in gewöhnlichen Zeiten, der unmittelbaren Belastung unterworfen werden. Von der andern Seite rechnet unser Verf. auch Die, welche den Erzielern der rohen Stoffe und den Verarbeitern derselben zu ihrer Erzielung und in ihrem Gewerbe behülflich sind, zu den sogenannten Sterilen oder die ein abgeleitetes Einkommen haben. Der Rec. muß seine Bedenklichkeiten und Zweifel über dieß Alles der Kürze wegen unterdrücken, um die allgemeine Besteuerungsart unsers Verf. noch etwas näher zu erwägen.

Verwickelter wird demnach diese Besteurung als die der Physiokraten, allein von der andern Seite wird sie minder verderblich seyn, sie ist aber auch weniger folgerecht. Wir haben eben keine neuen sichern Wege angeführt gefunden, wie man die hier sogenannten Sterilen, die doch den größten Theil der Bevölkerung aus-

machen, unmittelbar und gerecht besteuern könne; auch bey ihnen soll das reine Einkommen, nach Abzug des zu ihrem Stand und zu ihrer Lebensweise Erforderlichen mit der Abgabe belegt und zwar in Geld bestimmt werden. Wer wird es auf sich nehmen solche Berechnung und Ausmittlung ihres reinen Einkommens der Wahrheit gemäß zu liefern? Man möchte sich am Ende doch noch lieber für eine einzige allgemeinen Einkommensteuer erklären, obwohl man sie bey großen Bedürfnissen für ganz unausführbar, aber in der Idee doch als richtig anerkennen muß. Denn, damit, daß der Verf. stets warnt nicht allzusehr in das Einkommen des Einzelnen zu grübeln, wird in der Wirklichkeit den zu besorgenden Uebeln nicht abgeholfen; die Ungleichheit unter den Steuerpflichtigen wird nöthigen, von solcher Großmuth nachzulassen oder die Aufgebung der Steuer erzwingen. Indeß hiervon abgesehen erfordert doch das in dem Buche vorkommende Eigenthümliche über die Grund- und Gewerbsteuer noch eine nähere Erwähnung. Auch für die, welche dem Verf. nicht überall beystimmen, wird sich mehreres Belehrende in diesen Abschnitten finden.

Welche Ansicht man von der Grundsteuer und ihrer Wirkung haben möge, gleichwohl werden auch Die, welche sie bey deren längeren Dauer für eine auf dem Boden fortwährend ruhende Last halten es zugeben müssen, daß es oft unumgänglich nothwendig werde, eine neue Veranlagung derselben vorzunehmen, jede neue und befriedigende Angabe darüber muß man daher dankbar annehmen. Der reine Ertrag des Bodens ist unserm Verf. bey solcher Anlage der steuerbare Gegenstand. Mit gleichem Rechte wird die Vermessung der einzelnen zu besteuernden Grundstücke zu diesem Zwecke, mit Entfernung anderer, etwa einer genauen Charte des Landes, einer Gradmessung u. s., empfohlen. Bey der Abschätzung des reinen Ertrags wird bey der Classen-Eintheilung der Felder bemerkt,

daß auch dabey nicht alle Ungleichheit der Besteuerung Einzelner zu vermeiden seyn werde. Es bleibt immer diese Abschätzung, vollends in Ländern von großem Umfange, das Schwierigste. Haben wir es oft schon erlebt, daß bey den Angaben über den Grundbesitz durch die Einzelnen, diese um ein Drittel unter der Wahrheit blieben, da man so falsche Angabe doch sogleich durch das Messen nachweisen und ahnden könnte; so ist die Gefahr bey dem Abschätzen noch viel größer. Mehrere Fehler bey Anlegung der Cataster werden gerügt und warum sie meist mißlungen seyn, gezeigt. Ganz vornehmlich wird zu dessen Dauerhaftigkeit empfohlen, daß der reine Ertrag in den gewonnenen rohen Stoffen nicht aber in den so veränderlichen Geldpreisen festzusetzen sey, und daß die Ausschreibung der Abgabe an jene nicht an diese sich halte, den einzelnen Kreisen und Gemeinden aber überlassen bleibe nach den vorhandenen verhältnißmäßigen Geldpreisen der gewonnenen Erzeugnisse die geforderte Abgabe, zu vertheilen. Es ist lebhaft genug in diesen letzten wohlfeilen Jahren gefühlt worden, wie drückend die Geldgrundsteuer wird, so daß man die Aeußerung vernommen hat der Zehent sey, ohne dessen Nachtheile irgend zu übersehen, in dieser Lage weniger drückend, die Früchte wären vorhanden, der Absatz und das Geld fehle.

Dem Rec. ist bey dem hier vorgeschlagenen Verfahren Einiges dunkel geblieben. Die Regierung rechnet meist auf ein bestimmtes Geldeinkommen, sie muß es nun einmal thun, wenigstens in Ländern von einem großen Umfange. Würde die Abgabe in Früchten ausgeschrieben nach dem jedesmahligen oder dem vorigjährigen Geldpreise derselben, so würde sie ein sehr unsicheres Geld-Einkommen erhalten, dieserhalb wäre schwerlich auf deren Zustimmung zu hoffen. Wird aber die Abgabe in Geld ausgeschrieben, und legt man allgemeine Durchschnittspreise zum Grunde,

oder den vorigjährigen oder selbst auch einen mehrjährigen Preis gleichfalls im Durchschnitte nach den Abweichungen im ganzen Lande berechnet; so bleibt die allgemeine Ungleichheit, weil nicht nur aus der Vergangenheit für die Zukunft geschlossen wird, sondern weil selbst in Ländern von nicht eben großem Umfange, die wirklichen Geldpreise der gewonnenen Früchte in Bezug auf Höhe und Niedrigkeit derselben um das Doppelte und Dreyfache von einander abweichen, die höhern Preise der Erzeugnisse im Einzelnen aber, die zur Ausgleichung der Gemeindeglieder dienen sollen, auch aus dem Mißrathen der Früchte entstehen können, wo denn dem Steuerpflichtigen, der Unbedeutendes der Art gewonnen hat, die Größe des Preises nachtheilig genug seyn würde, indem er diesem zufolge, doch mehr als Andere zu zahlen hätte. Auch scheint der Wechsel des Anbaues, die Dreyfelder — oder eine veränderte Wirthschaft auf ein in Früchten festgesetztes Kataster einen entschiedenen Einfluß haben zu müssen. Dieses und vieles Andere macht jede neue gerechte Anlage einer Grundsteuer zu einer schweren Aufgabe, und wenn sie nie völlig befriedigend zu lösen ist, so mögen Die, welche für deren Unveränderlichkeit im Allgemeinen stimmen, wenn nicht andere unabweisliche Gründe eine neue Anlage fordern, es mögen Die, welche in Ländern von bedeutendem Umfange für sogenannte Quoten sich erklären, welche die Steuerpflichtigen unter sich in den verschiedenen Abtheilungen umzulegen haben, wohl eben darin einen Grund finden, ohne daß man ihnen unedle Triebfedern, wie etwa die Begünstigung gewisser Classen, beymessen dürfte. Wie oft hat nicht das Vorgeben einer genauern Ausgleichung dazu gedient, die Größe der Abgabe überall zu erhöhen; und ist bey der Veränderlichkeit der Grundsteuer nicht auch die Ungewißheit über die zu tragende Last zu bedenken?

Bey der Besteuerung der Unternehmer der Verar-

beitungen der rohen Stoffe, soll auf eine gleiche Weise das Catastter nach dem gewonnenen Ertrage nicht in Geld, sondern in den als reiner Ertrag erhaltenen Sachen, Uhren, Tüchern u. s. festgesetzt werden. Daß bey dem großen Wechsel, bey den noch größern Schwierigkeiten der Erforschung dieses reinen Ertrags man doch zu gewissen Classen auch seine Zuflucht nehmen müsse, ist bald abzunehmen; so daß man fast zweifeln möchte auf diesem Wege, wenn man nicht den Schein für Wahrheit gelten lassen will, zum Ziele zu gelangen.

Anderes müssen wir hier übergehen. Was über die Befriedigung außerordentlicher Bedürfnisse, über Schulden und die Verwaltung des öffentlichen Haushaltes vorkommt, stimmt mehr mit der eigenen Ueberzeugung des Rec. überein. Wenn man aber bey den unübersteiglichen Schwierigkeiten einer gerechten Anlage unmittelbarer alleiniger Besteuerung, bey großen Bedürfnissen, und vollends in Ländern von einem bedeutenden Umfange, der mittelbaren Besteurungsweise nicht glaubt entbehren zu können, so wird man doch gern das Studium dieses Buches und dessen letzten Theils da man von einem unterrichteten Manne auch bey verschiedener Ansicht der Sache stets lernen kann, zu empfehlen haben. Seitdem der öffentliche Haushalt unsrer Deutschen Länder von mittlerm Umfange durch die Stände mehr bekannt geworden ist, haben wir erfahren, daß meist, Alles in Anschlag gebracht, über die Hälfte des öffentlichen Einkommens durch Abgaben aus der mittelbaren Besteuerung hervorgeht; sollte deren Betrag, bey der Schwierigkeit der gerechten Anlage der unmittelbaren Steuern, durch diese allein erhoben werden, so würde der Druck schwerlich auszuhalten seyn, so lange die Bedürfnisse dieselben bleiben.

G. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1823.

## London.

Bey Longman 1822.: Memoirs of the Rebellion in 1745 and 1746. By the Chevalier de Johnstone. Translated from a french Ms. Third edition. 456 Seiten in 4.

Unter den vielen Geschichten über die Rebellion von 1745 und 1746 in Schottland, ist keine in England mit so vielem Beyfall aufgenommen, als die des Chevalier de Johnstone. Der Verf. war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Edinburg. Erzogen in Jacobitischen Grundsätzen, begab er sich, gleich nachdem der Sohn des Kron-Prätendenten, der Prinz Carl Eduard, in Schottland gelandet war, zu ihm, und ward bey dem berühmten Lord George Murray als Adjudant angestellt. Später erhielt er eine Compagnie in dem Regimente des Herzogs von Perth. Nach der Schlacht von Culloden, irrete er lange Zeit, verkleidet, und tausend gefährliche Abentheuer bestehend, in Schottland und England herum, bis es ihm endlich gelang nach Frankreich zu entfliehen. Er trat nun in französische Dienste, machte

als Adjudant der französischen Generale Levis und Montcalm den Feldzug in America mit, beschloß aber seine stürmische Laufbahn in Armuth und Zurückgezogenheit. Daß er ein Mann von großen Talenten, vielen Kenntnissen und von Wahrheitsliebe war, davon geben seine Memoirs Beweise. Er schrieb diese vermuthlich bald nach seiner Zurückkunft aus America. Der lange Zwischenraum, der seit jenen Ereignissen eingetreten war, hat vermuthlich mehrere kleinere Unrichtigkeiten in Betreff von Daten und Zeitbestimmungen veranlaßt, welche der englische Herausgeber in ausführlichen Anmerkungen verbessert hat. Aber seine Darstellung der großen Begebenheiten selbst, ist allgemein als richtig anerkannt worden, und man hat ihr sogar den Vorzug vor Hume's Geschichte gegeben, die man einer zu großen Partheylichkeit für das Haus Hannover beschuldigt, und die man mehr als eine Sammlung von Materialien für den künftigen Geschichtschreiber, als eine eigentliche Geschichte, betrachtet. — Die Memoirs des Chevalier Johnstone enthalten über mehrere Thatsachen, als z. B. den Rückzug der Rebellen von Derby, die letzte Zusammenkunft der Hochländer nach der Niederlage bey Culloden, zu Ruthvin und die Entweichung, — der Verf. nennt sie Desertion —, des Prinzen Carl Eduard merkwürdige, und zum Theil, noch nicht vorher bekannte Nachrichten. Die Zeichnungen der Charactere der vorzüglichsten Häupter der Rebellion, nemlich: des Prinzen Carl Eduard, Lord George Murray, des Herzogs von Perth, u. a. m., ist meisterhaft. Nicht ohne Interesse ist die Schilderung, die der Verf. am Ende seiner Memoirs von dem Zustande des französischen Kriegsdienstes entwirft.

Sowohl die schottischen als englischen Geschichtschreiber, haben im Allgemeinen von dem Character des Prinzen Carl Eduard eine zu vortheilhafte Schilderung gemacht. Es thut dem Herzen wohl, dem Unglück den Tribut des Mitleides zu zollen. Niemand hat in

(c)

unsern Tagen stärker die Vertheidigung des Prätendenten geführt, als der berühmte Verfasser des Waverley. "Les us be just", sagt er, "to the memory of the unfortunate: without courage he had never made the attempt, without address and military talent, he had never kept together his own desultory bands, or discomfited the more experienced soldiers of his enemy; and, finally, without patience, resolution and fortitude, he could never have supported his cause so long, under successive disappointments; or fallen, at last, with honour, by an accumulated and overwhelming pressure". Dieß ist die Sprache des Dichters, der seinen Helden im glänzenden Lichte darzustellen sucht, aber nicht die des Geschichtschreibers.

Die angezeigten Memoirs geben hinlängliche Beweise, daß der Prinz Carl Eduard bey allen Gelegenheiten eine sehr große Schwäche des Characters verrieth; auch nicht eine der großen Eigenschaften an den Tag legte, die der Verfasser des Waverley ihm beylegt. Die herrschenden Verhältnisse, die Tapferkeit der Hochländer, vorzüglich aber die Talente und der entschlossene Character einiger Anführer, die ihr Schicksal mit dem seinigen vereinigten, verschafften seinen Waffen auf kurze Zeit einen glücklichen Erfolg, den er weder zu leiten noch zu benutzen verstand. In so fern die Anwesenheit des muthmaßlichen Thron-Erbens, bey dem Heer der Rebellen nützlich seyn konnte, war Prinz Carl Eduard der Sache der Jacobiten von Nutzen; in jeder andern Hinsicht ward er ihr verderblich. "Hätte Prinz Carl, sagt der Chevalier Johnstone, während der ganzen Zeit der Expedition geschlafen, und dem Lord George Murray verstattet, ganz nach seinem eigenen Ermessen zu handeln, so würde sich der Prätendent wahrscheinlich beym Erwachen des Prinzen im Besitze der Krone von Großbrittannien gefunden haben". Lord

George Murray fährt der Chevalier fort, hatte allein die Leitung aller Angelegenheiten der Armée; er beſaß von Natur einen großen militairiſchen Geiſt; ſeine Talente waren außerordentlich; militairiſches Studium würde ihn zum erſten Feldherrn in Europa gebildet haben. Er war von Perſon groß und von ſtarkem Körperbau, brav bis zum Uebermaaß. Er führte die Hochländer, das Schwert in der Hand, an. "I do not ask you, my lads, to go before but merely to follow me!" — Dieß war ſeine kurze aber heroiſche Anrede an die Bergſchotten, wenn es zum Angriffe gieng. Er ſchlief ſehr wenig, war immer thätig. Er war die Seele des Ganzen. Zu der Schlacht von Gladsmuir entwarf er den Plan; er war beym Angriff der erſte. Zu Clifton ſiegte er, indem er den Befehlen des Prätendenten entgegen handelte. Der Sieg bey Falkirk war einzig ſein Werk. Prinz Carl ward bey Culloden geſchlagen, weil er nicht den Rath des Lords George Murray, ſondern den ſeiner unwiſſenden und ſchlechten irländiſchen Umgebungen befolgte. Er entfloh von ſeinem Heere, als ein Poltron, während ſeine Sache noch nicht verzweifelungsvoll war. Lange noch hätte er den Krieg in den Hochlanden fortſetzen und einen glücklichen Wechſel erwarten können. Faſt unzählig ſind die Beyſpiele, welche der Verf. von der Unentſchloſſenheit, Unwiſſenheit, dem Eigenſinn und der Poltronerie des Prätendenten aufſtellt. Dieſe Zeichnung ſtimmt nur zu ſehr mit derjenigen überein, die mehrere bekannte Männer von ihm entworfen haben: Hume ſagt: "his character exhibited an unaccountable mixture of temerity and timidity." Und Lord Mariſchal äußerte einſt: es ſey kein Verbrechen, deſſen er nicht fähig geweſen wäre. Aehnliche Aeußerungen finden wir vom Dr. King, Helvetius und Alfieri, die perſönlich und genau mit dem Prätendenten bekannt waren, angeführt.

Die Memoirs des Chevalier Johnſtone löſen meh-

rere politische und militairische Aufgaben, welche der Revolutionskrieg von 1745 und 1746, der den Streit zwischen den Häusern Hannover und Stuart entschied, nothwendig erzeugen.

Zuförderst entsteht die Frage: wie war es möglich daß die Sache der Stuarts noch im Jahre 1745, nachdem das Haus Hannover bereits eine Reihe von Jahren regiert, und der Prätendent zu der englischen Krone fast in Vergessenheit gesunken war, noch einen so bedeutenden Anhang, und zwar in so kurzer Zeit und unter so wenig versprechenden Aussichten, fand? Die erste Ursache müssen wir in der Verfassung der Clans, die, ohnerachtet der Anstrengung der englischen Regierung, sie zu unterdrücken, damals noch auf den Inseln und in den Hochländern herrschte, suchen. Jeder Clan hatte sein Oberhaupt, das er als seinen König ansah, und dessen Befehlen er unbedingt Gehorsam leistete. Der Chef des Clans war Herr des ganzen Grund-Vermögens, das selbiger besaß, und der gemeine Mann befand sich im Zustande der Leibeigenschaft. Ueberdieß herrschte noch das Verhältniß, daß die Hochländer mit dem Besitze einer heldenmäßigen Tapferkeit, Tugenden der Ritterzeit vereinigten, die im übrigen Europa längst nicht mehr vorhanden waren. Seinen Chef in der Stunde der Gefahr verlassen zu haben, war ein todeswerthes Verbrechen. Jeder Clan wollte den andern an Tapferkeit übertreffen. — Beym Ausbruche des bürgerlichen Kriegs in Schottland, war das gemeine Volk in der Religion sehr unwissend. Der größte Theil der Hochländer war entweder katholisch, oder doch dem prelatic Establishment zugethan, und demzufolge entschiedener Gegner der Presbyterianer, die in vielen Gegenden von Schottland und in ganz England, die Herrschaft erlangt hatten; gewöhnt an die Grundsätze eines unbedingten Gehorsams, folgten die Hochländer, dem Prinzen Carl Eduard, weil sie, vermöge des Rechts

der Geburt und der Erbfolge, die Stuarts als die rechtmäßigen Beherrſcher von Schottland anerkannten. Die Chefs der Clans waren größtentheils entweder katholiſch, oder doch der Partey des Tories ergeben. Hume ſagt in ſeinen Essays, die in 1742 zuerſt gedruckt erſchienen: "a Tory may be defined, is a few words, to be a lover of monarchy,, though without abandonning liberty, and a partisan of the family of Stuart; as a Whig may be defined to be a lover of liberty, though without renouncing monarchy, and a friend to the settlement for the protestant line". Der Revolutionskrieg von 1745 war daher ein Kampf, auf der einen Seite, ein König, unterſtützt durch die Whigs der Proteſtanten und der Presbyterianer; auf der andern ein Prätendent zu der Krone, der die Partey der Tories, und die Katholiken und die welche dem prelatic Establishment anhiengen, für ſich hatte. Aber das Haus Hannover war im Beſitze der Macht; es hatte mächtige Armeen, Flotten und Schätze zu ſeinem Gebothe; das Haus Stuart hatte, außer einer Unterſtützung von Frankreich, die mehr in Worten als in der That beſtand, nur den guten Willen eines armen Bergvolks ſeine vermeinten Rechte geltend zu machen. Auf ſeine Anhänger in England, konnte es erſt dann rechnen, wenn ſeine Anſtrengungen, mit Erfolg gekrönet, einen glücklichen Ausgang zu ſichern ſchienen. Wirklich war die ganze Macht, mit der der Prinz Carl Eduard Großbrittannien erobern wollte, zu keiner Zeit über 5000 Mann ſtark, und unter dieſen waren 4000 Hochländer.

Gerade dieſe geringe Stärke des Jacobiter Heers, führt zu der zweyten Aufgabe: aus welchen Urſachen gelang es einem ſo kleinen Haufen, Anfangs über die regelmäßigen engliſchen Truppen, die damals einen ſo großen Ruf in Europa hatten, und von er-

fahrenen Generälen befehligt wurden, so entscheidende Vortheile zu gewinnen?

Der Verf. bemerkt zuförderst: daß ein großer Unterschied zwischen einem Heer, das für seine Existenz, und demjenigen, das für Sold focht, sey. Die Chefs der Clans wollten die alte Herrschaft, für die sie eine große Anhänglichkeit, im Gegensatz der bestehenden hatten, die sich nicht liebten, wieder herstellen, wollten gleichsam ein neues Reich gründen; ihre Leute fochten theils aus Gehorsam zu dem Willen ihrer Obern, theils aus Lust zur Sache; das regulaire Militair, weil es mußte. Eine zweyte Ursache lag in der ungewöhnlichen Art des Angriffs, dessen sich die Hochländer bedienten. Ueber dieß giebt uns der Chevalier folgende Erklärung: The Highlanders advance with rapidity, discharge their pieces when within musket-length of the enemy, and then, throwing them down, draw their swords, and holding a dirk in their left hand with their target, they dart with fury on the enemy, through the smoke of their fire. When within reach of the enemy's bayonnets, bending their left Knee they, by their attitude, cover their bodies with their targets, that receive the thrusts of the bayonnets, which they contrive to parry, while at the same time, they raise their sword-arm, and strike their adversary. Having once got with in the bayonnets, and into the ranks of the enemy, the soldiers have no longer any means of defending themselves; the Highlanders bring down two men at a time, one with their dirk in the left hand, and another with the sword. Wir haben geglaubt diese Beschreibung der Art, wie die Hochländer mit dem Degen in der Hand angriffen, in den Worten des Originals mittheilen zu müssen, indem wir der Meinung sind, daß ein sol-

cher Angriff, auch noch heutiges Tages, ohnerachtet der Vervollkommung des Feuergewehrs, von einer treuen und kräftigen Nation ausgeübt, durch die Neuheit der Sache von Wirkung ſeyn könnte, wenigſtens auf kurze Zeit. Aber auffallender noch als ein ſolcher Angriff auf Infanterie iſt, daß die Hochländer auch mit dem Degen in der Hand, die engliſche Cavallerie mit Erfolg angriffen, wobey der Grundſatz war, nach den Naſen der Pferde zu hauen, wodurch dieſe zum Umkehren bewogen wurden. Macgregor, ein Chef der Hochländer, ließ, indem es an Waffen fehlte, Senſen gerade ſchmieden, und bewaffnete ſeine Compagnie mit ſelbigen. Dieſe Senſen, welche er ſehr ſcharf machen ließ, wurden an lange Stäbe befeſtigt, und mit großem Erfolge gegen die engliſche Cavallerie gebraucht. Die Armee des Prinzen Carl Eduard, gab das ſeltene Schauſpiel, daß ſie, ohne Artillerie und Cavallerie mit ſich zu führen, die aus allen Waffen zuſammengeſetzten regulairen engliſchen Corps zurückſchlug, und in England eindrang. Was iſt einer tapfern Infanterie nicht alles möglich! — Eine dritte Urſache des glücklichen Erfolgs der Waffen der Hochländer, war, daß die engliſchen Heerführer anfangs den Umfang der Revolution mißkannten; ſie glaubten überall von Anhängern des Stuarts umringt zu ſeyn: dieß machte ſie mißtrauiſch, vorſichtig und ſelbſt furchtſam.

Dem einzigen General, dem es gelang, die Hochländer zu ſchlagen, oder vielmehr zu vernichten, dem Herzoge v. Cumberland, ſpricht der Verf. alle militairiſche Talente ab, und legt ihm einen grauſamen und blutdürſtigen Character bey. Daß dieſer Herzog nicht ohne Talente zum Anführer war, geht ſelbſt aus der Erzählung des Verf. von ſeiner Operation vor, während und nach der Schlacht von Culloden, hervor. Mit großem Scharfblick, ließ er die Hochländer in dem Augenblick angreifen, als er ſie vor Culloden in Unordnung zum Angriff hervorkommen

sah. — Das Mißgeschick, daß der Herzog in seinen Feldzügen in Flandern und später in Hannover erfahren hatte, hat ein ungünstiges Licht auf seine Fähigkeiten als Feldherr geworfen, ohne daß genau geprüft worden wäre, wie viel von diesem auf seine Rechnung gesetzt werden muß. Die kürzlich erschienenen Memoirs von zwey berühmten Engländern, Waldegrave und Walpole, geben einen ganz andern Begriff von diesem Herzog, als früherhin von ihm herrschend gewesen ist. Es giebt beynahe kein Verbrechen, das der Befehlshaber einer feindlichen Armee, in Bezug auf seine Gegner begehen kann, das der Chevalier Johnstone nicht dem Herzoge von Cumberland zur Last legt. Er soll die den Hochländern zugestandene Capitulation — als namentlich der Garnison von Carlisle —, gebrochen, Gefangene mit kaltem Blut haben ermorden lassen, englische Officiere, die gefangen gewesen, gezwungen haben, ihre gegebene Parole zu brechen, ganze Ortschaften und Gegenden vorsetzlich verheeren lassen. Man muß gegen die Darstellungen eines Manns, in der verzweifelungsvollen Lage, in der der Chevalier sich befand, im höchsten Grade mißtrauisch seyn. Die ganze Unternehmung des Prinzen Carl Eduard war von der englischen Regierung gleich anfangs als ein Aufstand und diejenigen, die für ihn die Waffen ergriffen, waren als Rebellen betrachtet worden. Als solche behandelte sie der Herzog von Cumberland von dem Augenblick an, als er den Oberbefehl der englischen Truppen übernahm. Diese seine Ansicht war den Rebellen kein Geheimniß. Er ließ ihnen unverholen zu erkennen geben, daß sie keinen Pardon von seinen Truppen zu erwarten hätten, und diese seine Erklärung war die Ursache, daß der Prinz von Hessen sich mit seinen 6000 Hessen von der Armee des Herzogs trennte, und nicht gegen die Hochländer fechten wollte. Es war demnach ein anerkannter Kampf auf Leben und Tod. Der Sieg bey Culloden gab

dem Hauſe Hannover in Bezug auf die neuen Verhältniſſe Großbrittanniens und Irland, eine Stärke, die es nie zuvor beſeſſen hatte. Der Aufſtand in Schottland hatte den Beweis geliefert, daß die Hochländer allein den Beſitz der engliſchen Krone ſtreitig machen könnten; jetzt da die Hannoverſche Partey die Gewalt in Händen hatte, war es der Weisheit angemeſſen, die Hochländiſchen Clans außer Stand zu ſetzen, das gefährliche Spiel zu erneuern. "Die engliſchen Miniſter, ſagt der Verf. des Waverly, würden als Thoren den Galgen verdient haben, hätten ſie ſich dieſer vortheilhaften Gelegenheit nicht bedient, das Clanweſen auf ewig zu vernichten, und die Hochländer den Geſetzen unterwürfig zu machen, was ſie bisher nicht geweſen waren". Unglücklich für den Herzog von Cumberland war es, das Inſtrument zu ſeyn.

Wär es nöthig die Strenge gegen die unglücklichen Hochländer bis zu dem Uebermaaß zu treiben? Wir wagen nicht dieſe Frage zu beantworten, weit hinter uns liegt jene Zeit. Lord Waldegrave ſagt von dem Herzoge: "he had notions of honour and generosity, worthy of a Prince, but was too much guided by his passions, which were often violent and ungovernable; he was not qualified for interfering in the affairs of civil government". — Allein groß ſind die Verdienſte, die der Herzog ſich für England erwarb. Der Sieg von Culloden ſchlug die Hoffnungen der Jacobiten und Torries darnieder. Die Anſprüche der Stuarts zu dem Throne verſchwanden. Im Anfange der Regierung Georgs III., waren nur einige Reſte der Jacobitiſchen Partey mehr übrig, die unter ſich keine Verbindung hatten; es fand ſogar eine Ausſöhnung zwiſchen dem Hauſe Hannover und den Tories Statt, die den innern Frieden in England ſicherte.

## Paris.

Bey Croullebois: De l'hypochondrie et du Suicide. Considérations sur les causes, sur le siège et le traitement de ces maladies, sur les moyens d'en arrêter les progrès et d'en prévenir le développement; par J. P. Falret. 1822. X und 512 S. 8.

Psycholog und Patholog, jener mit dem tiefkundigen Auge des Geistes, dieser geleitet durch die Fingerzeige anatomischer Prüfung, sollten sich die Hand bieten, um das Werden und Walten einer dunkeln Macht zu ergründen, die den ersten und mächtigsten der Triebe, den der Selbsterhaltung, zu vernichten, oder wenigstens zu betäuben, stark genug ist. So von zwiefacher Seite beleuchtet müßte es doch mehr und mehr erhellen, in wiefern der Hang und Entschluß zum Selbstmorde, im Allgemeinen und im einzelnen Falle betrachtet, moralischem oder körperlichem Kranken zuzuschreiben, und mit Heilmitteln der Seelenkunde oder der Pharmaceutik zu bekämpfen sey. — Mit solchem Wunsche öffnete Rec. das anzuzeigende Buch, nicht ohne einige Resignation rücksichtlich des ersten Theiles jener Forderung, aber, günstig eingenommen durch die neuesten Leistungen eines Esquirol, Lallemand, Rostan und Georget, mit desto größerer Erwartung rücksichtlich des zweyten. Würde uns doch sicherlich eine mäßige Anzahl sorgfältiger Leichenöffnungen lehrreicher werden, als jene endlose Reihe von geist- und herzlosen Anekdoten von Selbstmördern, welche gleich Curiositäten zu einer noch herzlosern Unterhaltung geschrieben zu seyn scheinen. Aber obgleich der Verf. gegen Auenbrugger, Fodéré, Leroy, und indirect gegen Bichat, der bekanntlich den Sitz der Leidenschaften ins Gangliensystem der Brust- und Bauchhöhle verlegte, zu beweisen sucht, das Hirn sey dasjenige Organ, welches in der Selbstmords-Melancholie (Me-

lancholie-suicide) primitiv afficirt werde, so ermangelt er doch fast gänzlich der Beweise, die seiner Behauptung in unsern Tagen und namentlich bey seinen Landsleuten ein so großes Gewicht würden verschafft haben, nämlich der Belege aus der pathologischen Anatomie, und vereitelt somit auch unsere Hoffnung. Demungeachtet hat Rec., durch die Wärme, mit welcher der Verf. seinen Gegenstand behandelt, und die Mittheilung neuer, guterzählter Fälle gefesselt, das Buch größtentheils — die Vermeidung einiger breiten Wiederhohlungen möchte wünschenswerth seyn — gern gelesen, und an manchen Orten den Schüler des umsichtigen Esquirol's erkannt. Anziehend war es ihm, dem Verf. in der Untersuchung des schon bekannten Erfahrungssatzes, daß Selbstmord und Nächstenmord oft hinsichtlich des innern Antriebes so nahe liegen, zu begegnen, da ihm jene Erfahrung die Lösung manches psychologischen Räthsels zu versprechen scheint. Wahr ist es, daß in gewissen Fällen der unglückliche Thäter im wahrhaften Wahnsinne und gänzlichem Verkennen seiner That zum Mörder Anderer wird; daß er in andern, das Verbrechen der Selbstentleibung scheuend, lieber das rächende Schwert der Gerechtigkeit auf sich lenken will; oder in andern endlich seine Geliebten vor den Qualen, in denen er selbst untergeht, sicher zu stellen gedenkt; — aber nicht weniger häufig mag der Grund tiefer in der zerrütteten Seele zu suchen seyn. Wer vermag dem furchtbaren Seelenkampfe bis zu seiner ersten Entzündung nachzugehen, ohne vor dem geringfügigen, vielverbreiteten Keim des Doppelverbrechens zu schaudern? Wenn nun die entsetzliche Ironie, mit welcher weiche, scheinbar wohlgeordnete Gemüther an der Erzählung furchtbarer Gräuelscenen und selbst dem Anblicke blutiger Hinrichtungen sich weiden, mit welcher sie jene heimliche Lust an dem eigenen, selbstbereitetem Schmerze empfinden, mit welcher sie tückisch die ungeladene

Pistole oder den Dolch, gleichsam scherzweise, auf das eigene oder fremde Herz setzen — wenn nun dieser versuchende Kitzel, trotz der warnenden Stimme des Gewissens und dem schon ängstlichen Seelenkampfe, bey fördernden Einflüssen, besonders körperlicher Art, stärker und stärker wachsen könnte bis zur That, zum Morde des eigenen und fremden Lebens? — Man verstände es dann auch, warum die geliebtesten Personen, die gewissermaßen einen Theil des eigenen Ichs ausmachen, so häufig die Gegenstände der Schreckensthat werden: der Verf. erzählt von einer Mutter, deren Seelenkrankheit zuerst dadurch bemerkt wurde, daß sie ihren Säugling mit gefährlicher Heftigkeit und Dauer an die Brust drückte; eine andere klagte dem Dr. Gall, sie fühle einen unwiderstehlichen Trieb, ihre Kinder zu ermorden, und habe schon mehrmals eines an den Fluß getragen: dann erst habe sie Schauder empfunden, die That zu vollenden u. s. w. Entwickelt sich nicht auf angedeutete oder ähnliche Weise, was man in neuerer Zeit Anreiz durch einen gebundenen Vorsatz oder psychische Ueberwältigung genannt hat, und was der tiefblickende Plattner schon so treffend als einen "conatus animi oppressi ad actionem violentam, hanc actionem secreto appetentis et molientis tanquam suae oppressionis levamen et liberationem" bezeichnete? — "Nicht vom Leben will ich befreit seyn", antwortete der verzweifelnde Antisthenes dem Diogenes, der ihm kaltblütig einen Dolch darbot, "sondern vom Schmerze!" — und so erscheint jenen Zerrütteten der Selbstmord oder Nächstenmord nur als ein Mittel zur Genesung und und Erlösung vom Seelendrucke, welches, wenn auch seine Anwendung einmal gestört wurde und misglückte, mit großer Vorsicht zum zweyten und dritten Male versucht wird. — Was der Verf. über die gesetzliche Bestrafung der Selbstentleibung sagt, verdient, wenn wir auch nicht überall unbedingt beystimmen möchten, unsere volle Aufmerksamkeit; mit Recht erinnert er daran, daß sie dem Character, der

nossenschaft u. s. w. in einer besondern Verbindung stehen. Diese liefert er nun gegenwärtig unter dem oben angeführten Titel, jedoch so, daß er die Wienerben zum Hauptgegenstande gemacht, und an die Lehre über dieselben, die Auseinandersetzung jener übrigen Güter angeknüpft hat. Das Werk selbst beginnt, statt einer Vorrede, mit einer Abhandlung, worin der Verf. die Meinung, daß Carl der Große ganz Westphalen in das Leibeigenthum versetzt habe, bestreitet, und zugleich auszuführen sucht, daß derselbe die Wehren in Westphalen so wenig in der Leibeigenschaft angetroffen, noch in dieselbe versetzt habe, daß die Leibeigenschaft daselbst vielmehr nach seiner Zeit, allmälig und aus ganz andern Gründen entstanden sey. Diese Abhandlung beschäftigt sich zugleich mit dem Ursprunge und der Darstellung der verschiedenen Arten der Bauergüter in Westphalen, und der dortigen Hörigkeit; und dient zur Einleitung in das Hauptwerk, welches folgende Hauptstücke enthält: I. Ursprung der Pflichten der Güter in Westphalen, besonders im Fürstenthum Osnabrück. II. Von den Pflichten der Güter in Westphalen und im F. Osnabrück selbst, namentlich von der Lehnware, Wiene und Auffahrt, von der jährlichen Prästation an Korn, von den Pachtschweinen, Gänsen, Hämmeln, Hühnern und Eyern, von den Diensten, von den Geldprästationen unter dem Namen Dienstgeld, Rindgeld, Pachtgeld, Kohlengeld, May- u. Herbstbeeden u. s. w. von den persönlichen Pflichten der Hausgenossen und Eigenbehörigen, als vom Sterbfalle, u. a., von den persönlichen Pflichten der Eigenbehörigen insbesondere, als von dem gutsherrl. Einfluß auf die Heyrath derselben, vom Bettmunde, vom Zwangdienste, von dem Freybriefe. Die ganze Arbeit selbst ist für wohlgelungen zu erklären, und hilft namentlich dem practischen Bedürfnisse für Osnabrück sehr gut ab, indem außer den Möser'schen, Kindlinger'schen, und Lodtmann'schen Schriften, ganz vorzüglich locale Rechtsquellen, Urkunden, und die Gutachten und Erkenntnisse der Justizcanzley zu Osnabrück benutzt sind. Möchte dieselbe nur nicht, wie Ref. beynahe fürchten muß, unvollendet bleiben!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1823.

## Leipzig.

Weidmannsche Buchhandlung v. G. Reimer: Darstellung der griechischen Staatsverfassungen. Von Fr. W. Tittmann. XVI u. 751 S. Octav.

Wenn wir die acht Bücher überblicken, in welche dieses Buch zerfällt: 1. von den Rechten der höchsten Gewalt in den griechischen Staaten; 2. ältester Zustand der griechischen Staatsverfassungen; 3. Lacedämonische Regierungsform; 4. die Regierungsform Athens; 5. Regierungsform der übrigen griechischen Staaten; 6. Allgemeines über die Regierungsform bey den Griechen; 7. über die Verschiedenheit der Stände bey den Griechen; 8. Bundesverhältnisse: so ist das Princip der Anordnung keineswegs sogleich klar, und besonders fragt man, wie sich eigentlich der erste Abschnitt zu den andern verhalte. Indessen wird dies doch einigermaßen dadurch deutlich, daß der Verf. die Regierung als das Wesen des Staats behandelt, die wieder besonders durch die Rechte der regierenden Gewalt über die Regierten bestimmt wird, und darum handelt der Verf. davon zuerst im Allgemeinen. Indessen stellt sich der Verf. dadurch auch ganz außer den po-

litischen Ideenkreise der alten Griechen, welche erstens das Wesen des Staats nicht so, wie wir gewohnt sind, in die Regierung setzten, und dann auch nicht, wie die Neuern, auf genaue Limitation der regierenden Gewalt durch, davon unabhängige Rechte der Privaten drangen, sondern dem Ganzen, der Gemeine, wie sie nun auch repräsentirt werde, die allergrößte Macht über den Einzelnen einräumten; so daß allerdings gesagt werden kann, in der neuern Zeit sey mehr Freyheit, aber eben nur in einem ganz modernen Sinn des Wortes. Daher behauptet der Verf. von einem naturrechtlichen Standpunkte aus: das Staatsverhältniß der Alten sey kaum ein rechtliches gewesen; was uns höchst einseitig scheint. Darum macht aber der Verf. im ersten Kapitel aufmerksam auf die gewaltsamen Veränderungen des Besitzstandes, die indeß doch nur immer bey revolutionären Verhältnissen, wenn auch vom Gesetzgeber ausgehend, vorkommen, auf gewisse Willkührlichkeiten im Gerichtsverfahren, darauf daß das Rechtsverhältniß in alten Staaten nicht immer dem natürlichen Rechte entsprochen, was sie überhaupt nicht gehabt (woraus wohl am sichersten hervorgeht, daß es eben kein natürliches), auf das tiefe Eingreifen des Staats in das Familienleben und in das geistige Leben der Individuen, dessen Leitung besser jedem Einzelnen überlassen bleibe; darauf daß die allgemeine Bewaffnung kein Mittel zur Vertheidigung des Volks gegen Eingriffe der Regierung, und stehende Truppen keines zur Unterdrückung desselben sey (ein Paradoxon, zu dessen Erweis noch manches fehlt); daß die Abgaben Athens nicht geringer waren als sie (mit Ausnahme Englands) in unsern Zeiten sind, und zwar bey verhältnißmäßig geringerm Nationalvermögen, so daß der Druck der Staatslasten sehr groß war, den die ungleiche Vertheilung noch erhöhte. Alle diese durchweg pragmatischen Bemerkungen geben mehr eine Kritik alter Staatseinrichtungen von einem modernen Standpunkte, als was wir hier besonders suchten

und erwarten durften, eine Entwickelung des Staats in seinen Gliedern und deren Functionen nach antiken Ansichten und Grundsätzen. Indessen werden über die Verschiedenheit des alten und neuen Staats, besonders S. 16 ff., doch einige recht eindringende Bemerkungen mitgetheilt, die wir nur mehr in Zusammenhang mit manchen Erscheinungen gebracht und als Principe aufgestellt und benutzt wünschten.

Das zweyte Buch behandelt den ältesten Zustand der griechischen Staatsverfassungen, besonders nach Homer. Das Staatsverband in diesen Zeiten sey sehr locker gewesen, und mehr Gewalt wie Recht habe geherrscht, was aus dem Zustande Ithaka's während Odysseus Abwesenheit und dessen eignem Verfahren nachgewiesen werden soll. Was die Gewalt der Volksversammlungen betrifft: entscheidet sich der Verf. dafür: das Volk habe sich in Masse versammelt, die Vornehmen das Wort geführt, der Wille des Volks habe gegolten, in so fern er zur Ausführung eines Vorschlags unentbehrlich war; worin wohl die Wahrheit zum Theil enthalten seyn möchte. Allerdings wurde nach dem Herkommen zu Volksunternehmungen eine gewisse Beystimmung des Volks nöthig erachtet, aber die gewöhnlichen Geschäfte des Regierens besorgten die βασιλῆες und γέροντες für sich. Daß es dergleichen immerfort gab, ließe sich leicht beweisen, und wenn also nach der Odyssee 20 Jahre in Ithaka keine Volksversammlung gewesen war, mußten die Fürsten, d. h. der Adel, eine solche die ganze Zeit über nicht bedurft haben. Des Verf. Schlüsse aus diesem Umstande sind etwas verschieden, indem er sichtlich darauf hinausgeht, den Homerischen Staat als noch ganz roh und unorganisirt darzustellen. Der Verf. schreibt der Volksversammlung auch eine rechtsprechende Gewalt zu, aber alle Stellen bey Homer und Hesiod besagen sehr klar, daß nur die Könige und Geronten Recht sprachen, aber auf offnem Markte vor allem Volke, dessen Beyfall oder Mißfallen, wie er sich natürlich,

wenn auch nur durch die verſchiedenen Arten des murmur und fremitus, äußern mußte, gewiß großen Einfluß auf ſie hatte, wenn ſie gleich Odyſſeus wie milde Väter herrſchten. Die vom Verf. angeführten Erzählungen widerſprechen einer ſolchen Auffaſſung auch nicht. Daß der Verf. aber die Erzählungen der Tragiker und Redner von Theſeus Demokratie für alte Sagen halten konnte, iſt Ref. ſehr aufgefallen. Eine freye Verfaſſung, in der Jeder, der zum Staat gehört, auch einigen, wenn auch geringen, activen Antheil auf ſeinem Flecke an demſelben nimmt, iſt auch die Homeriſche allerdings; aber von Demokratie im alten Sinne keine Spur. Aber der Verfaſſer braucht, um es ein für allemal zu bemerken, durch ſein ganzes Werk Demokratie in einem durchaus modernen Sinne. Bey Homer iſt ein ſtrenger und durchgehender Unterſchied zwiſchen den βασιλῆες, ἄνακτες, μέδοντες etc. welche Namen nicht eine perſönliche Qualität, ſondern einen ganzen großen Stand bezeichnen, und dem Demos; und dieſer Unterſchied ſchon hebt für die Alten alle Demokratie auf. Dagegen widerſetzt ſich der Verf. wohl ziemlich mit Recht der Annahme einer Prieſterherrſchaft im eigentlichen Griechenland, und läugnet alle nothwendige Identität der Prieſter und Könige bey Homer und vorher. Wir vermißten indeß dabey die Rückſicht auf den Hymnus an Demeter, nach dem offenbar die alten Fürſten von Eleuſis auch die Orgien verwalteten, und auf manche andre mythiſche Erzählung; auf keinem Fall iſt das Thema hiermit abgethan.

Hierauf läßt der Verf. die Lacedämoniſche Regierungsform folgen. Ref. hätte gewünſcht, ſie gleich mit der Kretiſchen verbunden zu ſehen, und lieber noch mit den Spuren der ältern Verfaſſung in den übrigen Doriſchen Verfaſſungen. Der Verf. will zwar eben nichts von einer eigenthümlichen Doriſchen Grundverfaſſung wiſſen, aber darüber iſt Pindaros ein beſſerer Richter, der die Spartaniſche Geſetzgebung die Hyllei-

sche Regel (Hylleen aber sind der erste Stamm der Dorier) oder des Aegimios alte Satzungen (des mythischen Stammvaters der Dorier) nennt. Und was konnte der alte Gesetzgeber wohl thun, als dem alten Herkommen seines Volks Zusammenhang, Festigkeit, Sanction geben, eines Volks, das τὰ πάτρια höher als aller Andere schätzte. Einer geschichtlichen Entwickelung nach solchen oder was irgend für Grundsätzen hat sich aber der Verf. ganz überhoben. Bey der Auseinandersetzung der Regierungsform begegnet uns zuerst der auch von Andern angenommene Satz: Theil habe an der Volksversammlung nicht bloß der Spartiat, sondern auch die Periöken oder Lakedämonier gehabt. Aber die Ausdrücke τὸ κοινὸν, ὁ δῆμος, οἱ Λακεδαιμόνιοι beweisen dafür nichts, und directe Zeugnisse, wie Isokrates im Panathenaikos, widersprechen, außerdem die Analogie. Zu einer Volksversammlung gehört eine in einer Stadt eingebürgerte Gemeinde; der Lakedämonier aber konnte nicht aus seiner Küstenstadt 5—6 Meilen (für Griechenland weit) nach Sparta herkommen, um dort ohne Herberge einen Tag zuzubringen. Die ἔκκλητοι waren nach dem Verf. eine Versammlung der Magistrate, über deren Kraft Beschlüsse zu fassen gut gehandelt wird. Der Ephoren Gewalt, lehrt der Verf. weiter, sey aus dem Amt von Gemeindevorstehern oder Viertelsmeistern entstanden, von welchem Amt indeß keine bestimmte Vorstellung gegeben wird; über die Ausdehnung ihrer Gewalt aber sind die Zeugnisse sehr fleißig gesammelt, und in guter Ordnung zusammengestellt. Immer bleibt es dabey noch eine schwierige Aufgabe zu unterscheiden, wenn die Ephoren als Geschäftsträger der Volksversammlung und in deren Auftrage und Namen, und wenn sie als bloße Magistrate für sich agiren. Die Gerusie ist etwas flüchtig behandelt. Ref. wundert sich hier und an andern Stellen die Fourmontischen Inschriften, die angeblich uralten nämlich, als Quellen citirt zu finden, ohne daß für ihre Echtheit irgend ein

Argument aufgestellt wird. Daß die Könige Sparta's bloß Beamte gewesen, hat von modernem Standpunkte aus gesprochen eine gewisse Wahrheit, aber der Spartiat sah sie, bey aller Beschränkung ihrer Gewalt, so nicht an, sondern eher als eine Art Heroen, wie namentlich die allgemeine Landestrauer bey dem Tode jedes derselben beweist. Was über die Eintheilung der Lakedämonier in Gemeinden gesagt wird, ist sehr mangelhaft und mit Irrigem gemischt; der Verf. weiß von den drey Dorischen Phylen nichts, sondern redet von Agis, Limnatis, Cynosurias, Messoais, Pitanatis als solchen. Messoais, Cynosurias sind Formen, die das Alterthum nicht kennt; noch mehr Fehler stecken aber in dem einen "Agis". Für das Verhältniß der Lakedämonischen Städte zu Sparta leitet der Verf. einen Schluß ab aus einem Psephisma von Gytheion aus der Zeit des L. Quint. Flaminin, aber hatte da nicht schon Rom und der Achäische Bund den Verband ganz aufgelöset? Die Verfassung Sparta's Demokratie zu nennen, ist eine neue Probe des schon bemerkten willkührlichen Sprachgebrauchs.

Die Verfassung Athens behandelt der Verf. nach folgenden Hauptrubriken: Volksversammlung, Gerichtsverfassung, Rath, Areopag, Archonten, Strategen, von den Gemeinden der Athener, Verschiednes über die Verhältnisse der Beamten; über die Theilnahme der Menge an der Staatsverwaltung, Ostrakismus und dgl., Epochen der Athenischen Verfassung. Es ist uns nicht verstattet, ferner einzelne besonders wichtige Sätze auszuziehen, und mit Bemerkungen zu begleiten. Wir begnügen uns auch dafür im Allgemeinen anzugeben, daß die Resultate einer fleißigen Lektüre auf eine nützliche Weise zusammengestellt, und neuere eindringende Untersuchungen benutzt sind; dagegen scheint uns auch hier die Entwicklung des innern Organismus meist zu fehlen, zu welcher sich der Verf. mehr hätte in das Alterthum hinein versetzen, und seinen beurtheilenden Standpunkt aufgeben müssen. — Das

auf folgt eine Sammlung über die Regierungsform der übrigen griechischen Staaten. Was der Verf. in alten Schriftstellen, auf Münzen und Inschriften von Behörden und Magistraten einzelner Städte gefunden hat, hat er alles nach einer geographischen Ordnung zusammengestellt. Das Nachweisen einer βουλὴ und eines δῆμος hätte er indeß sich fast ersparen können, da wir vornweg wissen, daß die eine wie der andere in jeder Griechischen Stadt, die Unterbrechungen der Tyrannis abgerechnet, bestand und thätig war. Das sechste Buch faßt die allgemeinen Sätze, zu denen die vorigen die Belege liefern, zusammen mit manchen Nachträgen. Ref. führt daraus bloß die negative Behauptung an, daß es keinen Unterschied zwischen Dorischen und Jonischen Staaten gebe, sondern was man Dorisch nennen, bloß Spartanisch, was Jonisch Athenisch sey. Wir haben schon oben dagegen Pindar sprechen lassen, und fragen ferner, wie die durchgehende Aehnlichkeit Spartanischer und Kretischer Institute erklärt werden könne, als durch Annahme einer Grundverfassung des dort wie hier herschenden Stammes, denn eine servile Uebertragung wird doch Niemand jetzt annehmen wollen. Doch ist dies eine Materie viel tieferer Untersuchung als hier geführt werden kann. — Im siebenten Buche „über Verschiedenheit der Stände bey den Griechen" widersetzt sich der Verf. sehr lebhaft der Annahme kastenartiger Staatsunterschiede im ältern Griechenland, und verneint sowohl die Existenz einer Priesterkaste (was Ref. fast billigt) als eines gesonderten Adels in geschichtlicher Zeit. Wie weit aber den Verf. dieses durch das ganze Buch gehende Ausgleichungsbestreben führt, zeigt z. B. der Abschnitt über die lakedämonischen Periöken, die nach dem Verf. an Rechten, Range, Stande den Spartiaten eigentlich ganz gleich waren — durchaus gegen alle Ansicht des Alterthums. Im Ganzen halten wir indeß des Vf. Opposition gegen die voreilige Annahme von Casten-

weſen in Griechenland, mit der manche neuere Schriftſteller zu ſchnell bey der Hand ſind, als zu ſorgfältigerer Critik anſpornend, für rühmenswerth und heilſam. Das achte Buch handelt von den Bundesverhältniſſen, und zeigt dieſelbe fleißige Sammlung und lichtvolle Anordnung, die indeſſen noch nicht Ergründung des Gegenſtands herbeyführt; daß die Peloponeſiſche und die Atheniſche Symmachie fehlen, ſcheint uns ein Mangel. Sollen wir bildweiſe unſer Urtheil über das ganze Werk ſagen, ſo dünkt uns: der Verf. habe ziemlich die ganze Maſſe des politiſchen Alterthums vor Augen, aber er ſtehe außerhalb und zwar ziemlich entfernt, ſo daß ſeiner Sehkraft der Diſtanz halber die feinern Unterſchiede verſchwimmen, und auch mehr das auf der Oberfläche erſcheinende Gewordne, als deſſen Wurzel in einem geiſtigen, innerlichen Seyn ſichtbar werden kann. Doch auch ſo leiſtet das Werk immer recht Bedeutendes, und hilft einem fühlbaren Mangel der Literatur ab. K. O. M.

## Hamburg.

Um den Schwierigkeiten auszuweichen, mit welchen ſelbſt bewährte Geſchichtforſchere, zu kämpfen haben, wenn ſie Chroniken des Mittelalters an den Tag fördern wollen, hat der Herr Profeſſor Hartmann zu Hamburg, den glücklichen Gedanken gehabt, eine kurze Chronik, die ſonſt vielleicht lange noch ungedrukt geblieben wäre, als Programm herauszugeben, exemplum Codicis scripti a fratre quodam anonymo, qui in bibliotheca civitatis Hamburgensis publica asservatur. 1823. 48 S. gr. 4. Sie iſt für die Flandriſche Geſchichte von 1296–1310 nicht unwichtig, und aus der Uffenbachiſchen Bibliothek bekannt, aus der ſie an den berühmten Litterator, Joh. Chriſtoph Wolf, und von dieſem an die Hamburgiſche Stadtbibliothek übergieng. Der thätige und gelehrte Herausgeber hat den Text des Kloſterbruders durch Verbeſſerung der Orthographie und Interpunction lesbarer gemacht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1823.

## Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 19ten vorigen Monats hielt Herr Ober-Medicinalrath Blumenbach eine Vorlesung:

de veterum artificum anatomicae peritiae laude limitanda, celebranda vero eorum in charactere gentilitio exprimendo accuratione.

Schon in dem im XVten B. der Commentationes befindlichen *Specimen historiae naturalis antiquae artis operibus illustratae eaque vicissimi illustrantis*, hatte er von den auf Kunstwerken des Alterthums vorkommenden Raßen und Nationalvarietäten des Menschengeschlechts gehandelt; seitdem aber eine noch bedeutende Nachlese dazu gehalten, die er jetzt mittheilte, zugleich aber eine Würdigung der neuerdings so verschiedentlich besprochenen anatomischen Kenntnisse der alten Künstler damit in Verbindung brachte.

Man hat ihnen diese Kenntnisse besonders aus einem dreyfachen Grunde zuschreiben wollen. a) schon a priori; da anatomisches Studium als Grundfeste richtiger Zeichnung in der bildenden Kunst anzusehen sey, so müßte dasselbe auch den alten Künstlern unentbehrlich gewesen seyn. b) weil viele ihrer Wunderarbeiten, namentlich der griechischen Bildhauerkunst, offenbar von jenem Studium zeugen; und weil c) manche antike Kunstwerke eigentlich sogenannte anatomische Gegenstände vorstellen.

Von den Erinnerungen die hier dagegen beygebracht wurden, können wir nur weniges ausheben. — So a) die großen altdeutschen und altniederländischen Meister in Darstellung nackter Figuren, die nie anatomischen Unterricht genossen hatten, wie zu einem Beyspiele statt aller "der Polyklet unsers Vaterlandes" Albr. Dürer, Verfasser der vier Bücher von menschlicher Proportion, dessen Leben aus seinen eignen und den Schriften seiner Zeitgenossen bekannt genug ist, um zu zeigen, daß Er so wenig als Lucas von Leyden und so manche andere treffliche Bildner des Nackten, Unterricht oder Selbstübung im Zergliedern gehabt haben. b) Die Ueberzeugung des Verf. der Vorlesung, der die mehresten der allberühmtesten Meisterwerke der griechischen Bildhauerkunst in den Originalen und mit anatomischer Rücksicht zu prüfen Gelegenheit gehabt, daß der wundersame Tact ihrer Verfertiger in der großen Kunst zu sehen (wozu er in einer andern Abhandlung merkwürdige Belege gegeben) bey den Studien, die ihnen die gymnastischen Uebungen u. dergl. gewährten, alle Zergliederung des menschlichen Körpers entbehrlich machte. Und das bewährt sich auch durch die schon von andern gemachte Bemerkung, daß sich doch mitunter an jenen Meisterwerken einzelne Unrichtigkeiten zeigen, die ihre Verfertiger bey wirklicher anatomischer Kenntniß vermieden haben würden. Doch können manche Uebertreibungen auch einen absichtlichen Grund haben, wie zur Auszeichnung der männlichen Form die wohl durchgehends, selbst

an jugendlichen Statuen, über die Natur tief gefurchte Hüftlinie.

Was aber c) eigentlich anatomische Vorstellungen auf Kunstwerken des Alterthums betrifft, so erinnert der Verf. dabey besonders folgendes: Erstens, daß gerade die mehresten derselben so fehlerhaft ausgeführt sind, daß sie eher zum Beweis der Unkunde ihrer Verfertiger dienen können. So die meisten Schedel und Skelette; wie z. B. das lächerlich monströse kupferne Knochenmännchen im Kircherschen Museum in Rom, das doch oft, selbst von gelehrten Aerzten als anatomische Darstellung, ohne Rüge ihrer ganz abenteuerlichen Unform, angeführt ist. Hier kamen auch die drey tanzenden gerippähnlichen Figuren auf einem der Stucco-Basreliefe in dem vor 14 Jahren bey Cumä entdeckten griechischen Grabmal zur Sprache, wovon dem Verf. zweyerley Abbildungen bekannt sind. Die eine in des gelehrten Canonicus und Aufsehers des Königl. Antiken-Cabinets zu Neapel, de Jorio Scheletri Cumani dilucidati; die andre in des verdienten Correspondenten der Königl. Societät, Herrn Consistorialrath Sickelers Commentatio de monumentis aliquot graecis. Dort wie es der Gegenstand fodert, tanzende Lemuren, folglich Haut und Knochen, fast wie Guanchen-Mumien. Hier aber ganz gegen den ausdrücklichen Sinn des Textes, mithin wohl bloß durch Künsteley des Kupferstechers, die Unterschenkel und Vorderarme wie nach einem anatomischen Zeichenbuche rein skeletirt, selbst mit Rotation der Speiche, aller Knöchelchen des carpus und tarsus u. dergl. Folglich wohl für die gegenwärtige Untersuchung von keiner Beweiskraft.

Daß aber die alten Künstler mitunter allerdings auch einzelne anatomische Gegenstände mit größrer Treue ganz nach der Natur dargestellt haben, dafür zeigte der Verf. einen merkwürdigen Beleg aus seiner Sammlung vor, den er seinem alten Freunde dem verdienstvollen Hrn. Hofrath Sulzer in Ronneburg verdankt, der das seltne Stück vor 18 Jahren in

Rom erhalten. Ein Rehbocksſchedel in natürlicher Größe aus ſaliniſchem, nach Korn und Durchſcheinheit unbezweifelt griechiſchen Marmor, und nach den ſicherſten Kriterien, wie der Anflug von Eiſenoxyd-Hydrat und der fleckenweiſe Ueberzug von Kalktuff, eben ſo unbezweifelt antik. Und die Ausführung durchaus Naturgetreu, ſelbſt in den Suturen ꝛc. ohne Vergleich genauer als an den Schedeln von andern bisulcis in den Frieſen der Doriſchen Ordnung oder an manchen Grabſteinen, Vaſen ꝛc. — Ueber die Beſtimmung des Stückes ſelbſt, erlaubt ſich der Verf. kaum eine Vermuthung. Sollte es etwa an einen Altar der Diana gehört haben, da der Stuhl auf den Stirnbeinen angebohrt iſt um die Gehörne daraufzuſtecken, ſo wie man nach Plutarch auch Hirſchgeweihe an die Tempel dieſer Göttin zu nageln pflegte.

Zu denjenigen Antiken hingegen, an welchen man wohl ganz irrig die anatomiſche Darſtellung von menſchlichen Eingeweiden ꝛc. zu finden geglaubt hat, rechnet der Vf. namentlich die vermeintlen Gebärmütter, wie z. B. auf dem geſchnittnen Stein den Rubens in ſeinem Briefe an Peiresk beſchreibt, oder in terra cotta in Angelo Quirini's großen Sammlung von Spintrien, oder die Statue in der Villa Borgheſe, die Bracci für eine Venus pudica hält, welche aus jungfräulichem Eifer einen uterus gravidus mit dem Fuße tritt bis er platzt und die Leibesfrucht zu Tage kommt u. dergl. m.

In einem andern Theile der Vorleſung welcher von den Nationalphyſiognomieen der beyden den alten bekannten Raßen des Menſchengeſchlechts, der Caucaſiſchen und Aethiopiſchen auf Kunſtwerken des Alterthums handelte, zuförderſt von der vielartigen Verſchiedenheit der noch ſo characteriſtiſchen Negerköpfe, zumahl auf den Aegyptiſchen Denkmahlen, verſteht ſich mit Einſchluß ihrer Mumien. So wie der Verf. in einer frühern Sitzung einen Mumienkopf und den eines Hindu vorgelegt hatte, beyde wie aus Einer Form gegoſſen (gel. Anz. 1816. S.

2082.), so in der jetzigen den von einer andern Mumie (und zwar nach den stumpfen dicken Vorderzähnen zu schließen, aus der frühesten Zeit), und den demselben auffallend ähnelnden eines Negers; nur wohlverstanden nicht etwa eines von Dahomey ꝛc. mit der "true Guinea face", sondern von einem der Uebergangs-Neger wie die Tibbus, die Nubier u. dergl. — Und wieder zur Vergleichung ward ein gar sprechendes altägyptisches Negerköpfchen von gebranntem Thon mit spangrüner Glasur, aus den Mumien-Catacomben bey Sakara vorgelegt, womit Hr. Hofr. Böttiger, dessen Freundschaft der Verf. seit 30 Jahren so vielseitig lehrreiche Mittheilung für seine Studien verdankt, seine anthropologische Sammlung bereichert hat.

Und so auch noch ein Wort über die Pallasköpfe auf den ältesten atheniſchen Tetradrachmen, die neuerlich auf ägyptische Gesichtsbildung gedeutet worden, wogegen sich aber gar manche Bedenklichkeiten zeigen; besonders die auffallende Unähnlichkeit dieser Profilköpfe auf jenen ältesten Dickpfennigen unter einander, die gewiß nicht nach einerley Prototyp geformt seyn können; daher denn auch manche Archäologen die Hindustanische und andere hingegen die so mächtig davon verschiedene Lybisch-Aethiopische Bildung darin zu erkennen geglaubt haben, so wie anderseits dieselbe rohe Bildung im Schnitt der Augen und des Mundes, beides an weiblichen und an männlichen Köpfen, auf andern ältesten griechischen Münzen, so wie in mancherley andern Anfängen der bildenden Kunst vorkommt.

Was sonst noch über National-Physiognomieen ꝛc. z. B. der Perser, Juden auf den Denkmahlen des Alterthums gesagt ward, leidet hier keinen Auszug.

Nur das noch, daß der Verf. noch bis dato, so wie er's schon vor 20 Jahren erklärt hat, nicht ein einziges antikes Kunstwerk mit der so unverkennbaren Gesichtsbildung der Mongolischen Raße des Menschengeschlechts aufgefunden hat.

## Kopenhagen.

Auf Kosten des Verfassers: Prodromus der isländischen Ornithologie, oder Geschichte der Vögel Islands. Von Friedrich Faber, Mitgliede der isländischen literairen Gesellschaft 1822. 2 S. Vorrede. 112 S. Text 8.

So klein diese Schrift ihrem Umfange nach ist, so enthält sie doch mehrere sehr schätzenswerthe Beyträge u. Aufschlüsse zur Vögelkunde überhaupt und der Islands insbesondre. Der Verfasser gieng 1819 nach Island, um mit Königlich-Dänischer und der Kopenhagener Universität Unterstützung diese merkwürdige Insel zu bereisen, und verlebte daselbst drey Sommer und zwey Winter, die er vorzugsweise seinem Lieblingsstudium, der Vögelkunde, widmete. Er beschreibt im Ganzen 43 Gattungen und 85 Arten, von denen bey weitem die meisten Sumpf- und Schwimmvögel sind. Die Landvögel erscheinen in Island meistens nur als Strichvögel; nur die Emberiza nivalis und Sylvia troglodytes halten auch im Winter aus. Ausschließend nur Island eigen scheint der Tetrao Islandorum zu seyn, eine mit dem lagopus verwandte Art, welche der Verfasser aus diesem Grunde auch vollständig beschreibt, während er von den übrigen Vögeln nur seine eigenen Beobachtungen in Absicht auf ihre Lebensart mittheilt, woraus man beynahe auf jeder Seite etwas Neues, oder doch Anziehendes lernt. Eigenthümlich dem Verfasser ist die Eintheilung der Wasservögel nach ihrer Schwimm- und Tauchfähigkeit. Denjenigen, die sich nur durch den Sturz aus der Luft unter das Wasser senken können, wie Sula, Sterna, Larus, Lestris, Procellaria, schreibt er ein Tauch-Supplement zu; den übrigen aber legt er die Tauchfähigkeit regulair — subsidiair, bedingt — unbedingt, eingeschränkt — uneingeschränkt, bey. Von der Anas mollissima erzählt der Verfasser, daß sie besonders auf der Insel Widör häufig brüte, aber auch sonst überaus häufig sey. So scheu diese Vögel sonst sind, so zahm sind sie in der Brutzeit, während welcher sie sich auf dem Neste greifen, davon abheben und wieder aufsetzen lassen. Mit den kostbaren Dunen bekränzt der Vögel ringsum sein kunstloses Nest, in welches er gewöhnlich 5 grau-

grüne Eyer legt. Während des Sommers leben beyde Geschlechter getrennt, im Frühling gepaart. — Der Cygnus musicus ist in Island Standvogel, obgleich einige wandern. Seinen Namen verdient er nach dem Verfasser zu behalten; denn wenn er in kleinen Schaaren hoch in der Luft einherzieht, so läßt er seine wohlklingende, melancholische Stimme hören, die wie fernher tönende Posaunen klingt. — Neu ist, nach dem Verfasser, noch die von ihm unter dem Namen Larus leucopterus beschriebene Möve, die jedoch in Island nur als Strichvogel in großen Schaaren erscheint. Ihrer Größe nach steht sie zwischen L. canus und argentatus, unter welchen Namen sie Sabine unter den Möven der Hudsonsbai beschrieben zu haben scheint. Ohne Zweifel wird der Verfasser seine Beobachtungen noch in einem ausführlichen Werk erweitern und tiefer begründen, dem Ref. mit Vergnügen entgegen sieht.

## Regensburg.

Gedruckt bey Neubauer: Stadt Regensburgische Jahrbücher von Carl Theodor Gemeiner 1822. 4. Vierter Band 1tes H. enth. J. 1497 bis 1504. 2tes Heft 1504–1511. 176 S.

Seit unsere Leser mit dem dritten Theile dieser verdienstvollen Arbeit im 168 Stück der hies. gel. Anz. v. 1821, bekannt gemacht worden, ist darüber auch ein Regierungsurtheil erfolgt, welches den allgemeinsten Beyfall und hoffentlich viele Nachahmung finden wird. Die königl. Baierische Regierung hat den fernern Druck durch Kostenverwilligung sicher gestellt; und ohne solche Fürsorge wird jetziger Zeit der Druck von Schriften seltener werden, die bleibenden Werth haben, aber nicht gerade zu dem Handwerkszeuge der Gelehrten und Geschäftsmänner gehören, oder die Menge nicht ansprechen; da die Polemik in Staats- und Kirchensachen jetzt weniger gelehrtes Rüstzeug als sonst gebraucht, wenn sie auch geblieben seyn sollte, und da die gutbezahlten

Berufsämter für eigentliche Gelehrte zur gröſten Seltenheit in Deutſchland geworden ſind, wenn man auch die Domherrnſtellen, ohnerachtet ihrer vielen ſchönen Bibliotheken, nicht mitrechnet. Schlimm muß es doch mit dem Abſatz ſolcher Bücher ſtehen, wenn eine Schrift wie die vorliegende nicht einmal die Druckkoſten deckt, obgleich ſie noch eine Lieblingsſache, vaterländiſche Geſchichte, betrifft, und ſich gut lieſt. Es ſtellen ſich Eigenthümlichkeiten jenes Zeitalters Maximilians I. in ihren ſchärfſten Umriſſen dar, welches ſo oft mit dem Unſrigen verglichen worden. Der Kaiſer wollte der Stadt Regensburg einen Reichshauptmann vorſetzen, und die Gemeine darum befragt wiſſen; der Rath wünſchte das Erſtere nicht, und fand das Letztere nicht in der Ordnung, weil ihm das Regiment zuſtehe; doch geſchah endlich des Kaiſers Willen. Dieſer ſchrieb einſt, einen dorthin geflüchteten Ruheſtörer aufgreiffen und hinrichten zu laſſen, welches der Rath auf der Stelle ohne weitere Unterſuchung befolgte. Als er aber befahl das Flüchtegut der Geächteten in des Pfalzgrafen Rupert Sache den damit beſchenkten Höfleuten abzuliefern, halfen weder Vermahnungen noch Drohungen, der Rath ließ aus ſich und ſeinen Bürgern Angeber des Flüchteguts nicht machen, und fanden alle Nachweiſungen der Beſchenkten unrichtig und unbegründet. Dem Reichshauptmann bewilligte man wohl Vorſchüſſe, aber keine Beſoldung, die doch dem Joſeph Grunpeck K. M. Secretari zugeſagt ward auf ſein Anbringen ein Poetenſchul zu halten (Anfang des Gymnaſii). Mit den Schleierinnen und Näherinnen nahm man es genau, damit man gute Dienſtmädchen behalte. Leute die Geiſterſpuk machten, kamen ins Narrenhäuschen. Das beeaehete auch wohl Geiſtlichen. In der Noth halfen Folterknechte und Banditen aus, auch kommt ein Vertragsbrief mit dem Juden Cappelmann unter Chriſtoffels von Seckendorf Siegel wegen offene Wehr und Feindſchaft vor, welche jener Jude der Stadt zugeſchrieben. Den Biſchof Rupert, gallica scabie diu tabefactum nach Hochwart, ließ man in ſeiner Ruhe.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1823.

## London.

Bey John Murray 1823. History of the Peninsular war. By Robert Southey Esq. L. L. D. Poet Laureate. In three Volumes. Vol. I. 806 Seiten in gr. 4.

Der Krieg in der Halb-Insel, wie die Engländer die Feldzüge, welche sie in Spanien und Portugal, gegen Buonaparte führten, nennen, gehört zu den glänzenden ihrer Landkriege. Beynahe merkwürdiger in politischer als in militairischer Hinsicht wird er einst der Nachwelt erscheinen. Die Grundsätze die einst Machiavel den Eroberern empfahl, waren von dem ersten der modernen Eroberern mit den glücklichsten Erfolge angewandt worden. Ohne Schwertschlag, befand sich Buonaparte im Besitz der vorzüglichsten festen Plätze der Halb-Insel; seine Truppen waren Meister der Hauptstädte Spaniens und Portugals, die königl. spanische Familie in seinen Händen; das Haus von Braganza gezwungen, fern über dem Meere einen Zufluchtsort zu suchen; beyde Königreiche völlig desorganisirt; Spanier und Portugiesen fechten in den französischen Reihen; nirgends findet sich ein Wider-

stand gegen den Willen des Weltherrschers und da erhebt sich gegen alle Erwartung das spanische Volk; frey will es seyn, und es erringt seine Freyheit trotz der Unerfahrenheit, Unwissenheit und der Irrthümer seiner Gewalt-Inhaber, trotz seiner unzähligen Niederlagen. Aber was wären die Anstrengungen der Spanier und Portugiesen, ohne den kräftigen Beystand Englands gewesen? Europa sah das seltsame Schauspiel, daß ein Held von noch wenig bekanntem Namen, mit einem Heere, das gleichsam neu gebildet war, eine, durch keine Unfälle unterbrochene Reihe von Siegen, gegen Buonapartes bis dahin unüberwindliche Legionen und Heerführer, erfocht. Welch ein Reitz für einen Engländer die Großthaten seiner Zeitgenossen der Nachwelt zu überliefern! — Dürfen wir uns wundern daß der gekrönte Poet Großbrittanniens den Griffel in die Hand nahm? Aber es ist nicht als Homer sondern als ernster Geschichtschreiber, daß Southey in die Schranken tritt. Wird die üppige Phantasie des Dichters sich mit der ernsten Muse der Geschichte vertragen?

Fragen wir zuerst nach den Quellen, die der Verf. benutzte. Das Verzeichniß der Druckschriften verspricht er am Ende des Werks aufzustellen. Wir finden in der That, daß er alles, was die spanische, französische und englische Litteratur, bis jetzt, in Bezug auf diesen Krieg Vorzügliches geliefert hat, benutzte; nur die deutschen Schriften scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn. Einen vorzüglichen Werth legt Southey auf die Geschichte, welche auf Befehl der spanischen Regierung, und zwar mit einer fast nicht zu erklärenden Freymüthigkeit, geschrieben ist. Der Verf. berühmt sich, daß mehrere Handschriften ihm zu Gebote gestanden hätten, als selbst dem Strada, bey Verfertigung seiner berühmten Decades. Welchen großen historischen Werth haben aber im Allgemeinen Druckschriften und Manuscripte bey der Ausarbeitung einer Geschichte von Ereignissen, die sich

erst acht Jahre vorher zutrugen? Magere Tagebücher, Vertheidigungen, Apologieen, mitunter auch Pasquille, so wie Zuneigung für, und Widerwillen gegen noch lebende Personen, die Acteurs waren, sie einflößen. Auf eine reichhaltigere Erndte darf der Geschichtschreiber sich keine Hoffnung machen. Der Zeit gebührt es, der Wahrheit ihr Recht zu geben. Erst jetzt erhalten wir wahre Aufschlüsse über Marlboroughs Feldzüge.

Southey beabsichtigt, dem Publico eine vollständige Geschichte des Kriegs in der spanischen Halb-Insel vorzulegen. Diesem Plan zufolge beschäftigen sich die zehn ersten Capitel des ersten Theils, mit demjenigen, was sich auf selbiger vor Eröffnung des ersten Feldzugs der Engländer in Portugal, seit den ältesten Zeiten, zutrug. Wir möchten jedoch diese ersten zehn Capitel nur als eine Einleitung zu dem ganzen Werke betrachten. Die in selbigen erzählten Thatsachen, sind aus Schriften, die in Deutschland sehr bekannt sind, entlehnt. Wir werden uns daher darauf beschränken, den Gesichtspunct des Vf. näher zu bezeichnen, welches bey der Würdigung eines Geschichtschreibers von großer Wichtigkeit zu seyn scheint.

Die Ansichten des Verf. sind durchaus rein englisch; durchdrungen von den Vortheilen der freyen Verfassung seines Vaterlandes, glaubt er in allen Regierungs-Formen des europäischen festen Landes nur Despotien zu erblicken. Die Art wie ein türkischer Sultan, oder ein Friedrich II. ihre Länder regierten, scheint ihm nur der Form, aber nicht dem Wesen nach, verschieden zu seyn. So sagt er z. B.: "die Höfe von Madrid und Lissabon waren eben so despotisch als die von Constantinopel und Ispahan. Sie vergossen zwar nicht Ströme von Blut; die regierenden Familien waren nicht grausam, weil es der Zeitgeist nicht war, aber mit derjenigen Kälte, die sich des menschlichen Herzens bemächtigt, wenn die Menschenliebe nicht in selbigem herrscht, verstatteten

sie ihren Ministern, nach Gefallen ihre Unterthanen zeitlebens zu verbannen, oder sie zu verdammen in schrecklichen Kerkern ihre Tage bis ans Ende hinzubringen. Gesetze waren nicht vorhanden; der Wille des Ministers vertrat ihre Stelle. Kaum war ein Anschein von Rechtspflege übrig geblieben. Wer Credit bey Hofe hatte, that ungestraft, was er wollte, und das gemeine Volk entschied seine Streitigkeiten mit dem Messer". Wer fühlt nicht das Uebertriebene dieser Schilderung? Gern pflichten wir aber dem Verf. bey, wenn er die Wurzel des Uebels, woran beide Länder litten, darin findet, daß nach Beyseitsetzung der Cortes kein gesetzgebender Körper vorhanden war. Der Adel, die Stütze der Monarchie, war, durch die lange Zeit angestrengte Bemühungen der Könige und ihrer schlechten Minister, in Unthätigkeit und Weichlichkeit versunken. Wer nicht in öffentlichen Diensten stand, nahm kein Interesse an dem Wohl des Staats. — "Armeen, fährt Southey fort, waren eigentlich nur auf den Listen vorhanden, denn man kann eine Menge von unwissenden hohen und niedern Officiern, die besetzte Kleider trugen, und Skelette von Regimentern, in welchen einige unglückliche Conscribirte schmachteten und hungerten, nicht als schlagfertige Truppen ansehen". — Mit großer Bitterkeit erklärt sich der Verf. bey mehreren Veranlassungen gegen jede Art von Militair-Conscription, deren Ursprung er, irrigerweise, in Preußen sucht. Wie soll aber ein Staat auf dem festen Lande, der von mächtigen, und stark gerüsteten Nachbaren umringt ist, ohne Militair-Zwang für seine Vertheidigung sorgen, wenn seine Bürger nicht, wie in England, Neigung haben, gegen Handgeld, freywillig in dem stehenden Heer zu dienen? Ist denn das englische Miliz-System etwas anders, als eine Conscription, wenn gleich von sehr gemäßigter Art, und das Matrosen-Pressen, nicht die schlimmste von allen? — Mit der Religion, sagt Southey, war es

etwas besser. Vornehme und Geringe glaubten blindlings, was die Geistlichkeit ihnen sagte. Die Bildung der höhern und der weltlichen Geistlichkeit hatte durch den Einfluß des Zeitgeistes große Fortschritte gemacht. Wir müssen der Meinung seyn, daß der Verf. sich hier durch einige Schriften, die aus der Feder der Geistlichkeit erschienen sind, und der Umstand daß die Autos-da-fe in den Zeiten nicht Statt fanden, hat täuschen lassen; wir haben diese eben so wenig aufgeklärt und eben so intolerant als die Kloster-Geistlichkeit gefunden. Aufklärung fand sich in beiden Ländern bey dem Tiers-Etat und unter den Officieren der Armee. Der Verf. schildert die Sitten der Spanier verdorbener, als die der Portugiesen, denen er überhaupt einen Vorzug vor ersteren einzuräumen scheint Zwischen dem Character von zwey Völkern, die den nämlichen Boden, unter demselben Himmelsstriche, bewohnen, die nämliche Religion und Regierungs-Form, Beschäftigung und Nahrungsquellen, haben, kann keine wesentliche Verschiedenheit, herrschen. Nach unsern Erfahrungen besteht die Verschiedenheit darin, daß die Spanier, als eine größere Nation, die bis dahin ihre Unabhängigkeit behauptet hatte, weniger die Ausbrüche eines übertriebenen Nationalstolzes, der auf der ganzen Halb-Insel herrscht, unterdrückten, als die Portugiesen, die, nachdem sie eine Zeitlang unter dem Joche der Spanier gelitten hatten, und dann während einer langen Reihe von Jahren, von den Franzosen und später von den Engländern abhängend, sich gutwilliger in die Verfügungen der Engländer schickten. Die Spanier zeigten bey allen Gelegenheiten mehr Character als die Portugiesen, der aber freylich, oft zu ihrem Verderben, in Halsstarrigkeit ausartete und zu zweckwidrigen Verfügungen verleitete. Der unüberlegte Widerstand Ballasteros gegen Wellingtons Befehle, war bey den Portugiesischen Generälen nicht zu besorgen. Der Abstand zwischen dem Character der Bewohner des

Südens, mit dem des Nordens, ist zu grell, als daß beide von einander ein unparteyisches und folglich richtiges Urtheil fällen könnten.

Wir übergehen alles, was der Verf. über die französische Revolution und die gegen sie geführten Kriege, über Buonaparte und die übrigen europäischen Staaten sagt, indem wir auf keine von der in England gewöhnlich herrschenden verschiedene Ansicht stoßen. Die Art wie sich der Verf. über Buonaparte ausdrückt, scheint uns nicht der Würde der Geschichte angemessen zu seyn. Dieß schauerliche Ungethüm, das Europa mehrere Jahre in Schrecken setzte, ist nicht mehr. Seine Lobredner sind verstummt; allein es ist auch Zeit, daß jene beschimpfende und niedtige Sprache gegen ihn aufhöre die im Laufe eines Krieges gegen Eroberer nicht nur gewöhnlich, sondern selbst verzeihlich ist. (Welche Sprache erlaubte man sich nicht einst in Oestreich gegen Friedrich II.!) Buonaparte, mit seinen schlechten und guten, mit seinen großen und kleinlichen Eigenschaften, gehört jetzt der Geschichte an. Whitbread sagte am 4. Jun. 1808 im Parlamente: "When I hear Bounaparte called despot, tyrant, plunderer, and common enemy of mankind, I wish from my heart, England could come into the cause with clean hands". — Wichtig ist es, Southey über die damalige Administration Englands reden zu hören. "England war, zum erstenmal unter einer Administration, die kein Oberhaupt hatte. Ihr angeblicher Chef, der Herzog von Portland, erschien niemals im Parlament; Niemand kannte ihn, Niemand sprach von ihm. Aber England ist ihm Dank schuldig, daß er in dieser kritischen Periode sich an die Spitze stellete, und dadurch den König in den Stand setzte, eine Administration nach seinem Sinne zu bilden. Die übrigen Minister verdankten ihre Stellen nicht so sehr ihrer eigenen Kraft, als der Schwäche der Opposition. Ihre Talente waren noch wenig bekannt. (Der Verf.

vergißt, daß sie Pitts Zöglinge und lange Zeit seine Gehülfen gewesen waren). Weder der klare Verstand des Lord Hawkesbury (jetzt Liverpool), weder die Beredsamkeit Cannings, noch die Thätigkeit und Rechtschaffenheit Percivals. (Warum läßt der Verf. Castlereagh aus?) Die Opposition theilt er in zwey Parteyen: die Grenvillische und Foxische. Die erstere sahe die Gefahr, die England bedrohete, ein. "Aber während sie mit der Administration über die Grundsätze der innern und auswärtigen Politik Englands vollkommen einverstanden war, widersetzte sie sich allen ihren administrativen Maasregeln, und zwar mit einer factionsmäßigen Heftigkeit, die nur zu sehr ihren Unwillen, von der Staatsverfassung ausgeschlossen zu seyn, bewies. Die Foxische Partey hatte vom Anfange der französischen Revolution sich für selbige erklärt; sie war durch ihre Reden und Schriften der getreueste Alliirte, den Buonaparte hatte".

Die Grenvillische Partey setzte ohne Zweifel den Ministern größere Schwierigkeiten bey Führung des Krieges entgegen, als die Foxische. Auch sie wollte, gleich der ministeriellen Partey den Krieg, allein sie wollte ihn leiten, und hätte sie ihn geführt, so würde sie wahrscheinlich ihn auf die nämliche Art geführt haben, als die herrschenden Minister. Bekanntlich war die Expedition nach Kopenhagen von der Grenvilleschen Partey ursprünglich entworfen, so bitter sie solche nachher tadelte. Die Mitglieder derselben, ausgezeichnet durch Talente und im Besitze von großem Grund-Vermögen, boten ihre ganze Beredsamkeit auf, den Feldzug in der Halb-Insel zu bestreiten; die Energie, Beharrlichkeit und Anstrengungen der Minister, die Talente Wellingtons und die Tapferkeit seiner Armee, machten die Prophezeiungen des großen Redners, Lord Gray, zu Schanden.

Southey folgt in demjenigen, was er über die Ereignisse in Madrid und Bajonne, die dem Ausbruche

des Krieges auf der Halb-Inſel unmittelbar vorher giengen, der ſchon angeführten ſpaniſchen Geſchichte, die auf Befehl des ſpaniſchen Gouvernements zu Madrid herausgekommen iſt. Nur über die Behauptung in ſelbiger, daß der König Carl IV. in Madrid, freywillig dem Thron zu Gunſten ſeines Sohns Ferdinand entſagt habe, äußert er, wie uns ſcheint, mit Grunde große Zweifel. Kann man der Anecdote Glauben beymeſſen: die Königin von Spanien, habe zu Bajonne, in Beyſeyn des Königs von Spanien, ihrem Sohn Ferdinand erklärt, er habe kein Recht zur ſpaniſchen Krone, weil er im Ehebruche erzeugt ſey? Der Umſtand, daß franzöſiſche Schriftſteller ſie ſorgfältig verbreitet haben, macht ſie um ſo verdächtiger.

In der Erzählung von der ſchmählichen Unterdrückung, welche die Portugieſen von den Franzoſen erlitten, und der Flucht der königlichen Familie nach Braſilien verkennt man nicht den Dichter. Dieſe Ereigniſſe waren, gleich nachdem ſie ſich ereignet hatten, in England genauer bekannt, als im übrigen Europa. Die Leſer werden in dieſer Geſchichte viele kleine Züge aufbewahrt finden, die ein bleibendes Intereſſe haben. Sir Sidney Smith wollte Liſſabon gegen Junot vertheidigen; er würde dieſes bey dem Haſſe, den das gemeine Volk gegen die Franzoſen hatte, mit Erfolg haben thun können. Allein die Furchtſamkeit und falſche Politik des Königs, nach welcher er Buonaparten keinen Vorwand, Portugal feindſelig zu behandeln, geben wollte, widerſetzte ſich den Abſichten des Helden von St. Jean d'Acre. Die Flucht nach Braſilien war einzig das Werk der jetzt regierenden Königinn von Portugal, dieſer nämlichen Frau, deren Muth noch kürzlich die Bewunderung von Europa auf ſich gezogen hat. Der König wurde gleichſam fortgeriſſen.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stück).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1823.

## London.

Beschluß der Anzeige von Southey's History of the Peninsular War.

Doch mußte er sich mit eigenen Händen Platz durch die am Hafen versammelte Volksmenge machen. Von den französischen Generalen haben sich zwey derselben in Portugal verewigt, Junot und Loison. Den Namen des ersten führt noch ein unzüchtiger Tanz, und wenn die Portugiesen einen grausamen Mann bezeichnen wollen, so sagen sie, er ist ein Loison. Aerger wie die Franzosen in Portugal hauseten, trieben sie es wohl in keinem Lande. Das portugiesische Volk tröstete sich in seiner Verzweiflung mit der baldigen Erscheinung ihres Königs Sebastians.

Ueber einen Punct suchet man vergebens Aufklärung in Southeys Geschichte; nemlich, welchen Antheil hat England an dem Ausbruche des Aufstandes in Spanien und Portugal gehabt? Die Franzosen haben bekanntlich behauptet, daß die Engländer die Urheber der auf der spanischen Halb-Insel entstan-

denen Unruhen gewesen wären. Wir glauben daher folgende Thatsachen zur Aufklärung dieses Puncts anführen zu müssen. Die Ankunft der Deputirten aus Asturien in England am 25. May 1808, war dort ganz unerwartet; daß aber England schon frühzeitig von dem unruhigen Geist, der in Spanien herrschte, unterrichtet war, scheint aus folgendem hervor zu gehen. Gleich nachdem die englische Armee von Kopenhagen zurück kam, Ende November 1807, wurden 8000 Mann derselben, unter dem General Spencer zu einer Expedition beordert, deren erste Bestimmung die canarischen Inseln waren. Wenige Wochen nachher ward diese aber dahin abgeändert, daß dies Corps Ceuta belagern sollte. Es ward ein Husaren-Regiment der deutschen Legion dazu beordert, und zugleich ein Belagerungs-Train ausgerüstet. Spencer gieng gegen Ende December mit etwa 7000 Mann Infanterie nach Gibraltar ab. Die Flotte ward durch Sturm zertheilt, etwa 2000 Mann kamen nach England zurück. Diese vereinigten sich wieder mit Spencer auf der Rhede von Gibraltar im Anfange März. Vier Bataillione der königlich deutschen Legion, die zu diesem Corps gehöreten, wurden dann von hier nach Sicilien geschickt. Mit dem Rest der Infanterie blieb Spencer, gleichsam auf der Lauer vor Gibraltar liegen. Die zu dieser Expedition gehörende Cavallerie und Artillerie, blieb in England. Zu gleicher Zeit war in Ireland eine andere Expedition ausgerüstet worden, worüber der General Sir Arthur Wellesley (nachmals Herzog von Wellington) den Ober-Befehl erhielt. Diese Expedition war zu einem Angriffe der spanischen Colonien in Süd-America bestimmt. Statt aber im Frühjahr abzuziehen, ward sie zu Cork zurückgehalten. Es scheint demnach, daß das englische Gouvernement im Monat März zuerst vermuthete, daß innere Unruhen auf der spanischen Halb-Insel ausbrechen könnten, die vielleicht eine Verwendung

der englischen Truppen in diesem Theile von Europa nothwendig machen würden, und daher die früher gehabten Angriffs-Pläne auf die spanischen Colonien aussetzte. Der Monat März war der Zeitraum in welchem Murat seinen Einzug in Madrid hielt, und die königlich spanische Familie nach Bajonne abgieng. Die damals sich zeigende Stimme des spanischen Volks, berechtigte allerdings zu der Erwartung von neuen Bewegungen in Spanien. Es findet sich aber keine Spur, daß England solche durch seine Agenten zu befördern suchte. Die Unterhandlungen des spanischen Generals Castanos mit dem Gouverneur von Gibraltar, Sir Hew Dalrymple, fanden erst im Anfange des May's, als der Aufstand in Spanien schon ausgebrochen war, Statt. Von dem Aufstande in Portugal, wurde das englische Gouvernement zuerst durch einen Abgeordneten des Bischoffs von Oporto, der an der Spitze derselben stand, unterrichtet, bis dahin war gar keine Gemeinschaft zwischen den Engländern und Portugiesen gewesen.

Die Erzählung, welche Southey von dem Ausbruche des Aufstandes in Spanien und Portugal, von der Errichtung der Juntas in den verschiedenen Provinzen, und in der Folge der Central-Junta, so wie von den ersten kriegerischen Ereignissen in beiden Ländern, gibt, ist sehr vollständig, und aus den besten Quellen entlehnt. Die Schilderung der Haupt-Acteurs ist sehr interessant, wenn gleich mehrere derselben in der Folge der vortheilhaften Meinung, die die Engländer von ihnen hegten, nicht entsprachen. Das Feuer, das die Spanier beym Ausbruche der Insurrection beseelte, war rein. Nachher mischten sich Privat-Leidenschaften und vorzüglich der Eigennutz hinein. Nur zu gewöhnliche Erscheinungen in Revolutionen! Aber unglaublich war der Enthusiasmus, den die Nachricht von dem Widerstande der Spanier in England verbreitete. Die schändliche Politik, deren sich Buonaparte gegen die Spanier und Portu-

giesen bedient hatte, war nirgends tiefer gefühlt, als in England. Dieß Gefühl des den Spaniern wiederfahrenen Unrechts erstickte bey den Britten, alle eigennützige Absichten. Den Spaniern in ihrem Befreyungskriege allen Beystand zu leisten, den Englands Hülfsquellen verstattete, war das Verlangen, das die Herzen aller Britten, gleichviel zu welcher Partey sie gehöreten, ohne Unterschied der Classen, beseelte. Nie stand, unserer Ansicht nach, der brittische National-Character höher, als in dieser Periode, auf welche die Britten mit Stolz zurückblicken können. Das englische Gouvernement schickte Waffen, Munition, Kleidungsstücke, Officiere, Schiffe und Geld nach Spanien. Allein dieß war nicht hinreichend. Sollte dies Land vom französischen Joche befreyet werden, so mußte ein englisches Heer dort erscheinen, an das sich die zerstreueten bewaffneten Haufen der Spanier anschließen konnten, und das ihnen Zeit gab, sich zu regulairen Truppen zu bilden.

England hatte und wird immer, vermöge seiner Verfassung, Schwierigkeiten finden, eine zahlreiche Armee auf dem festen Lande aufzustellen; da freywillige Werbung das einzige Ergänzungsmittel ist. Buonopartes ungerechte Invasion des Hannoverischen in 1803, hatte den Engländern ein Hülfs-Corps zugeführt, das ihnen bey dem Landkriege, den sie nun führen mußten, vortrefflich zu Statten kam. Aus den nach England sich geflüchteten hannoverischen Officieren und Soldaten hatte sich die deutsche Legion gebildet, die, von 1803 an bis 1816, über 80,000 Mann stark gewesen ist. Der oberste Befehlshaber der englischen Landmacht, der Herzog von York, hatte diese zu einem hohen Grade disciplicirt und viele vortreffliche Einrichtungen in selbiger getroffen, wodurch er den Grund zu dem von ihm erworbenen Ruhm legte.

Allein auf welchem Punct, sollte die englische Armee den Spaniern Beystand leisten? Ob in Süden, oder in Norden? Die mehrsten Meinungen entschie-

den sich für das erstere. Allein die Spanier weigerten sich, die Engländer in Cadix aufzunehmen, und in Norden gab es keine festen Plätze am Meere. Da brach die Revolution in Portugal aus. Von diesem Lande aus, konnten die Engländer aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weitläuftig seyn würde, mit Erfolg operiren. Dorthin beschlossen die Engländer alle ihre disponiblen Streitkräfte zu schicken.

Der erste, der auf der portugiesischen Küste erschien, war Sir Arthur Wellesley, nachmals Herzog von Wellington mit dem Corps von 8000 Mann, das zu einer Expedition nach dem spanischen America bey Cork versammelt worden war. Die Art, wie ein Feldherr seine ersten Schlachten gewinnt, entscheidet gemeiniglich für die Tactik, die er in der Folge beobachtet. Wellington hatte in den bereits früher von ihm gewonnenen Schlachten einen großen Unternehmungs-Geist, und eine Kühnheit gezeigt, die seine Feinde und Neider Verwegenheit nannten. Kühn war seine Landung bey Mondego, kühn sein augenblickliches Vorrücken nach Leiria. Der französische General Laborde hatte mit ohngefähr 6000 Mann, eine feste Stellung bey Rolica eingenommen. Wellington, zu dem das Spencersche Corps gestoßen war, beschloß nicht nur Laborde anzugreifen, sondern zugleich gänzlich einzuschließen. Der General Fergaun sollte mit 3000 Mann den rechten, General Hill mit einem gleichen Corps den linken Flügel umgehen, während drey Brigaden die Fronte des Feindes angreifen sollten, sobald die Flanken-Angriffe einen günstigen Erfolg zeigten. Obrist Trant mit einem portugiesischen Corps wurde im Rücken des Feindes detachirt. Diese Disposition, die mit der des Herzogs Ferdinand zu der Schlacht von Creveld eine auffallende Aehnlichkeit hat, ward wegen Schwierigkeit des Terrains nicht ausgeführt. Die Flanken-Angriffe kamen nicht zu Stande; Wellington war genöthigt sich auf den schwierigen Angriff der Fronte selbst zu beschrän-

ken, und trieb Laborde aus seiner Stellung, ohne selbst einen bedeutenden Verlust zu erleiden. — Wenige Tage nachher, langte der General Asland mit einer Verstärkung von 5000 Mann an. Wellington hatte nun die Absicht, sofort seinen Sieg zu verfolgen. Allein der General Sir Henry Berrard, der älter als er war, und der gerade in diesem Augenblick ankam, verhinderte ihn an der Ausführung dieses Entschlusses. Berrard, mit dem Wellington, gleich nach seiner Ankunft, am Schiffe eine Unterredung hatte, wollte erst die Ankunft des Generals Moore abwarten, der mit 10,000 Mann, die von Schweden kamen, jeden Augenblick erwartet wurde, ehe zu einer offensiven Bewegung geschritten werden sollte. Unterdessen, ehe Berrard noch gelandet war, griff Junot, die Engländer, in ihrer nach der Schlacht von Rolica genommenen Stellung bey Vimeiro, mit seiner vereinigten Macht an. Die englischen Truppen schlugen den Angriff der Franzosen mit großer Tapferkeit zurück, Wellington im Begriff den geschlagenen Feind zu verfolgen, ward abermals von Berrard zurückgehalten, der gerade in diesem Augenblick zur Armee stieß. Wir erlauben uns die Vermuthung, daß die Schwierigkeiten, die Wellington in der ersten Schlacht beym Angriffe erfuhr, und die Vortheile, die ihm sein defensives Verhalten bey Vermeiro verschaffte, das System veranlaßte, statt den Feind im Angriff zuvorzukommen, sich angreifen zu lassen, ein System, von dem er nur in den Schlachten bey Vittoria und Toulouse abwich, und das, unserer Ansicht nach, nicht allen auf die Beschaffenheit des Kriegs-Theaters, auf welchem er seine Schlachten lieferte, sondern auch auf den Geist der englischen und französischen Truppen richtig berechnet war.

Die berüchtige Convention von Cintra, nimmt einen bedeutenden Platz in Southey's Geschichte ein. Die schimpflichste Niederlage hätte in England keine solche allgemeine Traurigkeit und Mißbilligung ver-

breiten können, als die Nachricht, der französischen Armee in Portugal sey ein freyer Abzug zugestanden worden. Die in England Statt gefundene Untersuchung, hat dieß widrige Ereigniß vollkommen aufgeklärt, und entübrigt uns hier etwas weiteres darüber anzuführen. Southey ist der entschiedene Vertheidiger des Generals Sir Hew Dalrymple, der diese Convention als oberster Befehlshaber unterzeichnete. "Der ganze Tadel des englischen Volks" "sagt der Verf.", fiel auf Sir Hew Dalrymple, aber es entgieng demselben nicht, daß er eigentlich auf den Ministern ruhen müßte, die dem General (Wellington), der den Plan zum Feldzuge entworfen, und den ersten Act, mit so glücklichem Erfolge ausgeführt hatte, das Commando der Armee entzogen, und es an einen andern übertrugen, der mit allen Verhältnissen ganz unbekannt war". Die englischen Minister hatten die Ueberzeugung gehabt, daß Wellington der fähigste zum Anführer der englischen Armee sey. Allein er stand in der Rangliste noch weit zurück, und man glaubte, ihn ältern Generälen nicht vorziehen zu dürfen. Sir Hew Dalrymple hatte sich als Gouverneur von Gibraltar der spanischen Revolution thätig angenommen, und war mit Castanos und den spanischen Juntas in Andalusien in engere Verbindung getreten. Diese hatten gewünscht, daß Dalrymple den Oberbefehl erhalten möchte Allein dieser General hatte außer einigen Wochen, die er in der Belagerung von Valenciennes 1793, als Capitain gedient hatte, niemals im Kriege gedient. Die englischen Minister glaubten, indem sie ihm den Oberbefehl über die englische Armee in Portugal anvertrauten, das spanische und portugiesische Interesse zu vereinigen und den Mangel an militairischer Erfahrung dadurch zu ersetzen, daß sie ihm die Instruction ertheilten, bey allen rein militairischen Vorfällen sich Wellingtons Rath zu bedienen. Alle Erfahrungen lehren aber, daß der, welcher Armeen commandiren will, selbst der Mann seyn muß.

Dalrymple, der gleich nach dem Siege bey Valmeiro den Oberbefehl übernahm, ergriff begierig die ihm dargebotene Gelegenheit, ohne Schwertschlag, sich der französischen Armee in Portugal zu entledigen, und Wellington sah es nicht ungern, daß ihm, in Gefolge der Convention von Cintra, allein die Ehre, Portugal befreyet zu haben, blieb. Diese muß aber auch zum Theil auf Rechnung des französischen Generals Kellermann gesetzt werden, dessen sich Junot bey der Unterhandlung bediente, und der bey selbiger ungemein viele Klugheit und Gewandheit zeigte. Dalrymple kam, nur für die Spanier und ihre Sache eingenommen, in Portugal an. Gegen die Portugiesen zeigte er Verachtung, indem er ihre Civil- und Militair-Autoritäten an der Convention von Cintra keinen Theil nehmen ließ, und die Junta von Oporto, die den Aufstand von Portugal veranlaßt und geleitet hatte, und selbst vom englischen Gouvernement als die damalige gesetzliche Autorität in Portugal anerkannt worden war, gänzlich bey Seite setzte. Dadurch ward der Saame des Mißtrauens und der Unzufriedenheit bey den Portugiesen ausgestreut, den die Folge-Zeit nicht hat auslöschen können.

Ein so eifriger Vertheidiger Southey des Sir Hew Dalrymple ist, so bitter tadelt er das Betragen des Generals Sir John Moore, bey dem unglücklichen Rückzuge nach Corunna. Zwar ist die Schilderung, die er von seinem Character im Allgemeinen giebt, gemäßigt; "niemals, "sagt er, war ein Officier in der englischen Armee so beliebt, als Sir John. Die ganze englische Nation hielt ihn des Oberbefehls würdig. Wäre er weniger vorsichtig gewesen, hätte er weniger vor und rückwärts und um sich hergeschauet, mehr Zutrauen zu sich selbst und zu seiner Armee, und weniger Achtung vor den Talenten der französischen Generäle gehabt: dann wäre er vielleicht der critischen Lage in der er sich befand, gewachsen gewesen. Despondency was

the radical weakness of his mind. Personally he was as brave a man, as ever met death in the field; but he wanted faith in British courage". Allein die Erzählung die Southey von dieser unglücklichen Unternehmung giebt, enthält die bitterste Kritik des Feldherrn, der den Oberbefehl führte.

Moore hatte eine vortreffliche und selbst klassische Bildung erhalten. Er begleitete in den Jahren 1776 bis 1779 seinen Vater auf den Reisen, die dieser als Führer des Herzogs v. Hamilton auf dem festen Lande unternahm, und wovon eine sehr interessante Beschreibung im Druck erschienen ist. Hier ward Moore mit der damals in dem militairischen Europa herrschenden preußischen Exercier-Tactik, bekannt. Das Studium der Schriften über den siebenjährigen Krieg, das er nach seiner Rückkehr eifrigst fortsetzte, bildete ihn als einen guten Tactiker. In die Geheimnisse der Strategie drang er nicht ein. Bald hielt man ihn für den besten Exerciermeister in der englischen Armee, und in einer Periode, in welcher die Kunst einem Infanterie-Regimente die Gewehr-Exercitien und die Evolutionen in Vollkommenheit beyzubringen, als die wesentlichste Eigenschaft eines Officiers angesehen wurde, galt Moore für einen der besten Officiere. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, diente Moore mit großer Auszeichnung, theils als Befehlshaber eines Bataillons, theils einer Brigade in Corsica, Westindien, auf dem Helder, und in Aegypten. Nach England zurückgekommen ward die von ihm befehligte Brigade, als ein Meister in den Exercicien und Disciplin angesehen; er beschäftigte sich unaufhörlich mit der Vervollkommnung der niedern Tactik. Mit einem schönen Aeußern und Anstand, verband Moore ein freundliches Wesen. Seine Talente waren nicht so hervorstechend, um Widerstand und Neid zu erregen. Er gehörte zu den Menschen, die allgemein gepriesen werden, weil Jedermann ins Geheim das Gefühl

hat, daß seine Talente und Fähigkeiten nicht die, welche man selbst zu besitzen glaubt, in Schatten stellet. Noch eher Moore wirklich etwas Großes geleistet hatte, genoß er bereits den Ruf, als habe er es geleistet. Unglücklich für Moore, daß die Probe, der er unterworfen wurde, von so schwieriger Natur war.

Durch die Convention von Cintra war Portugal befreyet. Die Spanier verlangten dringend die Hülfe einer englischen Armee. Das englische Gouvernement, sehr bereitwillig diese zu leisten, kannte nicht die nähere Lage der Dinge in Spanien; es trauete den glatten Worten, nahm Declamationen für Wahrheit; war gänzlich unbekannt mit der Beschaffenheit des Kriegs-Theaters. Wie konnte es anders seyn, da selbst die englischen Minister und Agenten in Spanien, sich der Täuschung hingaben. Sir John Moore sollte mit 28000 Mann das große Wagestück in Spanien einzudringen bestehen. Diese Armee war nicht einmal zusammen; sie sollte sich erst zu Salamanca, auf dem Kriegstheater selbst, bilden. Sir John Moore trat seinen Marsch mit schwerem Herzen an. Nach seiner Ansicht, sollte die englische Armee im Südenvon Spanien operiren und Cadix der Landungs- und nöthigenfalls der Rückzugspunct seyn; statt dessen sollte er, ohne einen sichern Rückzug zu haben, im nördlichen Spanien eindringen. Die Nachrichten, die er bey seiner Ankunft in Salamanca erhielt, waren nicht geeignet, seinen Muth zu beleben. Die spanischen Armeen waren überall geschlagen. Buonaparte selbst, mit seinen Kern-Truppen, war im Anmarsche auf Madrid begriffen. Moore schrieb dem englischen Minister Frere in Madrid: "er sey willens so fort nach Portugal zurückzugehen, um dieß für England so wichtige Land zu decken, um von dort aus Diversionen zu Gunsten der Spanier zu unternehmen. Dieser Entschluß war der Klugheit angemessen; allein die Vorstellungen des englischen Gesandten in Madrid und der spanischen Civil- und

Militair-Autoritäten, unter letztern vorzüglich Morla und Romanna, verbunden mit irriger Angabe von der Stärke und guten Beschaffenheit der spanischen Truppen, machten den englischen General wankend. Unentschlossen blieb er zu Salamanca, gab Orders und Contreorders. Endlich ertheilte er Befehle zum Rückzuge nach Portugal, aber eine neue, in sehr starken Ausdrücken abgefaßte Vorstellung des Ministers Frere, ließ ihn diese wieder zurücknehmen. Er faßte den Entschluß, in der Absicht die feindlichen Communicationen mit Pampeluna zu bedrohen, und das französische Corps unter Soult, das solche deckte, zu schlagen, von Salamanca vorzugehen. Er sah die große Gefahr ein, die mit dieser Bewegung verbunden war. "We must be at hand", schrieb er an Sir David Baud, der unter ihm commandirte, "to aid and take advantage of whatever happens. I mean to proceed bridle in hand; for it the bubble bursts, and Madrid falls, we shall have a run for it". Madrid ward ohne Schwertschlag übergeben; allein Moore wollte dessen ohnerachtet seinen Plan nicht fallen lassen, jedoch ersuchte er das englische Gouvernement Transportschiffe nach Lissabon und Vigo zu schicken. Es muß jeden, der mit den nähern Verhältnissen nicht bekannt ist, befremden, daß ein General unter den herrschenden Umständen seine Armee gleichsam ohne Hoffnung des Erfolgs aufs Spiel setzte. Schon durch sein langes Verweilen in Salamanca, war sein Rückzug nach Portugal mißlich geworden. Durch sein Vorrücken ward er gänzlich von diesem Lande abgeschnitten, und selbst sein Rückzug auf das unbefestigte Corunna, war, wie der Erfolg gezeigt hatte, mit großer Gefahr verbunden. Sir John Moore erklärte sich selbst hierüber folgendermaaßen: "es ist nothwendig, daß ich die Armee risquire, damit England und ganz Europa die Ueberzeugung erhalte, daß die Spanier weder die Mittel, noch die Neigung haben, irgend eine Anstrengung zu leisten. Für die Sache selbst erwarte ich

keinen Gewinſt. Sogar wenn ich ſo glücklich bin, Soult zu ſchlagen, ſo wird nichts als der Ruhm meiner Armee dadurch erhöhet werden".

Drey Urſachen erklären dies ſeltſame Betragen Moores: der Heerführer einer engliſchen Macht, muß mehr als irgend der einer Armee auf dem feſten Lande die Volks-Stimmung zu Rathe ziehen. Dieſe hatte ſich in England ſo laut für das ſpaniſche Volk erklärt, daß Moore nicht wagen durfte, Spanien, ohne ſich geſchlagen zu haben, zu verlaſſen. Nachdem was in England in Betreff der Convention von Cintra geſchehen war, mußte ſich Moore, wenn er ſich in Spanien nicht ſchlug, einer noch ſtrengern Unterſuchung gewärtigen, als Sir Hew Dalrymple erfahren hatte. Das Schickſal des Admirals Byng, den das Geſchrey des Volks auf das Schaffot brachte, ſchwebte ihm vor Augen. Die Officiere in ſeiner Armee, die Gefahr in der ſie waren, nicht einſehend, murreten laut bey dem Gedanken eines Rückzugs nach Portugal. Der Geſandte Frere hatte ſich beſtimmt dagegen erklärt. Sir John Moore fühlte die Nothwendigkeit, das Vertrauen, das die engliſche Nation und Armee immer in ihn geſetzt hatte, zu rechtfertigen. Und wenn er gleich die Sache der Spanier als verlohren anſah, ſo glaubte er doch ſeine und die Ehre ſeiner Armee, durch ein glänzendes Gefecht retten zu können. Er irrete ſich. Nach einem beſchwerlichen Marſch nach Sahagun, wo er Soult zu finden, hoffte, aber nicht fand, weil ſich dieſer in Zeiten zurückgezogen hatte, — angekommen, erhielt er von mehreren Seiten die beſtimmte Nachricht, daß ihm eine ſtarke franzöſiſche Armee im Rücken operire. Junot mit den nämlichen Truppen, denen man durch die Convention von Cintra zu bereitwillig eine goldene Brücke gebauet hatte, trug jetzt nicht wenig zu dem Unglück der engliſchen Armee bey und nun fieng jener unglückliche Rückzug an, der bald in eine ſchändliche Flucht ausartete, die der engliſchen Armee ihr ganzes Material, Kriegscaſſe und ein Viertel ihrer Mannſchaft koſtete. Den Franzoſen

hat diese Flucht vielen Stoff zu bittern Bemerkungen gegeben. Die Engländer mögen sich damit trösten, daß andere Armeen, als z. B. die französische, östreichsche, preußische u. s. f. ähnliche Schicksale erlitten haben. — Alles was Southey von der Möglichkeit Gallizien zu vertheidigen sagt, sind Träumereyen. Die Gebirge und Eng-Pässe Galliziens, konnten die französische Armee zwar einige Tage aufhalten, wenn Moore sich auf ihre Besetzung und Vertheidigung einließ. Diese Vertheidigung selbst, würde aber den gänzlichen Untergang seiner Armee zur Folge gehabt haben, weil dann Soult, der ihn verfolgte, Zeit gehabt haben würde, die ihm nachrückenden Verstärkungen an sich zu ziehen. Sir John Moore ward das Opfer eines schlecht berechneten Operationsplans. Er ist ein warnendes Beyspiel für alle Heerführer sich nicht durch Gründe der Politik, so anscheinend sie auch seyn mögen, verleiten zu lassen, die Regeln der Kriegskunst aus den Augen zu setzen. Nach so vielen ausgestandenen Leiden, leuchtete ihm noch zuletzt ein Strahl des Glücks. Er starb, wie er es sich immer gewünscht hatte, auf dem Felde der Ehre und mit dem Troste, daß seine brave Armee, die er über alles liebte, den Feind zurückgeschlagen hatte. Er war ein Ehrenmann. Friede sey mit seiner Asche! Diese unglückliche Unternehmung war der Schluß des Feldzugs von 1808, den Wellington so glänzend eröffnete. Mit selbigem schließt sich der erste Theil dieser Geschichte.

## Tübingen.

Bey dem Herausgeber und in Commission bey Osiander ꝛc. Göttliche Offenbarungen bekannt gemacht von Immanuel von Swedenborg — aus der lateinischen Urschrift verdeutscht von D. Joh. Friedr. Imman. Tafel. Erstes Werk, enthaltend die Lehre des neuen Jerusalems vom Herrn; von dem Uebersetzer mit einer Vorrede, mit Anmerkungen und Registern begleitet. 1823. 196 S. 8.

Im J. 1821 machte Hr. D. Tafel eine Anzeige durch den Druck bekannt, Swedenborgs theologische Werke deutsch übersetzt, und auch auf Verlangen die lateinischen Urschriften wieder, herauszugeben. Als Veranlassungen dazu führte er an, daß die meisten dieser Werke und zwar gerade die vornehmsten noch nicht ins Deutsche übersetzt, die übersetzten aber fast nicht mehr zu haben und die Urschriften sehr selten seyen. Er berief sich zugleich auf den ausgesprochenen Wunsch der Freunde Swedenborgs, auf die zunehmende kirchengeschichtliche Wichtigkeit seiner Sache, auf den Nutzen, den jeder aus seinen Schriften ziehen könne. Er führte eine Reihe von glaubwürdigen Zeugen, von Freunden und Gegnern, für die Treflichkeit und Vielseitigkeit seiner Eigenschaften an. Er selbst trat als Lobredner dieses merkwürdigen Manns und nicht undeutlich als ein von seinen Lehren und der Gerechtigkeit seiner Ansprüche Ueberzeugter auf. Er forderte zu einer unparteyischen Prüfung dieser Schriften, und zu einem mit Liebe verknüpften Urtheile über dieselben auf. Er versprach, mit der Uebersetzung und Herausgabe Nachrichten von Swedenborgs Leben und Sinnesart, von seinen Anhängern, Anmerkungen zur Erläuterung dieser Schriften und besonders über das Verhältniß der in denselben angeführten Stellen aus der Bibel, zu verbinden und auch auf die Einwendungen der Gegner Rücksicht zu nehmen. Die Anzeige machte, wie sich erwarten ließ, großes Aufsehen, und veranlaßte Erklärungen wider das ganze Unternehmen und die Swedenborgische Lehre, worauf Gegenerklärungen von Tafel erfolgten, die in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande wiederhohlt und fortgesetzt werden. Diese Vorrede enthält CCXCVI Seiten, und ist zugleich Einleitung in das Ganze. Sie enthält zugleich die Theorie des Vf. von Religion und Offenbarung überhaupt, geht darauf zum Christenthum, hernach zu seiner Geschichte, und zuletzt zum Swedenborgianismus, dessen Vertheidigung und Rechtfertigung über. Zuerst sollen die den Lehrbegriff des Neuen Jerusalems betreffende Schriften erscheinen, wovon die erste in diesem Bande enthalten ist und deren noch sieben nachfolgen werden,

und hernach erst die geschichtliche, sich auf die Geister und den geistlichen Sinn der heil. Schrift beziehende. Wir haben nichts dawider, es ist uns vielmehr erwünscht, daß Swedenborgs Schriften übersetzt und gesammelt herausgegeben werden, wir suchten sie schon lange vollständig kennen zu lernen und konnten es nicht dahin bringen. Sie haben keine unbedeutende historische, psychologische und religiöse Wichtigkeit, man findet darin manche treffliche Ideen und rationale Ansichten des Christenthums. Wir schätzen den Muth, womit sich der Herausgeber über äußere Verhältnisse erhoben, die Beharrlichkeit und die Treue gegen feste Ueberzeugungen, womit er sein Werk unternimmt und anfängt, die Gelehrsamkeit und das Nachdenken, welches er dabey zeigt. Aber die Art, wie das Ganze eingeleitet wird, hat uns nicht befriediget. Die Vorrede oder Einleitung liefert eigentlich die historische Nachricht von dem Leben, den Schriften und dem Character Swendenborgs, welche doch versprochen und vor Allem zu erwarten war, nicht. Dagegen ist des Kirchengeschichtlichen weit mehr erzählt, als zur Sache gehörte und zum Zwecke dienen konnte. Das Ganze ist zu weitläuftig und nicht gehörig geordnet. Der Beweis, welcher für die Göttlichkeit der Sendung und Lehre Swedenborgs geführt werden soll, hätte kürzer, gedrängter, geordneter, klarer versucht werden sollen. Die hermeneutische und exegetische Grundsätze und Anwendungen des Schweden, welche in ungeheuren Widersprüchen mit andern stehen, mußten dargestellt, vertheidiget und gerechtfertiget werden. Der Verf. selbst sagt S. CCLXXXIV. f. "Da es anfänglich nicht in meinem Plane lag, diese lange Vorrede, welche zugleich Einleitung in das Ganze ist, vorauszuschicken, und ich erst während der Beantwortung der Einwürfe erkannte, daß das Werk, bey den jetzt schon erschienenen Gegensätzen, nicht so bloß in die Welt hinausgegeben werden könne, gleichwohl aber die Freunde der Sache sehr auf Beschleunigung drangen und diese auch mir selbst sehr angelegen seyn mußte, da ich aus diesem Grunde mit dem Drucke nicht warten konnte, bis das Ganze ausgearbeitet war, so möge dieser Umstand theils wegen der Verzögerung, theils wegen Unvollkommenheiten in der Darstellung mich entschuldigen. Da ich ferner einiges Wissenschaftliche einmischen und mit bey Vielem eine deutlichere Auseinandersetzung und Begründung, so wie die Beantwortung der weiteren Einwürfe für die Zukunft vorbehalten mußte, so werden die ungeübteren Leser, was sie nicht verstehen oder womit sie

nicht übereinstimmen, einstweilen überschlagen und stehen lassen: es kann sich ihnen in der Folge Manches von selbst aufklären". Wir hätten vorgezogen, bey dem ersten Bande eine kürzere Einleitung über das Leben, die Schriften u. die allgemeinen unterscheidenden Grundsätze des Stifters der Kirche des neuen Jerusalems zu geben, die Apologie aber entweder theilweise mit den folgenden Bänden verbunden oder am Ende des Ganzen geliefert haben. Wir können hier nicht die Absicht haben, den Swedenborgianismus zu prüfen und zu widerlegen. Wir bemerken nur noch, daß der Herausgeber und Vorredner es so weit in seinem Glauben an denselben gebracht hat, daß er S. CCXXXI f. sagt: "Es ist nicht nur Verbrechen an der beleidigten Menschheit, sondern auch Hochverrath an dem Geiste Christi, der in Swedenborg wirkte, ihm nicht zu glauben, denn alles, was uns der Natur unserer Seele nach durch eine sittliche Nöthigung zum Glauben verpflichtet, tritt hier in einem Grade und mit einer Stärke ein, wogegen nur ein vorsetzliches Widerstreben Statt findet, das uns eine wahre Verschuldung zuziehen muß. — Die Klarheit des Verstands, die Schärfe des Urtheils, die Tiefe des Nachdenkens, die Reinheit der Phantasie, und dabey die Ruhe, die Besonnenheit und Umsicht im Forschen, die wir fast in jeder Stelle seiner Schriften und in einem noch höheren Grade im Ganzen seiner Lehre und seines Plans bewundern müssen, verbürgen uns gewiß, so weit es bey Menschen möglich ist, daß bey ihm in Ansehung desjenigen, was sich ihm als Wahrheit bewährt hatte, am wenigsten eine Selbsttäuschung möglich war. Die Heiligkeit seines Charakters aber macht es noch viel weniger denkbar, daß er jemals aus irgend einer Absicht Irrthum für Wahrheit hätte geben oder Irrthum unter dem Scheine der Wahrheit hätte verbreiten wollen. Es ist also kein Scheingrund vorhanden, der uns nach unserem eigenen Gefühle, so viel wir ihm sonst immer Einfluß auf unser Urtheil gestatten, zu einem Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit berechtigen könnte und deswegen handelt der, der sich weigert, ihm zu glauben, nicht nur unverständig und inconsequent, sondern auch im höchsten Grade unsittlich und ungerecht. Sw. ist also glaubwürdig, es ist wahr, daß der Herr selbst seinen geistigen Gesichtsorganen erschienen ist, ihn unmittelbar abgesandt und ihn ausgerüstet hat, die Lehre des Neuen Jerusalems zu lehren, daß Sw. 28 Jahre lang Himmel, Hölle u. Hades gesehen und uns dieselbe Lehre gegeben hat, welche die Engel im Himmel haben — daß seine Lehre unfehlbar und göttlich ist ꝛc.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1823.

## Paris.

Bey Firmin Didot: Essai bibliographique sur les éditions des Elzévirs les plus précieuses et les plus recherchées, précédé d'une notice sur ces imprimeurs. 1822. Octav. 300 Seiten mit einer Abbildung des Elzevier'schen Wapens.

Die Thätigkeit der verschiednen Elzevier'schen Officinen interessirt in technischer, mercantilischer und litterarischer Hinsicht gleich sehr. Schöpfer einer neuen und eigenthümlichen, bey aller Anspruchslosigkeit durch das geschmackvollste Ensemble sich empfehlenden, typographischen Eleganz haben die Elzeviers zugleich durch die mannichfaltigsten und glücklichsten Speculationen eben sowohl auf die eben zu ihrer Zeit sich vorzüglich hebende Betriebsamkeit des holländischen Buchhandels als auf die Lectüre und Studien ihrer Zeitgenossen einen unbestrittnen Einfluß gehabt. Keine Begünstigung, welche ihnen die verschiednen Stimmungen und Meinungen ihres Zeitalters und die liberale und einen ungehinderten Büchervertrieb befördernde Verfassung ihres Landes darbot, blieb von ihnen unbenutzt, und die speciellere Darlegung dieser ihrer so vielfach ver-

zweigten Thätigkeit würde eben darum ein nicht unweſentlicher Beytrag zu einem Gemälde des damaligen äußern litterariſchen Lebens ſeyn. Eine ſolche Ausdehnung, in welcher ungefähr Renouard ſeine Annalen der Manutier arbeitete, bezweckte indeſſen unſer Verf. nicht. Sein Buch iſt mehr zum Gebrauch für Liebhaber und Sammler Elzevier'ſcher Drucke gearbeitet und bezieht ſich mehr auf das Bibliographiſche. Die vorangeſchickte biographiſche Einleitung iſt faſt nur ein Auszug aus der notice sur les imprimeurs de la famille des Elzévier, welche der vor einigen Jahren verſtorbene franzöſiſche Litterator Adry in Millin's magasin encycl. von 1806 lieferte und zugleich auch mit einem beſondern Titel ausgeben ließ. Die Reihe eröffnet Ludwig Elzevier, welcher zuerſt auf einem Eutropius von 1592 zu Leyden, doch nur als Buchhändler, erſcheint. Den eigentlichen Ruhm des Hauſes begründeten ſeine Enkel, die Gebrüder Bonaventura und Abraham Elzevier, ebenfalls zu Leyden, welche außer ihrer buchhändleriſchen Thätigkeit, (ihnen verdankt man unter andern die für ihre Zeit recht nützliche Sammlung der Republiken) zugleich auch um die Vervollkommnung der Typographie ſich bleibende Verdienſte erworben. Der Schluß und die Krone ihrer Unternehmungen war Golii arabiſches Lexikon von 1653. Ihr Geſchäft wurde bis 1655 von ihren Söhnen Johann und Daniel gemeinſchaftlich, und ſeit letztgenanntem Jahre von Johann allein mit gleichem Eifer und Erfolg fortgeſetzt. Bey Johann hätte noch bemerkt werden können, daß er zugleich auch eine Officin im Haag beſaß. Rec. hat zwey Kataloge von Auctionen vor ſich liegen, die Johann 1657 und 1658 in dieſer Stadt hielt, und welche auf dem Titel beſagen: Hagae Comitis, apud Johannem Elsevirium (mit dem Zeichen Non solus, wie auf ſeinen übrigen Drucken). Noch nach ſeinem Tode erſchien zum Behuf der Auction Catalogus librorum compactorum et incompactorum officinae Joh. El-

sevirii p. m. quam habuit Hagae Comitis. Lugd. Bat., ex off. Elsevir.; 1661, 4. Aber mit dieser Auction mußte noch nicht das ganze Lager aufgeräumt seyn, da ebendaselbst im März 1664 noch eine zweyte Versteigerung in derselben Officin gehalten wurde. Wahrscheinlich war es dieselbe Officin, welche früher Johann's Großonkel, Aegidius, und sein Onkel, Jacob, im Haag besessen hatten. Neben der Leydner Officin entstand durch Ludwig Elzevier den jüngern um 1640 eine neue zu Amsterdam, welche mit der frühern rühmlich wetteiferte, zumal seit Daniel, welcher sich von seinem Bruder trennte, an ihre Spitze trat. Mit Daniels Tode im J. 1680 gieng sie wieder ein. Zwar erlosch mit ihr die Elzeviersche Firma nicht ganz (denn die Leydner bestand fort, und noch zu Anfange des 18. Jahrh. erscheint ein jüngerer Abraham Elzevier daselbst als Universitäts-Buchdrucker), aber sie hörte von dieser Zeit an auf mit Auszeichnung weiter genannt zu werden. Am Schlusse dieser biographischen Notiz vermissen wir ungern eine Würdigung des Gehalts der Unternehmungen dieser betriebsamen Familie, eine Vergleichung und Kritik der Typen ihrer verschiednen Officinen, eine Characteristik der Elzeviers als Geschäftsmänner (wozu Burmann's sylloge epistolarum Materialien in utramque partem geboten haben würde) und eine Parallele derselben mit andern gleichzeitigen holländischen Druckern und Buchhändlern, namentlich mit Blaeu, Heger, Vogel und Lopez de Haro in ersterer, und mit den Janssons in letzterer Hinsicht. Der interessanten Resultate zu geschweigen, welche sich aus diesen Untersuchungen für die Geschichte des litterarischen Verkehrs und des Buchhandels (dessen kunstgerechte Ausbildung eben in diese Zeiten recht eigentlich fällt) ergeben würden, so würden sich durch selbige auch sicherere Erkennungszeichen der echten Elzevir'schen Drucke ausmitteln lassen, deren man desto mehr bedarf, je mehreres die Elzevirs theils ohne Namen theils unter erdichteter Firma druckten. Der Ei-

ser der Sammler, so viel Elzevir'sche Drucke als möglich zu besitzen, hat hierin viel Vermengung angerichtet und sich viel Willkührlichkeiten erlaubt, wie man es noch in neuester Zeit in des sonst so genauen Renouard's Katalog seiner Büchersammlung gesehen hat. Daß der Verf. S. 55 Blaeu's Rechte auf mehrere unter Egmond's und Gualterius Namen angeblich zu Cölln erschienene Drucke endlich einmal vindicirt, hat uns gefreut, indessen kann diese Sache nicht so kurz und so im Allgemeinen abgethan werden, als es hier geschehen ist. Manches, was unter Cornelius von Egmond Namen erschienen ist, kann wenigstens Johann Blaeu schon der Zeit nach nicht gedruckt haben, und ob ihm die Drucke des Pseudo-Balthasar von Egmond angehören, ist schärfer zu untersuchen. Auch die Untersuchung, ob die unter Abraham Wolfgang's Firma zu Amsterdam erschienenen Drucke nicht vielmehr den Elzevier'schen Pressen angehören, ist offenbar zu rasch durch unbedingte Bejahung abgethan. Brunet hatte im vierten Bande der neuesten Ausgabe seines Manuel sehr vorsichtig die Wolfgang'schen Drucke von denen der Elzeviers, mit denen sie allerdings eine sprechende Aehnlichkeit haben, getrennt, und dabey unter andern ausdrücklich bemerkt, daß Wolfgang sich in dem Vorbericht von Corneille's Theater von 1664 mit klaren Worten als imprimeur bezeichne. Dieß glaubt unser Verf. als eine "erreur grave" rügen zu müssen; aber seine Widerlegung ist so schwach, daß er obigen Hauptgrund durch die Vermuthung zu beseitigen sucht, das Wort imprimeur könne leicht ein Fehler des Elzevier'schen Setzers seyn, und ein solcher Mißgriff könne in einer Druckerey wohl vorfallen, deren Eigenthümer häufig auch zugleich der Verleger seiner Drucke war. Sein dagegen aufgestellter positiver Grund, daß Wolfgang in dem Privilegium vor seinem Nachdrucke von Mezeray abrégé de l'histoire de France von 1668 bloß marchand libraire (nicht imprimeur) d'Amsterdam genannt werde, beweiset

im Grunde nichts. Wilhelm Blaeu und Johann Janſſon werden in mehrern ihren Drucken vorgeſetzten Privilegien auch nur Boeckverkoopers genannt. Wer wollte deshalb an ihrer Druckerey zweifeln? Und die Privilegien verlangte man ja eigentlich nicht des Drucks, ſondern mehr des Debits wegen, mithin als Buchhändler. Uns dünkt das Wahrſcheinlichſte, daß Wolfgangs Drucke allerdings in einer ihm eigenthümlich zuſtehenden Druckerey gefertigt wurden, daß er aber in Ermangelung einer eignen Schriftgießerey ſeine Typen von den Elzeviers kaufte. Das Papier konnte er ſo gut, wie es die Elzeviers ſelbſt thaten, aus den Fabriken von Angouleme beziehen, und da es in einer ſo großen Officin, als die Elzevier'ſche war, an Veränderung der Arbeiter nicht fehlen konnte, ſo war es leicht möglich, daß er auch abgegangene Elzevier'ſche Arbeiter in ſeiner Officin anſtellen konnte. Und was hätte ihn dann verhindert, Drucke zu liefern, die ſich mit den Elzevier'ſchen meſſen konnten? Und ſo erklärt es ſich auch, warum (worauf Brunet nicht mit Unrecht ein Gewicht legt) in ſeinen Drucken Stöcke vorkommen können, welche die Elzeviers nicht hatten. Auch iſt dieſer Vermuthung der Umſtand nicht ungünſtig, daß Wolfgangs ſpätere Drucke weit unanſehnlicher und geringer, als die frühern ſind. Als nach Daniel Elzevier's Tode die Wolfgang'ſchen Typen abgenutzt waren, mußte er ſich wohl entſchließen, ſie anderweit zu beziehen, da die Elzevier'ſche Officin und Schriftgießerey ganz aufgelöst worden war. Auf gleiche Weiſe iſt auch die auffallende Aehnlichkeit der Drucke von Hieronymus Vogel und Lopez de Haro in Leyden mit den Elzevier'ſchen leicht und ungezwungen zu erklären. Es iſt bey dieſer Parteylichkeit des Verf. nicht zu erwarten, daß er in ſtrenger Ausſcheidung der wirklichen und echten Elzevier'ſchen Drucke immer glücklich geweſen ſeyn ſollte. So halten wir die beiden Ausgaben des Rebelais von 1663 und 1666 nach ſorgfältiger Unterſuchung vielmehr für ein Product der Blaeu'-

ſchen Preſſe, und wir ſehen, wie der Verf. S. 156, 182 und 192 Drucke von Blaeu, Hack und Strucker, welche auf dem Titel die deutliche Angabe der Officin führen, mitten in der Reihe der Elzevier'ſchen aufführen kann. Uebrigens ſind hier, wie ſchon der Titel beſagt, nur die ſchönſten und geſuchteſten Drucke dieſer Officin aufgenommen; indeſſen hat dieſes Verzeichniß vor dem von Brunet im vierten Theile des Manuel gelieferten, in welchem die Drucke in Duodez ungleich vollſtändiger aufgezählt ſind, den Vorzug, daß es ſich auch auf die Drucke in größerm Format erſtreckt, und vorzüglich wird den Bibliographen das Verzeichniß der orientaliſchen Drucke der Elzeviers deſto willkommener ſeyn, da es von einem Sach- und Sprachkundigen, Herrn Langlès, gearbeitet iſt. Jedem Artikel ſind genaue materielle Beſchreibungen und den meiſten auch die Preiſe, um welche ſie in Frankreich gewöhnlich verkauft werden, beygefügt. Druck und Papier iſt von ſo ausgezeichneter Eleganz, daß das Andenken einer ſo verdienten Druckerfamilie ſchwerlich auf eine würdigere und ihren eignen Leiſtungen angemeſſenere Weiſe gefeiert werden konnte.

## Genf und Paris.

Bey Paſchoud: Prodromus d'une monographie de la famille des Hypericinées; par J. D. Choisy, membre de la Soc. Helv. des sc. natur. 1821. 70 Seiten und IX Kupfertafeln in Quart.

Es iſt wohl nicht Decandolle's geringſtes Verdienſt, daß er vor Andern ſeine Schüler für ſeine Wiſſenſchaft zu begeiſtern verſteht, und durch Eröffnung ſeiner überaus reichen Sammlung eine Reihe monographiſcher Arbeiten veranlaßt hat, zu denen auch die vorliegende gehört. Sie zerfällt in drey Theile: 1. Classification et historie générale de la famille pag. 1-16; 2. Histoire des genres pag. 17-31; 3. Synopsis monographiae totius ordinis pag.

32 - 62. Der erste Theil ist der schwächste, da Hr. C. leider weder Physiolog noch Anatom zu seyn scheint. Nur die Formen der vorkommenden Organe werden kurz angegeben, und der relative Werth ihrer Verschiedenheiten für eine naturgemäße Eintheilung der Hypericineen lediglich nach dem empirisch ausgemittelten Grade ihrer Beständigkeit bestimmt. Die Reihe ist folgende: 1. Forme de la graine; 2. Nature et consistance du fruit; 3. Nombre relative des parties; 4. Grandeur respective des sépales, leur division plus ou moins profonde: nature de l'inflorescence; forme comparative et absolue des feuilles; 5. Nombre ordinaire des styles; forme des sépales; nombre plus ou moins fixe des étamines; 6. Profondeur des adelphies, consistance des tiges etc. 7. Caractères des espèces. — Bald darauf heißt es: Sous le rapport physiologique on n'a guerre à citer dans cette famille qu'un seul fait, celui de l'Hypericum calycinum, dont les tiges se tordent de manière à ce que toutes ses feuilles aient la position parallèle au sol, et dont les capsules se penchent et se courbent très-fortement vers la terre pour y semer leur graines. Dergleichen Ansichten möchten denn doch in Deutschland nicht leicht mehr vorkommen. — Der zweyte Theil enthält, nächst dem Litterarischen, den sogenannten Character naturalis aller zur Familie gerechneten Gattungen in französischer Sprache; doch ist das meiste davon im letzten Theil in lateinischer Kunstsprache gedrängter wiederholt. — Dritter Theil. Die eigentlichen Hypericineen, mit runden Saamen, werden in Vismieen und Hypericeen getheilt. Zu jenen sind die beerentragenden Gattungen, Haronga und Vismia, zu diesen die kapseltragenden, Androsaemum Allion. (welches den Uebergang macht), Hypericum und Ascyrum gerechnet. Den Beschluß machen die beiden anomalen Gattungen, mit flachen Saamen,

Carpodontos und Eucriphia. — Unter Vismia iſt eine neue Art, Brasiliensis, beſchrieben. Die große Gattung Hypericum (hier 102 Arten ohne die zweifelhaften) iſt in vier Hauptabtheilungen zerfällt, welche in der That natürliche Gruppen bilden. A. Ascyreia (die alte Gattung Ascyrum Adans.); darunter zwey neue: H. grandifolium von Teneriffa und oblongifolium aus Oſtindien, welches aber vielleicht mit cernuum Roxb. zuſammenfallen könnte. B. Elodea Adans. (Martia Spreng.), gewiß ſehr mit Recht wieder der Gattung Hypericum zugezählt, da auch hier keineswegs stamina definita ſind, und die Nectardrüſen auf dem Fruchtboden in dieſer Familie nur wenig bedeuten. C. Perforaria. Darunter fünf neue Arten: H. micranthum aus Carolina; attenuatum Fisch. aus Sibirien; brevistylum aus Südamerica; confertum und capitatum aus dem Orient. Dagegen iſt H. quadrangulare der Schriftſteller mit dubium Leers. gewiß ohne Grund verbunden worden. Daß letzteres das wahre H. quadrangulare Linn. ſey, wie uns Wahlenberg in der flora Upsaliensis belehrt, konnte der Verf. noch nicht wiſſen. Auch das zu H. humifusum gezogene H. Liottardi Vill. möchte wohl noch einer nähern Unterſuchung bedürfen. D. Brathys. Unter dieſer Abtheilung vereinigt der Verf. alle ſtrauchartigen Johanniskräuter mit gedrängten linienförmigen Blättern nebſt Brathys juniperina Linn. fil. Der angeblich einfächrigen Frucht dieſer Pflanze wird zwar nicht gedacht; bedenkt man aber, daß die Scheidewände der Kapſel bey Hypericum nur aus den eingeſchlagenen Rändern der Klappen gebildet ſind, und oftmals nicht genau an die Placenta ſchließen, ſo wird man der Vereinigung beider Gattungen ſchwerlich etwas entgegen ſetzen können. Alle neuen Arten ſind in reinlichen nur etwas zu ſteifen Umriſſen abgebildet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1823.

## Göttingen.

Bey Dieterich: C. Valerii Catulli carmina ad optimorum librorum fidem recognovit varietatem lectionis indicesque adiecit C. J. Sillig. 1823. XLVI und 378 S. in 8.

Rec. freut sich, eine Arbeit anzeigen zu können, die nicht nur die Critik der Gedichte des Catullus um vieles weiter bringt, sondern auch in ihrem Plan sowohl, als der gründlichen Ausführung bey mehreren andern lateinischen Dichtern nachgeahmt zu werden verdiente. P. Burmann empfahl in seiner Vorrede zum Lucan solche Arbeiten insbesondere jüngeren Philologen, nämlich die verschiedenen Lesarten aus Handschriften und Ausgaben so vollständig als möglich zu sammeln und mit dem Texte in handlichem Format zur weitern bequemern Verarbeitung herauszugeben. Dies war, wie die Vorrede bemerkt, die Hauptabsicht dieser Ausgabe, in der indessen noch weit mehr geleistet ist. Beym Catull insbesondere war eine bloße Zusammenstellung der wirklich in Handschriften befindlichen Lesarten schon sehr verdienstlich, und für jede künftige critische Bearbeitung nothwendig, weil die

Herausgeber von Anfang an zu willkührlich mit den Lesarten umgegangen sind, ja das vor ihnen bekannt gemachte nur theilweise gekannt, oder nicht berücksichtigt haben, so daß an mehreren Stellen die handschriftliche Lesart durch die im Text stehenden Conjecturen fast ganz in Vergessenheit gebracht war. Und auch in der neuesten Ausgabe von Döring war die Variantensammlung nicht nur sehr unvollständig, sondern an vielen Stellen fehlerhaft. Hr. S. hat daher die Lesarten aller Handschriften, so weit sie bis jetzt bekannt gemacht sind, sorgfältig zusammengesucht, in lichtvoller Ordnung unter dem Texte zusammengestellt, und mit den Varianten einer Dresdner Handschrift vermehrt, die er selbst verglich und vollständig liefert. Außerdem hat er die Lesarten der alten Ausgaben, in so fern sie aus Handschriften geflossen seyn können, mitgetheilt. Sie sind von ihm theils aus den Ausgaben selbst, theils, wo dies nicht möglich war, aus den hie und da vorkommenden Angaben der Critiker zusammengesucht. Viele bemerkenswerthe Lesarten lieferte die alte Ausgabe von 1481 (Regii Lepidi). daher er bedauert, daß er die vier ältern wahrscheinlich noch wichtigern nicht benutzen konnte. Die spätern Herausgeber setzten schon ihre Conjecturen in den Text. Eine critische Geschichte des Textes, die den zweyten Abschnitt der Vorrede ausmacht, und in drey Zeitalter abgetheilt die Resultate der Untersuchungen kurz zusammendrängt, beurtheilt die einzelnen Ausgaben in Ansehung ihres critischen Werthes, so fern sie handschriftliche Lesarten oder die Emendationen der Herausgeber liefern. An der ersten Aldinischen Ausgabe, deren Recension man oft blindlings folgte, als wäre sie ganz aus Handschriften geschöpft, werden die Interpolationen des Avantius gerügt, die Gryphischen Ausgaben fließen meist aus Guarini's Ausgabe, daher Hr. S. die verschiedenen Lesarten aus diesen nicht mittheilt, weil ihnen die handschriftliche Auctorität fehlt. Dann werden auch die Arbeiten der spätern

Herausgeber bis auf Döring kurz und treffend beurtheilt. Bey der Beurtheilung Scaligers ist mit Recht die Feindseligkeit gegen Muretus angedeutet, die ihn öfters verblendete, und die blinde Nachfolge der Spätern gerügt. Im dritten Abschnitt der Vorrede folgt ein Verzeichniß der Handschriften nach der Zeit geordnet, in der sie in den Ausgaben mitgetheilt sind, welches auch wohl den besten Ueberblick gibt, nur hätte Rec. auch daneben eine Zusammenstellung nach der Güte der Handschriften und ihrer Verwandtschaft unter einander gewünscht, die freylich etwas schwieriger zu machen war, wozu es jedoch an innern Bestimmungsgründen nicht fehlte, wenn auch die äußern gewöhnlich mangelten. Doch ist über den Werth der einzelnen Handschriften hin und wieder treffend geurtheilt und bey einigen Herausgebern sorgfältig untersucht, ob überhaupt und wie viele Handschriften sie hatten, und mehrere, die unter verschiedenen Namen angeführt sind, als eine kenntlich gemacht. Außerdem enthält die Vorrede Bemerkungen über Gräcismen und über die Orthographie im Catull. Dann folgt eine sehr sorgfältig zusammengestellte Notitiæ literaria von den Ausgaben und Uebersetzungen auch den kleineren Schriften, die sich auf Catull beziehen. Durch beständiges Zurückgehen auf die Quelle der Lesarten hat Hr. S. nicht nur eine sehr zuverlässige und vollständige Variantensammlung geliefert, sondern auch von vielen Lesarten ihren ersten Ursprung aus Handschriften oder aus willkührlich ändernder Critik genau und gründlich ausgemittelt. Daneben sind auch die Verbesserungen der Philologen, die theils in den Ausgaben des Catull, theils zu andern Stellen vorgetragen waren, mit vieler Belesenheit und guter Auswahl zusammengestellt, in so fern sie nämlich verdienten wiederholt zu werden. Auch kleinere Schriften über einzelne Gedichte und Observationen sind sorgfältig zu Rathe gezogen. Durch diese Vorarbeiten, deren Zusammenstellung und Mittheilung sehr

verdienstlich ist, wurde der Hr. Herausgeber in den Stand gesetzt, in der critischen Bearbeitung des Schriftstellers einen bedeutenden Fortschritt zu machen, und einen festen Grund zu weitern Untersuchungen zu legen. Sein Talent zu dieser Art von Arbeiten, und insbesondere eine durch ein sorgfältiges Studium erlangte vertrautere Bekanntschaft mit dem Schriftsteller und seinen Eigenthümlichkeiten bewies er schon früher durch seine

## Leipzig.

Bey Reclam erschienene De C. Valerii Catulli carminibus epistola critica. 1822. 74 S. in Octav., in der er die bey der Critik des Catull zu befolgenden Grundsätze auseinander gesetzt, die Arbeiten der Vorgänger gewürdigt und mehrere schwierige Stellen im Catull und in andern Schriftstellern glücklich behandelt hat. Jene vorangegangene Schrift ist auch deßhalb mit dieser Ausgabe immer zu verbinden, weil hier bey allen in jener behandelten Stellen immer auf jene verwiesen wird. Ein Hauptverdienst der neuen Recension des Textes ist, daß viele ganz ohne oder doch ohne hinreichende Auctorität aufgenommene und gewöhnlich gewordene Lesarten durch handschriftliche besser begründete verdrängt sind. Oefters sind dagegen glückliche Verbesserungen der Critiker in den Text aufgenommen, auch an acht Stellen eigene, theils des Metrums wegen, theils um den Handschriften näher zu kommen. Des Sinnes wegen wird noch manches anders werden müssen; dies scheint wohl für den exegetischen Theil verspart zu seyn. Bey schwierigen Stellen sind kurze Erklärungen sowohl von andern als eigene beygefügt. An mehreren Stellen kann Rec. freylich die aus Handschriften hervorgezogene Lesart nicht für die bessere und wahre erkennen, an einigen wenigen auch nicht die von denselben abweichenden in den Text aufgenommenen Verbesserungen. Manches, was von den Frü-

heren nicht aus bloßer Nachläſſigkeit verworfen war und zuvor einer genauen Erklärung und Rechtfertigung des Sprachgebrauchs bedurfte, iſt ohne dieſelbe aufgenommen, ein Mangel, welcher auch mehrere von den eigenen Verbeſſerungen des Herausgebers drückt. Auch möchte manches ſich gar nicht beſtätigen laſſen. So hält Rec. in der Verbeſſerung 76, 10. quin tu animo affirmas te, das animo se affirmare "ſich mit Muth waffnen", (animo dem te gegenüber) für unlateiniſch, tu — te für ſchleppend. Atque für ſogleich (wie zuweilen auch et und καί) kann niemals noch eine andere Conjunction, wie hier que, bey ſich haben, da es nie aufhört Conjunction zu ſeyn. Rec. hält tu animum offirmas atque istinc te usque für das richtige. — 64, 55. necdum etiam sese quae fuit tum credidit esse, iſt nicht nur credidit anſtößig unter lauter beſchreibenden Präſentibus, ſondern auch fuit ſtatt erat Auch in der Erklärung fällt dies auf: Ar. furebat, nondum enim (etiam!) credidit, se eam esse, quae vere fuit sc. Bacchi sponsa, wo man wenigſtens Imperfecta erwartet hätte, wie nachher beym Dichter. Uebrigens ſcheint auch dieſe Erklärung, wie ſie die Zuſätze berichtigend geben, nicht paſſend, denn ſie war noch nicht Bacchus Braut; der Dichter würde unverſtändlich ſeyn, oder dem Effect geſchadet haben, wenn er es jetzt ſchon ſo andeutete, und der nachfolgende Grund, warum ſie es nicht glaubte, utpote fallaci hängt nicht zuſammen. Rec hält die jetzt gewöhnliche mit mehreren guten Handſchriften faſt ganz übereinſtimmende Lesart für richtig: visit visere credit, wozu Mitſcherlich treffend die Parallelſtelle aus Ov. Heroid. X, 31. angeführt hat.

Die Interpunction wünſchte Rec. durchgreifender berichtigt z. B. gleich 1, 4 u. 6 die ſtörenden Kommata getilgt, und 7, 2. das Fragezeichen, welches dagegen 30, 2 u. 3 zu ſetzen iſt. Auf das Metriſche

ganz nicht ungewöhnlich ist, in bey quaerere auszulassen, um das Ganze eines Bezirks zu bezeichnen, z. B. Valer. Fl. 3, 627. Besonders fehlt es oft bey Theilen der Stadt, s. die Erklärer zu Liv. 2, 28. wo auch, wie oft, in gleich nachher steht. Endlich 11, 3, 2. wird das eingeschobene at weder durch den Sinn noch durch die Spuren der Handschriften bestätigt, die nur auf illo führen. Rec. hält die seit Statius gewöhnliche Lesart für die richtige. — Vier Stellen II, 7. XXV, 5. LXIV, 119 und 307 werden in eben so vielen Excursen ausführlich behandelt, und die Brauchbarkeit dieser critischen Ausgabe erhöht der sorgfältig ausgearbeitete index verborum, der die frühern an Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit weit hinter sich zurücklässt. Es sind darin nicht nur die eigenthümlichen Redensarten, sondern alle bedeutende Wörter wohlgeordnet aufgeführt; dann folgt ein index rerum, in dem auch mehrere treffliche Sacherklärungen und Nachweisungen beygebracht sind, Rec. sieht mit Vergnügen der baldigen Erscheinung des exegetischen Theils entgegen.

## Paris.

Chéz G. Dufour et Ed. D'Ocagne: Recueil de planches des coquilles fossiles des environs de Paris. Par M. de La Marck. Avec leurs explications. 1823. 30 planches. 30 S. 4.

Diese Sammlung enthält nichts Neues, sondern nur eine Zusammenstellung der von Lamark in dem 6ten bis 15ten Bande der Annalen des Museums gelieferten Uebersichten der fossilen Schnecken aus der Umgegend von Paris. Der Text liefert die Namen. Unangenehm auffallend ist es, daß nicht einmal die alten Nummern der Platten geändert sind, und man also nicht einmal vor Verwirrungen gesichert ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1823.

## Göttingen.

Die von der königlichen Societät der Wissenschaften für den diesjährigen Julius-Termin aufgegebene ökonomische Preisfrage, betreffend:

"Eine genaue, nach der bekannten Schübler'schen Methode durchgeführte Untersuchung der physikalischen Beschaffenheiten der verschiedenen Bodenarten irgend einer Gegend, verbunden mit einer Darstellung des Verhaltens der wichtigsten ökonomischen Gewächse auf denselben, hinsichtlich ihres Gedeihens im Allgemeinen und des Durchschnittsertrages der Aernten im Besondern"

ist bey ihr unbeantwortet geblieben.

Dagegen sind für die nächsten beyden Jahre folgende ökonomische Aufgaben theils wieder in Andenken zu bringen, theils zuerst nun bekannt zu machen:

Für den November des laufenden Jahres:

der größten und wesentlichsten Verbesserungen fähig.

Die Königl. Societät der Wissenschaften verlangt daher:

"Eine Darstellung der Mängel der in Niedersachsen im Allgemeinen üblichen Bereitungs- und Benutzungsart des vegetabilisch-animalischen Düngers, nebst einer gründlichen Anleitung, solche, unter Berücksichtigung des in anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden und in der Schweiz gebräuchlichen Verfahrens, möglichst zu verbessern".

Auf die beste Beantwortung jeder dieser vier Aufgaben, ist ein Preis von zwölf Ducaten, und der Termin der einzusendenden Schriften auf das Ende des Mayes und Septembers jedes Jahrs gesetzt.

## Berlin.

In der Realschulbuchhandlung 1819: Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften in Berlin aus den Jahren 1816-1817. In 4.

Nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte der Academie in diesem Zeitraume. I. Abhandlungen der physicalischen Classe der Academie.

1. Für allgemeine Physik ꝛc. gehörige Abhandlungen.

S. 1 — 20. Ueber die Bildungsart der zusammengeketteten und conglomerirten Steinarten von Gerhard. Die ältere Meinung, daß diese Steinarten bloß durch die Wirkung eines Mechanismus entstanden seyen, d. h. von Gewässern bloß zusammengeschwemmt und durch einen Kitt vereinigt worden, scheine noch immer die vorherrschende zu seyn, und darum hat sich der Verf. bemüht, die Gründe für oder gegen diese Theorie zu-

sammen zu stellen, und zu entscheiden, ob diese Bildungsart der Conglomerate wohl allen begleitenden Phänomenen besonders in Rücksicht der oft so ausgedehnten Lager, in denen diese Steinarten vorkommen, und den übrigen Localverhältnissen, entsprechen mögte. Der Verf. entscheidet gegen diese Theorie, erklärt sich aber auch zugleich gegen den Neptunismus, nach welchem diese Conglomerate bloß durch einen Niederschlag aus Gewässern, worin die constituirenden Bestandtheile derselben aufgelöset gewesen, entstanden seyn sollen, welche Meinung ohnehin auch schon die Hrn. Breislac, Hutton und Plaifair mit wichtigen und überzeugenden Gründen widerlegt hätten. Endlich könne auch der Vulcanismus oder die Bildung dieser Steinarten auf dem Wege des Feuers, nicht statt finden, wegen der in ihnen nicht selten vorkommenden Versteinerungen u. dgl. Es bleibe demnach nur der Chemismus übrig, der auch hier, wie bey der Bildung aller Gebirgsarten die Hauptrolle gespielt habe, wobey denn der Verf. von der Idee ausgeht, und sie auf den gegenwärtigen Fall anwendet, daß die Steinarten aller Gebirge durch Verwandlung von Gasarten in einen concreten erdigten Zustand, ihren Anfang genommen hätten, wie er solches bereits in einer der Acad. vorgelesenen Abh. den 3. Aug. 1812 zu erweisen bemüht gewesen sey. S. 21-38. Derselbe über die Kreide- und Feuersteinlager auf der Insel Rügen, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bildung der Kreide und Feuersteine. Ohne mit Büffon u. a. zu behaupten, daß aller Kalkstein aus verwitterten Seegeschöpfen entstehe, ist es dem Verf. dennoch sehr wahrscheinlich, daß die jetzigen Kreidelager besonders die sehr mächtigen an den Pommerischen, Dänischen, Französischen und Englischen Küsten, Corallen- und Austerbänke gewesen, welche bey dem Durchbruch der

Familie der Krähenvögel (Coraces). Nach den genaueren Beſtimmungen des Vf., wodurch dieſe Gattung von ähnlichen ſich unterſcheidet, könnten nur folgende als wirklich vollkommen reine Graculae angeſehen werden 1) Gr. religiosa Linn. 2) Gr. calva Linn. 3) Gr. tristis Latham (Paradisea tristis Linn.), 4) Gr. Pagodarum Daud (Turdus Pagod. Linn.). 5) Gr. cristatella Linn. 6) Gr. carunculata. Gmelin. S. 154 - 178. Derſelbe. Ueber die Werke von Marcgrave und Piſo über die Naturgeſchichte Braſiliens, erläutert aus den wieder aufgefundenen Original-Abbildungen. Eine Fortſetzung der im vorigen Bande dieſer Abh. mitgetheilten Nachricht über dieſe Werke. Hier Beſchreibungen von Braſilianiſchen Vögeln, nebſt Vergleichung derſelben mit denen von andern Ornithologen mitgetheilten Beſchreibungen und Abbildungen. — S. 179-198. Merrem Beſchreibung des Gerippes eines Caſuars (Casuarii galeati) nebſt einigen beyläufigen Bemerkungen über flachbrüſtige Vögel (aves ratitae). — S. 199-218. Erman Wahrnehmungen über das Blut einiger Mollusken; die Reſpirationsgefäße und das Syſtem der Blutgefäße in dieſen Thieren gehörig zu beobachten iſt mit manchen Schwierigkeiten verknüpft. Doch war der Verf. nach vielen fruchtloſen Bemühungen und mislungenen Verſuchen endlich ſo glücklich, zwey mit Wachs injicirte Präparate zu erhalten, die das Syſtem der Blutgefäße von Helix pomatia deutlich darſtellten, wovon er denn hier die Beſchreibung mittheilt, und bey dieſer Gelegenheit auch einiger Verſuche Erwähnung thut, aus welchen er die Gegenwart des Eiſens und wahrſcheinlich auch des Mangans in dem Blute dieſer Thiere folgert.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stück).

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1823.

## Berlin.

Beschluß der Anzeige von den Abhandlungen der Berliner Academie von den Jahen 1816-1817.

S. 219-230. Ermans vorläufige Bemerkungen über die durch bloße geometrische Ungleichheit der Berührungsflächen erregte electrische Spannung. – Der Verf. beschreibt hier vorläufig einige Versuche aus denen wenigstens hervorzugehen scheint, daß in einer zweygliedrigen Säule (z. B. Zinkplatten und Wasser) die Intensität der Spannung nicht der absoluten Größe der sich berührenden Oberflächen proportional ist, indem z. B. 30 Zinkplatten jede von 29 Quadratzoll, und 30 jede von einem Quadratzoll fast einerley Spannung gaben. Aber die Dauer der Würkung scheine sich nach der Oberfläche zu richten. Für die Dauer des großen Apparats mit Zinkflächen fand der Verf. beyläufig so viele Wochen, als Tage für die Dauer des Kleinen. Auch mit metallischen Flächen mit feiner auslaufenden Spitzen hat die Zamboni'schen Versuche wiederholt, aber in Rücksicht der Beschaffenheit der Polarelectricität an den

beiden interessanten Abhandlungen nichts mittheilen. Auch die Vortheile welche diese Bezeichnungsart des Verf. mit sich führt, müssen in den Abhandlungen selbst im Zusammenhange nachgelesen werden.

2. Zur Pflanzenkunde gehörige Abhandlungen.

(S. 123-142.) Ueber die ältere Geschichte der Getreidearten. Von Herrn E. F. Link. Die Hauptresultate dieser sehr gründlichen Abhandlung lassen sich in folgenden Punkten zusammen fassen. Κριθη der Aeltern paßt nicht auf Hordeum nudum, wie auch Sprengel noch in der neuen Ausgabe der Geschichte der Botanik annimmt. Plinius kann bey solchen Gegenständen nur mit großer Vorsicht angeführt werden, weil er meistens flüchtig und den Sinn entstellend übersetzt. Waizen wurde schon in den frühesten Zeiten gebauet; es lassen sich aber die von Theophrast und Columella erwähnten Arten und Abarten nicht mit Gewißheit auf die gegenwärtigen zurückführen. Triticum ramosum beym Plinius scheint indeß Tr. compositum, und der Thracische Waizen, dessen Theophrast gedenkt, ist vielleicht polonicum. Die Gegend von Tibet sieht der Verf., mit Sir Jos. Banks, als das wahrscheinliche Vaterland des Waizens an, und glaubt nur sativum (aestivum und hybernum Linn.) und polonicum als ursprüngliche Arten von Waizen betrachten zu können. Vom Spelz sind wahrscheinlich drey als ursprünglich zu betrachten: Triticum Spelta L., Zea Host. (das Rec. doch mit Spelta zu nahe verwandt scheint) und monococcum Linn. Was die Griechen mit ζεία, ὄλυρα und τίφη bezeichnen, sind Spelzarten und vielleicht die zuvor erwähnten; doch zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Bedeutungen. Im Lateinischen haben die zuvor erwähnten griechischen Wörter keine bestimmte Bedeutung, und es bleibt ungewiß, welche Spielarten unter den von Columella beschriebenen zu verstehen sind. Gerste (κριθη)

wurde schon früh gebauet, besonders die sechszeilige (hexastichon), dann folgte distichum. H. vulgare bauten die Griechen wenig, die Römer vielleicht gar nicht. Von der Bartgerste findet sich bey den Alten keine Nachricht, wenn man nicht Oryza der Römer dafür nehmen will, eine Meinung, die aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ueber die wahre Heimath der Gerste läßt sich nichts gewisses sagen. Roggen (Secale cereale) scheinen die Alten nicht gekannt zu haben, wie aus der genauen Vergleichung der darauf bezogenen Wörter der griechischen und römischen Schriftsteller deutlich hervorgeht. Hafer (Avena, (βρῶμος und βρόμος) gebrauchten auch die Alten mehr zum Viehfutter als zur Nahrung der Menschen. In den ältern Zeiten findet sich indeß keine Spur von Hafer. Vielleicht lernten erst die Römer den Hafer von den Germanischen und Keltischen Völkern kennen, die, wie Plinius erzählt, besonders von Haferbrey lebten. Das wahre Vaterland des Hafers bleibt noch unbekannt, und doch sollte man kaum glauben, daß er aus wärmeren Gegenden zu uns gekommen ist. Hirse (Panicum) war den Alten bekannt, wie man aus Plinius sieht. Sein Panicum ist P. miliaceum, Milium hingegen P. italicum. Die Griechen haben dafür κεγχρος und μέλινη oder ἔλυμος. Vielleicht kannten und bauten die Griechen P. Crus galli, wohin die περιγλωαδες zu deuten scheint. Daß der große Waizen, welcher in Baktrien wachsen und Körner wie Oliven haben soll, Mohrhirse (Holcus Sorghum) sey, wie Sprengel glaubt, ist unwahrscheinlich, da die Saamen der Mohrhirse kleiner als Waizenkörner sind. Die Nachricht über diesen Waizen ist eine fabelhafte Uebertreibung. Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit kann βόσμορον beym Strabo auf Mohrhirse gedeutet werden, so wie Milium beym Plinius (L. 18. c. 7.) von unserm sel. Beckmann sehr treffend dafür erklärt wird. Der Reiß (Oryza ist nach den Griechen und Römern

lichen Afrika nur den 29 Theil) — ausmachen. Besonders reich sind aber die Inseln an Semperviven, da sie von allen bekannten Arten 4/7 enthalten, und Christian Smith, der Reisegefährte des Verf., den 13 bekannten Arten noch 7 bisher ganz unbekannte hinzugefügt hat. Daß übrigens die Canarische Flora wesentlich Afrika angehört, ergibt sich schon bey einem allgemeinen Ueberblick. Die wenigen Gattungen, welche sie mit der Französischen gemeinschaftlich besitzt, haben doch ihren Mittelpunct in Europa nicht, sondern mehr in Syrien, Aegypten und der Barbarey. Daher ist auch hier nichts mehr von dem, was in der Flora Europäischer Climate den Haupteindruck hervorbringt: es fehlen durchaus Wiesen, daher giebt es keine Wiesen-Ranunkeln, keine Potentilla und ähnliche Gewächse. — Angehängt sind diesen allgemeinen Bemerkungen: 1. das Verzeichniß der Pflanzen, welche bis jetzt auf den Canarischen Inseln wild gefunden worden; 2. das Verzeichniß der Pflanzen, welche bis jetzt den Canarischen Inseln ausschließlich eigen sind; 3. das Verzeichniß der Pflanzen, welche die Canarischen Inseln allein mit Madera gemein haben; 4. welche ihnen mit Syrien, Aegypten, der Barbarey und der südlichen Küste von Europa gemeinschaftlich sind; und endlich 5. das Verzeichniß der auf den Canarischen Inseln wachsenden Pflanzen, nach der verschiedenen Höhe, in welcher sie vorkommen. — Die Ausbeute an neuen Arten ist nicht unbeträchtlich; aber nur von wenigen sind die specifischen Unterschiede aus Christ. Smiths Papieren, in Noten, beygefügt. Eine vollständige Beschreibung aller neuen Gewächse würde daher sehr zu wünschen seyn. Wir bitten den würdigen Verf. dieser trefflichen Abhandlung uns bald damit zu erfreuen.

3. Zur Anatomie gehörige Abhandlungen.

Der Prof. Rudolphi gibt eine Beschreibung einer merkwürdigen menschlichen Misgeburt, die nur

aus einem Theile des Kopfs und Halses besteht; der übrige Körper fehlt gänzlich. Zur Erläuterung sind vier Tafeln hinzugefügt. An dem Kopfe mangelte der obere Theil des Schädels, und das Gehirn. Diese Stelle nahm ein blutiges schwammiges Gewächs ein. Unten am Halse verlängerte sich die Haut trichterförmig, und bildete einen Sack; der mit dem Mutterkuchen wahrscheinlich zusammengehangen hat. Der erste Halswirbel war vorhanden, aber seine einzelnen Stücke noch nicht mit einander verbunden; die Verzweigung der Gefäße von der gewöhnlichen ganz abweichend. Von Nerven war wenig zu sehen; der Sehenerve äußerst unvollkommen; der sympathische und Stimmnerve fehlten völlig. Die Mundhöhle nach hinten geschlossen, aber mit einer Zunge versehen. Der Kehlkopf und Schlundkopf mangelten. — Es folgen nun vom Prof. Rudolphi noch einige anatomische Beobachtungen. 1. Ueber den Knochen am Hinterhaupt des Seeraben mit einer Abbildung. Der Verf. glaubt, dieser Knochen sey eine fortgesetzte crista occipitalis, und dazu bestimmt, einem Beißmuskel zum festen Punkte zu dienen. 2. Ueber den gelben Fleck und das Centralloch der Netzhaut. Das Daseyn des Lochs läugnet der Verf., und behauptet, es entstehe erst künstlich während des Präparirens des Auges. Was den gelben Fleck anbetrifft, so fehle er nicht immer bey Personen, die lange blind gewesen waren. 3. Ueber die Pupillenhaut. Sie gehöre nur der Iris oder der vordern Lamelle an, nicht aber der Uvea oder der hintern Lamelle. 4. Ueber eine krankhafte Beschaffenheit der Augen eines Affen. Es lagen zwischen der Sclerotica und Choroidea kleine platte harte weiße Geschwülste, welche die beiden Häute widernatürlich verbanden, und skrophulöser Natur zu seyn schienen. 5. Eine seltene Art des Hermaphroditismus bey einem Affen mit einer Abbildung. Es war eine männliche Ruthe vorhanden, an der die Harnröhre von der Eichel an bis zum Mittelfleische gespal-

ten erschien; Hodensack und Hoden fehlten. Im Unterleibe sah man weibliche Genitalien, von den männlichen aber keine Spur. Der Verf. sieht die Ruthe als eine wahre männliche an, und hält sie nicht für eine Clitoris.

Abhandlungen der mathematisch. Classe. S. 1-10. Grüson Eliminirungsmethode vermittelst eines eigenen Algorithmen. Beschäftiget sich damit, bloß aus zwey Gleichungen von der Form $ax^m + bx^{m-1} + \ldots = o$ die Größe x zu eliminiren, vorausgesetzt daß in beyden Gleichungen die höchste Potenz von x dieselbe ist. Der dabey zu gebrauchende Algorithmus ergiebt sich sehr bald in einer allgemeinen Form, wenn man den in den Gleichungen vorkommenden Coefficienten nur zweckmäßige Localzeichen beyfügt. Z. B. a, b, c ꝛc. etwa durch A1; A2; A3 ꝛc. ausdrückt u. s. w. S. 11-17. Derselbe über eine geometrische Aufgabe aus der Lehre vom Größten und Kleinsten. Es sind drey Puncte A, B, C der Lage nach gegeben, man soll in ihrer Ebene einen Punct D so bestimmen, daß die Summe der Linien DA, DB, DC ein minimum werde, eine Aufgabe von der man hin und wieder doch auch schon Auflösungen findet, wenn gleich nicht nach der von dem Verf. angewandten Methode der Coordinaten. S. 18-22. Desselben Elementarbeweis daß die Basis e der natürlichen Logarithmen durch keine rationale Zahl ausgedrückt werden könne, nebst verwandten Untersuchungen. Der Beweis gründet sich auf die Betrachtung der Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} \ldots = 1$, verglichen mit der $e = 1 + 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2 \cdot 3} + \frac{1}{2 \cdot 3 \cdot 4} \ldots$. S. 23-27. Eytelwein Zusammenstellung der Gründe von welchen der Gebrauch des Woltmannischen hydrometrischen Flügels abhängt, unabhängig von

jeder Theorie über den Stoß des Wassers. Zufolge der Darstellungsart des Vf. zeigt sich unter andern, warum erfahrungsmäßig einerley Flügel immer dieselbe Zahl von Umläufen macht, man mag ihn schnell oder langsam durch einerley Raum in stillstehendem Wasser bewegen. Aus diesem Satze leitet denn der Verf. die Bestimmung der Geschwindigkeit des Wassers ab, wenn bewegtes Wasser dem stillstehenden Instrument entgegenströmt, unabhängig von jeder Theorie des Wasserstosses. Bemerkungen über den Gebrauch des Instruments, wenn es zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Windes soll richtig angewandt werden können. S. 28 - 40 Derselbe über die Vergleichung der Differenzcoefficienten mit den Bernoullischen Zahlen. Mehrere Sätze welche sonst auf einem weitläuftigern Wege bewiesen werden, durch zweckmäßige Bezeichnungen auf eine einfachere Art dargestellt und entwickelt, besonders für verschiedene summatorische Ausdrücke, welche mit den Differenzreihen in Verbindung stehen, unter andern auch eine leichte Darstellung des Zusammenhangs der Coefficienten in den Reihen für die Secanten und Cosecanten mit den Bernouillischen Zahlen. S. 41 - 45. Derselbe über das Muttergewicht der Köllnischen Mark welche für den größten Theil in Deutschland als Münz-Einheit dient. Die dem Verf. bekannt gewordene Bestimmungen der Köllnischen Mark nach Eisenschmidt, Tilled, Vega, stimmen mit der aus der neuesten Festsetzung in der Maas- und Gewichtsordnung für die preußischen Staaten vom 16. May 1816 abgeleiteten Münzmark so gut überein, daß hiernach die preußische Mark (= 233,8556 Grammen) mit der Köllnischen, besonders wie sie Vega nach einem im Wiener Münzamte gut aufbewahrten messingenen Einsatz-Gewichte bestimmt hat, als einerley anzunehmen ist. S. 49 - 55. Analytische Auflösung der

Keplerischen Aufgabe von Bessel. Die wahre Anomalie und den Radiusvector in einer elliptischen Bahn durch Reihen zu entwickeln, die nach den Sinussen und Cosinussen der Vielfachen der mittlern Anomalie fortgehen, hat man sich gewöhnlich des La Grange'schen Lehrsatzes, Functionen in Reihen zu verwandeln bedient, und das Ziel durch aufeinanderfolgende Differenzierungen zu erreichen gesucht. Des Verf. Methode ist die umgekehrte von jener, indem er sich dabey der Integrationen bedient, deren Gesetz sich mit der größten Leichtigkeit übersehen läßt, ein Verfahren welches auch bey vielen andern astronomischen Aufgaben nützlich angewandt werden kann. S. 56-64. Tralles von dem Werthe der Producte zu bestimmten Summen der Zeigezahlen ihrer Factoren. S. 65-133. Desselben analytische Betrachtung ebener und sphärischer Dreyecke, und deren Analogie. Der Verf. zeigt in dieser Abhandlung welche höchst einfache Größenbetrachtungen zu allen den Gleichungen führen, durch welche die mancherley Kreisfunctionen, und das Verhalten der in den Dreyecken selbst vorkommenden Seiten und Winkel ausgedrückt werden. So z. B. allerley bekannte Reihen wodurch die trigonometrischen Linien aus den zugehörigen Bögen, oder umgekehrt, gefunden werden, allerley bekannte Reihen für den halben Umfang $\pi$ und für Potenzen desselben. So unter andern aus der ganz einfachen Betrachtung daß zwey Seiten eines geradlinigten Dreyecks zusammen immer mehr als die dritte ausmachen, alle Formeln für die geradlinigten Dreyecke, und so aus ähnlichen einfachen Sätzen alle Formeln der sphärischen Trigonometrie. Den Beschluß der Abhandl. der mathematischen Classe machen S. 134-152. einige Berichte über die große Sonnenfinsterniß den 19. Nov. 1816.

Abhandlungen der historisch-philologischen Classe.

Hirt über die Baue Herodes des Großen über-

Haupt, und über seinen Tempelbau zu Jerusalem insbesondere. — Das Gegenstück zu einer frühern Abhandlung über den Salomonischen Tempel. Berlin 1809. Besonders wichtig auch für den Geschichtsforscher ist die Vergleichung beyder Tempel S. 19. welche mit scharfsinnigen Bemerkungen bis ins Specielle durchgeführt wird. Uhden über die Todtenkisten der alten Etrusker, besonders über die an denselben gebildeten Reliefs. Ein Hauptresultat ist die wohlbegründete Behauptung, daß die auf etruskischen Paterem so häufig dargestellten Mythen von Herkules und Bacchus auf den Todtenkisten nie erscheinen: eine Behauptung, die in ihrer Anwendung erst recht fruchtbar werden muß. Böckh vom Unterschiede der Attischen Lenäen, Anthesterien und ländlischen Dionysien. Der schon zwey Jahrhunderte währende Streit: ob die Lenäen mit den ländlichen Dionysien, oder ob sie mit den Anthesterien für eins zu halten seyen, wird hier auf eine so überraschende als genügende Weise dahin entschieden, daß sie weder das eine noch das andere, sondern von beiden gänzlich verschieden seyen. Ref. glaubt, daß seit Erscheinung der tiefen und gründlichen Abhandlung die darin aufgestellte Ansicht schon unter Alterthumsforschern allgemein herrschend geworden. Buttmann über den Janus. Und zwar zuerst über den Begriff des Janus als Sonnengottes, wie ihn schon Skaliger aufgestellt hatte, der alsdann, wie der Dorische Apollon Agyieus, die Schutzwache über Eingang und Ausgang übernahm. Als etwas davon ursprünglich etymologisch ganz Verschiednes wird der Janus als Thor, als Durchgang betrachtet; wobey nachgewiesen wird, daß der Janus des Numa keineswegs — wie man immerfort blindlings wiederholt — ein Tempel oder eine Capelle, sondern ein Doppelthor, und zwar ein Stadtthor des ältesten Roms, gewesen. Buttmann über den Mythus von Noah's Söhnen. Japhet und Cham werden geographisch als Nord-

gen über die Frage, ob abschlägliche im Concurse geleistete Zahlungen auf das Capital oder die Zinsen abzurechnen seyen, vom Hrn. Etatsrathe von Schirach zu Glückstadt, Bemerkungen über die Verbindlichkeit der Osnabrückschen Vasallen, während der Lebensdauer ihres vorigen Landes- und Lehnsherrn, des Herzogs von York, und namentlich bey der jetzigen Lehnserneuerung, nach dem Absterben des Königs Georgs III, wegen einer Veränderung in manu dominante, ein neues Laudemium zu bezahlen, von einem Ungenannten; endlich Andeutungen über zu wünschende Veränderung des Criminalwesens im Hannoverschen, vom Hrn. Amtsassessor Tuckermann in Duderstadt; endlich Rechtsfälle, Litteraturnotizen und Miscellen mitgetheilt.

Was dieser Zeitschrift einen eigenthümlichen Werth gibt, und sie für die Hannoverschen Geschäftsmänner unentbehrlich macht, ist die Mittheilung der zur Erläuterung einzelner gesetzlichen Vorschriften und der Gerichtsverfassung abgelassenen nirgends im Druck erschienenen königlichen Rescripte und Ministerialverfügungen.

---

Berichtigungen:

S. 1196. Z. 27. v. o. l. die Einbecker in Erfurt. Z. 29. Boeving. Z. 36. Landesoeconomiecollegii.

S. 1197. Z. 14. v. o. l. Meyer. Z. 21. l. ungedruckter.

S. 1198. Z. 3. v. o. l. für natürliche — vaterländische; Z. 9. u. 10. l. von Holle.

S. 1231. l. Winnherrn, Winnpflichtig, Winnerben u. s. w.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 18. August 1823.

## Göttingen.

Bey Heinr. Dieterich: Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis recentiores. Volumen V. ad a. 1819 - 22. Drey Alphabet und 10 Bogen in groß Quart, mit 7 Kupfertafeln.

In der Vorrede zu diesen neuesten Früchten der gesellschaftlichen Arbeiten der Königlichen Societät der Wissenschaften, liefert Herr Ober-Medicinalrath Blumenbach die Geschichte derselben in den gedachten Jahren. Von den Abhandlungen selbst, die nach den drey Classen geordnet sind, ist die ausführliche Anzeige jedesmal zu ihrer Zeit in diesen Blättern gegeben worden, auf welche wir also bloß zurückzuweisen brauchen.

*Commentationes classis physicae:* I. F. B. Osiander de respiratione et vagitu fetus humani inter partum etc. (gel. Anz. 1820. S. 1955). II. Hausmann de Apenninorum constitutione geognostica (gel. Anz. 1822. S. 2017). III. Id. de rei agrariae et saltuariae fundamento geologico (gel. Anz. 1818. S. 737). IV. Blumenbach de quorundam animantium coloniis sive sponte migratis, sive casu aut studio ab hominibus aliorsum trans-

latis (gel. Anz. 1820. S. 561). V. Hausmann de confectione vasorum fictilium, quae vulgo Etrusca appellantur (Eben daſelbſt S. 1329). VI. Schrader monographia generis Verbasci. Sect. II. (gel. Anz. 1822. S. 2049).

Den Schluß dieſer Abtheilung macht Memoria F. B. Osiandri, auctore Blumenbach (Eben daſelbſt S. 993).

*Commentationes classis mathematicae*: I. Mayer de arcubus coloratis inter duo vitra objectiva seu plana conspicuis (gel. Anz. 1820. S. 1553). II. Gauſs theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae P. I. (gel. Anz. 1821. S. 321). III. Ej. P. posterior (gel. Anz. 1823. S. 313). IV. Mayer super legem attractionis vis electricae repulsivae in distantiam experimenta et disquisitiones (gel. Anz. 1822. S. 1261).

*Commentationes classis historicae et philologicae*: I. Tychsen de inscriptionibus Indicis et privilegiis Iudaeorum et Christianorum S. Thomae in ora Malabarica, cum explicatione inscriptionis trilinguis a Buchanano adlatae (gel. Anz. 1819. S. 1065). II. Sartorius de occupatione et divisione agrorum Romanorum per barbaros Germanicae stirpis, inde a Saec. V. p. Chr. n. facta. Commentatio III. (Eben daſelbſt S. 1289). III. Tychsen de defectibus rei numariae Muhammedanorum supplendis (Eben daſelbſt S. 1945). IV. Heeren de fontibus geographicorum Strabonis. Commentatio I. (gel. Anz. 1820. S. 5385). V. Ej. de iisdem Commentatio II. (gel. Anz. 1822. S. 1401). VI. Eichhorn de prophetica poësi Hebraeorum paralipomena. Commentatio I. (Eben daſelbſt S. 1017), VII. Ej. de eadem commentatio II. (Eben daſelbſt S. 1023). VIII. Ej. de eadem commentatio III. (Eben daſelbſt).

IX. Bouterwek philosophorum Alexandrinorum et Neo-Platonicorum recensio accuratior (gel. Anz. 1821. S. 1049). X. Tychsen de numo Atheniensi tetradrachmo antiquissimo in thesauris Bibliothecae Universitatis Regiae adservato (Eben daselbst S. 1921).

## Rom.

Viaggio nella Grecia fatto da Simone Pomardi negli anni 1804 1805. e. 1806. Arriechito di tavole in rame. Tomo I. 1820. Presso Vincento Poggioli Stampatore Camerale. VII. 182 S. 8. mit einer Charte von Griechenland, einem Plane von Athen und 51 andern Kupferstichen. Tomo II. 1820. 167 S. 8. u. 37 Kupferstichen.

Bey den vielen trefflichen Werken, welche wir den Reisenden der neuen Zeit, besonders den Engländern, über Griechenland verdanken, ist es kein geringes Unternehmen, mit einer neuern Reisebeschreibung schon von andern besuchter Gegenden hervorzutreten. — Der Verfasser, der von Herrn Dodwell als Zeichner auf seiner großen Reise durch Griechenland mitgenommen wurde, aber den berühmten Reisenden, wegen einer Krankheit, die ihn in Argolis überfiel nicht überall hin begleiten konnte, entschuldigt sich deshalb auch mit Recht, daß er es wage, auch seiner Seits eine Beschreibung der Reise herauszugeben, nachdem Dodwells schätzbares Werk selbst schon erschienen sey. Der Reichthum anderer Nationen an Reisebeschreibungen durch die classischen Gegenden Griechenlands ermunterte ihn, den Bedürfnissen seines eigenen Vaterlandes in dieser Hinsicht "so viel in seinen Kräften stände abzuhelfen". Er selbst gesteht in der Vorrede, daß er nicht zu den Gelehrten gehöre, deshalb strotze sein Buch auch nicht von Citaten, sondern es erzähle bloß, was er gesehen habe. Er sagt, daß sein Werk immer genau die Entfernungen der

Oerter, und die Zeit angeben ſoll, welche er auf der Reiſe von einem Orte zum andern zugebracht habe, und daß er die intereſſanteſten Gegenden und Ruinen in dem Zuſtandr darſtellen wolle, in welchem ſie ſich jetzt befinden.

Wenn wir nun auch dem Verf. das Zeugniß geben müſſen, daß er durch Angabe vieler Entfernungen und durch Abbildung mancher Gegenden, die hiſtoriſches Intereſſe haben, eine bedeutende Lücke bey Dodwell ausgefüllt habe, ſo müſſen wir doch zu gleicher Zeit bemerken, daß er bey Angabe der Diſtanzen bey weiten nicht ſo genau verfahren iſt als Gell, deſſen Reiſerouten das wichtigſte Product der neuen Zeit über die Topographie Griechenlands bleiben. Oft hört er mitten auf einer Reiſe auf, die Diſtanz zu beſtimmen, und macht dadurch die Charten, die danach entworfen werden könnten, höchſt unſicher. Dies iſt z. B. der Fall bey Attica, wo P. II. S. 78 die Entfernungen von Vari bis Athen gänzlich aufhören, wodurch es dem Zeichner unmöglich gemacht wird, nicht nur die Lage von Vari, ſondern auch aller andern Orte von da auf dem Wege nach Sunium genau anzugeben.

Die dargeſtellten merkwürdigen Gegenden des Alterthums, ſind wie die Leſer ſie ſchon aus Dodwells Reiſe kennen, im Ganzen zu viel umfaſſend, ſo daß das Wichtige oft vor dem Unwichtigen verſchwindet. Sie ſind übrigens weit ſchlechter geſtochen und nehmen in der Regel nur den Platz eines Octavblattes ein.

Die Charte von Griechenland: Carta generale della Grecia per servire al Viaggio di Simone Pomardi nimmt nur den Raum eines guten Quartblattes ein, und iſt nicht nur ſehr oberflächlich ſondern auch höchſt ungenau. Wäre der Verfaſſer ein Landchartenzeichner geweſen: ſo hätte er dadurch den Geographen u. Hiſtorikern den wichtigſten Dienſt leiſten können, wenn er nur die von ihm beſuchten Orte in den gehörigen Entfernungen darauf eingetragen hätte. Statt deſſen finden ſich nur die

Hauptstädte darauf, und auch diese oft ganz an der unrichtigen Stelle. Der Eurotas entspringt nördlich von Mantinea, der Alpheus kommt aus dem Stymphalischen See, Cleonae liegt am Inachus an dessen östlichen Ufer Argos sich befindet. Mistra liegt am östlichem Ufer des Eurotas, Messene liegt bey Zarnata und was dergleichen bedeutende Verstöße mehr sind. Eine solche Charte ist also mehr schädlich als nützlich, und wir zweifeln, daß dadurch dem Mangel der Italiäner an guten Charten von Griechenland abgeholfen werden kann.

Der erste Theil der Reisebeschreibung, welche weit wichtiger ist als die Charte, zerfällt in XV Capitel und geht von Italien und Sicilien aus, womit sich die beyden ersten Capitel beschäftigen, über Zante, Messalungi, Patras, Galaxidi, Delphi, Boeotien nach Athen.

Diese Hauptstadt ist in den Capiteln IX - XV beschrieben und durch Kupfer erläutert. Der Plan von Athen (p. 109) ist ohne allen Werth, und aus den ältern Plänen ohne Critik zusammengestellt. Der Tempel des Jupiter Olympius findet sich noch mitten in der Stadt nördlich der Acropolis und die wirklichen Ruinen desselben in der Nähe des Ilissus tragen den Namen des Pantheon. Interessanter sind die Darstellungen der Athenienſischen Denkmäler nach den neuen Plünderungen der Engländer und den Zerstörungen der Türken. Die Front-Ansicht der Propyläen ohne Dach, die Seitenansicht des zerstörten Parthenon, die Darstellung des Tempels der Minerva Polias, ohne Dach, das Theater Herodes Atticus, das Monument des Thrasyllos (ohne die Statüe des weiblich gekleideten Bakchos), die sogenannte Laterne des Demosthenes, von außen gezeichnet, der sogenannte Tempel der Winde, jetzt völlig ohne Dach, die Dorische Halle zur neuen Agora, der Tempel des Theseus, das Monument des Philopoppus jetzt noch mehr verfallen als zu Stuarts Zeit und einige andere interessante Reste der Vorzeit

sieht man mit Vergnügen, wenn auch nur roh gezeichnet. Diese Darstellungen haben wenigstens den Werth, daß man in spätern Zeiten sehen kann, wie viel von den alten Resten zu des Verfassers Zeit noch übrig war. An genaue Messungen, wie in Stuarts und Revetts classischen Werken, darf man bey Hrn. P. nicht denken. Merkwürdig ist, daß Hr. P. die Ruinen des Tempels des Jupiter Olympius auf dem Kupfer (S. 150) richtig benennt, obgleich er auf dem Plane dieses prächtige Gebäude falsch ansetzt.

Der zweyte Theil enthält ebenfalls XV Capitel mit fortlaufenden Zahlen XVI XXX und umfaßt die Beschreibung der Reise von Athen nach Thessalien über den Parnes, Phyle, Thebae, dann längs der Seeküste Locriens nach den Thermopylen, welche abweichend von allen alten Beschreibungen als eine sehr breite Ebene am Fuße des Oeta dargestellt werden (S. 18 nebst Kupfer). Die Einwohner behaupten, daß das Meer sich hier zurückgezogen und dadurch die Ebene vergrößert habe. Von hier aus durchreisete er Thessalia Phthiotis, über welches manche wichtige Notizen mitgetheilt werden, dann giengen die Reisenden bis zu dem berühmten Thale Tempe und von da zurück über Zituni, dem alten Lamia, nach Phocis, Boeotien, Negroponte (bloß der Stadt) Oropus, Marathon und endlich über den Pentelicus nach Athen. Von Athen aus machte P. noch mit Hrn. Dodwell eine Excursion in Attica bis Sunium, von dessen Ruinen er eine sehr unvollständige Beschreibung liefert, die man indeß um so leichter entbehrt, je genauer sie in den Unedited Antiquities of Attica dargestellt sind. Dann ging er von Athen nach Aegina, wo er die Ruinen des Tempels der Venus und des Jupiter Panhellenius abzeichnete, und endlich reisete er von Athen über Megara nach Corinth, Argos und einige andere Orte in Argolis. Hier überfiel ihn ein Fieber den 3. Jan. 1806, und zwang ihn nach Zante zu gehen, während Dodwell seine Reise im Peloponnes fortsetzte.

Nach wiederhergestellter Gesundheit, traf Hr. Pomardi wieder den 26. März 1806 mit Dodwell zusammen, besuchte mit ihm noch Ithaca, S. Maura und Corfou, welche Inseln er im XXX Capitel kurz behandelt, ohne wichtige Resultate zu geben.

Unsere Leser werden aus dieser kurzen Anzeige ersehen, daß sie Hr. Pomardi für dasjenige, worin er Hrn Dodwell supplirte, Dank schuldig sind, im Uebrigen aber, was er auch nicht wollte, ihn keineswegs mit Gell, Dodwell, Stuart, Revett, Chandler, Leake u. s. w. in Hinsicht seiner wissenschaftlichen Leistungen vergleichen können.

## Halle, Magdeburg, Stuttgart.

1) Halle bey Gebauer: Repertorium der Polizeygesetze und Verordnungen in den Königl. Preußischen Staaten, mit Hinweisung auf die Vorschriften der Preußischen Justizverwaltung, in Betreff des Verfahrens bey den Untersuchungen und Bestrafungen der Vergehen und Verbrechen. Ein Handbuch für die mit der Polizeyverwaltung beauftragten Beamten, welches die in den Edictensammlungen, der Gesetzsammlung, sämmtlichen Amtsblättern der königlichen Regierungen, den Annalen der innern Preuß. Staatsverwaltung, in dem allgemeinen Landrechte, der Criminal- und Gerichtsordnung, so wie in den vorzüglichsten Handbüchern der Rechtswissenschaft und in andern zuverlässigen Sammlungen aufgenommenen Verordnungen in einer systematischen Zusammenstellung enthält. Herausgegeben von W. G. von der Heyde. 1820. Erster Band. 570 S. Zweyter Band. 818 S. Dritter Band. 792 S.

2) Magdeburg b. Creutz: Repertorium. — Vierter Bd. 1822. LIV. u. 560 S. in Octav. Auch unter dem Titel: Systematische Zusammenstellung der Polizeygesetze, Verordnungen und Vorschriften in den Königl. Preußischen Staaten aus dem Zeitraum 1819 bis 1821, nebst Rückweisungen und mancherley nützlichen Notizen. Ein Handbuch für K. Preuß. Polizeybeamte von W. G. v. d. Heyde.

3) Stuttgart b. Metzler. Handbuch der Würtembergischen Forstgesetzgebung oder systematische Zusammenstellung aller über das Jagd- Fischerey- und Holz-Wesen,

so wie über andere zunächst damit verwandte Gegenstände vorhandenen ältern und neuern Würtembergischen Gesetze und Verordnungen. Mit historisch. Erläuterungen. Verfasser: Johann Gottlieb Schmidlin. Erster Theil. 1822. XXXVI. und 365 S. in Octav.

Ref. erlaubt es sich, die Anzeige beider Werke, wegen ihres verwandten Zwecks zusammenfassen zu dürfen. Wer die Schwierigkeiten aus Erfahrung kennt, aus der kostspieligen bändereichen Gesetzsammlung eines jeden Landes ein einzelnes Gesetz herauszufinden, wer es weiß, daß oft die einzelnen Verfügungen gar nicht gesammelt sind, oder gewöhnlich in mehreren andern Sammlungen zerstreuet liegen, wird dankbar das Verdienstliche eines Unternehmens, wie einem solchen beyde Werke gewidmet sind, anerkennen. Was Nr. 1. 2. enthalten, ist aus dem weitläuftigen Titel, den Ref. deshalb in extenso mitgetheilt hat, ersichtlich. Die Sammlung selbst ist mit Umsicht, und so weit Ref. es beurtheilen kann, vollständig veranstaltet. Der erste Band enthält: I. die Sicherheits- und zwar 1) öffentliche und allgemeine Privatsicherheitspolizey, 2) persönliche, 3) Eigenthums-, 4) Freyheits-, 5) Ehrensicherheitspolizey; II. Wohlfarths- und zwar 1) Bevölkerungs-, 2) Gesundheitspolizey, der zweyte Band: 3) Religions-, 4) Unterrichts-, 5) Büchercensur-, 6) Vermögens-, 7) Armen- 8) Sitten-, 9) Handels- und Gewerbe-, Münz-, 11) Schifffahrts-, 12) Feuerpolizey. Der dritte Band: 13) Wasserschäden-, 14) Bau- 15) Wege-, 16) Landwirthschafts- und Landbau-, 17) Forst-, 18) Jagd-, 19) Fischerey-, 20) Bergwerks-, 21) Post-, 22) Judenpolizey; III. Ausübende Polizey, 1) Gesetzkenntniß, 2) Polizeyverwaltung, 3) militairische Gegenstände in polizeylicher Hinsicht. Vierter Band: Supplemente. Wenn gleich gegen diese Anordnung manches einzuwenden seyn dürfte, so gewährt sie dennoch einen leichten Ueberblick; auch ist überdies jeder Band mit einem vollständigen Register versehen.

Nro. 2. verdient ein ähnliches, ja insofern ein größeres Lob, als das Buch viel wissenschaftlicher bearbeitet ist. Dagegen ist aber manche statistische Notiz in dasselbe hineingezogen, welche streng genommen dem Werke fremd bleiben mußte. Vorzüglich interessant sind die historischen Erläuterungen, welche überall eingeflochten sind, namentlich die Geschichte der Jagdgerechtigkeit in den jetzt zu Würtemberg gehörigen Landern, mit welcher das Werk eröffnet wird. Für Würtembergische Geschäftsmänner muß dasselbe von hohem Nutzen, ja wohl durchaus unentbehrlich seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. 134. Stück.

Den 21. August 1823.

## Paris.

Sur la statue antique de Vénus victrix découverte dans l'ile de Milo en 1820 transportée à Paris et donnée au roi par M. le Marquis de Rivière, ambass. de France à la cour Ottomane, et sur la statue antique connue sous le nom de l'Orateur, du Germanicus et d'un personnage Romain en Mercure, par M. le Comte de Clarac, Gouverneur du Musée royal des Antiques etc. de l'imprimerie de P. Didot l'ainé. 1821. S. 67. Quarto. Mit zwey Kupfertafeln.

Wir haben schon im 26. St. des vorigen Jahrs eine Abhandlung von Herrn Quatremère-de-Quincy angezeigt, welche von der Auffindung dieser Statue die erste Nachricht gab, und zugleich eine scharfsinnige Hypothese über die ursprüngliche Aufstellung und Gruppirung derselben entwickelte. Vorliegende Schrift gibt zuvörderst weit bestimmtere und genauere Nachrichten über den ersten Punct, und wenn sie über den zweyten auch kein überzeugendes und einleuchtendes Resultat herbeyführen sollte, so führt sie die vorbereitenden Un-

terſuchungen doch mit allen dazu gehörenden Mitteln und großer Genauigkeit und Umſicht. Der Verf. Hr. Graf Clarac hat ſich ſchon ſeit mehrern Jahren um die das Louvre beſuchenden Fremden durch entgegenkommende Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, und um das Publicum durch Ausführung und Erweiterung der von Visconti angelegten "Description des antiques du Musée Royal" verdient gemacht; er arbeitet eben jetzt an einem ſehr umfaſſenden Werke, welches alle bekannten Antiken in Kupfern von Octavformat zuſammenſtellen und mit kurzen Beſchreibungen erläutern ſoll.

Dem Baron von Haller gebührt das Verdienſt, die Stadt Melos zuerſt beſtimmt zu haben dadurch, daß er das Amphitheater (wohl nur ein Theater) derſelben auffand. In deſſen Nähe, 500 Schr. davon, fand ein Griechiſcher Bauer, indem er ein Terrain zum Bebauen ebnen wollte, zuerſt antike Stadtmauern, dann eine viereckige Niſche darin und in dieſer die beſagte Statue in mehreren Stücken, und mit vier kleinen Hermen zuſammen. Welche Schwierigkeiten eine zeitlang die Erwerbung derſelben für Frankreich aufgehalten und faſt unmöglich zu machen gedroht, übergehen wir. Die Statue fand man in zwey Theilen, die ſich in der Mitte des Körpers in einer horizontalen Linie zuſammenfügen, und ehemals durch einen ſtarken Haken zuſammengehalten wurden, worauf man die Meinung zu gründen verſucht ſeyn könnte, die eine Hälfte, etwa die untre, ſey eine ſpätere Ergänzung. Wie der Verf. dieſe Meinung aufwirft: ſo widerlegt er ſie auch ſelbſt durch die völlige Gleichheit der Arbeit am obern und unteren Stücke. Der Kopf ſaß an der Bildſäule, der Haarbuſch nach hinten fand ſich abgebrochen dabey, ſo daß er wieder angeſetzt werden konnte, die Naſe war etwas abgeſtoßen aber iſt mit ziemlicher Sicherheit reſtituirt worden. Merkwürdig, daß die Ohrläppchen deutlich abgebrochen waren, nach der Vermuthung des Verf., um darin befeſtigte Ohrringe mit

Edelsteinen, wie sie öfter vorzüglichen Bildsäulen gegeben wurden, zu rauben. Im Ganzen war die Oberfläche gut erhalten und zeigt noch jetzt viel von der sammtähnlichen Weichheit der Haut und einer gewissen Frische der Arbeit. Der schlimmste Verlust war der Mangel eines großen Theils der Arme; der rechte ist einige Zoll über dem Ellenbogen abgebrochen, und zwar zu ergänzen versucht worden, aber in ganz barbarischen Zeiten, indem die dabey gefundene Restauration kaum unförmlicher gedacht werden könnte. Der linke Arm ist ganz abgebrochen, indeß hat sich davon bey späterer Nachsuchung doch erstens ein Stück gefunden, welches einen Theil des biceps begreift und bis in die innre Biegung reicht, aber nicht ohne ein ziemliches Stück zu ergänzen an den alten Körper angepaßt werden kann, und zweytens die Hand mit einem Apfel, von der man (Ref. spricht aus eigner Ansicht) nach Marmor und Arbeit durchaus nicht zweifeln kann, daß sie dazu gehört. Von der untern Hälfte fehlte außer einigen vortretenden Faltenstücken besonders der linke höher gesetzte Fuß, und ein wenig von einer Zehe des rechten. Die Plinthe war mit einem Stück Marmor restauriret von einem groben Korne, auf dem eine Inschrift steht, die wir weiter unten erwähnen werden. Dabey fand man noch drey kleine Hermen mit einem Merkur-, einem Hercules- und einem Bacchuskopf, die wahrscheinlich durch Metallstäbe verbunden eine Einfassung bildeten, womit wieder eine dabey gefundne Inschrift in Verbindung gebracht werden kann, wo von einer dem Hermes und Herakles geweihten Exedra geredet wird. Die Nische endlich, in der die Bildsäule stand, ist nach des Verf. Meinung schwerlich antik, da sich ganz ähnliche Verzierungsmahlerey daran findet wie in Griechischen Kirchen des Mittelalters; so daß die Statue vielleicht erst in sehr späten Zeiten an diesem Platze aufgestellt ist. Soviel über die Umstände der Auffindung. — Der dargestellte Gegenstand wird wohl mit ziemlicher Sicherheit als eine

Venus bezeichnet, die freylich an Ausdruck und Character von der Mediceischen und den meisten andern bedeutend abweicht; Gesichtszüge und Anlage der Haare kommen mit einem sehr schönen Kopf im Louvre überein, in dem Visconti eine Nachbildung der Knidischen zu sehen glaubte. Der strengere, ernstre Charakter deutet auf eine ältere Kunstepoche, als die Schöpferin der Mediceischen. Will man eine genauere Benennung, so schlägt der Vf. Venus Victrix vor. Denn als solche halte sie hier den von Paris gewonnenen Apfel in der linken ausgestreckten Hand, die man dabey gefunden. Gegen Quatremère-de-Quincy's sich zuerst so empfehlende Idee, daß sie mit einem Mars gruppirt gewesen, die der geistreiche Archäolog besonders durch Vergleichung der Florentinischen Gruppe unterstützte, spricht allerdings Vieles. Der Kopf ist zur Unterhaltung mit einer nebenstehenden Figur nicht genug seitwärts gewandt, auch ist der Ausdruck dafür zu stolz und selbstgenügsam, und der Körper statt sich links anzuschmiegen, beugt sich zu sehr zurück. Ferner ist gar keine Spur einer so nahen Gruppirung an Gewand und Körper, dann war der Arm nach dem erhaltnen Stück zu schließen, etwas zu sehr erhoben, um auf einer Schulter zu ruhen, und endlich hält die dabey gefundne Hand, welche nach der Annahme jener Gruppirung auf der Schulter des Gottes liegen müßte, den besagten Apfel. So wird man denn, wenn auch mit Widerstreben, jene Idee Quatremère-de-Quincy's aufgeben müssen. Was nun aber die an ihre Stelle tretende des Herrn Grafen Clarac betrifft: man schaue hier eine triumphirende Venus, die den Siegespreis ihrer Schönheit erhebe, um ihn Göttern und Menschen zu zeigen, scheint uns dies kaum eine antike Idee, und erklärt keineswegs hinlänglich die complicirte Stellung der Figur. Warum hält sie den Apfel in der linken, und warum drückt sie den rechten so stark an die Brust an? Daß die Statue ein Nachbild der bekleideten Venus seyn

könne, die Praxiteles für die Koer verfertigt, ist nur ein flüchtiger und weiter nicht begründeter Gedanke. Auch die Beziehung zwischen dem Apfel (μῆλον) im Wappen der Insel Melos, und dem in der Hand der Göttin ist vielleicht nur zufällig. Was endlich die Inschrift auf dem ergänzten Stück der Plinthe betrifft: so läugnet der Vf., daß sie schon vor der Ergänzung auf der Platte Marmor, die zur Ergänzung zufällig angewandt wurde, gestanden habe, und behauptet dagegen, sie sey nach der antiken Restauration darauf gesetzt worden, um den damals noch bekannten Namen des Schöpfers des Kunstwerks der Nachwelt zu überliefern. Die Inschr. heißt — ανδρος . ηνιδο — οχενς απο Μαιανδρου ἐποιησεν wo man wenigstens Μηνιδου Αντιοχενς mit voller Gewißheit restituiren kann; woraus das wichtige Datum hervorgehn würde, daß die Statue nach der Zeit von Antiochus Soter (260. a. C.) gearbeitet sey. Indeß ist diese Sache nach des Ref. Ansicht noch völlig zweifelhaft. — Wir sind in der Anzeige dieser Abhandlung etwas ausführlicher geworden als bey ähnlichen Werken, weil wir die Leser derselben am Ort zu näherer Prüfung und Beurtheilung der hier vorgelegten Ideen und Vermuthungen auf einen getreuen über die unrestaurirte Antike geformten Abguß verweisen können, der unsrer Anstalt durch die Huld der Regierung zugekommen ist. — Von der nachfolgenden kleinen Abhandlung über den sogenannten Germanikus des Pariser Museums, geben wir nur das Resultat an: daß der Verf. der Idee Visconti's, es sey ein Ehrenbild irgend eines verdienten Römers des letzten Jahrhunderts der Republik, dem mit Beybehaltung der Porträtähnlichkeit doch Costüm und Attribute des Mercur gegeben worden wären, im Ganzen beypflichtet, aber den Namen des Römers auf folgende Weise zu bestimmen sucht. Es sey M. Marius Gratidianus, von Herkunft ein Wechsler, dem das Römische Volk 667 a. u. c. eine Menge Statuen errichten ließ,

weil er das Münzwesen in Ordnung gebracht hatte; darauf beziehe sich der kleine runde einem Calculus ähnliche Körper, welchen die Figur zwischen den Fingern der rechten Hand hält — der freylich bisher für nichts als ein sog. Puntello gehalten wurde.

K. O. M.

## Boston.

The new England Journal of Medicine, and Surgery, and the collateral Branches of Science. 1817. Vol. VI. oder New Series. Vol. I. p. IV. 414 S. in 8.

Nro. I. Januar 1817. John Gorham's Rede beym Antritt der Professur der Chemie auf der Harvards Universität, eine kurze Geschichte dieser Wissenschaft enthaltend. — Hartnäckiger Fall von Tic douloureux von Jeremy Stimpson. Die Krankheit war schon 6 Jahre lang auf den Gebrauch der Cicuta weggeblieben, kehrte dann zurück, und hatte ihren Sitz im nervus supra - und infraorbitalis. Die Durchschneidung beider durch Dr. Warren hob selbe. — Ueber die Wirkungen des Mutterkorns zur Beförderung der Geburt. Eine Warnung eines Mitgliedes der Massachusets-Societät wegen von ihm erfahrener böser Wirkungen dieses Mittels auf das Leben des Kindes: der Verf. versichert, ein Kind verloren zu haben, und daß noch mehrere sicher verloren gewesen wären, wenn er nicht eiligst aus der Nabelvene Blut gelassen hätte: in einem Falle erfolgten Blutungen aus Nase, Mund, Augen und das Athmen blieb noch lange Zeit schnarchend. — Chemische Untersuchung der Congreß-Quelle zu Saratoga. Diese Quellen enthalten salzsaure Soda, salzsaure Magnesia, kohlensauren Kalk, kohlensaure Soda, Kieselerde. — Ueber die Ansichten des Dr. Watt über die zunehmende Tödtlichkeit der Masern seit Einführung der Vaccine. Der Verf. dieses Briefs widerlegt Dr. Watt, welcher be-

hauptet, daß seit der Vaccine die Masern in Glasgow weit tödlicher geworden. — Fälle von Croup von Will. Gamage. Dem Vf. scheint die Haut nur ein accidenteller Umstand, nicht aber der Krankheit wesentlich, da in vielen rasch tödlich endenden Fällen (Jackson's) sich keine Haut findet, dagegen aber beständig nur in solchen, wo die Krankheit bis zum Tode sich lange hinzieht. Wesentlich sey dagegen die Entzündung, und hält der Vf. daher die Krankheit für einerley mit Cynanche laryngea (Blane). — Nur von frühzeitiger Anwendung der Bronchotomie könne Nutzen gezogen werden, um der Bildung der falschen Haut vorzubauen; und am Fehlschlagen der Operation seyen zwey Dinge Schuld: 1. zu großes Niederliegen der Lebenskräfte und zu große Venösität des Blutes, und 2. die Destruction der Funktion der Schleimhaut der Bronchien und Luftzellchen, und Entzündung in diesen Theilen. — Historische Auszüge über verschiedene Gegenstände. Aderlassen ist schon lange bey schwierigen Niederkunften in Gebrauch gewesen. Die Anwendung des Colchici autumnalis und Hellebori albi gegen Gicht war schon im 13ten Sec. bekannt, Demetrius Papagomenos ein medicinischer Schriftsteller zu Constantinopel schreibt in seinem Werke de podagra dieselben Wirkungen der rad. hermodactyli zu, und Poterius empfahl Extractum hermodactyli und Hellebori als unfehlbare Mittel gegen Gicht: nun weiß man jetzt aber hinreichend, daß die radix hermodactyli die Wurzel des colchici autumnalis der neuern Botaniker ist. — Rückblicke auf die Fortschritte der Medicin vom Januar bis Julius 1816. (Aus dem London Medical Repertory). — Recensionen. — Nachrichten. Statuten der Harvards-Universität zu Boston für den medicinischen Unterricht. Ausländische Nachrichten: Auszug über die bösen Wirkungen des Misbrauches der Magnesia von Ever. Brande. Cullerier über die venerischen Krankheiten der Kinder durch Ammen: Wollastons Scale

chemischer Gleichheiten. Nachschrift. Analyse der Congreß-Quelle von Dr. Seamann und Cutbush, die mit der von Dana übereinkommt.

Nro. II. April 1817. Prognostik in Fiebern, vorzüglich für die in Neu-England herrschenden angepaßt von Joseph Comstock. Enthält eine Menge prognostischer Sätze nach dem Gesichtsausdruck, Blick und äußern Theilen, nach der Respiration, den Körperbewegungen, Excretionen, Sinnen, der Zunge und Geschmack und nach der Temperatur der Oberfläche geordnet, die sehr viel Lehrreiches darbieten, eine umständlichere Ausbebung aber nicht zulassen. — Beobachtungen über die Zeichen der Vergiftung von Rometyne Beck. — Der Vf. tritt als Gegner der Grundsätze Pascalis auf, welche selber der medicinischen Societät zu Neuyork bey Berührung eines Vergiftungsfalles zu Liverpool, wo auf den Ausspruch des Dr. Carson gegen alle übrigen ärztlichen Gutachten der Beschuldigte freygesprochen wurde, aufstellt; nämlich, daß es in der gerichtlichen Arzneywissenschaft ausgemacht sey, daß, nachdem Hunter gezeigt, daß der Magensaft, nach dem Tode, den Magen corrodire, niemals die perforatio ventriculi als Zeichen einer Vergiftung dienen könne. Der Vf. giebt dagegen als Beweise an Entzündung, Verdünnung, Brandigtseyn des Schlundes, Magens und der dünnen Därmen, und Durchlöcherung des Magens daneben (noch Mahon). — Ueber die Behandlung der Kinder von J. G. Coffin. Der Verf. tadelt in diesem Aufsatze mit Recht das Waschen neugeborener Kinder mit kaltem Wasser, worüber die Ansichten der Aerzte und Hebammen so getheilt sind. Fall von foetus extrauterinus durch die Lithotomie zur Welt befördert von Joseph Bossuet. Ein merkwürdiger Fall wo bey einer Frau drey Jahr nach der Geburtszeit, und nachdem sich alle Geburtszufälle nach und nach wieder gegeben hatten, plötzlich Eiter und Blut von häßlichem Geruche unter heftigen Schmerzen, und nachgehends kleine Knochenstückchen durch die Harn-

röhre abgingen, und nun auch sich zwischen Blase und Mastdarm eine Communication bildete, so daß Faeces und Urin auf beiden Wegen sich entleerten. Zwey Jahr darauf, nachdem die Kranke beständig die heftigsten Schmerzen erduldet, sah sie der Verf. bey seiner Rückkehr aus Martinique, und fand bey der Untersuchung, daß der Fötus in der Blase lag, und mit einer kalkartigen Rinde incrustirt sey, er möchte die Operation des Steinschnittes, und zog 146 Knochen nebst einem olivengroßen Stein aus. Die Kranke genaß, und blieb frey von allen Schmerzen; nur blieb noch ein Gang zwischen Blase und rectum. — Nachrichten eines grünen Arsenikfossils aus Südamerica von Dana. — Mortalitätslisten für Rutland (östlichen Kirchspiels von Vermont). — Nachrichten über ein zum Hirschgeschlecht gehöriges Thier von George Hayward. Dieses Thier wurde unter dem Namen Elk gezeigt: der Vf. fand aber, daß es weder zum Elendthiere, noch dem Hirsche gehöre, sondern eine besondere Species sey, die er Cervus americanus nennt, und die sich besonders durch einen Schlitz unter dem innern Augenwinkel auszeichnet, welcher mit einer Höhle von der Größe einer Roßkastanie unter der Haut communicirt, welche mit einer glatten innern Haut ausgekleidet, in einer Aushöhlung im Knochen liegt, aber nicht mit den Thränenwegen, noch sonst einer Knochenhöhle zusammenhängt. Außerdem besitzt dieses Thier eine Talgblase an den Hinterschenkeln. — Praktische Bemerkungen über einige prädisponirenden Ursachen und Vorbauung des Kindbetterinnenfiebers von Walter Channing. Vor der Geburt liegen die Ursachen in hartnäckigen Verstopfungen, zumal zur Zeit der Epidemieen; in unhaltender und starker Anstrengung der Schwangern, zumal langen Reisen; Krankheiten der Schwangerschaft, Pneumonieen, kalte Fieber, häufige Rosen, Gemüthsbewegungen: bey der Geburt in zu großer Rigidität der innern Theile, entzündlichen Zeichen in den Unterleibsorganen, schwerer Geburt:

Brown. Ein kleiner Schuhſtift, der von einem Knaben verſchluckt worden, und erſt nach fünf Jahren unter heftigem Huſten plötzlich ausgeworfen wurde. — Amputatio pedis mit Durchſägung der ossa metatarsi von Hayward. Die engliſchen Wundärzte durchſägen gewöhnlich bey dieſer Operation die Fußknochen, die franzöſiſchen dagegen ziehen die Exartikulation vor: erſtere Methode iſt leichter ausführbar, bey letzterer iſt am wenigſten Exfoliation zu befürchten. — Leichtere Methode reine Pottaſche zu gewinnen, von Freeman Dana. Dieſe beſteht darin, daß man die käufliche Pottaſche mit Kohle hitzet, in Alcohol dann auflöſet und auf gewöhnlichem Wege abdeſtillirt. — Ueber ein Subſtitut des Weingeiſtes zur Aufbewahrung anatomiſcher Präparate von W. Cooke (aus dem London medical and physical Journal). Dieſes iſt eine Auflöſung reinen ſalzſauren Natrons in Waſſer, ſo daß ſie 28 Procent hält. — Amputation mit einigen Verſuchen und Beobachtungen über die Unterbindung der Arterien mit feinen ſeidenen Ligaturen, die man dicht am Knoten abſchneidet, von John Croß (aus dem London medical Repertory). — Nach allem iſt der Verf. nämlich gegen Guthrie und Lawrence einverſtanden, daß das Abſchneiden der Ligaturen dicht am Knoten in Fällen, wo man ſchnell vereinigen will, nicht ſo lobenswerth iſt. — Recenſionen. — Nachrichten a. inländiſche. Beamtenwahl der Maſſachuſets-Societät; Ankündigung von Bigelow's American medical Botany; Mittheilung, worin Hr. Sillimann, die Ehre der Erfindung eines Schmelzrohres, wobey durch einen vereinigten Strom von Oxygen und Hydrogen ein hoher Hitzgrad hervorgebracht wird, Hrn. Hare, gegen Prof. Clark zu Cambridge zu retten ſucht. b. Fremde. Herſchels neue Methode, den Geſichtskrebs, durch Zerſtören mit Acidum nitricum fumans, zu heilen. — Neuralgia funiculi spermatici durch moxa geheilt. Ein 35jähriger Mann welcher früher an Migräne

ange gelitten, bekam im 29sten Jahre einen reissenden Schmerz in der linken epidydimis und funiculus spermaticus; ohnerachtet sehr regelmäßigen Lebens stieg Schmerz, und Hoden entzündete sich stark, dem aber Blutigel, Breyumschläge u. s. w. abhalfen. Der Schmerz blieb, kam in heftigen Paroxysmen, wobey gewöhnlich Erectionen und Pollutionen eintraten, und der Schmerz bis in den Hintern und linken Schenkel herab, auch längs des vasis deferentis bis in die Blase und urethra herabstrahlte. Alle Mittel halfen nicht, nur Waschen mit naphtha schaffte Erleichterung; endlich verlor sich der Schmerz auf zwey nach einander applicirte Brenncylinder auf den schmerzenden Theil, in so weit, daß der Kranke ihn nicht mehr sehr beachtete. — Anatomie des Gehirns nach Spurzheim. — Davy's neue Versuche verdorbenes Mehl durch Magnesia carbonica wieder brauchbar zu machen. — Kennzeichen der Arsenikvergiftung. Die sternförmige Entzündung der Magenhäute sey kein sicheres Zeichen, da sie ebenfalls von Einwirkung des Magensaftes herrühren könne. — Polypus ventriculi von Hufson zu Paris beobachtet. — Ueber das Biperngift (aus dem discorse del Sig. Prof. Mangili intorno al veneno della Vepera letto al R. I. Instituto gezogen).

Nro. IV. October 1817. Beobachtungen über die Augenentzündung von Francis Moore. Enthalten nichts weiteres, als die Empfehlung des Colomelas bey acuter Augenentzündung, die mit Jücken und reizendem Ausfluß begleitet ist, am häufigsten Säufer befällt, wobey die Leber corrumpirt ist, ferner des Zubindens der Augen während der Nachtzeit bey chronischer Augenentzündung aus Schwäche. — Ueber die arzneylichen Kräfte der Phytolacca decandra von George Hayward. Nach des Vf. Untersuchungen wirkt diese Pflanze als ein emetico-catharticum, und zwar die Wurzel am kräftigsten, das Kraut schwächer, unschädlich aber sind die Beeren. Er fand sie

besonders äußerlich auch wirksam gegen tinea. Braconnet fand bey der chemischen Analyse kaustisches Laugensalz und eine Säure ähnlich der Apfelsäure, narkotische Eigenschaften dagegen gar nicht. — Ueber den Nutzen des siedenden Wassers als blasenziehendes Mittel. In einem Briefe empfiehlt dieses Mittel Dr. Tuttle zu Auburn in Neu York in allen Fällen, wo schnelle Hülfe erheischt wird, wie in phrenitis, hydrocephalus internus, inflammatorischen Fiebern, delirium etc. (Beddoes schlug schon dasselbe Mittel vor). — Rückblick auf die Fortschritte der Medicin (aus dem London Medical Repository). — Recensionen. — Nachrichten a. inländische. Lectionsverzeichniß zu Boston; Promotionen; herrschende Krankheiten im Sommer 1817. (Diese waren Ruhren und milde typhi.) — b. ausländische, Dr. Curry deferirt den Ruhm, den Eiter zuerst als Secretion angesehen zu haben, dem Dr. Morgan aus Philadelphia, vor Hunter. — Prüfungsmittel für Arsenik; nämlich Argentum nitratum nach Dr. Paris, und Thompson. — Gegengift gegen Blausäure. Nach Virey Versuchen an einer Kuh soll sich dazu eine Solution des schwefelsauren Eisens empfehlen. — Tic douloureux durch Tinctura belladonnae, äußerlich eingerieben, geheilt. — Heilung einer achtjährigen Epilepsie, durch Saccharum saturni zu drey Gran Abends und Morgens, drey Tage vor dem Vollmond angefangen und fünf Tage lang fortgesetzt, nach jeder Dosis einen Eßlöffel voll Olivenöl gegeben, und diese Procedur fünf Lunar-Perioden hinter einander wiederholt, bey einem jungen Mädchen geheilt. — Paletta nahm bey der Operation eines Aneurismas am vierten Tage die Ligatur weg, und in 14 Tagen war die Heilung vollendet. — Ueber den färbenden Blutttheil. Berzelius fand gegen Brande und Vauquelin, Eisenoxyd in selber (Annales de Chimie t. v. p. 42). — Lactometer von Jones. — Inhaltsverzeichniß dieses Bandes.

## Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Lehrbuch der Landbaukunst für Baumeister und Landwirthe von G. H. Borheck. 2 Theile in gr. 8. Mit 24 Kupfern 1822.

Der Wunsch des Verfassers, daß ein im ökonomischen Baufache erfahrner Mann dieses Werk geprüft und seine Ansichten in diesen gelehrten Anzeigen niedergelegt hätte, ist bis dahin unerfüllt geblieben, und er ist daher zur Selbstanzeige aufgefordert worden. Aber was kann und darf der Autor eines Buchs von seiner Arbeit sagen? Nichts weiter, als das Publicum mit dem Inhalt desselben bekannt machen, und dieser ist folgender: der erste Theil mit neun Kupfertafeln hat zwey Abschnitte, wovon der erste die Grundsätze enthält, welche bey dem Beschlagen des Tannenholzes zu befolgen sind, wenn die Baustämme am wenigsten von ihrer ursprünglichen Stärke verlieren, und die höchste Tragkraft erhalten sollen, so wie ihre Anwendung auf die verschiedenen Dachverbindungen bey Landwirthschafts- und andern Gebäuden. Der zweyte Abschnitt handelt von der zweckmäßigen Anlage der Stallungen und Vorrathsgebäude für große Landwirthschaften in sechs Kapiteln, wo bey jedem die ökonomischen Grundsätze angegeben sind, welche bey Bestimmung der Gebäudegrößen und ihrer inneren Einrichtung befolgt werden müssen. Besondere Aufmerksamkeit dürfte das im 6ten Kapitel beschriebene Kornmagazingebäude verdienen, worin die Fruchtvorräthe in gemauerten Kammern viele Jahre lang ohne allen Verderb und ohne den geringsten Körnerverlust, aufbewahrt werden können. Außer diesen Vortheilen, und der in der Construction des Gebäudes liegenden Sicherheit der Früchte bey Feuersgefahren, gereicht noch der wichtige Umstand zu ihrer Empfehlung, daß ihre Anlage und Ausführung weit weniger Kosten erfordert als ein massives Kornmagazin mit luftigen

Böden, wie durch die aufgestellten gegenseitigen Kostenanschläge erwiesen ist.

Der zweyte Theil mit 15 Kupfertafeln zerfällt ebenfalls in zwey Abschnitte, wovon der erste die allgemeinen Grundsätze enthält, welche bey der Anlage und inneren Einrichtung der Wohngebäude nach ihren verschiedenen Zwecken befolgt werden müssen. Dahin gehören die vortheilhafteste Konstruktion der Einheitzkamine oder Vorgelege; die Lehre von Kellergewölben und Hängewerken einzelner Wände; die Anordnung der Fenster, Thüren und Treppen; die Bestimmung der Stockwerks- und Dachhöhen, und die Verhältnisse der Kranzgesimse zu den Gebäudehöhen u. s. w. Der zweyte Abschnitt von der Anlage landwirthschaftlicher Wohngebäude, hat sechs Kapitel, wovon das erste die zweckmäßige Einrichtung der Deputatwohnungen zeigt. Diese Gebäude sind jeder, einigermaßen bedeutenden, Oekonomie eben so wesentlich nothwendig, als für Pachtgüter die Pachterwohnungen, zu deren Anlage und inneren Einrichtung das zweyte Kapitel Anweisung giebt. Das dritte Kapitel handelt von Amthäusern, bey deren Anordnung der Stand und die Obliegenheiten der Beamten zu berücksichtigen sind. Für große Aemter wird, außer dem Wohngebäude, noch ein besonderes Gerichtshaus nothwendig, welches bey neuen Anlagen sehr zweckmäßig mit dem Amthause in Verbindung gebracht werden kann, wovon die 8te und 9te Kupfertafel ein Beyspiel giebt. Wo Justiz verwaltet wird, da müssen auch Gefangenhäuser seyn, deren innere Einrichtung im vierten Kapitel gezeigt ist. Das fünfte Kapitel ist der Anlage der Landhäuser gewidmet und ein Beyspiel von der Art gewählt, um manche ungewöhnliche Konstruktionen die bey Gebäuden vorkommen, erläutern zu können. Das sechste Kapitel über die Anlage der Mansardedächer, hat zum Hauptzweck, die von einigen Schriftstellern geäußerte Vermuthung, daß die Anordnung einer Mansarde zu Wohnzimmern, mehr Kosten veranlasse, als die Errichtung einer Halbetage, durch beygefügte Kostenanschläge zur Gewißheit zu bringen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.
Den 23. August 1823.

## Italia.

Sulle cause e gli effetti della confederazione Renana ragionamento di un membro della real accademia delle scienze e belle lettere di Berlino, della società Imp. de' curiosi della natura, e di varie accademie Italiane. Parte seconda. Effetti della confederazione. Vol. I. Mit dem Motto: Sub umbra foederis servitutem pati. T. Livii Hist. L. VIII. C. IV. 1821. S. 369. In Octav.

Der von Ref. bey Anzeige des ersten Theiles dieses ausgezeichneten Werkes (Gött. gel. Anzeigen 1821. Nr. 156.) geäußerte Wunsch, daß der zweyte Theil desselben recht bald nachfolgen möge, wo möglich aber in correcterem Drucke, ist wenigstens zum Theil bereits in Erfüllung gegangen; nur daß auch diesmahl der Druck vorzüglich der Eigennahmen gar vieles zu wünschen übrig läßt und das angehängte kurze Druckfehlerverzeichniß nur einen geringen Theil der vorkommenden Druckfehler berichtigt. Der Verf. hat übrigens in diesem ersten Bande des zweyten Theils nur einen Theil der Wirkungen des Rheinbundes be-

handelt, nemlich die Auflöſung des deutſchen Reichs, die Kataſtrophe von Preußen, und die nach dem Frieden von Tilſit vorgegangene merkwürdige Umwandlung in der Politik der europäiſchen Mächte; der zweyte Band, deſſen Erſcheinen wir mit Ungeduld entgegenſehen, ſoll die Erzählung der Begebenheiten bis zur gänzlichen Auflöſung des Rheinbundes fortführen. Daß das vorliegende Werk unter die intereſſanteſten und reichhaltigſten an neuen Aufſchlüſſen und lehrreichen Bemerkungen über die Zeitgeſchichte zu rechnen ſey, dieſes Urtheil, welches Ref. bereits bey der Anzeige des erſten Theils über daſſelbe fällte, wird jeder aufmerkſame Leſer auch jetzt wieder beſtätigt finden; wir wollen verſuchen, die Hauptmomente deſſelben, gleich wie es bey der Anzeige des erſten Theiles geſchehen, kürzlich anzugeben. — Der Rheinbund war geſchloſſen; mit ängſtlicher Neugier ſah vorzüglich in Deutſchland alles der weiteren Entwickelung des neuen Bundes entgegen; der bekannte Character ſeines Urhebers, des Protectors, ließ wenig gutes ahnen und nur zu bald gingen die gehegten Beſorgniſſe in Erfüllung; es ward die Stiftung des Rheinbundes der Anfangspunct neuer heilloſer Umwälzungen, die alles übertrafen, was bis dahin bereits Deutſchland von Frankreichs und Buonaparte's gebietendem Einfluſſe erlitten. Die gleichzeitigen Erklärungen des franzöſiſchen Geſandten und der Geſandten der Bundesfürſten zu Regensburg (1. Aug. 1806.), wodurch zugleich der Kaiſer und die übrigen Reichsſtände, welche nicht Theilnehmer des Bundes geworden waren, eigenmächtig ihrer bisher durch die Reichsverfaſſung beſeſſenen Würden und Ehrenämter beraubt wurden, dann die Abdankung Franz des 2ten, waren die erſten Wirkungen des Bundes; daß ſie nicht die einzigen bleiben würden, ließ ſich leicht vorausſehen. Preußen, die einzige Macht, die bisher noch einen bedeutenden Einfluß auf einen beträchtlichen Theil von Deutſchland behauptet, ſah ſich jetzt zunächſt be-

roht. Die gewaltsame Usurpation von Essen, Elten und Werden durch Murat, so wie bald dunkle Gerüchte von Anerbietungen Buonaparte's gegen England, hinsichtlich der Zurückgabe von Hannover, der fortwährende Aufenthalt französischer Armeen in Deutschland nach dem Frieden von Presburg, vor allem die Härte, mit der die dem preußischen Königshause verwandten Fürsten, namentlich der Prinz von Oranien, durch die Rheinbundesacte größtentheils ihrer Souveränetät beraubt worden, ließen dasselbe von den Gesinnungen des Protectors des neuen Bundes wenig gutes erwarten. Nichts desto weniger fand sich Preußen bewogen, den Bund anzuerkennen, theils weil es nicht mehr in seiner Macht zu stehen schien, allein diese Veränderung rückgängig zu machen, theils waren es die Hoffnungen und Aussichten auf einen norddeutschen Bund, an dessen Spitze es selbst stehen sollte, welche Laforêt zu Berlin geschickt zu erwecken und zu nähern wußte, die es zu diesem Entschlusse bewogen. Um so leichter aber gelang es Laforêt das preußische Cabinet zu gewinnen, als Haugwitz jetzt aufs neue an dessen Spitze stand, während zu gleicher Zeit Buonaparte durch Versprechungen und Drohungen die Kurfürsten von Sachsen und Hessen-Cassel von dem norddeutschen Bunde ab und dem rheinischen zuzuwenden suchte, bald aber dessen ausdrückliche Weigerung, in den Beytritt der Hansestädte zu dem projectirten norddeutschen Bunde zu willigen, über seine Treulosigkeit keinen Zweifel mehr übrig ließ. Daß England die Unabhängigkeit der Hansestädte zu einer unerläßlichen Bedingung des Friedens gemacht, wie Buonaparte behauptete, war nur in so weit gegründet, als es nie in die Acquisition derselben durch Preußen willigen zu wollen erklärt hatte; von einem mit Preußen abzuschließenden Bunde war durchaus keine Rede gewesen. So war endlich die Falschheit Buonaparte's mit einem Mahle klar geworden; Preußen erkannte, daß ihm keine an-

dere Wahl übrig blei'e, als das Glück der Waffen zu versuchen, und eifrig wurden plötzlich Kriegsrüstungen in allen Theilen der Monarchie begonnen. Während der Moniteur noch laut und zuversichtlich die Erhaltung des Friedens auf dem festen Lande ankündigte (13. Aug. 1806.), war schon der Ausbruch eines neuen Krieges wegen der steigenden Spannung mit Preußen, der gestörten Friedensunterhandlungen mit England und wegen der wenige Tage darauf erfolgten Nichtratification des mit Rußland geschlossenen Friedens unvermeidlich. Um sich daher desto gewisser der Rheinbundesfürsten zu versichern, ward diesen ausdrücklich die unbedingte Souveränetät über ihre Unterthanen zugesprochen (11. Sept.); nichts desto weniger aber sank ihr Ansehn selbst bey diesen letzteren, da sie zu gleicher Zeit dem Protektor in allem zu gehorchen gezwungen waren: stante, bemerkt dabey der Verf. che i popoli sogliono tollerare ed anche accarezzar la tirannide nobilitata da civili e soldatesche virtú; ma l'abhorrono dove la debolezza e l'indolenza del despota gl'invilisce. Um so mehr aber mußte dies der Fall seyn, da das Schicksal des unglücklichen Palm zu gleicher Zeit nur zu deutlich bewies, wie wenig Ernst es Buonaparte mit dem Versprechen sey, sich durchaus nicht in die inneren Angelegenheiten der Rheinbundesstaaten zu mischen. Schon wenige Tage darauf ließ ein Rundschreiben Buonaparte's an alle Rheinbundfürsten (25. Sept.) den nahen Ausbruch des Krieges mit Preußen nicht ferner zweifelhaft. Daß dieser Krieg, wie auch immer dessen Ausgang beschaffen seyn möge, für die Rheinbundsfürsten nur mit unersetzlichem Verlust verknüpft seyn werde, ward von der Volksstimme sehr richtig anerkannt; ganz gegen die Erwartung, welche manche deutsche Cabinette zu hegen schienen, allein auch damals meint der Verf. habe es sich unwidersprechlich bewährt "non sempre i piu sottili

politici divisamenti uscir da' consigli de' principi: e la disapassionatezza di certi popolari giudizi nelle pubbliche occorenze coglier talvolta piu dritto nel segno degli awiluppati maneggi di certi famosi ministri". Wie wenig aber der Protector gesonnen sey, den Mitgliedern des Rheinbundes bey den gemeinschafflichen Angelegenheiten desselben irgend eine Theilnahme zu gestatten, davon gab die eigenmächtige Aufnahme von Würzburg in den Bund (26. Sept.) das erste böse Beyspiel. Nach drey Monaten hatte die Rheinbundsacte die Eröffnung des Bundestages zu Frankfurt am Main verheißen; wohl forderte der Fürst Primas die übrigen Bundesglieder zur Absendung von Bevollmächtigten auf, allein die einen, weil sie von jeder Art von Abhängigkeit, in Beziehung auf die innere Regierung ihrer Länder befreit seyn wollten, die andern, weil sie Buonaparten nicht trauten oder sich bey ihm dadurch beliebt zu machen glaubten, zeigten durchaus keine Neigung, dieser Aufforderung zu folgen; die Höfe von München und Stuttgard erklärten selbst laut, daß ihnen der gegenwärtige Zeitpunct unter dem Geräusch der Waffen, zur Eröffnung des Bundestages durchaus unpassend erscheine. So unterblieb dieselbe und Buonaparte mochte um so willkührlicher, was den Bund betraf, eigenmächtig und einseitig anordnen; in gleichem Maaße gerieth alsdann aber auch der Rheinbund bey den Völkern immer mehr in Verachtung und der Krieg mit Preußen, je unbedingter gehorsam sich die Bundesglieder gegen den Protector bewiesen, ward immer unvermeidlicher. So wie Preußens Entschluß, Buonaparten's täglich drohender wachsende Uebermacht mit den Waffen zu bekämpfen, gefaßt war, suchte es vor allen Sachsen und Hessen-Cassel, mit welchen bereits Unterhandlungen gepflogen worden, zur Theilnahme zu bewegen. Allein die Unterhandlungen scheiterten an den Drohungen und Verheißungen der

französischen Abgeordneten zu Dresden und Cassel. Hessen beharrte in gefährlicher Neutralität; nur ungern und zögernd, als bereits ein Theil der preußisch schlesischen Armee in das sächsische Gebiet eingerückt war, verband sich endlich Sachsen mit Preußen. Dagegen hoffte man preußischer Seits, daß dies erste Beyspiel des Beytritts, zumahl falls gleich im Anfange die preußischen Waffen glücklich wären, nicht ohne Nachfolge bleiben werde, um so mehr da es dem Kabinet von Berlin, wiewohl anfangs nicht ohne Mühe gelungen war, den Kaiser Alexander von jenem festen kriegerischen Entschlusse zu überzeugen. Schon früher hatte sich der Herzog von Braunschweig zu dem Ende und um Preußen wegen der Besitznahme von Hannover zu rechtfertigen nach Petersburg begeben; allein nur sehr zum Theil war ihm dies gelungen. Alexander hielt die Abtretung von Hannover durch Frankreich und dessen Acquisition durch Preußen durchaus für unrechtmäßig und wollte deswahl die Entscheidung des Schicksals desselben dem künftigen Frieden unbedingt überlassen wissen. Der General Krusemark, der jetzt zu Anfang des Septembers nach Petersburg gesandt ward, erhielt jedoch von Alexander auf den Fall eines Krieges das Versprechen der kräftigsten Unterstützung. Das gute Vernehmen zwischen Preußen und England ward zugleich durch das Anerbieten der Rückgabe von Hannover gar leicht wieder hergestellt; selbst ehe noch zu Memel (28. Jan. 1807) der förmliche Frieden zu Stande gekommen war. Auch Spanien schien zu gleicher Zeit, müde des französischen Jochs, zu einer kräftigen Diversion zu Gunsten Preußens entschlossen, und Oesterreich hatte eine Truppenmacht in Böhmen zu sammeln begonnen (Sept.); nicht ohne Grund ward auf die thätige Beyhülfe desselben von Preußen in dem bevorstehenden Kampfe gerechnet. Allein diese Hoffnung trog; der Rath des Erzherzogs Karl soll (S. 108. folgd.) hauptsächlich das Wiener Kabinet zu dem Ent-

schlusse bewogen haben, troß aller Vorstellungen von Seiten Preußens, der Neutralität treu zu bleiben. Die Ernennung des Herzogs von Braunschweig, der mit manchen unläugbar großen Eigenschaften eine unüberwindliche Unentschlossenheit bey der Ausführung seiner Plane verband, eine Schwäche, die mit den Jahren zugenommen, zum Oberbefehlshaber des preußischen Heeres, wird von dem Verf. (S. 111 folgd.) als ein Hauptgrund des nachmahligen Unglücks angegeben. Tiefer Unwille gegen die Rheinbundsfürsten, die Begierde, ganz Deutschland das Muster eines wahrhaft unabhängigen deutschen Fürsten zu geben, waren wohl die Hauptbeweggründe, die den Herzog bewogen, auf die dringendsten Vorstellungen des Königs den Oberbefehl zu übernehmen. Darin begieng aber derselbe gleich anfangs einen Fehler, der bald von den verderblichsten Folgen ward, daß er, troß der oft wiederholten Erfahrung von dem Verfahren seines Gegners, dennoch von dem Wahne sich nicht losmachen konnte, als werde Buonaparte, um den Rhein zu retten, den Angriff erwarten. Vergeblich bemühte sich bey seiner Durchreise zu Naumburg, wo sich eben damahls der Herzog befand, der Marquis von Lucchesini, der von seinem Gesandschaftsposten zu Paris nach Berlin zurückkehrte, (22. Sept.), ihn von der Wahrscheinlichkeit zu überzeugen, daß Buonaparte seinerseits angriffsweise zu Werke gehen werde. — Die viel verbreitete, auch von Ref. in seiner Geschichte Napol. Buonaparte's wiederholte Angabe, als sey Lucchesini selbst in dem am 5ten October zu Erfurt gehaltenen Kriegsrathe vornemlich der entgegengesetzten Meinung gewesen, ist hierdurch hinreichend widerlegt (S. 123). Ref. indem er diese Berichtigung dankbar anerkennt, — denn was kann dem Bearbeiter der Zeitgeschichte wohl erfreulicher seyn, als auf eine solche humane Weise berichtigt zu werden — ergreift zugleich diese Gelegenheit, dem Verf. für das

überaus günstige Urtheil zu danken, welches er, der competente Richter, über seine Bearbeitung der Zeitgeschichte wiederholt gefällt hat. — Gleich vergeblich bemühte sich noch in dem großen Kriegsrathe zu Erfurt (5. Oct.), der Fürst von Hohenlohe, die vorgefaßte Meinung des Herzogs von Braunschweig zu bestreiten, um so weniger ward letzterer überzeugt, je eifersüchtiger er auf den Fürsten war (S. 128). Schon nach wenigen Tagen erkannte jedoch der Herzog wie sehr er sich geirrt, und um so größer ward die allgemeine Bestürzung. Der Verfolg der kriegerischen Ereignisse ist bekannt. Die Gefechte bey Saalburg, bey Schleiz und bey Saalfeld, gaben das Vorspiel zu der Katastrophe von Jena und Auerstädt; Ref. verweiset darüber auf seine Erzählung in der Geschichte Nap. Buonaparte's, der der Verf. vorzüglich gefolgt ist. Die Vernichtung der preußischen Macht an einem verhängnißvollen Tage, entschied über die unbedingte Abhängigkeit Deutschlands von Buonaparte's Willkühr. Beständiger Wechsel der Länder und der Herrschaft, fortwährende Kriege, nur selten und auf kurze Zeit von ungewissen Frieden unterbrochen, immer steigender Druck der Abgaben, Vernichtung des Handels und der Industrie, allgemeine Verarmung, Einführung fremder Sitten, Sprache und Gesetze, willkührliche Verbannungen und Proscriptionen, das waren die Früchte des Rheinbundes für Deutschland. Der Abfall von Sachsen von dem Bündniß mit Preußen war die nächste unvermeidliche Folge des 14ten Octobers. Vergeblich hatte der Marquis Lucchesini im Auftrage des Königs von Preußen Friedensunterhandlungen mit Buonaparten anzuknüpfen versucht. Die Bedingungen, welche Duroc im Namen des letzteren vorlegte, waren hart, jedoch noch immer günstig genug im Vergleich mit dem nachmahligen schmählichen Frieden von Tilsit. Mit dem Auftrage dieselben unbedingt anzunehmen, erschien der General Zastrow im französischen Hauptquartier; alles schien beendigt, nur Buona-

parte's Unterschrift fehlte noch. Vergebens riethen selbst einige von dessen Umgebung zur Mäßigung; die gehäuften Unfälle die Preußen mit jedem Tage aufs neue betrafen bald die gänzliche Vernichtung aller preußischen Streitkräfte diesseits der Oder, der Rath der Heerführer, die mit der Fortsetzung des Kriegs ihr eigenes Interesse zu befördern glaubten, die Insinuationen mancher misvergnügter Polen, mit denen bereits während des letzten österreichischen Krieges geheime Verhandlungen statt gefunden, vor allem aber der eigene unbändige Sinn rissen Buonaparten hin. "Die gemeinschaftliche Sicherheit nöthige ihn von der getroffenen Uebereinkunft abzugehen, ward endlich in seinem Namen den preußischen Unterhändlern erklärt und von den Umständen auf jede Weise den höchstmöglichen Vortheil zu ziehen. Von der größeren oder geringeren Mäßigung, welche England demnächst in der Rückgabe seiner Eroberungen zeigen werde, werde auch der künftige Bestand der preußischen Monarchie abhängen". Nur ein Waffenstillstand ward angeboten und die mit jedem Tage verzweifelter werdende Lage der preußischen Monarchie, namentlich auch die Nachricht, daß Davoust bereits in Polen eingerückt sey, die leicht vorauszusehende Insurrection in Südpreußen, vorzüglich aber die Hoffnung, einige Tage Zeit zu gewinnen, da die russische Hülfsarmee herannahte, bewog die Unterhändler, den Waffenstillstand abzuschließen, dessen Bedingungen freylich von der Art waren, daß sie selbst am wenigsten dessen Bestätigung von Seiten des Königs erwarteten. Und um so weniger mochten sie dies thun, als wenige Stunden nach dem Buonaparte den Waffenstillstand bestätigt, Talleyrand in seinem Namen ihnen die Erklärung that, daß er die eroberten Provinzen als Ausgleichung gegen die durch England erlittenen Verluste betrachte, und namentlich die gänzliche Unabhängigkeit der Pforte, als eine Hauptbedingung des Friedens ansehe. Was hatte erwartet werden können, geschah; der Kö-

nig, sobald er von dieser Erklärung Kunde erhalten, stand keinen Augenblick an, dem Waffenstillstande seine Bestätigung zu versagen. Vertheidigung des Gebiets der Rheinbundfürsten war der Vorwand gewesen, unter welchem Buonaparte ihre Contingente zu den Waffen gerufen; die Vernichtung der preußischen Macht hatte auch jeden Schatten von Gefahr von dem Rheinbunde entfernt, daß sie ohne alle Rücksicht auf ihr besonderes Interesse unbedingt Buonaparten in seinen Eroberungskriegen dienstbar seyn sollten. Vergeblich beklagten sich verschiedene Gesandte gegen Talleyrand, daß der Bund in den Krieg mit Rußland verwickelt werden solle, hatten sie sich doch selbst unvorsichtiger Weise durch den 13ten Artikel der Bundesacte zur Theilnahme an allen Kriegen Buonapartes auf dem Continente verpflichtet. Der Misbrauch aber den schon jetzt derselbe von seinen Siegen machte, ließ kaum ein Ende des Krieges voraussehen. Die Aechtung verschiedener deutscher Fürstenhäuser erregte zugleich unter dem deutschen Volke allgemeine Unzufriedenheit, selbst die gehofften Vergrößerungen der Rheinbundsfürsten erfolgten nicht, während das bekannte Decret von Berlin, die letzte Hoffnung zum Frieden zu zerstören schien, und die Gewaltthätigkeiten und Räubereyen, die sich zufolge desselben, die Franzosen aller Orten erlaubten, so wie die immer steigenden Abgaben, eine Folge der kostbaren Rüstungeu, die Gemüther immer mehr gegen die fremde Herrschaft erbitterten. Dem Rheinbunde beyzutreten, blieb nichts desto weniger das einzige Mittel für die norddeutschen Fürsten, sich aus der unmittelbar drohenden Gefahr zu retten; die Bedingungen der Aufnahme aber, so wie überhaupt alles, was den Bund betraf, wurden eigenmächtig von Buonaparte bestimmt. Des würdevollen Benehmens des Fürsten Leopold von Anhalt Dessau wird hier mit gebührendem Lobe erwähnt (S. 238). Indessen hatten die Polen, wiewohl Buonaparte auch gegen sie schon früh seine

selbstsüchtigen Absichten sehr deutlich verrieth, mit großem Eifer zu den Waffen gegriffen, hoffend ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, und der zweyte Akt des großen Trauerspiels, der Krieg mit Rußland, begann. Auch in der Erzählung der Kriegsthaten dieses zweyten Feldzugs ist der Verf. vornemlich der Geschichte Nap. Buonapartes vom Ref. gefolgt, weswegen wir diesen Abschnitt seines Werks glauben mit Stillschweigen übergehen zu können. Nur bemerken wir, daß der Verf. den General Burhövden gegen die Beschuldigungen des Generals Bennigsen, wegen des Treffens bey Pultusk, gegen die Darstellung des Referenten (Geschichte Nap. Buonap's. Bd. 1. S. 626) zu rechtfertigen gesucht hat. Ueber die Schlacht von Eylau stimmt der Verf. ganz dem Urtheile des Ref. bey; wie wenig sie den Erwartungen der Franzosen entsprach, bewieß am deutlichsten ein Brief Berthier's an Josephine vom Morgen des 7ten Febr. worin er mit Zuversicht die Besetzung von Königsberg auf den nächsten Tag verkündigt hatte; es bewiesen eben so die vergeblichen Versuche zu besondern Friedensunterhandlungen, wozu Buonaparte sowohl Rußland, als Preußen zu verleiten suchte. Je standhafter aber beyde Mächte in ihrem Entschlusse sich bewiesen, den Krieg gegen Buonaparte aus allen Kräften fortzuführen, um desto mehr Tadel scheint dem Vf. die Politik Englands, während dort Lord Howik an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, zu verdienen, indem dasselbe weder mit Subsidien noch durch Landungen den Verbündeten auf dem Continente zu Hülfe zu kommen Lust bezeigte, wodurch zuerst eine sehr sichtbare Kälte zwischen dem Londoner und Petersburger Cabinette veranlaßt ward. Laut ward dies Verfahren des englischen Ministeriums selbst von Canning im Parlament getadelt. Noch früher jedoch, ehe die Freundschaft unter den Verbündeten selbst erkaltete, war zwischen Rußland und Preußen ein neues Bündniß zu Bar-

tenstein geschlossen (25. April 1807), dessen Bestimmungen nachmahls in den Berathungen der Monarchen zu Frankfurt am Ende des Jahres 1813, über die Verhältnisse von Deutschland, zu Grunde gelegt wurden. Der österreichische Vermittlungsversuch blieb vergebens; eben so wenig aber gelang es den Verbündeten, was einige Zeitlang nicht unwahrscheinlich gedünkt, Oesterreich zur Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu bewegen; der Fall von Danzig bestärkte dasselbe aufs neue in seinem Entschlusse, der Neutralität getreu zu bleiben. Ehe noch England, wo indessen Canning an die Spitze der auswärtigen Verhältnisse getreten war, thätigeren Antheil an dem Kriege nehmen konnte, wozu es jetzt entschlossen schien, führte die unglückliche Schlacht von Friedland, den noch unglücksschwangern Frieden von Tilsit herbey. Immer schonungsloser ward jetzt das Verfahren des Protectors gegen die Bundesfürsten; immer mehr verwandelte sich die Protection in eine unumschränkte Herrschaft, die Art, wie Buonaparte das neugeschaffene Königreich Westfalen behandelte, gab davon die überzeugendsten Beweise. Bellum magis desierat, quam pax coeperat, mit diesen Worten des Tacitus bezeichnet der Verfasser sehr richtig, den Zustand der Dinge nach dem Frieden von Tilsit. Die Ernennung des Königs von Sachsen zum Herzoge von Warschau, drohte vor allen den Rheinbund in weitaussehende, dem Interesse der Bundesglieder durchaus fremde Kriege zu verwickeln; sie erkannten allmählig "d'essere passato il tempo di far senno; e non se ne poter d'altra parte que dall' eccedenza del male attendere il remedio". — In einem diesem Bande angehängten Schreiben an den Professor Valeriani, sucht sich der Verf. gegen einzelne ungegründete Beschuldigungen, welche Bignon in seinem Werke des proscriptions gegen ihn vorgebracht, zu rechtfertigen, was ihm wenigstens nach dem Urtheil des Ref. und hoffentlich nach dem

Urtheile jedes unpartheyischen Lesers vollkommen gelungen ist. F. S.

## Paris.

Bey Dalaunay: Le neveu de Rameau, dialogue. Ouvrage posthume et inédit, par Diderot. 1821. 262 Seiten in Octav.

Ein merkwürdiger Beytrag zur Sittengeschichte und Sittenlehre. Von einem Neffen Rameau's, des berühmten Musikers, war vor längerer Zeit öfter die Rede. In den Zirkeln der eleganten Pariser Welt, wo Diderot, D'Alembert, Helvetius, glänzten, und die damals neue Starkgeisterey, die sich vorzugsweise Philosophie nannte, verbunden mit einer Schöngeisterey, die durch die raffinirteste Feinheit des Geschmacks sich hervorzuthun suchte, soll dieser Neffe Rameau's als ein schmutziger, gewissermaaßen niederträchtiger, aber originaler und witziger Sonderling eine Art von Celebrität gehabt, auch zuweilen mit figurirt haben. Dem Verfasser dieser Anzeige sind die hierher gehörenden Anekdoten nicht genauer bekannt. Von einem nachgelassenen Werke Diderot's über den Neffen Rameau's hat man sich auch allerley erzählt. Aber warum hat nun das Publicum beynahe vierzig Jahr nach Diderot's Tode († 1784) auf dieses Buch warten müssen? Wer ist der Herausgeber des vor uns liegenden Dialog's, der dieses Buch seyn soll? Wie ist die Handschrift in seine Hände gekommen? Und wer steht uns dafür, daß Diderot der Verfasser ist? Alle diese Fragen läßt das Buch, wie es da liegt, unbeantwortet. Keine Vorrede; kein Avant-Propos; nichts der Art. Hinter dem Titelblatte fängt sogleich der Text an. Also auf Glauben sollen wir aus der Hand eines Ungenannten dieses Geschenk für eine Schrift von Diderot annehmen. Aber aus einer Handschrift übersetzt erhielten wir es schon vor achtzehn Jahren in Deutschland, wo unser größter Dichter sich herabgelassen hat, es dem Publicum in deutscher Sprache mitzu-

zutheilen. Wenn wir es nun nehmen, wie es iſt, giebt es uns allerdings Stoff genug zu mancherley Betrachtungen. Aergerlich bleibt der Inhalt, der Verfaſſer ſey, wer er wolle. Man könnte beynahe auf die Vermuthung gerathen, daß Diderot ſich dieſes Erzeugniſſes ſeines Witzes ein wenig geſchämt, und ſich eben ſo wenig dazu, wie zu den Bijoux indiscrets, die ihm doch auch zugeſchrieben werden, als Verfaſſer habe bekennen wollen. Unanſtändig, ein Paar cyniſche Stellen abgerechnet, iſt indeſſen der Inhalt nicht. Dafür empört er deſto ſtärker das moraliſche Gefühl in ſeiner Wurzel; denn das Ganze iſt ein Gemälde des Characters eines verworfenen Menſchen, der in ſeiner Verworfenheit ſich ſelbſt gefällt, weil er nur auf eine ungewöhnliche Art der geſunden Vernunft Ehre zu machen glaubt; und dieſes Gemälde iſt von dem Verfaſſer mit unverkennbarer Luſt und Liebe ausgeführt, als ob er ſagen wollte, was er vielleicht auch dachte, der Neffe Rameau's habe doch ſo ganz Unrecht nicht. Wenn das Buch nicht von Diderot iſt, ſo iſt wenigſtens der Styl dieſes nicht leicht zu verkennenden Schriftſtellers täuſchend nachgeahmt. Die Moral des Helden, der übrigens zu beſcheiden iſt, ſich ſelbſt zu den Philoſophen zu zählen, läuft auf den Grundſatz (S. 140) hinaus, que dans une affaire aussi changeante que les moeurs, rien n'est absolument, essentiellement et généralement vrai, ni faux, hormis qu'on ait ce que les besoins exigent, et qu'on fasse toujours ce que, intérêt commande, bon ou méchant, sage ou fou, considéré ou ridicule, estimable ou vicieux. Nach dieſem unvergleichlichen Grundſatze ſetzt der Neffe Rameau's ſeinem Leben keinen andern Zweck, als, ſich ſo ſorglos, als möglich, von einem Tage zum andern durchzubringen, und ſich ſatt zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, und zu ſchwelgen, auf Koſten Anderer, bey denen er den Schmarotzer, den Luſtigmacher, den

Kuppler, und was man will, macht, weil er diese Art, zu leben, seiner Sinnesart am angemessensten findet, ohne sich um die angenommenen Unterschiede zwischen Tugend und Laster zu bekümmern, wo nicht die Klugheit dazu räth. Der zweyte Interlocutor, der sich als Berichtabstatter nur moi betitelt, sucht den unsaubern Geist, der aus jenem spricht, zu beschwören und zu bannen durch moralische Reflexionen von edlerer Art; aber er weicht auch nicht von dem Standpuncte der materialistischen Glückseligkeitsmoral der Schule, zu der er selbst gehört; und auf diesem Standpuncte wird er immer geschlagen durch die Argumente des andern Disputanten, den er verachten will, und doch nicht widerlegen kann, den er also endlich bittet, sein Gast zum Mittagsessen zu seyn; und das war es gerade, was der andere wollte. Allerley häusliche Geschichten, aus denen man die damalige Lebensweise der Pariser von der reicheren und vornehmeren Classe näher kennen lernen kann, auch allerley Bemerkungen über Litteratur und Musik, sind in dieses ziemlich lange Gespräch verwebt. Lehrreich darf das Ganze genannt werden, weil es die materialistische Glückseligkeitsmoral durch eine wahre deductio ad hominem nach ihrem eigenen Princip in einem Lichte zeigt, vor welchem den rechtlichen Menschen widert, auch wenn er nichts weiter, als ein rechtlicher Mensch, ist. Schaden wird das Buch niemanden, der noch etwas Edles im menschlichen Gemüthe achtet; aber diese Achtung kann leicht zu schwanken anfangen, wo das Gefühl dem Verstande nachgiebt, und der Verstand in die Grundsätze jener Moral verstrickt wird, nach der sich der Neffe Rameau's nicht widerlegen läßt, weil man nach dieser Moral Jedem seinen Geschmack lassen muß, wenn er nur klug handelt. Chacun a son gout! mag denn auch hier unser Nachruf an Diderot seyn, wenn das ärgerliche Buch wirklich sein Werk ist. Wir glauben

nicht, daß ein deutscher Schriftsteller Ursache hat, ihn um die Ehre zu beneiden, es geschrieben zu haben.

## Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Merope, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Victor (Vittorio) Alfieri, metrisch übersetzt von E. C. Graf W. 87 Octavseiten.

Unter den drey berühmten tragischen Meropen, von Maffei, Voltaire und Alfieri, möchte die von Alfieri im Ganzen wohl den Preis verdienen. Ueberhaupt ist dieser italienische Tragiker noch nicht so bekannt unter uns, wie er es verdient, wenn er gleich nicht auf der höchsten Stufe der Kunst steht. Wir glauben deswegen auf diese Uebersetzung aufmerksam machen zu dürfen. Sie giebt den Geist und Styl des Originals in einer edeln, kräftigen und ungezwungenen Sprache wieder. Vielleicht kann sie auch ein wenig dazu beytragen, der neumodischen Verwilderung unsrer dramatischen Litteratur entgegen zu wirken. Nicht verständlich ist uns, wie in der Vorrede gesagt werden kann, die sechsfüßigen Alexandriner des Originals seyen in der Uebersetzung mit sechsfüßigen jambischen Versen vertauscht; denn die Versart des Originals ist ebenfalls die fünffüßige jambische, freylich nach den Gesetzen der italienischen, nicht der deutschen Metrik. Auch bedurfte es keiner Entschuldigung, daß nach der deutschen Aussprache des Namens Merope der Accent auf die erste Sylbe gesetzt ist, da wir nach derselben Regel alle ähnlichen griechischen Namen aussprechen, wobey die metrische Quantität der Sylben zwar nicht genau beobachtet wird, der griechische Accent aber, wie in Μερόπη, gar nicht in Betracht kommt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.
Den 25. August 1823.

## München.

Bey Fleischmann: Commentar über das Hypothekengesetz für das Königreich Baiern. Von N. Thadd. v. Gönner, Königl. Baier. wirkl. Staatsrath u. s. w. 4r Band. 1823. XVI und 584 S. 8.

Ein ausgezeichneter Beytrag zur Eröterung eines der wichtigsten Gegenstände des gesammten Civilrechts, die Frucht eines vieljährigen Nachdenkens und eines tiefen Studiums der Quellen des Rechts, unentbehrlich nicht bloß für den Baierischen Geschäftsmann, sondern auch für jeden Freund der Wissenschaft, dem es um richtige Ansicht und Würdigung eines Instituts zu thun ist, das auf Rechtssicherheit wie auf den Credit und den durch beide bedingten allgemeinen Wohlstand den entschiedensten Einfluß hat. Das mit Beirath und Zustimmung der Stände des Königreichs Baiern vom Könige sanctionirte und am 1. Jun. 1822 feierlich verkündete Hypothekengesetz besteht aus drey Abtheilungen: I. dem eigentlich sogenannten Hypothekengesetz, II. der Prioritätsordnung, III. dem, nur transitorische Bestimmungen enthalten-

den, Einführungs-Gesetz, welche ein geschlossenes Ganze ausmachen, zu dessen Erläuterung der bereits aus frühern classischen Schriften ruhmvoll bekannte Verfasser als Bearbeiter des Entwurfs und als königlicher Commissair bey den hierüber gepflogenen Berathungen der Stände sich mit Recht vor andern berufen glaubte. Der vorliegende Band, dem in kurzer Zeit ein zweyter nachfolgen soll, enthält nach einer, 92 Seiten ausfüllenden, die mannigfaltigste Gelehrsamkeit und einen seltnen Aufwand von Scharfsinn beurkundenden, Einleitung, die ersten 85 Paragraphen des Hypothekengesetzes zuerst wörtlich abgedruckt, dann zweckmäßig erläutert, eine um so verdienstlichere Arbeit, da sie die erste Monographie ihrer Art, der erste Tractat über ein auf öffentliche Bücher gebautes Hypothenkengesetz ist und der Verf. dafür keinen Vorgänger hätte. In der Einleitung wird zuerst der Werth eines richtigen Hypothekensystems gezeigt, dann folgt eine wissenschaftliche Entwickelung des Hypotheken-Instituts überhaupt und eine Darstellung dessen, was Griechen, Römer, Deutsche und andere Völker in Rücksicht desselben geleistet und zu wünschen übrig gelassen haben. Die Verdienste mehrerer neuern Gesetzgebungen besonders der Preußischen und Oesterreichischen um Wiederherstellung und Vervollständigung des ältern deutschen, durch das Vorherrschen des Römischen Rechts theils verdunkelten, theils ganz verdrängten, Hypotheken-Systems werden mit der Bemerkung erwähnt, daß das vorliegende Gesetz in den Hauptsätzen mit den beiden erstern übereinstimme, dagegen in den wichtigsten Puncten, zum großen Vortheil des Instituts, von dem Französischen abweiche. Die Fehler und Mängel des letztern werden bey mehrern Veranlassungen bemerklich gemacht. Als eine Merkwürdigkeit der Baierischen Rechtsgeschichte wird S. 28 und 45 angeführt, daß bey der neuen Gesetzgebung unter Maximilian III. von den Jahren 1751-1756 auf Wiederherstellung des reinen germa-

nischen (auf Specialität und Publicität gegründeten) Hypothekensystems und auf Einführung öffentlicher Hypothekenbücher gar keine Rücksicht genommen, und nur das neuere Römische System mit all seinen geheimen, stillschweigenden, generellen und bevorzugten Hypotheken aufgestellt sey, worüber man sich desto mehr zu wundern habe, als der Mann in dessen Hände die Gesetzgebung gelegt war, Freyherr von Kreitmayr (in s. Anmerk. ad cod. jud. Bauer. C. XX. §. 1.), die herrschenden Mängel eingesehen und — nichts zu deren Entfernung gethan habe, eine Bemerkung die wenigstens so viel beurkundet, daß das Zeitalter dieses übrigens hochverdienten Mannes für eine neue Hypotheken-Gesetzgebung noch nicht reif gewesen sey. Der glorreichen Regierung Sr. Majestät des Königs Maximilian Joseph war es vorbehalten, unter preiswürdiger Mitwirkung der Reichsstände, dieses Werk zur Vollendung zu führen. Schon der ersten Ständeversammlung vom J. 1819 wurde der Entwurf einer allgemeinen Hypothekenordnung vorgelegt, welcher sodann in beiden Kammern der im vorigen Jahre gehaltenen zweyten Ständeversammlung mit ruhmwürdiger Sorgfalt geprüft, mit mehreren Abänderungen angenommen und in dem Landtagsabschied als verbindliches Gesetz verkündet wurde. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: 1) Nur auf unbeweglichen Sachen und auf fruchtbringenden (rentablen) Realrechten, welche von den Gesetzen den Immobilien gleich geachtet sind und mit dem Tode des Besitzers nicht erlöschen, können Hypotheken bestellt werden, wenn sie mit der hypothecirten unbeweglichen Sache in einer wesentlichen Verbindung stehen und für Zugehörungen dieser Sache entweder durch das Gesetz oder durch Privatwillen ausdrücklich erklärt sind. 2) Das Wesentliche dieses Instituts beruht darin, daß für dasselbe ein öffentliches Buch angelegt ist, dessen Einsicht jeder Betheiligte verlangen kann, daher der aus Unterlassung derselben entstehende Schaden ihm beigemessen und jedes Rechtsgeschäft nach dem, was das Hypothekenbuch

darstellt, beurtheilt werden muß. Das Gesetz hat dieses Princip der Publicität in seiner Allgemeinheit aufgefaßt und nach allen Beziehungen durchgeführt. 3) Eine Folge dieses Princips ist, daß keine Hypothek anders als durch die Einschreibung in das öffentliche Buch entsteht. Die stillschweigenden Hypotheken mit welchen in Frankreich die ganze Haltung dieses Instituts durchbrochen ist, blieben ohne Ausnahme verbannt, das Gesetz sorgte jedoch durch besondre Vorschriften dafür, daß solche Rechtstitel, welche den vorzüglichen Schutz des Staats verdienen, besonders Ehefrauen, Minderjährige und unter Curatel gesetzte Personen nicht durch Versäumniß der Eintragung beschädigt werden. 4) Eine eben so nothwendige Folge der Publicität ist das Princip der Specialität, nach welchem bey jeder Hypothek die Sache, worauf sie haften soll, bestimmt angegeben, mithin beides, die Forderung und die dafür zur Sicherheit untergestellte Sache namentlich eingetragen werden muß. 5) Der Vorzug unter den Hypotheken hängt, so weit der Kaufpreis der hypothecirten Sache hinreicht, mit Entfernung aller Privilegien bloß von der Zeit der Eintragung ab. 6) Die Hypotheken gehen mit der Sache, worauf sie eingetragen sind, auf jeden Besitzer über; darin stimmen alle Gesetze überein; das vorliegende Gesetz aber zeichnet sich wie das Preußische und Oesterreichische darin vor dem Französischen aus, daß ihm, weil es weder stillschweigende noch Generalhypotheken anerkennt, und den Hypothekenbüchern nicht die Anlage nach Besitzern, sondern die viel zweckmäßigere nach Immobilien gibt, daher jeden neuen Erwerber in den Stand setzt, alle auf jedem Immobile haftenden Hypotheken genau zu wissen, jene fehlerhaften Bestimmungen frey geblieben sind, durch welche das Französische System seinen übrigen Mängeln nachhelfen wollte (S. 82 ff.). — In dem eigentlichen Commentar (S. 95 ff.) hatte der Verf. bey jeder Stelle des Gesetzes einen dreyfachen Gesichtspunct, über welchen er sich in der Vorrede ausführlich erklärt: Legislation, (Hinweisung auf den

Geist und Zusammenhang des Gesetzes) Doctrin, (Entwickelung jeder Bestimmung aus ihren Principien, Darstellung und Erläuterung ihres wahren Sinnes mit den daraus herfließenden Folgesätzen) und Praxis. Zur Sicherung der letztern scheinen ihm die Französischen Institute des Cassationshofes, der Staatsprocuratur und der Publicität der Urtheile mit ihren Entscheidungsgründen nicht genug empfohlen werden zu können — ein schönes Prognostikon für das neue Civilgesetzbuch, dessen nach S. 47 schon weit vorgerückte Berathungen die Aussicht auf eine gedeihliche Vollendung gewähren, die auch für das Detail mancher nur im Allgemeinen angedeuteten Bestimmungen des vorliegenden Gesetzes (z. B. über gesetzliche Zugehörungen der in das Hypothekenbuch einzutragenden Sachen) nicht anders als wünschenswerth seyn kann. Es ist schwer, unter so vielen gelungenen, tief in den Geist des Gesetzes und in das Wesen des Instituts überhaupt eindringenden, Erörterungen etwas auszuzeichnen; wer sich aber von der Behandlungsart des Verf. aus einigen Beyspielen überzeugen will, den verweisen wir auf dasjenige was zu §. 1. (S. 99–112) über die Begriffe von Hypothek und Pfandrecht (pignus im engern Sinn) und zu §. 51. (S. 413–428) über die actio hypothecaria eben so gelehrt als lichtvoll gesagt worden ist.

## Tübingen.

C. F. Osiander: Neues Archiv für die Theologie. Herausgegeben von D. E. G. Bengel, Prälat, ord. Professor der evang. Theologie ꝛc. 1822. I. Bd. 1. u. 2. St. 526 S. gr. 8.

Es ist dies eigentlich eine Fortsetzung des älteren Archivs, welches hier deswegen den Titel eines neuen erhielt, um die Wünsche derjenigen zu befriedigen, welche die vier bisher erschienenen Bände nicht besitzen und sich nun die Fortsetzung als für sich bestehende Zeitschrift anschaffen möchten. Zweck und Einrichtung, wie wir sie schon in den Anzeigen der frühern Bände angegeben haben, bleiben dieselbige. Den

größten Raum nehmen Recenſionen ein, die ſehr gründlich und beſcheiden ſind und zum Theil als Abhandlungen gelten können, auch wohl als ſolche gegeben werden, wenn ſie ſich zugleich auf mehrere Schriften über denſelben Gegenſtand beziehen. Die Abhandlungen, welche in dieſen beiden Stücken vorkommen, ſind: I. "Exegetiſch-practiſche Bemerkungen über die Frage: Iſt die Vergebung der Sünden durch die Beſſerung bedingt? Von A. Keller, Pfarrer zu Illnau im Kanton Zürich". Dies iſt ein echt evangeliſcher Aufſatz. Unter Sündenvergebung wird nach dem bibliſchen Sprachgebrauche Aufhebung der Strafen verſtanden, unter Beſſerung theils die anfangende, theils die fortſchreitende. Die Frage ſelbſt wird in einem doppelten Sinne genommen entweder ſo: Kann man ſich erſt alsdann der Vergebung der Sünden verſichert halten, wenn man gebeſſert iſt oder ſo: Iſt die Ueberzeugung von der Vergebung unſerer Sünden ganz nichtig und eitel, wenn die Beſſerung ausbleibt? Beide Fragen werden ſowohl in Rückſicht auf die anfangende, als die fortſchreitende Beſſerung bejaht und die Unterſuchung wendet ſich nun darauf, zu zeigen, daß man ſich auch ſchon bey der anfangenden Beſſerung, der μετανοια, der Vergebung ſeiner Sünden verſichert halten könne. Dies wird theils aus Schriftſtellen dargethan, theils aus den chriſtlichen Lehren von der Güte und Vaterliebe Gottes, vom Verdienſte Chriſti, von der Rechtfertigung, vom Glauben und aus der chriſtlichen Sittenlehre abgeleitet. II) "Ueber die eherne Schlange 4. Moſ. 21, 4-9. von G. C. Kern, Diakonus in Beſigheim". Dieſe Abhandlung wurde durch die ſchon vor mehreren Jahren erſchienene Schrift von Gottfr. Menken "über die eherne Schlange und ihr ſymboliſches Verhältniß zu der Perſon und Geſchichte Chriſti" veranlaßt und hat den Zweck, die Anſichten derſelben zu erläutern, zu beſtätigen und einige damit zuſammenhängende Gedanken vorzulegen. Sie iſt in dieſen beiden Stücken des Archivs noch nicht vollendet. Sie ſoll ſich mit drey Hauptpuncten, mit dem Gotteswürdigen ſymboliſcher

Anstalten der Bibel, mit der Errichtung der ehernen Schlange durch Mose und mit der Beziehung derselben auf die Person und Geschichte Jesu beschäftigen, und ist mit dem zweyten Puncte noch nicht zu Ende gekommen. Wir enthalten uns also noch des Urtheils, und bemerken nur, daß die Abhandlung wirklich mit viel Gelehrsamkeit und Kenntniß der Symbolik des Alterthums geschrieben ist, daß der Verf. zwar manchen entgegengesetzten Ansichten der biblischen Bücher begegnet, aber sich nicht mit einer langen Widerlegung derselben abgibt, sondern seine Behauptungen vornemlich auf die innere wechselseitige Beziehungen der verschiedenen biblischen Symbole und Begebenheiten, auf eine sich ihm darin offenbarende Gotteswürdigkeit und einen daraus hervorgehenden göttlichen Plan gründet, ihnen einen göttlichen, unbestimmt ob natürlichen oder übernatürlichen Ursprung zuschreibt und seine Gegner der Inconsequenz beschuldiget, indem sie manches Biblische, was sie beybehalten, nach ihren Grundsätzen auch verwerfen müßten. III) "Anzeige mehrerer seit einiger Zeit erschienenen Schriften, welche die Frage von der Gnadenwahl betreffen". Es ist nicht nur eine Anzeige von Schriften, sondern auch eine Abhandlung über den Gegenstand, worin die menschliche Freiheit geschickt und nachdrücklich vertheidiget wird. IV) "Uebersicht der durch die Schweizerische Reformationsjubelfeyer veranlaßten polemischen Schriften". Vor und nach der Feyer suchten Katholiken in Zeitungen, Volksblättern und besonderen Schriften derselben falsche und feindselige Beweggründe unterzuschieben, sie verdächtig zu machen und zu hintertreiben Von Seiten der Reformirten erschienen mehrere Gegenschriften. Bey dieser Gelegenheit wurde auch die Reformation, die protestantische Lehre und Kirche und die neue naturalistische und rationalistische Theologie angegriffen und vertheidiget. In mehreren katholischen Schriften werden die neuen Vereinigungen der protestantischen als Aufhebung des christlichen, ja alles Glaubens und als die stärkste Aeußerung des Indifferentismus dargestellt.

## Leipzig.

Bey Brockhaus: Holberg's Lustspiele, übersetzt von Oehlenschläger. Erster Theil. XXXII u. 446 Seiten. Zweyter Theil. 374 Seiten. 1822. Octav.

Wenn man auch über Holberg's Lustspiele urtheilen müßte, wie Schiller, der ein Mal ausruft: "In welchen Schlamm zieht uns Holberg hinab!", dürfte man sich doch freuen, sie in einer deutschen Uebersetzung lesen zu können, die das Original treuer wiedergiebt, als die ältere schlechte, auf die auch wohl ein Theil des harten Urtheils von Schiller zurückfällt. Denn Hollberg gilt nicht nur noch immer in seinem Vaterlande für den dänischen Moliere; sein Name ist weit in Europa verbreitet, und Mehreres aus seiren Lustspielen ist in Deutschland, wie in Dänemark, sprichwörtlich geworden, z. B. die politische Kannengiesserei. Der vor uns liegenden Uebersetzung darf man zutrauen, daß sie uns den dänischen Text treu und in Holbergs Geist und Style wieder giebt, da der Uebersetzer selbst dramatischer Dichter in dänischer Sprache ist, und eben durch diese Verdeutschung seines Landmanns beweiset, mit welcher Leichtigkeit er auch unsere Sprache zu handhaben weiß, sollte auch hier und da ein kleiner Danismus mitunterlaufen, oder ein andrer Sprachfehler vorkommen, z. B. Theil I. S. 115. "Wie würde ich mich zu Gute thun!" — Eine genauere Vergleichung müssen wir denen überlassen, die der dänischeu Sprache in gleichem Grade kundig sind, wie der Uebersetzer. Die eigentliche vis comica, die das vorzüglichste Verdienst der Lustspiele Holberg's ist, hat in der neuen Uebersetzung nichts verloren, und viele Plattheiten, die der ältere Uebersetzer diesem kräftigen Komiker aufgebürdet hat, dürfen ihm nun von deutschen Lesern nicht mehr zur Last gelegt werden. Ob er aber darum nun auch in dieser edlern Gestalt so hoch zu stellen ist, wie der neue Uebersetzer zu verstehen giebt; ob die sprechende Natürlichkeit seiner Darstellungen nicht sehr oft ins Gemeine fällt, und die Munterkeit seines Dialogs nicht eben so oft in breite Geschwätzigkeit übergeht; ist eine andere Frage.

Göttingische

# Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 137. Stück.

Den 28. August 1823.

### Gravenhaag und Amsterdam.

1. Bey den Gebrüdern van Cleef: Handboekje, dienende ter herleiding van Maten en Gewigten. (Officielle uitgave). Tweede druk. 1821; 1 Bogen Vorwerk, u. 31 S. Tafeln gr. 8. nebst einer Tabelle in Folio.

2. Bey E. Maaskamp: Beschryving van het nieuwe Nederlandsche Muntstelsel; met twee groote Folio Plaaten, de nieuwe gouden, zilveren en koperen Munten gecouleurd voorstellend: Amsterd. 1823. Fol.

Schon oben (G. g. A. 1823. St. 31. S. 297 ffg.) ist die Gesetzsammlung des Niederländischen Maaß- Gewicht und Münzsystems von uns angezeigt, und S. 305 (a. a. O.) versprochen worden: die neuen Münzen dieses Königreichs, noch näher zu analysiren und sie nach Gehalt und Gewicht, mit den ältern zu vergleichen, jetzt wollen wir unser Versprechen in der Kürze erfüllen. Zuförderst sind in Nro. 1. die Vergleichungstafeln des alten Maaß-, Gewicht- u. Münz-Systems mit den metrisch-neuen, wirklich officiel, indem im Eingange dieses Handbuchs, dieselben durch

einen Beschluß des Staatsrath und General-Directors aller Niederländischen indirecten Abgaben und Gefälle, unterm 19. October 1819, von Staatswegen zur allgemeinen Richtschnur des gesammten Staats- und Rechnungswesen angenommen, wonach die gesetzmäßigen neuen Steuern berechnet und erhoben werden sollen. Alle andere, im Buchhandel von Privatpersonen erscheinende Reductionstafeln der Art, sind, dieser Verordnung zufolge, davon ausgeschlossen. Von S. I-V. werden in 9 Paragraphen die hier vorkommenden Vergleichungs-Tabellen, welche das alte und neue Längen-, Flächen-, und Körper-Maaß, letztere sowohl der Hohlmaaßen trockener als flüssiger Dinge, wie das Gewicht enthalten, erklärt, und S. V-X. durch mehrere arithmetische Beyspiele erläutert. Im Längenmaaße wird durchgängig die rheinländische, mitunter auch S. 5. die Haagsche Elle mit der metrischen Elle verglichen; bey den Körpermaaßen dagegen, die Amsterdamer früheren Eintheilungen derselben gegen die Niederländischen neuern berechnet und verglichen. Dieß ist auch der Fall mit dem Handelsgewichte, welches S. 9. als vorzügliche Commerznorm mit dem neuen Staatsgewichte verglichen wird. Diesemnach sind 1 Rheinl. Fuß = 0,$^{31}$. Niederl. Ellen, oder 10 Rh. F. = 3,$^{139}$. N. Ell.; 1 rheinl. Ruthe = 3,$^{77}$ N. E.; 1 Haagsche Elle = 0,$^{69}$ N. Ell. (Nach Ricard, Ißle Long, Kruse, Herrmann, Gerhardt, Nelkenbrecher, Lulofs, van Swinden, und allen neuern Metrologen ist die Haagsche Elle der Amsterdamer Elle gleich und hält 306 Paris. Lin.). Ferner: 1 Rheinl. Quadr. Ruthe = 14,$^{19}$. Niederl. [] Ell.; 1 Holländ. Morg. (zu 600 Rh. [] Ruth.) = 85,$^{1579}$ N. [] Ell.; 1 Amsterd. Pfd. = 0,$^{4941}$ N. Pfd. (Oder 1 Niederl. Pfd. = 2,$^{0239}$ Amsterd. Pf.), und eine Amsterdamer Last Getraide (Graanen) = 1,$^{001}$,$^{304}$ neue metrische Lasten von 30 metrische Müdden, (wogegen die vorige Amsterdamer Getraidelast zu 27 Müdden à 4 Scheffel = 147,120 franz.

Cub. Zoll enthielt), anderer Maaßvergleichungen trokkener und flüssiger Dinge in Holland nicht zu gedenken. Was die Einführung des neuen metrischen Gewichts in den Niederlanden betrifft, so scheint dieses wenigern Schwierigkeiten im Holländischen Handel unterworfen gewesen zu seyn, als die des Ellen- und Fußmaaßes im bürgerlichen Leben, wohin wir auch den Handelsverkehr auf den Kornmärkten in Holland rechnen, der bey der Anwesenheit des Rec. im verwichenen Junius l. J. in den Niederlanden, noch nicht überall nach dem neuen Maaßsystem statt fand, zufolge eines Kön. Beschlusses aber, unnachsichtlich mit dem 1. Julius 1823 in allem öffentlichen und Privatverkehr seinen Anfang nehmen, und die laufenden Markt- und Kornbörsen-Preise, in den, von den Geschwornen zu ertheilenden Preiscouranten, nach dem neuen Maaß- Gewicht- und Münzsystem, öffentlich bekannt gemacht werden sollten. Das ist nunmehr zur Ausführung gekommen. Denn da die, nach dem Gewichte verkauft werdenden Handelsartikel, schon seit dem März l. J. in den wöchentlichen Preis-Couranten und Amsterdamer Börsenblättern, nach dem neuen Niederländischen Pfde, theils nach Gulden und Stuivers à 5 Cents, später aber bloß nach Cents (100 = 1 Guld.) notirt werden; so hat man auch mit dem 1. Julius d. J. angefangen, in jenen Blättern und den Holländischen Zeitungen, die Getraide-Preise und Consumptibilien, welche früher nach Amsterdamer Lasten = 27 Müdden, z. B. Waizen zu 170 Goldguld. (à 28 Stüb. Holl. Courant) bestimmt wurden, nunmehr nach der Niederländ. Last zu 30 Müdden, per Müdde z. B. Roggen zu 6 Guld. 15 Cents anzugeben und bekannt zu machen. Schon seit zwey Jahren wurde in allen öffentlichen Staats-Verwaltungs- und Justiz-Verhandlungen, das neue metrische System, welches (die Namen der Ober- und Unterabtheilungen der Maaßen abgerechnet) vollkommen das französisch-republikanische ist, jedoch immer und noch

zur Zeit, da wir dieses schreiben, mit Vergleichung der ältern Maaßen angewandt. Letzteres fand aber zur Zeit der Franzosen-Herrschaft in Holland und Deutschland nicht statt, welches zu nicht geringer Verwirrung bey gesetzlichem Kauf und Verkaufe Anlaß gab, und manche Vervortheilung herbey führte, die eine irrige Reduction, theils aus Mangel an Bekanntschaft mit dem Element der Grundeinheit, theils eine fehlerhafte Berechnung erzeugte. Rec. sind davon in Deutschland mehrere nachtheilige Fälle bekannt. — S. 20-23 werden zwey merkwürdige Ergänzungs-Tabellen geliefert, welche das ganze Niederländische neue Maaß- und Gewichts-System, in Vergleichung der bisher üblich gewesenen holländisch-metrischen Tauschmittel darstellen. Beide sind im Geiste der, S. 24-31 besonders wieder abgedruckten Königl. Gesetze vom 21. August 1816 und 29. März 1817 so genau und vollständig berechnet, daß die meisten, aus Vergleichung der alten und neuen Maaßen und Gewichte entspringenden Verhältnisse, auf sechs bis acht Decimalstellen berechnet sind. Diese Methode ist für den Großhandel in Amsterdam, Rotterdam, Dortrecht, Middelburg und andern Handelsstädten der nördlichen Provinzen des Königreichs, eine nicht geringe Bequemlichkeit und ein bedeutender Gewinn, wodurch jeder Vervortheilung für Käufer und Verkäufer vorgebeugt wird. Es würde zu weit führen, wenn wir dieses aus Besagten bey den letztern Tafeln, anschaulich machen wollten; dieserhalb müssen wir auf das vorliegende Handbüchlein selbst verweisen. Sonderbar, daß weder in der oben angeführten Gesetzsammlung, noch in diesen Vergleichungs-Tabellen, von den, in den südlichen Provinzen des Königreichs bisher üblich gewesenen verschiedenen Maaßen und Gewichten, kein Wort vorkommt, da doch das eigentliche Belgien, gleichsam die Wiege des Niederländischen Handels und der Fabriken seit dem Mittelalter war, in welcher manche herrliche Institutionen für den Handel und die bürgerlichen Ge-

werde sich entwickelten, bevor man in den nördlichen Provinzen, an derartige Staats- und Commerz-Einrichtungen, wenigstens nicht in dem Grade der Vollkommenheit dachte, die sich in jenen, zum Muster mehrerer Länder, bereits consolidirt hatten! —

Den Beschluß macht eine Querfolio-Tabelle mit der Ueberschrift: Het nieuw Nederlandsch Muntstelsel, volgens de Wet van den 28. Septemb. 1816. Schade daß dies Königl. Münzgesetz hier nicht angehängt worden: (Es findet sich aber in der allgemeinen Gesetzsammlung: Staatsblad van het Koningryk der Nederlanden van het Jaar 1816. Nro. 50. 's Gravenh. ter algem. Staatsdruk. 1816. gr. 8. —). Mit dieser Tab. verbinden wir Nro. II. die darin beschriebenen und abgebildeten neuen Münzen. Diese bestehen in goldenen, silbernen und Kupfersorten. Sie werden eingetheilt A. in Staats-, B. in Handlungs-Münzen. Jene sind nach dem neuen metrischen, diese nach dem frühern (alten) Münzsystem geprägt. Beide coursiren zugleich, jene für den innern-, diese für den auswärtigen Handelsverkehr. Vormals und auch jetzt noch, coursirten in Holland, wie bekannt, eine Menge niederländischer Münzen von mancherley Werth und Gepräge, selbst noch aus der spanischen Regierungszeit. Davon geben die früheren holländischen Münzgesetze, und die darauf gegründeten Münzbücher, in welchen sowohl die Staats-Münzen, als die der zulässigen fremden, besonders der Belgischen, Französischen, Spanischen und Englischen Gepräge abgebildet sind. Das früheste, und so weit es dem Rec. bekannt ist, das klassisch richtigste der Art, ist das äußerst seltene Werk: Beeldenaer, ofte Figuer-Boek, dienende op de Ordonnantie van der Munte, gearresteert ende uytgegeeven by de Moghende Edele Heeren, de Staten Generael der Vereenigde Nederlanden, op den 21. Marty 1606. In welke gerepresenteert zyn alle de Figueren van Goude

ende Silvere Munte, Cours ende ganck hebbende in crachte derselver Ordonnantie, ende boven welken geene tot anderen pryse ontfangen ofte basteet sullen mogen werden. In s' Graven Haghe by Hillebr. Jacobsz. Drucker ordin. der Heeren Staten Generael. 1608 4. 9½ Bogen (ohne Seitenbezeichnung). Mehrere Hundert goldene und ſilberne Münzen kommen darin vor, wovon viele noch jetzt in Holland courſiren. Das neue Königl. Münzweſen hat dieſem Wirrwarr, das manchem Fremden ein langes Studium der verſchiedenartigen Gepräge und Werthe verurſachte, Grenzen geſetzt. Der Niederländiſche Gulden in Silber, liegt, als Einheit, hiebey zum Grunde. Sein bisheriges Schroot und Korn hat derſelbe behalten, nur ſeine Unterabtheilung iſt verändert. Darnach wird der geprägte Silber-Gulden zu 100 Cents, der Halbe zu 50; der Viertel-Gulden zu 25 Cents, der 10te Theil zu 10, und der 20ſte zu 5 Cents eingetheilt. Indem 5 Cents = 1 Stuiver ſind, ſo iſt durch dieſe Münzeinrichtung, die frühere Unterabtheilung des Guldens = 20 Stuiver, mit ſeinen ältern Scheidemünzen gleichſam beybehalten, indem es immerhin halbe Gulden; ½tel = 2 Stuiv. oder ſogenannte Dübbeljees, und ½tel = 1 Stuiv. in Silber gegeben hat; nur die ¼ Gulden = 25 Cents oder 5 Stuiv., ſind, als Scheidemünze, durch das neue Geſetz hinzugekommen, dagegen aber weggefallen und außer Cours geſetzt, die ſogenannte Seſtehalven = 5½ Stuiv. und die verſchiedenartige Schellinge = 6 Stv., die mit und ohne Stempel bisher in Umlauf waren, anderer höherer Courant-Münzen in Silber, wie z. B. Goldgulden = 28 Stuiv. Dalers à 30 Stuiv. Seeländer Thaler = 52 u. ſ. w. nicht zu gedenken, wovon das neue Münzedict nichts erwähnt. In aufſteigender Ordnung werden dagegen in Golde, ſtatt der bisherigen ganzen und halben Ruyder = 14 und 7 Gulden, zehn Gulden Stücke, und in Silber drey

Gulden Stücke ausgemünzt. Sowohl die Goldstücke = 10 Gulden, als die in Silber = 3 und 1 Gulden, auch die halben, sind, wie die Französischen, Preußischen ꝛc. neuen Münzen mit einem glatten aufstehenden Rande versehen, in welchem die Worte: God zy met ons, durch den Münz-Apparat eingeschnitten worden. Die drey silbernen Scheidemünzen dagegen, sind geändert; die Scheidemünzen aber, wie früher eingekerbt. Bey der Ausmünzung des Goldes und der höhern Staats-Silbermünzen, wie 10; 3; 1 und $\frac{1}{2}$ Gulden ist das Verhältniß des Goldes zum Silber, wie 1 : 15,$^{873}$ angenommen. (Vor etwann 16 Jahren stand diese Proportion wie 1 : 14,$^{7}$. Die Verminderung des Silberpreises gegen das Gold, haben die politischen Ereignisse im spanischen Amerika herbeygeführt; daher der Preis des Goldes in Barren, an der Amsterdamer Börse, laut dem Börsenblatt vom 17. July 1823, per Mark fein à 355 Fl., mit 15 Procent Agio verkauft wurde, woraus sich der erhöhete Goldpreis erklären läßt).

Sämmtliche neue Staatsmünzen sind vom Goldstück (= 10 Guld.) bis auf den halben Kupfer-Cents herab, mit einem einfachen Gepräge versehen. Man sieht auf dem Avers das gekrönte Königl. Wappen, und auf der Kehrseite den Werth jeder Münze in holländ. Sprache angegeben. Indem die Einheit der Silbergulden ist; so hat das Gesetz denselben zu 224 holländ. As Troy im Schrot und zu 200 As Fein, mithin den Zusatz zu $\frac{12}{100}$ Theil bestimmt. Das ist also der Standart der Silbermünze außer dem Remedio. (Nach den frühern holländ. Münz-Edicten sollte der Gulden 219,$^{5}$ As Troy im Schrot, und 200 As Fein, mithin in Korn 14 Loth 10$\frac{1}{2}$ Gr. im Korn halten. Die Proben ergaben dieses nicht; die meisten derselben, die in und außerhalb Holland angestellt wurden, lieferten nur 219 As Schrot, 14 Loth 9 Gr. Korn, und 198 As Fein. Dieses Manco wurde damals mehreren Ursachen zugeschrieben, wel-

ches man theils im Zusatze, theils im Remedio zu finden glaubte. Gesetzlich enthielt die rohe Mark $23\frac{67}{331}$ Stücke = 7 Unzen 19 Engels + 1 Engels Remed. = 8 Unzen oder 1 Mark und hielten im Korn 10 Penn. $22\frac{3}{4}$ Grän, mit 1 Grän Remed. und 1 Penn. $0\frac{1}{4}$ Gr. Kupferzusatz = 1 Mark. Jetzt verordnet das neue metrische Gesetz den niederländischen Gulden in Schrot, wie gesagt, zu

224 As = $10,^{766}$ franz. Gramm., wogegen die alten holländ. Gulden zu

$219,^{5} = 10,^{540}$ franz. Gramm., wodurch die Schwere durch Zusatz

$4,^{5} = 0,^{226}$ franz. Gramm. gewinnt, womit die Verordnung des Kön. Niederländisch. Münz-Amts vom 20. März 1820 übereinstimmt). In eben dem Verhältnisse werden auch die neuen drey Guldenstücke gesetzlich ausgemünzt. (Früherhin waren die 3 Guldenstücke besser als die einzelnen Gulden, indem sich jene zu diesen wie 3.013 : 1 verhielten, wie der klassische, jüngst verstorbene van Swinden durch angestellte Proben mit verschiedenen, seit 1687 - 1797 in den vereinigten Niederlanden geprägten derartigen Silbermünzen erwiesen hat (s. Verhand over volmaakte Maaten en Gewigten; 2de Deel; p. 465 enz.). Die ganze und halbe Cents sind Münzen aus reinem Kupfer; ihr Gewicht ist 80 und 40 As Troy; das Verhältniß des Silbers zum Kupfer, ist wie 1 : 40 angenommen. Die Handels-Münzen zu prägen, sind durch das neue Gesetz ebenfalls beschränkt worden; es werden in Gold nur Dukaten = 550 Cents (5 Guld. 10 Stvr. Courant), in Silber nur sogenannte Ryder, eigentlich Ducatenwerth = 315 Cents (3 Guld. 3 Stvr.) und Silber-Dukaten, eigentliche holländ. Reichsthl. = 250 Cents (2 Guld. 10 Stvr.) zu prägen verstattet, wobey aber ihr Schroot und Korn, Gewicht und Zusatz unverändert bleibt.

Bg.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 30. August 1823.

## London.

Sold by Longman, Hurst, Rees etc. A dissertation shewing the identity of the rivers Niger and Nile, chiefly from the authority of the Ancients, by John Dudley, M. A. Vicar of Humberston etc. 1821. 95 S. in 8.

Der gelehrte Verf. dieser Abhandlung kündigt nach einigen Bemerkungen über das Interesse, welches die Erforschung des Innern von Afrika, und namentlich die nähere Bekanntschaft mit dem Niger haben müsse, S. 13. dieß als den Zweck seiner Schrift an: die Identität des Niger und des Nil zu beweisen; 1. aus den Zeugnissen der Alten, 2. aus den Eigenthümlichkeiten der beiden Ströme und ihrer Gewässer; 3. aus den Namen, welche ihnen beiden beygelegt worden sind. Er beabsichtigt also nicht, eine Untersuchung über den zwischen ältern und neuern Geographen noch immer streitigen Punkt: ob der Niger von seiner Quelle an, während seines ganzen Laufs in östlicher Richtung fortfließe und zuletzt von dem Nil aufgenommen werde, oder ob jener Fluß sich im Innern von Afrika wieder westwärts wende, wie Mehrere behaupten, son-

dern er will beweiſen, daß der durch Park und Hornemann näher bekannt gewordene Fluß, der Niger oder Joliba, eigentlich den Strom Aegyptens bilde, alſo nichts anders als der Ober-Nil ſey. Dieß Paradoxon will nun Hr. Magiſter Dudley beweiſen, nicht durch eine eigentlich geographiſche Unterſuchung, ſondern durch einen Aufwand von claſſiſcher Beleſenheit. Er führt demnach die Zeugniſſe der Alten an, aus denen die Identität des Niger und des Nil erhellen ſoll, doch giebt er die Stellen nicht im Original, ſondern überſetzt, und zwar die Zeugniſſe aus den Dichtern in einer metriſchen engliſchen Ueberſetzung. Denn man denke nicht, daß der Verf. etwa nur die ältern Geographen oder Geſchichtſchreiber zu Zeugen aufruft; — nein, vorzugsweiſe die Dichter müſſen Zeugniß geben, daß ſie einen Fluß im Innern von Afrika kannten oder ſich dachten, der mit dem berühmten Strom Aegyptens in ſo genauer Verbindung ſtände, daß jener und dieſer für einerley Strom genommen werden müſſe. Homer Il. I. v. 432. führt den Oceanus an, als einen Fluß, der ſeine Quelle in Aethiopien habe; Diodor aber ſagt in ſeinem Buch, der Nil hieß in den älteſten Zeiten Oceanus, da nun der Fluß Aethiopiens der Niger ſeyn muß, ſo bezeugt Homer, daß dieſer mit dem Nil identiſch iſt! Aeſchylus läßt den Prometheus v. 813 ſagen: die Jo würde von einem Fluſſe Aethiops an den Nil Aegyptens gelangen. Den Fluß Aethiops (ſchwarz) muß man für den Niger halten, alſo bezeugt auch Aeſchylus die Verbindung deſſelben mit dem Nil! Am merkwürdigſten iſt aber wohl die Behandlung einer Stelle aus der 6ten iſthmiſchen Ode des Pindar v. 34., wo die Reiche der Hyperboreer den Quellen des Nil entgegengeſetzt werden, um ſo, wie der Scholiaſt bemerkt, durch Anführung der äußerſten entgegengeſetzten Punkte, die ganze Erde zu bezeichnen. Nun ſucht der Verf. zuerſt den Beweis zu führen, daß die Hyperboreer an der nordöſtlichen Grenze der bewohnten Erde zu ſuchen ſind, und

schließt dann weiter: die Quellen des Nils, welche Pindar den Reichen der Hyperboreer entgegen setzt, müssen demnach an der südwestlichen Grenze der bewohnten Erde sich befinden. Hier sind nun aber die Quellen des Niger — folglich schreibt Pindar dem Nil und dem Niger einerley Quellen zu, und erklärt diese Flüsse für identisch! Auf ähnliche Weise benutzt der Verf. nun auch die Angaben des Apollonius Rhodius über die Fahrt der Argonauten, die aus einem See im Innern von Afrika, dem See Tritonis, zuletzt durch eine Mündung des Nil in das Mittelmeer gekommen seyn sollen, zum deutlichen Beweise, daß Apollonius den Strom Aegyptens für einerley mit dem Strom im Innern von Afrika hält, der ja nach dem Zeugniß der Araber und auch des neueren Reisenden Burkhardt in der Gegend von Wangara einen See bilden soll! Plinius der im 5ten B. im 9ten Kap. den Nil und den Niger ganz bestimmt von einander unterscheidet, soll sie doch im Grunde identificiren, weil seine poetische Beschreibung von dem Laufe des Nil, nicht auf den bekannten Strom Aegyptens paßt, also auf den Niger angewandt werden muß, Pausanias aber soll es lib. I. cap. s. 4. u. lib. V. cap. 7. s. 3. ganz bestimmt andeuten, daß der Nil vom Niger nicht verschieden sey, weil er die Quellen des Nils in das westliche Afrika versetzt. Wenn aber Herodot sage, "Niemand kenne die Quellen des Nils" und daraus zu folgen scheine, daß die Alten den Fluß, dessen Quellen sie in das westliche Afrika versetzten, nicht für den Nil gehalten haben können, so lasse sich doch leicht zeigen, daß Herodot manches mißverstanden oder nur nach der Meinung der Aegypter angeführt habe S. 55. Ptolemäus aber, der dem Flusse Niger sogar einen Lauf nach Westen zu gebe, müsse dabey wohl einer einmal angenommenen falschen Hypothese gefolgt seyn, so wie er denn auch über das Planetensystem ganz irrige Lehren vorgetragen habe S. 39. So geht der Verf. bey den Auctoritäten, die wohl eigentlich als

entscheidend angesehen werdem müßten, mit ziemlich vornehmer Miene vorbey, und hält seine erste Behauptung: die alten dachten sich, einer wie der andre, den Niger und den Nil als einerley Fluß S. 51-53. für erwiesen.

Was der Verf. über die Eigenthümlichkeiten der beiden Ströme und ihrer Gewässer beybringt, bezieht sich hauptsächlich auf die schwarze Farbe des Wassers, auf die periodischen Ueberschwemmungen, auf das an den Ufern von beiden wachsende Rohr und Schilf. Auch wendet er den eigenthümlichen Umstand, daß der Nil nach Plinius eine Strecke unter der Erde fortfließen und dann wieder aus dem Boden hervorbrechen soll, auf den Niger an — da dieser vermuthlich durch den von der Wüste her wehenden Sand, zu Zeiten wenigstens, wie verschüttet werden dürfe, und sich dann unter dem Sande fort und wieder hervorarbeiten müsse! ... Der schwarzen Farbe wegen, welche der Verf. von vermoderten Vegetabilien ableitet, und welche auch den Nil in Aegypten auszeichnet, bestreitet er die Meinung Einiger, daß der Bahr el abiad oder der weiße Strom, einerley mit dem Niger seyn könne. Da nun aber auch das Wasser, welches von Abyssinien her nach Aegypten fließt, die schwarzfärbenden Stoffe nicht mit sich führen kann, so muß um so mehr angenommen werden, daß eigentlich der Niger, der unstreitig ein schwarzes oder dunkelfarbiges Wasser hat, den ägyptischen Nil bilde — denn wie sollte dieser sonst schwarz seyn!! Zuletzt führt der Verf. die Namen der beiden Flüsse an, und sucht durch gelehrte Combinationen zu erweisen, daß die vielerley Benennungen, welche die Alten dem Strome Aegyptens beylegen, entweder gerade zu oder doch dem Sinne und der Absicht noch mit der Benennung des Niger d. i. eines schwarzen Flusses übereinkommen. Ungeachtet nun der Verf. eben kein Gewicht darauf legt, daß der Strom Aegyptens bey den Hebräern Schichor d. i. der schwarze geheißen habe Jos. XIII. 3; daß ihn Ho-

mer immer Αιγύπτος zu nennen pflege, welches nach Hesychius gleichfalls "der schwarze" heiße, so leitet er doch endlich mit ziemlich viel Zuverlässigkeit S. 80 die Benennung Nil aus dem Sanscrit der Indier ab, in welchem das Wort Nilà nichts anders als — schwarz bedeute. Ja er bringt heraus, daß der Strom Aegyptens ehemals auch den Namen Νους geführt habe, und da nun der See im Reiche Bornou, in welchen der Niger fallen soll, noch heut zu Tage Nou heiße, so sieht man ja vor Augen, daß die Gewässer beider Flüsse in ältern wie in neuern Zeiten einerley Namen führen, und auch dieß beweist ihre Identität!

Am Schlusse sucht der Verf. aus Achtung gegen die Alten, wie es denn einem Freunde und Vertrauten derselben geziemen will, noch zu erklären, wie sich bey ihnen und namentlich auch bey Edrisi Zeugnisse von einem westwärts gerichteten Lauf des Niger oder Nilus Nigrorum finden könnten, und vermuthet, nach dem Vorgange Andrer, daß der, wie Edrisi sagt, in Abyssinien entspringende und westwärts fließende Nil der Neger, der Fluß Congo oder Zaire seyn möge. Von diesem Fluß mochten die Alten etwas gehört haben ohne genauere Kenntniß von demselben zu erlangen, und so konnten sie ihn leicht mit dem Nil von Libyen, oder dem jetzt bekannt gewordenen obern Nil verwechseln. Daß sich ein Fluß Ghir im Innern von Afrika finde, dessen Lauf mit dem, welchen der Nigir des Ptolemäus und der Ger oder Niger des Plinius haben, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn — auch konnte er noch nicht gelesen haben, daß nach dem neuesten Berichterstatter über den Niger, nach Capitain Lyon, der Niger fast durchgängig der Nil genannt wird, ohne doch mit dem Nil Aegyptens für einerley gehalten zu werden. Wie aber wird es um den Credit der Alten stehen, wenn gar Robertson und M'Queen in ihren, jetzt zwar noch muthmaßlichen Angaben über den bogenförmigen Lauf des Niger und seine Mündung im Busen von Guinea, das Rechte

getroffen haben sollten? Unstreitig würde eine critische Zusammenstellung der Zeugnisse des Alterthums über den Zufluß, den der Strom Aegyptens aus dem Innern von Afrika erhält, interessant und verdienstlich seyn, auch läßt sich nicht läugnen, daß der Verf. gelehrt erwiesen hat: die Alten dachten sich eine Verbindung des Nil mit weit aus Afrika herströmenden Gewässern. Da indessen die Alten unleugbar über die Ausdehnung des Afrikanischen Continents nach Süden und Westen hin nur sehr unvollkommen unterrichtet waren, auch das Land der Aethiopier im Süden, so wie das der Hyperboreer im Norden bey den Alten wohl zu den fabulösen Ländern gehörten, so können die Angaben der Alten über die aus dem innern Afrika nach Aegypten zuströmenden Gewässer unmöglich ein geographisches Problem entscheiden, zumal da die Alten über den zu erweisenden Punkt, keinesweges einig sind, und die Aussprüche der Dichter in der Geographie doch wohl nicht mehr Gewicht haben können, als die Nachricht von der Scilla und Charybdis, von der Insel Atlantis, von den Wundern welche den Argonauten vorkamen, oder von den Eingängen in die Unterwelt. So wenig also unsre Geographen, die Autorität eines Milton oder eines Shakespear in ihrer Wissenschaft möchten gelten lassen, so wenig dürften die Rennell und Arrowsmith im Vaterlande des Verf. sich bewogen finden, ihre Karten nach dessen gelehrter Abhandlung zu verbessern.

## Elberfeld.

Sumptibus Bueschlerianis: De fructificatione generis Rhizomorphae commentatio. Scripsit Fr. G. Eschweiler. Accedit novum genus Hyphomycetum. C. tab. aenea. 1822. 35 Seiten in Quart.

An alten Zweigen der Rhizomorpha subterranea, mit welcher Hr. E. die Rh. spinosa Achar. wieder

verbindet, bemerkte derselbe "fructificationem sessilem subglobosam bicuspidatam, perithecio duro subruguloso demum quovis apice perforato, substantia propria cellulosa, nucleo primum compacto floccis intermixto, dein pulverulento passim septato". — Das Unterscheidende dieser Fructificationsorgane von den warzenförmigen Erhabenheiten, welche auch auf jungen Zweigen dieser und anderer Rhizomorphen nicht selten vorkommen, und nichts als Anfänge neuer Zweige zu seyn scheinen, setzt Hr. E. vornehmlich darin, daß sie nicht mit der Medullarsubstanz des Zweiges, auf dem sie sitzen, in Verbindung stehen, sondern bloß außen an der Corticalsubstanz befestigt sind. Ref. untersuchte sogleich eine nicht unbeträchtliche Menge in der Lauterberger Kupfergrube am Harz gesammelter Rhizomorpha subterranea und verticillata (auch wohl nur Varietät der erstern, da an denselben Exemplaren bald rami verticillati, bald sparsi, und hie und da einige Anastomosen vorkommen), und fand besonders an letzterer, welche älter war, jene Beobachtung vollkommen bestätigt, nur mit dem Unterschiede, daß die sphäroidischen Körper oft mehr oft minder tief in die Corticalsubstanz des Gewächses eingesenkt waren, ohne jedoch mit der Medullarsubstanz in Berührung zu kommen, und daß sie oft nur eine, oft auch drey Spitzen zeigten. Diese Unregelmäßigkeit der äußern Form, so wie die von Hr. E. selbst bemerkte Unregelmäßigkeit des innern Baus der bezeichneten Organe, ließen bey Ref. doch noch einige Zweifel über die Bedeutung derselben zurück; und er ward darin bestärkt, als er bemerkte, daß junge Zweige, welche aus alten Stämmen der Rhizomorpha hervorbrachen, an ihrer Basis oft mit einer auffallenden Strictur der Corticalsubstanz versehen, und dadurch mehr oder weniger von der Medullarsubstanz des ältern Stammes abgesondert sind. Die Anwesenheit von sporis kann wohl nicht entscheiden, da sie in der ganzen Pflanze zerstreut

liegen. Doch sey dem wie ihm wolle, Ref. ist weit entfernt des Vf. Verdienst durch Zweifelsucht schmälern zu wollen, u. stimmt gern dem Urtheil des Hrn. Präsident Nees von Esenbeck bey, welcher in einem statt Einleitung dienenden Schreiben an den Verf. die Gelehrsamkeit und Kritik im historischen, die Sorgfalt und Genauigkeit im empirischen, die Gründlichkeit und Anspruchslosigkeit im philosophischen oder wenn man lieber will systematologischen Theil dieser Abhandlung rühmt. E. M.

## Kannstadt.

Im vorigen Jahrgang haben unsre Anzeigen das Andenken zweyer Gelehrten der Universität Tübingen, Rößler's und Pfleiderer's, gefeyert; seitdem ist ihr dritter Freund, einer der würdigsten und verdientesten Männer unsers Vaterlandes, im Lande der Unsterblichen mit ihnen wieder vereinigt worden, der auch unserer Universität in den verschiedensten Zeiten angehört hat, in seinen frühern Jahren als erstes Mitglied des damahls eben erst von Münchhausen gestifteten Repetenten-Collegiums, und in seinen spätern als auswärtiges Mitglied der Societät der Wissenschaften, und darum in mehrfacher Hinsicht auf die Feyer seines Andenkens auch in diesen Blättern ein Recht hat. Wir thun dieses durch die Erwähnung seiner Lebensbeschreibung: Christian Friedrich Schnurrer's, Kanzlers und Prälaten in Tübingen, Leben, Character und Verdienste gezeichnet von (dessen Neffen) Christian Friedrich Weber, Dekan und Stadtpfarrer zu Nürtingen 1823. 95 S. in 8. Eine Lebensbeschreibung, wie sie jeder Gelehrte von wahren Verdiensten sich wünschen sollte, einfach und schmucklos: wo Gediegenheit der Verdienste, Rechtschaffenheit und Biederkeit, ein frommer und edler Sinn laut sprechen, wozu da der beredte Ton des Lobredners? Der Verfasser dieser Zeilen, ein 48jähriger vertrauter Freund des Verewigten, kann dem Biographen das Zeugniß geben, daß er, obgleich seine Schrift das Denkmahl der Verehrung, des Dankes und der Liebe eines nahen Anverwandten ist, dennoch das Bild seines verehrten Oheims nirgends ins Schöne gemahlt hat.

Göttingische

# gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 139. Stück.

Den 30. August 1823.

## Tübingen.

Bey Christian Friedr. Osiander: Die Krankheiten des Menschengeschlechts, historisch und geographisch betrachtet. Der historischen Abtheilung erster Theil: (unter dem besondern Titel) Chronik der Seuchen, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen; von Dr. Friedrich Schnurrer, Ober-Amts-Physicus zu Wayhingen an der Enz. Erster Theil, vom Anfange der Geschichte bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. 1823. 8. VIII u. 376 S.

Während wir mit Recht behaupten dürfen, daß keine fremde Nation ein Werk aufzuweisen habe, welches an Vollständigkeit und Emsigkeit des Quellenstudiums der pragmatischen Geschichte der Arzneikunde unsers K. Sprengels gleich zu setzen sey, blieb uns bis auf die neueste Zeit eine Lücke, wenn nicht unbemerkt doch ungefüllt, der von Schriftstellern anderer Nationen besser vorgebeugt war. Sprengels Arbeit ist ihrer Hauptrichtung nach eine Geschichte der Ausbildung der Kunst und der Leistungen der Künstler, aber da diese Leistungen sich nicht etwa auf freygeschaffene

Bildwerke beziehen, sondern großentheils durch ihr Object, die Krankheit, bedingt und gefordert werden, so muß diese mit ihren verschiedenen, einen wesentlichen und individuellen Character lange bewahrenden Formen, als ein besonderes Moment in der geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes zugleich berücksichtigt werden, um sowohl die Ausbildung der Kunst im Allgemeinen, als auch die einzelnen Bemühungen der Aerzte gehörig verstehen und würdigen zu können. In diesem Sinne haben wir wenigstens gern die Arbeiten eines Webster, (A brief history of epidemic and pestilential diseases. Lond. 1800) Villaba, (Epidemiologia Española. Madr. 1802) und Ozanam (Histoire médicale des maladies epidémiques, contagieuses et épizootiques. 5 Vol. Paris et Lyon. 1817-1823) genommen; aber wenn auch die vorliegende unseres deutschen Verfassers bey solcher Betrachtungsweise einen ehrenvollen Platz neben jenen ausländischen gewinnen möchte, so durften uns keineswegs die tiefern und allgemeinern Beziehungen, welche sie uns vor die Augen zu rücken sucht, entgehen, zumal da sie, erst nur bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts sich erstreckend, einen Zeitraum umfaßt, welcher der Geschichte der Heilkunst großentheils nur ein unergiebiges Feld darbietet. Daß der Verf. in jenen Werken der Ausländer nicht eine hülfreiche Vorarbeit gefunden habe, möchte er selbst eben so wenig in Abrede stehen, als es anderseits Ref. nicht entgangen ist, was sie ihm nicht geboten, und was vielleicht zum Theil in andern geschätzten Arbeiten des Verf. (Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemien und Contagien. Tübing. 1810. Geographische Nosologie. Stuttgardt 1813) als Keim sich vorfinden dürfte. Ref. versucht es, wo möglich mit unveränderten Worten, die Grundideen des Werkes auszuheben, und erinnert nur, daß diese nicht etwa als von vorn herein gesetzte Principe betrachtet

werden dürfen, sondern nach einfachster Darstellung der Thatsachen sich dem Verf. fast nothwendig ergeben zu haben scheinen. Jene einfache Erzählung hat an manchen Stellen sogar den Ton des alten Chronikentextes beibehalten, und Ref. kann es sich wohl denken, wie der Erzähler vielleicht hier der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens, oder dort der todten Compilation beschuldigt werden dürfte.

Die Krankheiten des Menschengeschlechtes sind, verschieden von den bloß intercurrirenden Krankheiten, nicht für unmittelbare Producte der Außenwelt, sondern vielmehr als aus dem innern Leben des Menschen hervorgehend, eher für Ausgleichungsversuche zwischen der in Differenz, theils mit dem Planeten, theils mit der intellectuellen und moralischen, kurz der weltgeschichtlichen Entwickelung gerathenen Natur des Menschen zu halten. Solche Ausgleichungen erfolgen nemlich nicht allmählig, sondern meist durch Seuchen, oder sind wenigstens bezeichnet durch das Erscheinen neuer, bisher nicht gekannter Krankheiten, von welchen erstere unter andern auch meist die Eigenthümlichkeit haben, daß ihnen eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts folgt. Für jene Ansicht spräche, daß sich wirklich unter den epidemischen Krankheiten zwey Extreme nachweisen lassen, die auf eine solche Verschiedenheit hinweisen, je nachdem die Ausgleichung mehr eine Differenz mit dem Planeten betrifft, eine mehr objective, oder auf der andern Seite mehr auf das Weltgeschichtliche sich bezieht, mithin eine mehr subjective ist. — Die erste Classe der epidemischen Krankheiten oder ihr Repräsentant würde vorzüglich dadurch sich ausweisen, daß sie große Flächen der Erde zugleich, und außer dem Menschen auch andere Organismen schnell befiele, sich weniger durch Contagiosität als durch Allgemeinheit auszeichnete, und bey ihr noch am ehesten auch eine gewisse Periodicität sich auffinden ließe, welche letztere dem Planetenleben doch eigenthümlicher ist, als

der geschichtlichen Entwickelung des Menschen. (Influenza). Das entgegengesetzte Extrem würden die wirklich ansteckenden Krankheiten bilden, und unter diesen vorzüglich diejenigen, welche durch ein s. g ursprüngliches Contagium sich fortpflanzen, vorzüglich nur nach dem Verkehre der Menschen sich richten, andern Thierspecies nicht mittheilbar, unter dem Menschengeschlechte aber über die ganze Erde am verpflanzungsfähigsten sind, und am sichersten vor einer zweyten Ansteckung schützen (z. B. die Pocken). Da aber die Natur, das Geistige und das Physische des Menschen doch nie getrennt gedacht werden dürfen, so entsteht unter ihrem wechselweisen Einflusse eine Menge von Krankheiten, bey welchen bald der eine, bald der andere Factor vorherrscht, doch immer so, daß während die tellurischen Potenzen noch eher für sich eine allgemeine Krankheit hervorzubringen vermögen, jene durch den wechselsweisen Einfluß der Menschen auf einander ausgebildete Krankheiten nicht zu einem weit sich verbreitenden Ausbruche gelangen, selbst das vorhandene Contagium der Pocken und der Pest diese Krankheiten nicht allgemein zu machen vermag, wenn nicht die Beschaffenheit der äußern Welt dahin mitwirkt. Endlich scheint es auch gewisse Epochen in der Geschichte der Krankheiten zu geben, in welchen nach Gesetzen, die noch so wenig erforscht sind, daß man den bloßen Zufall zu erblicken glaubt, beide Momente, das Subjective der Contagien, und das Objective der Atmosphäre, in einer solchen Intensität zusammentreffen und sich dermaßen steigern, daß die Allgemeinheit der Influenz und die Tödlichkeit der Pest sich in ein Bild der Pestilenz vereinigt zeigen, welche das Menschengeschlecht von der ganzen Erde zu vertilgen droht, und wobey das ganze Geschlecht auch denselben durchgreifenden und verjüngenden Proceß erfährt, wie oft das einzelne Individuum nach einer acuten Krankheit sich viel gesunder und kräftiger fühlt. Solche Perioden haben wahrscheinlich

im fünften Jahrhunderte v. Chr., so wie in der zweyten Hälfte des sechsten, und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts n. Chr. Statt gefunden.

Je mehr das Menschengeschlecht sich entwickelt und individualisirt, und an Verpflanzungsfähigkeit und Biegsamkeit gewinnt, um so mehr scheidet es sich auch in seinem physischen Leben aus der Gemeinschaft mit der übrigen Welt ab, und zieht gleichsam eigene Kreise für seine pathologischen Processe.

In den alten Zeiten seiner größern Abhängigkeit von den Elementen und planetarischen Einwirkungen stoßen wir, so wie zugleich auf Erdbeben, Ueberschwemmungen, vulkanische Eruptionen u. s. w., auf die allgemeinsten Epidemieen, von denen meist auch andere Thiergeschlechter mit ergriffen werden. Noch fehlen die eigenthümlichen, ansteckenden Krankheiten, aber das Geschlecht rückt ihnen mit seiner Entwickelung unaufhaltsam entgegen; die Völkerwanderung liefert uns noch das Bild eines vielleicht durch große Naturereignisse aufgeregten Völkergedränges, in welchem die verschiedenen Völkerstämme ihnen unbekannten Naturgewalten hingegeben, gleich den Wogen des Meeres gegen einander schlagen, oder seuchenartig einander verderben; damals schien auch Himmel und Erde bewegt und das Menschengeschlecht erlitt Niederlagen, wie sie noch kein Zeitalter erlebte, denn es war nicht allein das Schwert des Kriegers, das vertilgte, noch waren jene Niederlagen auf die Kampfplätze der Völker beschränkt; nicht allein in dem größten Theile Europa's, sondern auch in den Gegenden, die man damals von Asien kannte, und in Libyen, kurz in allen Gegenden, die unter der Herrschaft der Römer standen, wüthete entweder der Krieg mit seinen Gräueln, oder Hunger und Seuchen. Ungeheure Erdbeben stürzten ganze Städte nieder; an manchen Orten öffnete sich die Erde; der einen Gegend drohten Wasserfluthen den Untergang, die andere richtete glühende Trockenheit zu Grunde. Noch nie

hatte man so fürchterlichen Hagel fallen sehen; die Sonne verdunkelte sich, daß die Sterne zum Vorschein kamen; Komet und Meteore erschienen am Himmel u. s. w. — Etwa hundert Jahre später haben wir die Nachricht von einer Pestepidemie, die sich, wie man meinte, von Aegypten her, über Antiochien, und von da über Constantinopel fast durch ganz Europa ausbreitete, in Perioden von funfzehn Jahren jedesmal mit erneuter Heftigkeit sich verstärkte, und neben andern ausgezeichneten Erscheinungen in der physischen Welt, durch keine Gegend der Erde, keine Localität, keine Jahreswitterung, keine subjective Beschaffenheit der Menschen, kurz, durch nichts beschränkt wurde. Aber mit dem Anfange ihres zweyten funfzehnjährigen Cyclus bildete sich zu Constantinopel, in diesem durch die Schicksale des Menschengeschlechts, so wie durch die Vorgänge in der physischen Welt so ausgezeichneten Gegend ein neuer pathognomischer Character aus: die Bubonen, und zum erstenmale erscheint der Namen der Pestis inguinaria (Im J. 558). Die Bubonen, und das in ihnen gebildete Contagium sind es nun, durch welche die Krankheit erst denjenigen Grad der Selbstständigkeit erhält, vermöge dessen sie verpflanzungsfähig wird, und ziemlich unabhängig von Jahreszeit und Witterung den Weg des Menschentreibens, *namentlich* des Handels, verfolgt. Schon im J. 541 raffte eine Seuche, die mit einem eigenthümlichen Exantheme (pustulis et vesicis) verbunden war, viele Menschen weg, aber wenn man jenen Ausschlag auch für eine Pockenepidemie zu erklären geneigt seyn möchte, so kommt doch wenigstens der Namen Variolae erst unter dem Jahre 569 vor. Bey einer Seuche, die Italien und Frankreich durchzog, hätten sich dieselben nämlich zu einer Diarrhoe gesellt, und, was auch nicht unbeachtet bleiben darf, um dieselbe Zeit haben auch Krankheiten unter dem Hornvieh geherrscht, welches schon Einige auf den Gedanken brachte, daß gleich-

zeitig mit den Menschenpocken auch die Kuhpocken entstanden seyn möchten. (Biblioth. britannique. Volum. XVIII. pag. 102). Da jedoch über den Verlauf und die auszeichnenden Erscheinungen dieser Krankheit so wenig angegeben worden ist, und nach Ducange der Ausdruck Variolae erst von Constantinus Africanus im eilften Jahrhundert bleibend vorkommt, so ist die Meinung von Moore, daß ein späterer Abschreiber diesen Namen interpolirt haben möchte, nicht unwahrscheinlich. Freilich müssen wir annehmen, daß, wenn das Menschengeschlecht wirklich wie das Individuum nach seinen verschiedenen Lebensperioden in der Geneigtheit zu einzelnen Krankheitsprocessen sich abändert, in jener Periode vielleicht diese pustulosen Exantheme aus der, die bisherige Zeit bezeichnenden Anthrax-Krankheit, dem heiligen Feuer (Ignis sacer), etwa unter Begünstigung der gleichzeitigen atmosphärischen Verhältnisse sich herausgebildet haben, doch durch die zugleich sich allgemein verbreitende Pest gehindert, nicht zu der Selbstständigkeit, welche erst später die Pocken erhielten, gelangen konnten; dafür spricht noch, daß die arabischen Aerzte zu Ende des zehnten Jahrhunderts der Pocken meist unter einem, die Carbunkel oder das heilige Feuer zugleich umfassenden Namen zu erwähnen anfangen, wahrscheinlich weil das Exanthem in den meisten Fällen noch zu viel von der Natur der herrschenden Krankheit hatte, und mehr als confluirende Pocken erschien. — Eine Influenza, welche ums Jahr 876 unter dem Namen des italiänischen Fiebers zugleich mit mördrischen Krankheiten unter den Thieren vorkam, bezeichnete sich durch so manche eigenthümliche Symptome (Augenentzündung. Husten.), daß wir in ihr die ersten Entwickelungsversuche der Masern, als einer selbstständigen exanthematischen Krankheit, erblicken möchten. (Und wenn es nun — damit Ref. dem Verfasser vorgreife — späterhin gelänge, derselben Ansicht zufolge nachzuweisen, wie in neueren Zei-

ten aus den allgemeinen Fieberkrankheiten allmählig die zahlreichen örtlichen Affectionen hervorgegangen, und in dem Grade vorherrschend geworden wären, daß man das Fieber in sehr vielen Fällen nur noch als ein Symptom derselben betrachten dürfte: würde uns dann nicht die eigenthümliche Richtung, welche die Pathologie in unsern Tagen genommen hat, besser erklärlich werden?)

Aus dem infusorischen Zustande, in welchen das Menschengeschlecht durch die Völkerwanderung versetzt worden war, hat es sich allmählig wieder zu menschlichen Formen herausgebildet. Die Bevölkerung ist außerordentlich gestiegen, und zu gleicher Zeit die Cultur des Bodens weit verbreitet; durch die fast regelmäßigen Züge nach Italien und die Wallfahrten ins gelobte Land ist ausgedehntere Landeskenntniß und Völkerverkehr entstanden; die physische Existenz vermag nicht mehr allein den Sinn zu füllen, es erwachen Ideen, die mit jugendlicher Raschheit und noch ungebrochener Kraft ergriffen werden; eine Priesterherrschaft leitet die lenksame Masse, Münster und Klöster erheben sich, die als Denkmale des jugendlichen Volkslebens in ihrer Größe und der Art ihrer Ausführung den spätern Zeiten unerreichbar und fast unbegreiflich erschienen; und wie die Völkerwanderung sich uns als das Bild eines, durch große physische Ereignisse erregten Völkergedränges darstellte, so erblicken wir in dem ersten Kreuzzuge (freylich eigentlich nur in dem ersten) die Wirkung eines lebhaft erwachten und allgemein empfundenen psychischen Bedürfnisses; neben außerordentlichen planetarischen Ereignissen und Meteorerscheinungen, und den erfahrungsmäßig mit ihnen verknüpften allgemeinen Epidemieen, entwickeln sich nun auch Schritt vor Schritt und characterisiren sich diejenigen Krankheiten immer deutlicher, welche wir unserer zweyten Classe zugezählt haben. Das heilige Feuer, welches entweder als Nervenkrankheit, mit Krämpfen, wunderbaren Ver-

drehungen der Glieder, Ekstasen u. s. w. oder als ein Rothlauf der schlimmsten Art befiel; der Aussatz, der schon lange vor den Kreuzzügen bekannt war, aber während derselben zu einer vorher nicht gekannten Häufigkeit gebracht wurde, und unvermeidliche, wie es scheint, den hundertjährigen Typus bewahrende Influenzen, sind in diesen Jahrhunderten als die Ausgleichungsversuche der menschlichen Natur, theils mit der emporstrebenden geistigen Entwickelung, theils mit dem differenzirten Erdleben zu betrachten, wobey es unverkennbar ist, wie jene subjectiven Processe immer mehr die überwiegenden werden. — Ums Jahr 1250 zeigte sich im französischen Heere unter Ludwig IX. in Aegypten zum erstenmale der Scorbut, wenn man nicht mit Werlhoff annehmen will, daß die Krankheit schon von Hippokrates, sofern er von der großen Milz und vom Ileus Haematides spricht, bereits beschrieben worden sey. — Im Jahre 1287 soll bey dem letzten dritten Einfalle der Mongolen in Ungarn und Polen durch die Vermischung fremder Racen, und bey den schrecklichen Ausschweifungen und der Unreinlichkeit dieser Barbarenvölker auf der Gränze beider Länder sich die erste Spur vom Weichselzopfe gezeigt haben, von wo aus dieses Uebel sodann über Rußland und westwärts bis nach Schlesien sich verbreitete, indem es von Zeit zu Zeit wieder mit neuer Heftigkeit um sich griff. — In das Jahrzehend von 1340 : 1350 fallen endlich die furchtbaren Verwüstungen der großen Pest oder des schwarzen Todes, einer ansteckenden Krankheit, der vielleicht keine andere zu vergleichen ist, und die vom äußersten Osten her bis an die Grenzen der bewohnten Erde in einer solchen Allgemeinheit ihre Verheerungen äußerte, daß so mannigfaltig auch das Leben die verschiedenen Völker der Erde ausgebildet hatte, sie doch fast alle auf die nemliche Weise ihrer Macht erlagen, und durch den Tod Alles gleich wurde. Daß aber demunge-

der Verf. aber nicht über diejenigen der zweyten Ordnung, also der Kegelschnitte, hinaus geht. Auch werden nur solche Projectionen behandelt, welche sich auf einer ebenen Fläche (der gewöhnlichen perspectivischen Tafel) ergeben würden. Indessen ist doch das ganze Werk keine eigentliche Perspectiv, sondern vielmehr ein Inbegriff geometrischer Lehrsätze und Aufgaben über geradlinigte Figuren und Kegelschnitte, deren Beweise durch die Betrachtung der Projectionen dieser Figuren oft sehr vereinfacht werden. So sey z. B. jeder Kegelschnitt als die Centralprojection eines Kreises auf eine gewisse Ebene zu betrachten, und da ein solcher Kreis von einer geraden Linie nur in zwey Puncten geschnitten werden könne, die Projection dieser geraden Linie aber selbst auch eine gerade Linie sey, so erhelle, warum auch jeder Kegelschnitt nur in zwey Puncten von einer geraden Linie geschnitten werde, und dies einzusehen bedürfe man keiner analyse alégbrique, ja es erhelle auf diese Weise, warum selbst jede Curve von mten Grade, die zu ihrer Projection auch wieder eine solche Curve von mten Grade gebe, nur in m Puncten von einer geraden Linie geschnitten werden könne. So sind dem Verf. propriétés projectives überhaupt solche Eischaften und Relationen, qui subsistent à la fois dans la figure donnée et dans ses projections, dergleichen Relationen er denn besonders, für allerley geradlinige Figuren, für gerade Linien, welche sich auf diese oder jene Art durchschneiden, diese oder jene Kegelschnitte schneiden oder berühren, Vielecke in oder um solche Curven bilden, dann für dergleichen in oder um einander selbst beschriebene Curven u. s. w. aufsucht, und mit daraus abgeleiteten Lehrsätzen und Aufgaben begleitet, deren Beweise ohne solche Beziehungen auf Projectionen oft sehr weitläuftig ausfallen würden, wie man aus einer Menge ausgeführter Beyspiele ersehen kann. Insbesondere beschäftigt sich der Verf. auch mit den Fällen, wo diese

oder jene Durchschnitte gerader Linien mit Curven der zweyten Ordnung, oder auch die Durchschnitte zweyer solchen Curven selbst, diese oder jene Berührungspuncte derselben u. dgl. imaginär werden, die Distanzen in denen also solche Puncte, von andern gegebenen Linien oder Puncten abstehen, die imaginäre Form $A\sqrt{-1}$ erhalten würden, wie z. B. die Ordinate durch den Mittelpunct der Hyperbel. Die in $\sqrt{-1}$ multiplicirte reelle Größe A nennt dann der Verfasser eine ideelle, und spricht auf diese Art von Chordes idéelles, von Secantes, tangentes idéelles u. dgl. Wenn ferner z. B. in einer Gleichung für die Ellipse aus ihrem Mittelpunct nemlich $y = \sqrt{\left(\frac{1}{4}c^2 - \frac{c^2u^2}{a^2}\right)}$ die Ordinaten y, für Abscissen $> \frac{1}{2}a$, imaginär werden, und alsdann eigentlich $y = \sqrt{\left(\frac{c^2u^2}{a^2} - \frac{1}{4}c^2\right)}$. $\sqrt{-1}$ gesetzt werden müßte, so ist ihm die Hyperbel, deren Gleichung $^1z = \sqrt{\left(\frac{c^2u^2}{a^2} - \frac{1}{4}c^2\right)}$ seyn würde, die ideelle jener Ellipse, und nennt diese Hyperbel eine Complementär-Curve der Ellipse, aus dergleichen Betrachtungen er dann allerley die Curven der zweyten Ordnung betreffenden Lehrsätze und Aufgaben ableitet, wobey jedoch gar vieles vorkömmt, was eben von keinem besondern Interesse zu seyn scheint. Bey Gelegenheit auch über die Porismen Euklids von denen der V. sagt: l'on demeurera convaincu, ou du moins l'on inclinera fortement à croire, que le traité des Porismes d'Euclide n'avait guères d'autre Objet, que ces propriétés générales et abstraites des figures dont le caractère ne pouvait que difficilement être défini par la langue de la Géo-

metrie ancienne, en un mot, que les Porismes étaient de véritables propriétes projectives, déduites par Euclide, des Considérations de la Perspective, qui lui étaient devenues familières, à en juger par un traité qu'il a publié sur ce dernier Object. On trouve d'ailleurs dans les Coniques d'Apollonius de Perge plusieurs propositions du même genre, et que nous ferons connaitre dans la IIme Section de ce traité. Der Verf. hat dieses Werk großentheils während seiner Gefangenschaft in Rußland (dès le Printemps de 1813) verfasset, privé de toute espèce de livres et de secours, surtout distrait par les malheurs de ma patrie et les miens propres u. s. w. und bittet daher um Entschuldigung, wenn er nicht überall die Namen derer angeführt habe, welche in Rücksicht dieser oder jener von ihm aufgefundenen Lehrsätze oder Aufgaben, das Recht der Priorität behaupten dürften.

## Ebendaselbst.

Bey Bachelier: Méthode générale pour obtenir le resultat moyen d'une serie d'observations astronomiques faites avec le cercle répétiteur de Borda par L. Puissant. 66 Quartseiten 1823.

Hr. Steuerrath Soldner in München hat in den Berliner astronomischen Ephemeriden 1818. S. 123 Formeln angegeben, eine Reihe auf einander folgender Beobachtungen, welche mit einem Repetitionskreise gemacht worden, so auf einen Zeitpunct zu reduciren, als wenn sie alle in diesem Zeitpuncte gemacht worden wären, für welchen er dann das Mittel zwischen den beobachteten Zeiten annimmt. Er bestimmt also die Correction, welche an dem mittleren mit dem Repetitionskreise genommenen Bogen an-

zubringen ist, damit dieser dem Mittel der Beobachtungszeiten entspreche. Cette méthode (sagt Hr. Puissant) qui a de l'analogie, quant au fond, avec cette décrite dans la mésure du degrè de Laponie par Mr. Svanberg, est remarquable par son elegance et sa simplicité, bien qu'elle soit incomplète à quelques égards. Comme j'ignore si ce savant en a perfectionné la thèorie, et étendu l'application aux observations de latitude et d'Azimut, je vais tacher d'en indiquer le moyen, et de donner ainsi à cette méthode toute la généralité qu'elle m'a paru susceptible d'acquerir. Wir haben eben nicht gefunden, daß des Verf. Entwickelungsmethode der zu jenem Zweck erforderlichen Formeln eine größere Allgemeinheit mit sich führe, man müßte dann z. B. bey Zenithdistanzen der Sonne die Veränderung der Declination der Sonne, die der Verf. mit berücksichtiget, hieher rechnen, wodurch noch ein Correctionsglied mehr in die Formel übergeht, welches als unerheblich von Hrn. Soldner weggelassen worden ist, so bald das Zeitintervall zwischen den genommenen Beobachtungen, wie gewöhnlich nur klein ist. Der Verf. erläutert dann seine Formeln durch Beyspiele von genommenen Zenithdistanzen der ☉, um den Gang einer Uhr zu bestimmen, und zeigt wie aus Zenithdistanzen des Polarsterns die geographische Breite, und aus Beobachtungen der ☉ oder des Polarsterns die terrestrischen Azimuthe abgeleitet werden können, wenn die von ihm entwickelten Formeln auf diese besondern Fälle angewandt werden.

## London.

History of the persecutions endured by the protestants of the South of France and more especially of the Departement of the Guard, during the years 1814. 15. 16. etc. Including a Defence of their conduct to the present period. By Mark Wilks in two Volumes 1821. I. 288. S. II. 613. S. 8. Mit einer Landcharte vom Guarddepartement.

Als die Verfolgungen der Protestanten im südlichen Frankreich, in England bekannt wurden, zeigte sich in diesem Lande ungemein viel Theilnehmung. Unter anderem wählten die Prediger von drey Confessionen in den Städten London und Westminster und den Umgegenden einen Ausschuß, welcher darüber eine Schrift vorbereiten und besorgen sollte, um dadurch zur Erleichterung des Schicksals dieser Protestanten mitzuwirken. Späterhin aber machte er in einem Circular bekannt, daß er das angekündigte Werk nicht herausgeben könne, weil die von ihm gesammelten Materialien nicht vollständig und genau genug wären. Zugleich aber erklärten sie, daß eines ihrer Mitglieder ein Werk über diesen Gegenstand herausgeben würde. Dies war Wilks; er empfieng die Materialien von dem Ausschusse, brachte eine Menge neuer Nachrichten zusammen und machte, um an Ort und Stelle zu sehen und Erkundigungen einzuziehen, eine Reise nach dem südlichen Frankreich. Er verwandte mehrere Jahre auf dieß Werk. Es enthält nicht nur Geschichte, sondern auch eine Apologie der verfolgten Protestanten. Die Erzählung trägt Spuren genug von Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit an sich, und erregt ernste und vielseitige Betrachtungen und oft Schrecken und Entsetzen. Das erste Capitel enthält als Einleitung die Geschichte der Verfolgungen der französischen Protestanten seit dem Widerrufe des Edicts von Nantes und darauf folgt die Geschichte vom Anfange der Revolution. Stäudlin hat im kirchenhistorischen Archive im dritten Stücke dies Werk mit Abkürzungen zu übersetzen angefangen, und wird das Ganze im vierten Stücke vollenden. Dort hat er auch einige andere über diesen Gegenstand erschienene Schriften angeführt, um dadurch zu einem desto unparteyischeren Urtheile zu leiten.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06441 8760

A 492892